



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsche Erde

Zeitschrift für Deutschkunde : Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums
allerorten und allerzeiten

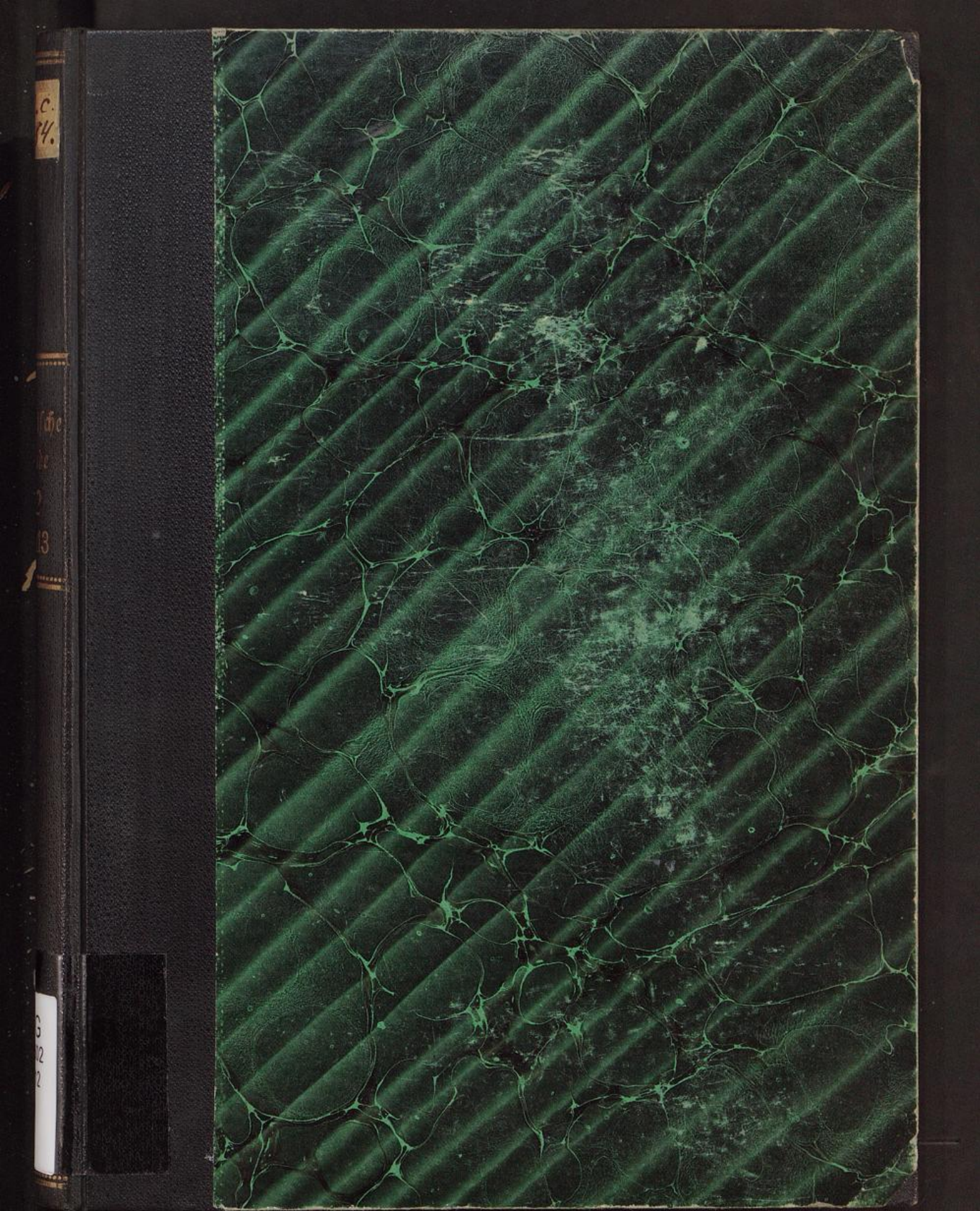
1913

Perthes, Bernhard

Gotha, 1913

urn:nbn:de:gbv:46:1-16158





V. 2. c. 3484.

Deutsche Erde

Zeitschrift für Deutschkunde

Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums
allerorten und allerzeiten

Unter Mitwirkung der

Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland
und der Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Ausland

und in Verbindung mit

Albert Bachmann · Zürich, Otto Behagel · Gießen, Gustav v. Beise · Nürnberg, Alois Brandl · Berlin,
Runo Franke · Cambridge (Mass.), Paul Fredericq · Gent, Julius Goebel · Urbana (Ill.), Siegmund
Günther · München, Friedrich Hahn · Königsberg, Karl Theodor v. Heigel · München, Hermann
v. Jhering · S. Paulo, Raimund Kaindl · Czernowitz, Hendrik Kern · Utrecht, Max Koch · Breslau,
Gustaf Kossinna · Berlin, Gottfried Kuth · Rom, Karl Lamprecht · Leipzig, Marion E. Larned · Phila-
delphia, Arnold Eusebius v. Ebengreuth · Graz, Georg v. Mayr · München, Eugen Mogk · Leipzig,
Rudolf Much · Wien, Joseph Partsch · Leipzig, Albrecht Penck · Berlin, Johannes Ranke · München,
Dietrich Schäfer · Berlin, Aloys Schulte · Bonn, Ernst Seraphim · Prag, Friedrich Teutsch · Hermann-
stadt, Hermann Wagner · Göttingen

herausgegeben von

Paul Langhans

FG 0602-12



1944: 249.

12. Jahrgang 1915

Gotha: Justus Perthes

W.



Freunde und Mitarbeiter der „Deutschen Erde“.

Geh. Hofrat Prof. Dr. **Erwin v. Baelz** in Stuttgart
† 31. August 1915.

Prof. Dr. **Robert Lendmayr v. Lendenfeld** in Prag
† 5. Juli 1915.

Prof. Dr. **Henry Simonsfeld** in München
† 6. April 1915.



Inhalts-Übersicht.

(D. d. = Deutsch.)

Aufsätze und Mitteilungen.

Allgemeines.

- Trachten-geographische Voraussetzungen für die d. Volks-trachtenforschung. Von Dr. Willi Pexler. 163.
Berichtigende Beiträge zur Ortsnamenfunde und histori-schen Nationalitätsforschung. Von Prof. Julius Koblißke. 164.
Fritz Regel (mit 1 Abb.). Von Prof. Paul Langhans. 1.
Eine fernwirkung der Univ. Dorpat. Von Dr. Karl Erich Gleye. 28.
Wolfgang Schlüter (mit 1 Abb.). Von Doz. Mag. theol. J. Frey. 33.
Traugott Trusch f. 34.
General Sutter. Von Dozent Dr. Friedrich Wyneken. 58.
Franz Jond (mit 1 Abb.). Von Dr. Hellmuth Polakowsky. 81.
Eudwig Schmidts Geschichte der d. Stämme. Von Prof. Dr. Rudolf Muck. 105. — Berichtigung von Prof. Dr. Ludwig Schmidt. 126.
Hermann v. Jhering (mit 1 Abb.). Von Prof. Dr. Wilh. Kobelt. 115.
Eine beachtenswerte echte fassung des Vaterunsers in drawe-nischer Sprache mit platt. Einschlag. Von Prof. Julius Koblißke. 124.
Die Berliner Familiennamen nach ihrem sprachlichen Ursprung. Von Leopold Ricef. 126.
Adolf Schullerus (mit 1 Abb.). Von Reg.-Rat Dr. Karl Reiffen-berger. 161.
Die „Tänter“ (Mennoniten) als d. Augenposten. Von Dr. Wilhelm Groos. 172.
Karl Wilhelm (mit 1 Abb.). Von Adolf Kane. 193.

Europa (mehrere Länder und Völker).

- Die d. Walliser nach Verbreitung und Mundart (mit 1 Karte). Von Dr. Otto Gröger. 127.
Die Verbreitung der Schriftarten in Europa (mit 1 Karte). Von Prof. Dr. Ludwig Henkel. 26.
Eine Karte des „ganzen Deutschlands“ (mit 1 Karte). Von A. H. 68.

Deutsches Reich.

- Die Sippen-(ing-)Namen in der Münchner Umgebung (mit 1 Karte). Von Klemens Menghins. 2.
Alte, nichtadelige Familiengüter in Ostfachsen. Von Prof. Dr. Alfred Meiche. 5.
Bei den Waldensern — in Württemberg. Von Dr. Wilhelm Groos. 83.
Das Deutschtum in der Provinz Posen und die Ansied-lungskommission. Von Staatsanwalt Richard Baum-garten. 115.
Der Einfluß des Polnischen auf die preußisch-d. Mundarten. Von Dr. Wilhelm Christiani. 68.
Eine Karte des „ganzen Deutschlands“ (mit 1 Karte). Von A. H. 68.
Die angeblichen „Wenden“ im Posener Weinland. Von Dr. Wilhelm Christiani. 87.
Eudwig Schmidts Geschichte der d. Stämme. Von Prof. Dr. Rudolf Muck. 105. — Berichtigung v. Prof. Dr. Ludwig Schmidt. 126.
Ausfertigung von Arbeiterlegitimationskarten für ausländische Wander-arbeiter im D. Reich. 121.
Die Tätigkeit der kgl. Ansiedlungskommission in Westpreußen und Posen 1912. Von Prof. Dr. Moritz Gehre. 122.
Eine beachtenswerte echte fassung des Vaterunsers in drawe-nischer Sprache mit platt. Einschlag. Von Julius Koblißke. 124.
Die Berliner Familiennamen nach ihrem sprachlichen Ursprung. Von Leopold Ricef. 126.
Trachten-geographische Voraussetzungen für die d. Volkstrachtenfor-schung. Von Dr. Willi Pexler. 163.
Zur niederb. Sprachgrenze im Rheinland. 185.
Das D. Südamerikanische Institut. Von Prof. Dr. Fritz Regel. 186.

Österreich.

- Der Gebrauch d. Ortsnamen in Welschtirol und in den sprachlichen Grenzgebieten. Von Dr. Wilhelm Roh-mededer. 14, 46.

- Deutschruth (mit 1 Karte). Von Prof. Joh. Kostial. 88.
Niederösterreich im Zeitalter der Reformation (mit 1 Karte). Von Leopold Ricef. 174.
Neue Beiträge zur Geschichte der d. Ansiedlung und des d. Rechts in Galizien und in der Bukowina. Von Prof. Dr. Raimund Kaendl. 176.
Das Deutschtum in Galizien an der Hand der Karte der d. Siedlungen in Galizien. Von Dr. Hans Pokorny. 92.
Die D. in der Bukowina am 31. Dezember 1910. Von Prof. Paul Langhans. 114.

Ungarn.

- Der drohende Volkstod der Siebenbürger Sachsen infolge der Kinderbeschränkung (mit 20 Schaubildern). Von Stadtphysikus Dr. Heinrich Siegmund. 42.
Das Deutschtum in Ungarn nach der Zählung von 1910. Von Lyzeumsdirektor Lutz Korodi. 202.
Die Ausrottung der d. Volksschulen in der königlichen freistadt Esseg und in der Virovititzer Gespanschaft (Kroatien-Slawonien) in den letzten drei Jahrzehnten (mit einer graph. Darstellung). Von Dr. Andreas Lutz. 207.
Traugott Trusch f. 34.
Eine Statistik des bäuerlichen Grundbesitzes der Siebenbürger Sachsen. 41.
Beiträge zur Kunde des Deutschtums in Kroatien und Slawonien (mit 5 Abb.). Von Prof. Dr. Raimund Kaendl. 62.
Dritte Tagung der Karpatend. 64.
Adolf Schullerus (mit 1 Abb.). Von Reg.-Rat Dr. Karl Reiffen-berger. 161.
Statistik der D. in Ungarn. 205.
Die Gemeinde Csevel in der Schwäbischen Türkei. Von Ella Crie-bnigg. 206.

Schweiz.

- D. und Italienisch in der Schweiz. Von Dr. Rudolf Hotz-Ender. 24.
Die d. Walliser nach Verbreitung und Mundart (mit 1 Karte). Von Dr. Otto Gröger. 127.
Die Sprachverhältnisse des Berner Jura (mit 2 Karten im Jahrgang 1914). Von H. Ammann. 194.

Italien.

- Das römische Deutschtum im 14. Jahrhundert (mit 2 Abb.). Von Dr. Karl Heinrich Schäfer. 51.
D. Hochschüler und Hochschullehrer in Pavia. Von Dr. Wilhelm Groos. 95.
Ein d. Haus in Rom. Von Leopold Ricef. 27.
Die Pommatter Mundart. Von Dr. Wilhelm Rohmededer. 82.
D. Rittersgräbmäler in Lucra und Pisa. Von Dr. Karl Heinrich Schäfer. 94.
Nachricht von einem unbekannt gebliebenen d. Völkchen. Von Dr. K. E. Gleye. 185.
Zum Artikel „Das römische Deutschtum im 14. Jahrhundert“ von Dr. K. H. Schäfer. Von Friedrich v. Keußler. 186.

Frankreich.

- Die d. französische Sprachgrenze in Nordfrankreich (mit 1 Karte). Von Archivrat Dr. Hans Witte. 35.

Rußland.

- Aus dem Schulleben der d.-russischen Kolonien. Von Jakob Prinz. 210.

Eine Fernwirkung der Universität Dorpat. Von Dr. Karl Erich Gleye. 28.
 Wolfgang Schäfer (mit 1 Abb.). Von Doz. Mag. theol. Johannes Frey. 33.
 Schulfragen in den d. Kolonien Südrusslands. Von Jakob Prinz. 66.
 Der „Russische Invalide“. 82.
 Neuschloß an der Narowa, eine ehemalige Vogtei des D. Ordens. Von Karl v. Löwis of Menar. 134.
 Der d. Großgrundbesitz in Kurland. 136.
 Weiße und Schwarze Häupter in Nowgorod. Von Realchulinspektor Konstantin Mettlig. 136.
 Karl Wilhelm (mit 1 Abb.). Von Adolf Kane. 195.

Balkanhalbinsel.

Neues über die d. Belange in Mazedonien und auf der Insel Thasos (mit 1 Karte). Von Dr. Wilhelm Groos. 137.

Asien.

D. Buddhisten auf Ceylon. Von Joseph Albert. 186.
 Die Asiatische Türkei und die d. Interessen. Von Prof. F. Braun. 216.

Nordamerika.

General Sutter. Von Dozent Dr. Friedrich Wyneken. 58.
 Die Anfänge d. Einwanderung in Nordamerika. Von Otto Lohr. 99.
 Der Anteil der D. an der Kolonisierung Virginien. Von Hermann Schürdt. 141.
 Die d. amerikanischen Geschichtsblätter. Von Wilh. Kaufmann. 185.

Südamerika.

Franz Jond (mit 1 Abb.). Von Dr. Hellmuth Polakowsky. 81.
 Hermann v. Thiering (mit 1 Abb.). Von Prof. Dr. Wilhelm Koebel. 113.
 Das d. Südamerikanische Institut. Von Prof. Dr. Fritz Regel. 186.

Polargebiete.

Die d. Grönlandfahrt. Von Dr. Hans Witte. 162.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

a) Nach Stichwörtern in geographischer Anordnung.

Allgemeines.

Allgemeines. Das Deutschtum im Ausland. 107.
 — Die d. Sprache im Leben Preußens und des D. Reichs. 107.
 — D. Siedlungswesen. 107.
 — Geschichte der Germanenforschung. I. Teil: Einleitung. — Die Germanenforschung in Frankreich und Italien. 108.
 — Wörterbuch der germanischen Personen- und Völkernamen. 150.
 — Nachrichten- und Reiseverkehr des D. Ordens um 1400. 150.
 — Staros Iovan. I. Jahrg., Heft 1. 151.
 — Die Entwicklung der dörflichen Siedlungen und ihre Beziehungen zum Städtebau alter und neuer Zeit. 151.
 — Das Deutschtum im Ausland in unsern Schulen. 187.
 — Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. 2. Aufl. 187.
 Deutsche Vor- und frühzeit. Vom germanischen Norden in seiner frühesten geschichtlichen Zeit: Teutonen-Goten-Kimbren. 69.
 — Die Namen der Völkerstämme Germaniens und deren Deutung. 108.
 — Die Germanen. Neue Bearbeitung, Bd. I. 152.
 — Grenze der Germanen in der jüngeren Bronzezeit. 187.

Deutsches Reich.

Deutsche Vorzeit. Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Ober- und Passarge zur römischen Kaiserzeit. 69.
 — Karolingische Funde an der feldisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weiser Elster. 70.
 Brandenburg. Fischerei und Slawentum. 188.
 Elsaß. Der Kampf gegen die d. Sprache in den elsässischen Schulen von 1853 bis 1870. 190.
 Glänzing. Die Geschichte eines -dorfes. Blönsdorf mit Mellnsdorf einst und jetzt. 75.
 Holstein. Helmold und seine Cronica Slavorum. 188.
 Niedersachsen. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde -s. 71.
 — Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe, vornehmlich im hamburgischen Amte Alsterbühl. 71.
 Nordschleswig. Unsere Heimat -s. 29.
 — Sonderjylland. 71.
 Ostdeutschland. Quellen zur Geschichte der ost. Kolonisation im 12. bis 14. Jahrhundert. 50.
 — Die ethnographische Stellung der ost. Haustypen. 110.
 Ostpreußen. D. Kolonisation in -s. 75.
 Polen. D. und Polen der Provinz - im Lichte der Statistik. 190.
 Preußen. Die Ausbreitung der Polen in -s. 152.
 Preussische Ostmarken. Die d. Ostmark. 217.
 — Ostland. Jahrb. f. ost. Interessen. Jahrg. II. 218.
 Rheinland. D. Erde. Bd. III: Rheinisches Grenzland. 109.
 Sachsen. Boden und Siedlungen im Königreich -s. 71.
 — Die Besiedlung des südwestlichen -s nach den d. Flurnamen. 109.
 — Zur d. Besiedlung der Oberlausitz. 189.
 Schleien. Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines d. Dorfes im polnischen Ober-. 75.
 Schleswig-Holstein. Das Gesicht der Heimat. 109.
 Südwestdeutschland. Das Hauensteiner Land u. d. Salpeterer. 188.
 Westpreußen. Die Ortsnamenänderungen in -s. gegenüber dem Namenbestande der polnischen Zeit. 72.

Österreich-Ungarn.

Österreich-Ungarn. Die Besiedlung um die österreichische, litauische und ungarische Grenze. 218.
 Böhmen. Deutschböhmenland. 153.
 — Über die d. Anfänge Praas. 153.
 — Die Dorfnamen in der Tälauer Sprachinsel. 191.
 Karpatenländer. Bericht über d. zweite Tagung der Karpatend. 74.
 Mähren. Die Dorfnamen in der Tälauer Sprachinsel. 191.
 Siebenbürgen. Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land. 74.
 — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge, Bd. XXXIX, Heft 1. 219.

Ungarn. Das Zipser Deutschtum. 30.
 — Bogarten. Ein populärer Beitrag zur Zipser Volkskunde. 74.
 — D. Ortsnamen in -s. 110.
 — Statistisches Jahrbuch der ungarischen Städte. 154.
 — Das Hauensteiner Land und die Salpeterer. 188.

Übriges Europa.

Frankreich. Les noms de lieu d'origine non romane et la colonisation gormanique et scandinave en Normandie. 191.
 Italien. Die geographische Nomenklatur -s. im alt. Schrifttum. 50.
 — Die d. Mitglieder der Heiligegeistbruderschaft zu Rom am Ausgang des Mittelalters. 191.
 — Johannes Sander von Nordhausen, Notar der Rota und Rektor der Anima. 191.
 Ostseeprovinzen. Heimatbuch für die baltische Jugend. 2. Teil. 74.
 — Der Dom zu St. Marien in Riga. 75.
 — 1812. Baltische Erinnerungsblätter. 76.
 — Stigungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertums-funde der -s. Russlands aus dem Jahre 1911. 2. Hälfte. 154.
 — Jahresbericht der Estländischen literarischen Gesellschaft für das Geschäftsjahr 1911/12. 192.
 — Unser Dommuseum. 192.

Asien.

Indien. Schweizer Söldner im Dienste der Englisch-österreichischen Kompanie um die Mitte des 18. Jahrhunderts. 77.

Nordamerika.

Vereinigte Staaten. Das Deutschtum in den -s. 192.

Südamerika.

Argentinien. Heimatklänge vom Silberstrom. 31.
 Brasilien. Aus Süd-. 111.
 Chile. Deutschtum in -s. 31.
 — Die d. Kolonien im Süden von -s. 77.
 — D. Arbeit in -s. 155, 220.
 La Plata-Länder. Ulrich Schmidt. Der erste Geschichtschreiber der -s. 1535-55. 2. Aufl. 76.
 São Paulo. Beiträge zur Kenntnis der Verhältnisse auf den d. Kolonien dieses Staates. 219.

b) Nach den zugrunde liegenden Werken in alphabetischer Folge der Verfasser.

v. Ardenholz. Von einem unbekannt gebliebenen d. Völkchen. 185.
 Arndt. Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. 2. Aufl. 187.
 v. Arnim. D. Erde. Bd. III: Rheinisches Grenzland. 109.
 Babendererde. Nachrichten- und Reiseverkehr des D. Ordens um 1400. 150.
 Bär u. Stephan. Die Ortsnamenänderungen in Westpreußen gegen-über dem Namenbestande der polnischen Zeit. 72.
 Bakowski. O autorze helmu wiozy Maryackiej w Krakowie. 180.
 Baumgarten. Die d. Sprache im Leben Preußens und des D. Reichs. 107.
 Beders. Vom germanischen Norden in seiner frühesten geschichtlichen Zeit: Teutonen-Goten-Kimbren. 69.
 Benis. Materyaly do hist. drukarstwa i księgarstwa w Polsce. 179.
 Beshehorn. Fischerei und Slawentum. 188.
 Bieber. Geschichte der Germanenforschung. I. Teil: Einleitung. — Die Germanenforschung in Frankreich und Italien. 108.
 Biemann. 1812. Baltische Erinnerungsblätter. 76.
 Blume. Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. 69.
 Bölle. Die Geschichte eines Glänzingdorfes. Blönsdorf mit Mellnsdorf einst und jetzt. 75.
 Böser. Das Hauensteiner Land und die Salpeterer. 188.
 Bohnenberger. Beiträge zur Schweizerd. Grammatik, Bd. VI. 127.
 Brandenburg u. Seeliger. Quellensammlung zur D. Geschichte. 30.
 Breitenbach. Aus Südbrasilien. 111.

- Brinner, Die d. Grönländfahrt. 162.
 —, Die Erschließung des Nordens für den Walfischfang. 162.
 Broeffe, D. und Polen der Prov. Posen im Lichte der Statistik. 190.
 Broeffe u. Goerg, Heimatbuch für die baltische Jugend. 2. Teil. 74.
 Buchholz, Über den Grabstein des Erzbischofs Srombold von Vif-
 hujen in der Kirche St. Maria in Capstvere bei Rom. 186.
 Buchholz, u. Königs, Bibliothek der sächsischen Geschichte und Landes-
 funde, Bd. III, Heft 3. 71.
 Chile, D. Arbeit in ~. 155, 220.
 Chotodecki, E. Wif (Chotodecki).
 Chotodecki, Jak Wita Stwosza darowaliśmy Niemcom. 179.
 Chybiński, Polnische Musik und Musikfultur des 16. Jahrhunderts in
 ihren Beziehungen zu Deutschland. 178.
 —, Tabulatura organowa Jana z Lublina (1540). 178.
 Cisjowski, Polski most. 181.
 —, Księga Pamiątkowa Półwiekowego Jubileuszu Gimnazjum Im.
 Franciszka Józefa I. w Lwowie. 181.
 —, Lista osób pochodzenia szlacheckiego zasiedlonych w Galicyi za
 udział w tajnych stowarzyszeniach i pracach rewolucyjnych w
 latach 1833—48. 181.
 —, Sanockie w R. 1846. Wspomnienie w sześćdziesiąt rocznicę
 wypadków. 181.
 —, Z minionej doby. Kilka wspomnień na tle zapisków prywatnych. 181.
 Dabrowski, Litkup, studium z prawa polskiego. 177.
 Dacher, Die Befiedlung um die österreichische, bairische und ungarische
 Grenze. 218.
 D. Geschichte, Quellenammlung zur ~. 50.
 D. Ohmart, Die ~. 217.
 Demachter, Le Flamand et le Français dans le Nord de la France. 35.
 Dietrich u. a., Ohland, Jahrbuch für öst. Interessen, Jahrg. II. 218.
 Etschlothingische Kulturfragen 1913, Heft 4/5. 190.
 Ergasowski, Prawa i przywileje miasta Starego Szeza 1312—1523.
 I. Teil. 176.
 van Es, Toestand en toekomst van het Vlaamsch in Frankrijk. 35.
 Estländische literarische Gesellschaft, Jahresbericht der ~ für das
 Geschäftsjahr 1911/12. 192.
 Estreicher, Krakowski zbiór orygił magdeburskich. 176.
 Ettlinger, Über die Abhammung des Velt Stog. 179.
 Eule, Verteilung der Berliner Familiennamen nach ihrem sprach-
 lichen Ursprung. 126.
 Europa, Forschungen zur früh- und Vorgeschichte ~s, Heft 2. 70.
 Fittbogen, Das Deutschum im Ausland in unsern Schulen. 187.
 Gallien, Karte der d. Siedlungen in ~. Herausg. vom Band der
 christlichen D. in ~. 92.
 Germanische Bibliothek, Wörterbuch der ~. IV. Reihe, 2. Bd. 150.
 Göbel, A political prophecy of the forty eighters in America. 184.
 —, Art and National culture. 184.
 —, D. amerikanische Geschichtsblätter. 183.
 Goerg u. Broeffe, Heimatbuch für die baltische Jugend. 2. Teil. 74.
 Gorki, Nieznanie opis wschodniej Europy. 181.
 Grothe, Die Asiatische Türkei und die d. Interessen. 216.
 Gumbel, Velt Stog ein Pole? 179.
 Gunde, Schönwald, Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines
 d. Dorfes im polnischen Oberschlesien. 73.
 Hamburgische Geschichte, Mitteilungen aus dem Mus. für ~, Nr. 1. 71.
 Handelsmann, Studia historyczne. 177.
 Hennig, Boden und Siedlungen im Königreich Sachsen. 71.
 Hermannstadt, Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde
 in ~, N. f., Bd. XXXIX, Heft 1. 219.
 Herriot, The Germans of Chicago and Douglas in 1854. 184.
 Hippe u. Siebs, Wort und Brauch, Heft 10. 73.
 Hoenlaer, Das Deutschum im Ausland. 107.
 Hoersch u. a., Ohland, Jahrbuch für öst. Interessen, Jahrg. II. 218.
 Jaglauer Sprachspiel, Die Dorfnamen der ~. 191.
 Joret, Les noms de lieu d'origine non romane et la colonisation
 germanique et scandinave en Normandie. 191.
 Kaiser, Der Kampf gegen die d. Sprache in den elässischen Schulen
 von 1833 bis 1870. 190.
 Karpatend, Bericht über die zweite Tagung der ~. 74.
 Kętyński u. Opiński, Hymn na cześć Krakowa z XV wieku. 180.
 Kildennann, Schweizer Söldner im Dienste der Englisch-österreichischen
 Kompanie um die Mitte des 18. Jahrhunderts. 77.
 Kipper, Ein Wort über d. Bauentum. 183.
 Kleczkowski, Opracowanie filologiczne rękopisu: Rejestr przyjeżdżu i
 wydania pioniędzy na potrzeby galiony w r. 178.
 —, Wpływ języka polskiego na dyalekty prusko-niemieckie. 68.
 Königs, Quellen zur Geschichte der öst. Kolonisation im 12. bis
 14. Jahrhundert. 30.
 — u. Buchholz, Bibliothek der sächsischen Geschichte und Landeskunde,
 Bd. III, Heft 3. 71.
 Kossinna, Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit, I. 187.
 Koptal, Ein Ausflug nach Deutschruth. 91.
 Kot, Szkolnictwo parafialne w Małopolsce w XVI—XVIII. 180.
 Kropp, Katzezeitliche Funde an der festlich-germanischen Völker-
 grenze zwischen Saale und Weiser Elster. 70.
 Kuhlmann, São Paulo, Beiträge zur Kenntnis der Verhältnisse auf
 den d. Kolonien dieses Staates. 219.
 Laubert u. a., Ohland, Jahrbuch für öst. Interessen, Jahrg. II. 218.
 Lehmann, Mische, Ulrich Schmiedel, Der erste Geschichtschreiber der
 La Plata-Länder 1555—55, 2. Aufl. 76.
 Leonhardt, Die d. Kolonien im Süden von Chile. 77.
 Eist, Die Namen der Völkerrämme Germaniens u. deren Deutung. 108.
 Eohan, Das Deutschum in den Vereinigten Staaten. 192.
 Lorenzen, Unsere Heimat Nordfriesland. 29.
 Loosniger, Über die Abhammung des Velt Stog. 179.
 —, Velt Stog, die Herkunft seiner Kunst, seine Werke u. sein Leben. 179.
 Maier, Deutschum in Chile. 31.
 Mannus-Bibliothek Nr. 8, 69; Nr. 12, 187.
 Matthias, Die geogr. Nomenclatur Italiens im alt. Schrifttum. 30.
 Maurmann, Zur nieder. Sprachgrenze im Rheinland. 185.
 Meller, Wit Stwos i sztuka norymberska w Krakowie. 180.
 Mielle, Die Entwicklung der dörflichen Siedlungen u. ihre Beziehungen
 zum Städtebau alter und neuer Zeit. 151.
 —, Die ethnographische Stellung der öst. Haustypen. 110.
 Mitscherlich, Die Ausbreitung der Polen in Preußen. 152.
 Möller, Das Gesicht der Heimat. Natur- und Kulturbilder aus
 Schleswig-Holstein. 109.
 Müller-Langenthal, Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land. 74.
 Neumann, Der Dom zu St. Marien in Riga. 75.
 —, Unser Dommuseum. 192.
 Obneforge, Ausbreitung der Slawen. 164.
 —, Beiträge zur Namenkunde im d. Kolonialgebiet. 164.
 Opiński u. Kętyński, Hymn na cześć Krakowa z XV wieku. 180.
 — u. Symonówna, Dawne tańce polski z 16. i 17. w. 179.
 Orient, Der Neue ~, Heft 9, 2. Aufl. 216.
 Ohland, Jahrbuch für öst. Interessen, Jahrg. II. 218.
 Ohmart, Die d. ~. 217.
 Ohseprovinzen, Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und
 Altertumskunde der ~-Rußlands aus dem Jahre 1911, 2. Hälfte. 154.
 Pfeiler, Beiträge zur vergleichenden Volkskunde Niederadchens. 71.
 —, Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe, vornehmlich im
 hamburgischen Amte Riegebüttel. 71.
 Philipp, Die Befiedlung des südwestlichen Sachsens nach den d. Star-
 namen. 109.
 Polacka, Abendländische Einflüsse in den Wandmalereien der griechisch-
 orientalischen Kirchen in der Bukowina. 181.
 Polek, D. Weihnachtsspiele in der Bukowina. 181.
 Polchmann, Die Siedlungen in den Kreisen Braunsberg und Heils-
 berg, 2. Fortsetzung. 73.
 Polen, Denkschrift des Jahres 1912 über die Ausföhrung des Ge-
 setzes betr. die Beföderung der Ansiedlungen in den Provinzen
 Westpreußen und ~. 122.
 Ptasnik, Noch einiges über die Nationalität des Velt Stog. 179.
 —, Studia nad patrycyatem krakowskim wieków średnich. 176.
 —, W sprawie Wita Stwosza. 179.
 Raczkowski, O polską kulturę w średniowieczu. 179.
 Raffenkunde, Beiträge zur ~, Heft 11. 108.
 Renal, Estländische literarische Gesellschaft, Jahresbericht der ~ für
 das Geschäftsjahr 1911/12. 192.
 Ritter, Rheinisches Grenzland. 109.
 Rosenbal, Sönderjylland. 71.
 Rutowski, Klucz brzoowski biskupstwa przemyskiego w XVIII. 180.
 Sächsische Geschichte und Landeskunde, Bibliothek der ~, Bd. III,
 Heft 3. 71.
 Santiago, Festschrift des D. Wif, Ver. zu ~ zur Zentenarfeier der
 Republik Chile, Bd. I. 155.
 Schäfer, Das römische Deutschum im 14. Jahrhundert. 186.
 —, Die d. Mitglieder der Heiligeisbrüderchaft zu Rom am Aus-
 gang des Mittelalters. 191.
 —, Johannes Sander von Nordhausen, Notar der Rota und Rektor
 der Anima. 191.
 — u. a., Ohland, Jahrbuch für öst. Interessen, Jahrg. II. 218.
 Schlüter, D. Siedlungswesen. 107.
 Schmiedler, Helmold und seine Cronica Slavorum. 188.
 Schmidt, Geschichte der d. Stämme bis zum Ausgang der Völker-
 wanderung, Bd. I, II. 105, 126.
 Schneider, Deutschböhmerland. 153.
 Schönfeld, Wörterbuch der algermanischen Personen- und Völker-
 namen. 150.
 Schuster, Heimatlänge vom Silberstrom. 31.
 Seeliger u. Brandenburg, Quellenammlung zur D. Geschichte. 30.
 Selby, Lincoln and German Patriotism. 184.
 Semkowicz, Uwagi metodyczno-krytyczne nad pochodzeniem i poz-
 siodleniem rycoerstwa polskiego wieków średnich. 177.
 Siebenbürgische Landeskunde, Archiv des Vereins für ~, N. f.,
 Bd. XXXIX, Heft 1. 219.
 Siebs u. Hippe, Wort und Brauch, Heft 10. 73.
 Sieglin, Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geo-
 graphie, Heft 7, 10, 12, 22, 24, 27. 105.
 Strofowski, Puchor czy Stwos? 180.
 Sommerfeldt, Magister Johannes Mathid von Sommerfeld, Prof. d.
 Univ. Krakau im 1500. 180.
 Städtebau, Vorträge VI, 5. 151.
 Staros Iovan, I. Jahrg., Heft 1. 151.
 Stasial, Dom Stwosza w Krakowie i Norymberdze. 180.
 —, Dzieła Pachora. 180.
 —, Lewocza, stolica i jej skarby artystyczne. 180.
 —, Nieznane szkice i rękopis Stwosza w Muzeum w Budapeszte. 180.
 —, Prawda o piętnowaniu Stwosza. 180.
 —, Wit Stwos i jego arcydzieło na obczyźnie. 180.
 —, Wit Stwos i jego arcydzieło w St. Wolfgang. 180.
 Stephan u. Bär, Die Ortsnamenänderungen in Westpreußen gegen-
 über dem Namenbestande der polnischen Zeit. 72.
 Stolyhwo, Przyczynek do hist. antropologii w Polsce. 181.
 — (Stog, Velt), Wita Stwosza wielki oltarz w kościele Najśw. P. Maryj
 w Krakowie. 180.
 —, Wit Stwosz źródłem natchnienia Albrechta Dürera. 180.
 Streitberg, Wörterbuch der Germanischen Bibliothek, IV. Reihe,
 2. Bd. 150.
 Symonówna u. Opiński, Dawne tańce polski z 16. i 17. w. 179.
 Taffes, Federstiften von Velt Stog. 179.
 Thirring, Statistisches Jahrbuch der ungarischen Städte. 154.
 Todd, Christoph von Graffenried and the Founding of New Bern. 184.

Tomkowicz, Legendaria s. Wilgofortis albo Frasołliwa i obraz na Zwierszyńcu przy Krakowie. 180.
 Ungarische Statistische Mitteilungen, Neue Reihe, Bd. XLII, Volkszählung in den Ländern der Ungarischen Krone v. J. 1910. 205.
 Ungarn. D. Ortsnamen in ~. 110.
 Urbanski, Dyskusja nad Witem Stwoszem. 179.
 Vogels Karte des D. Reichs und der Alpenländer. Neubearbeitete und erweiterte Ausgabe. 68.
 Wauer, Geschichte der Industriedörfer Eibau und Neubeibau. 189.
 Weber, Hopgarten. Ein populärer Beitrag zur Zipser Volkskunde. 74.
 Wegener u. a., Ostland. Jahrbuch für öst. Interessen, Jahrg. II. 218.
 Weigt, Niektóre dokumenta cocha grzeźbioniarzy w Krakowie. 178.

Weßpreußen. Denkschrift des Jahres 1912 über die Ausführung des Gesetzes betr. die Beförderung d. Ansiedlungen in den Provinzen ~ und Posen. 122.
 Wiedenfeld u. a., Ostland. Jahrbuch für öst. Interessen, Jahrg. II. 218.
 Wilfer, Die Germanen. Neue Bearbeitung, Bd. I. 152.
 Wort und Brauch, Heft 10. 73.
 Zechlin u. a., Ostland. Jahrbuch für öst. Interessen, Jahrg. II. 218.
 Zibermayr, Michel Pachters Vertrag über die Anfertigung des Altars in der Kirche zu St. Wolfgang. 180.
 Zipser Deutschtum. Das ~. 30.
 Zunković, Staros lovan. I. Jahrg., Heft 1. 151.
 Zycha, Über die d. Anfänge Prags. 153.

Deutschkunde im schöngestigen Schrifttum.

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Groos, Prof. Dr. Reimer Hansen, Gymn.-Dir. Prof. Reinhold Heinrich, Prof. Dr. Alwin Oppel, Reg.-Rat Dr. Karl Reiffenberger.

Allgemeines. 45, 61.
 —, Das Deutschtum im Ausland und die Kalender. 156.
 Deutschland-Italien. Das Nibelungenjahr. 158.
 Schleswig. Im Kampf um die Nordmark. 31.
 Friesen und Niedersachsen. Inseln im Winde. 160.
 —, Glocken von Robbenfel. 160.
 Ostmark. In der ~. 32.
 Österreich-Ungarn. Der heilige Judas. 157.
 Österreich. D. Sehnen und Kämpfen. 157.
 Südböhmen. Der von der Vogelweide. 111.
 Steiermark. Die Hungerglocke, 2. Aufl. 78.
 Ungarn. Meine Felder. 32.
 —, An die Karpathen. 32.
 Siebenbürgen. Wenn Ahnen reifen. 79.
 —, Die letzten Sachsen von Klein-Schogen. 79.
 Kroatien. Otto Hauser, Der d. Dichter aus ~. 158.
 Belgien. Till Mespiegel und Kamm Goedzak. 112.
 Russland. Nor net lopper g'gewa! Eine Erzählung aus den d. Wolgafolonien. 80.
 Kanada. The Amishman. 112.

Vienenstein, D. Sehnen und Kämpfen. 157.
 Deutschtum im Ausland. Das ~ und die Kalender. 156.
 Döke, Im Kampf um die Nordmark. 31.
 Geißler, Glocken von Robbenfel. 160.
 —, Inseln im Winde. 160.
 Gintley, Der von der Vogelweide. 111.
 Hauser, Otto, Der d. Dichter aus Kroatien. 158.
 Gladny, Der heilige Judas. 157.
 de Koper, Till Mespiegel und Kamm Goedzak. D. von v. Oppel-Bronikowski. 112.
 Mahner, Die Hungerglocke, 2. Aufl. 78.
 Orendl, Die letzten Sachsen von Klein-Schogen. 79.
 Ritter, Das Nibelungenjahr. 158.
 Schember, An die Karpathen. 32.
 Smith, The Amishman. 112.
 Triebnigg, Meine Felder. 32.
 v. Waldow, In der Ostmark. 32.
 Wolgafolonien. „Nor net lopper g'gewa! Eine Erzählung aus den d. ~. 80.
 Ziegler, Wenn Ahnen reifen. 79.

Karten und Pläne.

(Soweit nicht anders vermerkt, vom Herausgeber.)

Europa.	Tafel
Verbreitung der Schriftarten in Europa um 1900. Von Prof. Dr. E. Henkel. 1:25 000 000	2
Begleitworte S. 26.	
Probeauschnitte aus Vogels Karte des D. Reichs und der Alpenländer. Neubearb. und erweiterte Ausgabe. 1:500 000. Blätter Berlin u. Wien	7
Begleitworte S. 68.	
Deutsches Reich.	
Die Sippen(-ing)-Namen in der Münchener Umgebung. Entworfen von M. C. Menghinus. 1:200 000	1
Begleitworte S. 2.	
Österreich-Ungarn.	
Die ehemalige d. Sprachinsel Deutschruth-Sarz in den Julischen Alpen. 1:750 000	21
Begleitworte S. 88.	
Niederösterreich im Zeitalter der Reformation. Nach	

zeitgenössischen Quellen entworfen von E. G. Taf. Ricek. 1:575 000	24
Begleitworte S. 174.	
Ausstattung der d. Volksschulen in der Kal. Freistadt Esseg und in der Virovititzer Gespannschaft (Kroatien-Slawonien) in den letzten drei Jahrzehnten. Zusammenge stellt von Dr. Andreas Eufz	25
Begleitworte S. 207.	
Schweiz.	
Heimattal und Außenorte der Walser (d. Walliser). 1:450 000	22
Begleitworte S. 127.	
Frankreich.	
Das niederd. Sprachgeb. in franz.-flandern. 1:200 000	6
Begleitworte S. 55.	
Griechenland.	
Das d. Bergbaunternehmen auf der griechischen Insel Chafos. 1:200 000	25
Begleitworte S. 137.	

Bildbeilagen.

Deutsches Reich.	Tafel
Berühmte Schlösser in Nordschleswig: Schloß Gravenstein, Schloß Horborg auf Alsen	3
Berühmte Kirchen in Nordschleswig: Klosterkirche zu Eßum (Eßumkloster), Kirche zu Klippel	4
Burgruine und Bauernhof in Nordschleswig: Ruine Troiburg, Typischer Bauernhof in Nordschleswig	5
Städteanlagen in der Provinz Posen: Mittelalterliche Kolonialanlage mit geraden Straßen (Posen), dgl. mit gekrümmten Straßen (Köthen)	26
Städteanlagen in der Provinz Posen: Regelmäßige Kolonialanlage aus dem 17. Jahrh. (Rawitsch), verdoppeltes Kolonialschema (Graetz)	27

Ungarn.	Tafel
20 Schaubilder der Volksvermehrung bei den Siebenb. Sachsen 8—17	17
Ansichten aus der d. Siedlung Ruma in Slawonien (Gespannschaft Syrmien): 1. Wochenmarkt in Ruma, 2. D. Volksschule in Ruma	19
Ansichten aus der d. Siedlung India in Slawonien (Gespannschaft Syrmien): 1. Gesamtansicht von India, 2. Römisch-katholische Kirche und d. Volksschule in India	20
Italien.	
Grabdenkmäler verdienter D. in Rom aus dem 14. Jahrhundert: 1. Grabmal des Egid. von Wernberg, Reichsabt von Weihenburg, 2. Grabmal des Priesters Nikolaus Heinrichs (Henric) aus Kulm	18

Abbildungen.

Allgemeines.	Seite
Frith Regel	1
Wolfgang Schlüter	33
Kranz Jond	81
Bermann v. Jhering	113
Adolf Schullerus	161

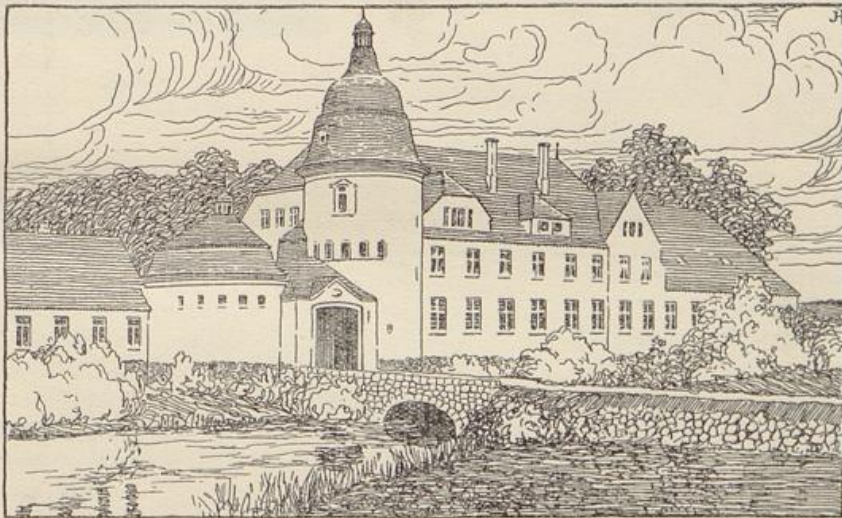
Deutsches Reich.	Seite
Karl Wilhelm	493
Bahnenbau aus dem nördlichen Schleswig	29
Halligward	29
Ungarn.	
D. Bauernhochzeit in Syrmien	63

Berühmte Schlösser in Nordschleswig



Schloß Gravenstein

heute Besitz des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein
seinerzeit Sitz des Herzogs Friedrich Christian des Jüngeren, des Freundes Schillers



Schloß Norburg auf Alsen

heute wieder hergerichtet zu einer deutschen Volkshochschule

Aus: A. J. Lorenzen,
Unsere Heimat Nordschleswig

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Hadersleben,
W. L. Schütze

Pritz Regel.

Am 17. Januar d. J. beging der Ordinarius für Erdkunde an der Würzburger Universität, Dr. Fritz Regel, seinen 60. Geburtstag. Geboren am 17. Januar 1853 auf Schloß Tenneberg bei Waltershausen als Sohn des dortigen gothaischen Landrats, verlebte er in Schnepfenthal und Gotha seine Jugendzeit. 1872 bezog er die Landesuniversität Jena, besonders floristischen Studien

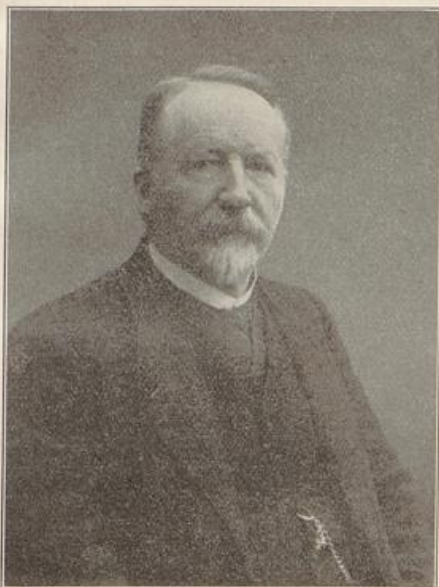


Abb. 1.

Fritz Regel

sich widmend. 1876—78 wirkte er als Lehrer der Naturwissenschaften in Jena, Eippstadt und Braunschweig und seit Ostern 1878 wieder in Jena, wo er, durch Dietrich Schäfer angeregt, sich 1884 als Dozent für Geographie habilitierte. 1892 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und 1895 erhielt er den von den thüringischen Landtagen bewilligten Lehrauftrag für Geographie im Betrag von 1500 M. (!). Ostern 1899 wurde Regel nach Würzburg berufen, wo eine etatmäßige außerordentliche Professur für Geographie errichtet war, die erst 1908 nach aus der Tagespresse bekannten heißen Kämpfen in eine ordentliche Professur umgewandelt wurde.

Fritz Regels Arbeit und Leistung wurzelt in der Liebe zu Heimat und Volk. Mit Stolz rechnet er sich zu den freytagschen „Männern aus den Waldlauben“, die alte „loiba“ erweckte in ihm die Neigung zur Natur und zu seiner ersten Lieblingswissenschaft, der Botanik; seine Heimat Thüringen behandeln seine ersten Werke, die, wenn auch nach Methodik und Wissensstand jetzt zum Teil überholt, bis heute grundlegend für die Kenntnis vom Herzen unseres Vaterlandes geblieben sind¹⁾. Als Mitglied der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland wirkt er noch heute für Thüringen und Franken.

Regel hat aber auch der Erde viel gesehen. In ganz Europa ist er herumgekommen und der südamerikanische Freistaat Kolumbien mit seinem Anhängsel, dem Panamakanal, ist sein besonderes überseeisches Forschungsgebiet geworden. Seinem umfangreichen schriftstellerischen Schaffen aber ist kein Erdteil fremd geblieben, auch auf handels- und schulgeographischem Gebiet hat er sich mehrfach betätigt²⁾. Dem Ausbau der geographischen Unterrichtsmittel der Universität Würzburg ist gegenwärtig sein eifriges Bestreben gewidmet; möchte ihm bald vergönnt sein, die Sammlung in ihrer würdigen Räume überführt zu sehen.

Den völkischen und kolonialen Belangen des Deutschtums, dem er wiederholt auch seine Vorlesungstätigkeit zuwandte, ist Fritz Regel immer ein warmer Vorkämpfer und Verteidiger gewesen. Möchte er auch in Zukunft sein reiches Wissen von der Erde in den Dienst der deutschen Weltbetätigung stellen!

¹⁾ Besiedlung des Thüringerwaldes (Gotha 1884); Handbuch von Thüringen (5 Bde, Jena 1892—95); Thüringen, ein landeskundlicher Grundriß (Jena 1897). Dazu: Landeskunde von Thüringen (Leipzig 1890, 4. Aufl. 1913) und viele kleinere Arbeiten.

²⁾ Kolumbien (Berlin 1899, Bibl. d. Länderk., Bd. VII u. VIII); Der Panamakanal (Halle 1909); Erdkunde (Berlin 1904—10); Länderkunde der Iberischen Halbinsel (Leipzig 1905); Die Nordpolarforschung (Berlin 1905); Die Südpolarforschung (Berlin 1907); Rechts und links der Eisenbahn, Hefte 41—44, 71, 72 (Gotha 1905—07); Handelsgeographie (Stuttgart 1912); Das lateinische Amerika (Frankfurt 1913); Das Deutsche Reich (Leipzig 1913).

Die Sippen-(-ing-)Namen in der Münchner Umgebung.

Von

Martin Klemens Menghius in München.

(Mit Karte, s. Tafel 1.)

Wenn man sich ein ungefähres Bild davon machen will, wie etwa die älteste Siedlung der Bajuwaren sich vollzog, als diese, über die Donau vorstoßend, sich in Vindelizien und Rätien niederließen, so haben wir dafür ein gutes Hilfsmittel, nämlich die auf -ing (-ingen) endigenden Sippenamen. Wie denn überhaupt die Ortsnamen ein vortreffliches Mittel sind, wenn man sich über die ständig fortschreitende und dichter werdende Besiedlung eines Landstriches unterrichten will. Gehen speziell die -ing-Namen bis in die Zeit der deutschen Landnahme zurück, so kann man die folgenden Siedelebenen über die -wang-, -kam- und -ham-, -hofen-, -hausen usw. Namen verfolgen. Die vielen Rodungsnamen wiederum, z. B. die -ried (siehe bei München: Forstenried, Neuried, Martinsried usw.) oder -kreuth (Höllriegelskreuth, Holzapfelskreuth) dürften zum großen Teile eine spätere Etappe darstellen und erst dann angelegt sein, als das bessere Land und überhaupt das schon zur Römerzeit besiedelte und daher waldfreie Land von deutschen oder auch noch römischen (vgl. die vielen Walchennamen, walch = wälsch = unddeutsch!) Siedlern besetzt war und man daher in die Wälder eindringen und mit der Art in der Faust neues Siedelland schaffen mußte. Die jüngsten Siedlungen endlich, die wir antreffen, haben bei München meist die Endsilbe -feld und sind meist ins Moos vorgeschoben (z. B. Ludwigsfeld, Karlsfeld, Augustenfeld) oder wiederum als Rodungen angelegt (z. B. Kleinkarolinenfeld im Hofoldingen Forst).

Sieht man sich also die einzelnen Arten von Ortsnamen an, so bemerkt man bald, daß sie nicht willkürlich durcheinander gemischt sind, sondern jede Sorte hat ihre bestimmte Stelle, was auf jeder Karte klar hervortritt, wenn man sich einmal die einzelnen Namenarten auf ihr mit verschiedenen Farben anstreicht. Es treten dann sofort ganz bestimmte Richtlinien und Siedelzentren hervor. So ist das Tertiärhügeldreieck zwischen dem knieförmigen Ampertal von Dachau abwärts und dem Schleißheimer und Freisinger Moos ganz überwiegend mit Orten besetzt, die auf -hausen endigen: Daitenhäusen, Giggenhäusen, Haimhausen, Massenhausen, Ottenhausen usw. Ein anderes -hausen-Gebiet ist die Moränenlandschaft zwischen dem Starnberger See und dem Isartal usw. An anderen Stellen überwiegen wiederum die Ortsnamen auf -hofen-, -wang-, -kam- und -kam.

Wie schon gesagt, muß im Anfang zwischen den Baiern, abgesehen von den bestehenbleibenden größeren Römerorten, wie Augsburg, Regensburg, Passau, Salzburg usw. noch ein guter Prozentsatz der römischen oder richtiger romanischen Vorbevölkerung sitzen geblieben sein, der dann natürlich nach und nach eingedeutscht wurde. Insbesondere dürften die vielen Walchenorte als Orte zu betrachten sein, wo die vordutsche Bevölkerung ziemlich unvermischt sitzen blieb und wo daher auch am längsten die Walchensprache sich erhielt (vgl. Walchstadt am Wörthsee, Walchstadt bei Isfing im Isartal, Wallgau und Walchensee, Wallenburg, Valley usw.).

Halten wir uns nun an die zweifellos ältesten deutschen Namen, die -ing-Namen. Es fällt bei ihnen sofort auf, daß sie stellenweise völlig fehlen, z. B. gerade in dem ältesten Wittelsbacher Gebiet bei Eichach, Wittelsbach, Scheuern, an andern Stellen aber wieder in ganzen Häufen beisammensitzen. Noch mehr aber finden wir sie in förmlichen -ing-Einien und Reihen angeordnet, so am Rande der großen Flußtäler und in diesen, überhaupt mit Vorliebe im flachen und fruchtbareren Lande. Schon das Hügelland ist vielfach frei von ihnen, nach dem Gebirge zu hören sie dann ganz auf. Andererseits möchten wir hier darauf hinweisen, wie äußerst charakteristisch z. B. die deutsche Siedlung an der Brennerstraße sich verfolgen läßt. Wir sehen dort deutlich, wie zwischen die romanischen Orte immer deutsche eingeschoben wurden. Neben dem alten Veldidena (Wilt) Innsbruck und dann am Eingang zu dem romanischen Stubai die deutsche Hochwarte Schönberg, hinter Matrejum (Matrei) Steinach und Gries, dann jenseits vom Brenner Gossensäß und Sterzing (neben dem verschwundenen Vipitenum), Waidbruck unterhalb von Sabiona (Säben = Klausen) usw.

Beginnen wir in der Münchner Umgebung mit den -ing-Namen im Westen, so finden wir eine lange -ing-Linie an der Amper von Utting am Ammersee über Echling und Kothgeisering, dann, das untere Ammerseemoos übersehend, Unteraltling. Hier kommt von Süden her eine zweite -ing-Reihe, die von einem -ing-Namen-Haufen zwischen Würm und Ammersee herkommt, der sich an den heiligen und Dynastenbergs Andechs anschließt, der zweifellos schon zur Zeit der bairischen Landnahme ein heiliger Berg war bzw. wurde und wohl auch schon der Sitz eines Oberhäuptlings war. Die Ammerlinie läuft dann weiter über Schöngesing (Römerort ad Ambre), wo die große Römerstraße Salzburg—Augsburg die Amper kreuzte (Bruck, ebenfalls ein alter Amperübergang, auf dem Michelsberg dürfte ein Wodans- oder Balderheiligtum gewesen sein), Emmering, Eising, Olching, Grassling, Feldgeding, Günding, Ulding (Dachau dürfte gleichfalls eine weit ins Land schauende Römerwarte gewesen sein, die dann wiederum ein Oberhäuptling in Besitz nahm), Webling, Ampermoching. Hier bricht die Linie ab. Nur drei -ing-Orte finden sich noch weiter nördlich, ebenso wie nördlich von Bruck nur noch das eine Malching. Sonst lauter Orte auf -hofen und -hausen.

Von dem Amperübergang bei Bruck beginnt eine west—östliche -ing-Linie über Pfaffing, (Viburg), Alling, Germering, Aubing, Pipping, Niederling und Schwabing, die hier bei dem uralten Isarübergang bei Föhring (bei den Nachkommen des Fährmanns) die Verbindung mit den Massensiedlungen rechts der Isar herstellt. Diese Linie hängt von Alling südlich wiederum durch Gilching und Wefling mit dem Andechs-er -ing-Haufen zusammen.

Eine sehr deutliche Reihe von -ing-Namen zieht sich längs des Würmsees bzw. im Würmtal dahin: Zeismering, Tuzing, Feldasing, Pöfing, Söfing, Gauting, Krailling, Gräßling, Pasing, Pipping, Ober- und Untermenzing, dann, längs des Moosrandes weiterziehend, Feldmoching, Hochmuthing, Echling, Mintraching, Achering, Pulling und über das Moos nach dem wichtigen heiligen und jedenfalls auch wieder Dynastenbergs Freising, um den sich Vötting, Tuching, Marzling, Rudfing und, als vorgeschobener Posten für den Moosübergang nach dem Erdinger Haufen hin, Attaching gruppieren. Das Würmtal hat überhaupt etwas „Altertümliches“ an sich. So stand bei Leutstetten ein Nornenheiligtum (später „Einbettkapelle“, jetzt ein Bauernhaus; das Altarbild mit den drei „hl. Jungfrauen“ Einbett, Fürbett und Sperbett hängt jetzt im Leutstettener Kirchlein). Dann wollen wir noch die Reismühle bei Gauting erwähnen, wo „Bertha mit den großen Füßen“ (Perchta = Holle) Karl den Großen geboren haben soll.

Gauting liegt zwar an der Stelle, wo die große Römerstraße über die Würm ging, diese Straße scheint aber nicht mehr benutzt worden zu sein. Die Hauptübergänge über die Isar müssen zur germanischen Zeit der erwähnte bei Föhring, dann im Süden der bei Puppling (Wolfratshausen) gewesen sein, also an den beiden Punkten, wo die Isarschlucht beginnt bzw. aufhört. Die Isarschlucht selbst ist frei von -ing-Orten. Nur neben der romaniisch gebliebenen Siedlung Waldstadt steht der germanische, das ganze Gebiet nach Süden und Norden überschauende Wachposten Isfing. Ein zweiter solcher Wachposten war vielleicht weiter nordwärts Bayerbrunn, dem sich von der (später zu besprechenden) Gleisentalbahn auf dem rechten Isarufer Espolding entgegenschiebt. Der alte Römerübergang bei der Grünwalder Schanze existierte nicht mehr und der keltisch-römische Ort Bratananium (wohl die „Birg“ bei Schäftlarn) mag als deutsche Nachfolgerin Bayerbrunn (oder Hohenschäftlarn) gehabt haben. Für Romantik haben die deutschen Siedler wenig Sinn gehabt. Lieber wie die „schlache“ Isarschlucht war ihnen das „schöne“ flache und leicht zu kultivierende Land, besonders auch da, wo fetter Lehmboden in unserer Gegend, wie z. B. bei Daglfing, vorhanden ist. Sofort wo die Isarschlucht zu Ende ist, treten dann -ing-Namen auf: Sendling (hier war ein zweiter Isarübergang nach Harlaching-Giesing hinüber), Schwabing, Fröttmaning, Dirnismanning, Garching, Mintraching und endlich Freising (siehe oben!) auf dem linken Ufer und Harlaching, Giesing (Echarding), Ober- und Unterföhring, Ismaning, Erching. Hier hört die Linie auf dem rechten Ufer auf (Erdinger Moos), und zwar mit dem noch heute bestehenden Isarübergang bei Grünau zu der -ing-Linie am linken Ufer.

Überschreiten wir die Isar bei Föhring, so stoßen wir auf das -ing-Dreieck Englschalking, Daglfing, Denning, Orte, die uns jetzt „gottverlassen“ in langweiligster Fläche dünkeln. Und doch hatten hier gerade die Agilolfinger großen Besitz, ja es macht fast den Eindruck, als ob Daglfing damals eine Art von Vorläuferin der jetzigen „Haupt- und Residenzstadt“ München gewesen wäre. Hier

ist guter Lehmboden und nach allen Seiten laufen von hier -ing-Linien aus. Die nach Westen und Norden haben wir erwähnt. Längs dem Rande des Erdinger Mooses liegen Gerharting, Pliening, Gelting, Finsing, Neuching, Moosinning, Noching, Oberding (Moosübergang nach Freising), Unterding, Sieglfing, Langengeisling, Gruckfing, Nieding usw. auf Landslut zu.

Östlich von dieser Linie, in den alten Grafschaften (Häuptlingsgebieten) Sempt, Ebersberg, Haag usw. zum Inn hinüber haben wir wieder große -ing-Häufen. Das muß eines der großen bajuvarischen Massensiedelgebiete gewesen sein. Verdächtig ist auch, daß wir als Wappen des Mittelpunktes dieses Gebiets, der Grafschaft Haag, den springenden Schimmel finden (vgl. das „Sachsenroß“, dann die wichtige Rolle, die im ganzen altbajuvarischen Gebiet die „Schimmelfkirchen“ spielen), neben dem dann in Ebersberg der heilige Eber mit den goldenen Borsten tritt.

Eine Linie von Dagfing über Trudering und Eglfing (Agilolfing?) leitet direkt über Zorneding—Pöding und Eglharting—Mching auf Ebersberg zu. Südlich zieht sich von dem Ebersberger bzw. dem Sempter Haufen eine -ing-Linie am Rande der äußeren Moränenhügel hin: Gelting, Poing, Anglbrechting, Purfing, Wolfesing, Pöding, Zorneding, Egmating, Aying nach Hohendilching am Knie des Mangfalltals und längs dieses Tales an der Walchenfeste Valley vorbei in den drei Darching. Auch auf die weitere Walchenfeste Wallenburg zu finden sich noch einige -ing-Orte, dann aber hören sie, wie überall am Gebirge, auf.

Noch müssen wir eine weiter westlich laufende wichtige Nord—Süd-*ing*-Linie nachtragen: die des Hachinger bzw. Gleisental. Sie läuft über Trudering, (Unterbiberg), Unterhaching, Winning, (Taufkirchen), Pötting, Oberhaching, Groß- und Kleindingharting, Deining, Egling, Ascholding, wo mit mehreren kleinen -ing-Orten die Sippenamen enden. Von Tölz an begann dann wieder ein „Wallgau“. Bei Ascholding steht dann auch das letzte Heiligtum der ersten bajuvarischen Ansiedler, das auf einem Hügel mitten im alten Moosboden sich erhebende Georgskirchlein, eine echte „Schimmekapelle“ („O mei! dös is a verlobte Schimmekapöll'n“, sagte mir einmal eine Bäuerin).

Bei Dingharting geht von dem Ebersberger Haufen eine deutliche Linie an die Isar: Egmating, Hofolding, Staudharting, (Oberbiberg), Dingharting, Hailafing, Epolding, hört dann aber auf. (Siehe auch oben: Ising, Baierbrunn!)

Eine weit wichtigere Linie geht von Egmating über Hofolding—Grafing bzw. von Hohendilching (Valley) über Föching—Otterfing nach Kolbing, Thanning, Egling, Puppling (Isarübergang nach Wolfratshausen und seiner alten Höhenburg bzw. nach) Gelting und von da über die Höhe (Münfing, Wimpfing) zum Starnberger See gegenüber von Tufing.

* * *

Damit haben wir unsere kleine Studie über die -ing-Namen in der Münchner Umgebung beendet. Ähnliche Ergebnisse wird man in den übrigen Sippenamen-Gebieten (-ing, -ingen, -ungen, -leben, -lev) erhalten, und zwar nicht bloß im deutschen Sprachgebiete, sondern auch in Gebieten mit untergegangenen deutschen Siedlungen, so speziell in der Poebene, wo es ja auch stellenweise von -ing-Namen (italienisch -engo) wimmelt. Merkwürdig ist übrigens die völlige Übereinstimmung der norditalienischen -engo- und der altbairischen -ing-Namen. Es sind genau die gleichen. Man höre z. B. Pazengo (Pasing), Menzengo (Menzing), Marengo (Mering, Mähring), Ghisfarengo (Geiselföring), Dossolengo (Tüßling) usw. usw. Sollte am Ende gar ein näherer völkischer Zusammenhang zwischen den Bajuwaren und den Langobarden bestehen. Ich muß auch erwähnen, daß mir, der ich mehrere Jahre im westfälischen Münsterlande (das damals noch industrierein war) verlebte, als ich nach Altbayern und speziell ins Gebirgsvorland kam, immer und immer wieder Parallelen in der Siedelart (Einzelhöfe, Wallhecken usw. usw.) und gar manchem andern zwischen den beiden, jetzt so getrennten Gebieten aufstießen. Und kamen die Langobarden nicht auch aus dem alten Sachsenlande? Oder sind die -engo-Orte vorlangobardische Germanensiedlungen (gotische) und hätten jene recht, die bei den Bajuwaren gotische Verwandtschaft suchen?

Alte, nichtadelige Familiengüter in Ostfachsen.

(Ein Beitrag zu der Frage nach der Seßhaftigkeit von Bauernfamilien in Mitteldeutschland.)

Von

Prof. Dr. Alfred Meiche in Dresden.

Unter den „Züricher Novellen“ Gottfried Kellers betitelt sich eine der schönsten „Hadlaub“. Der Dichter schildert uns darin das Wachsen und Werden jenes vielgenannten Minnesängers aus bauerlichem Stande, mit dessen Hilfe Rüdiger v. Manesse die berühmteste Liederammlung des deutschen Mittelalters zusammenbrachte, wobei sich Hadlaub nicht nur Ehren, sondern auch ein Ehegemahl aus hochadligem Geblüt gewann. Nicht ohne lange Kämpfe, besonders auch mit dem Standesbewußtsein der alten Geschlechter, denen Keller, poetisch hochwirksam und seinem demokratischen Empfinden entsprechend, den Familienstolz der alteingesessenen Bauern vom Hadlaubberge gegenüberstellt, kommt der junge Held zum Ziel. Beiden Parteien ist die Ehrfurcht vor der erbgewonnenen Scholle eigen, und der Väter Geist webt im Stammgut der Bergbauern so sichtbar wie im Ritterschloß und im Steinhaus des Patriziers. Gottfried Keller hat uns auch in dieser Novelle typische Gestalten seiner Heimat gezeigt, Empfindungen ausgelöst, wie sie wohl noch heute das Schweizervolk in seiner breiten Masse befeelen.

Nicht minder heimatstolze Bauern zeichnet uns Karl Immermann in seinem „Oberhof“ auf niederdeutschem Boden, Menschen, denen „das Erdgeborene, Erdzähe und Dauerhafte“ als hervorstechendste Wesenseigenheit anhängt. Seit Jahrhunderten sitzen auch im Münsterlande Männer desselben Geschlechts auf ihren zerstreut liegenden Gehöften, und wo schriftliche Zeugnisse uralter Seßhaftigkeit fehlen, da führt die Tradition des Oberhofes ein Gewaffen aus der Soester Fehde in die Hände des Hofschulzen, um als „Richtschwert Caroli Magni“ die Zugehörigkeit seiner Familie zu Gut und Amt seit den Tagen des großen Kaisers zu erhärten.

Auf stammverwandtem Boden erwuchs in unsern Tagen „Jörn Uhl“ von Gustav Frenssen, jene schwerfällige, echte Dithmarschenmatur aus altem Bauernblut, die sich nur langsam zu einer Entwicklung durchringt und sich nicht vom Herdfeuer der Ahnen lösen will. Und wieder im deutschen Süden, in der grünen Steiermark, spielt Roseggers „Jakob der Letzte“, die Tragödie von der Verdrängung des ureingesessenen Bauernstammes von der vererbten, zäh verteidigten Scholle.

Aus all diesen und vielen andern Dichterwerken klingt das hohe Lied von der Treue, mit der der deutsche Bauernsohn auf niederdeutschem wie oberdeutschem Boden das Hauserbe seiner Väter wahrt. Unser mitteldeutsches Volkstum dagegen hat meines Wissens nur einen hervorragenden Poeten gefunden, der von der Ehrfurcht und Liebe seiner engeren Landsleute zu ihrem Heimatboden zu sagen weiß. Es ist Wilhelm v. Polenz, der Oberlausitzer, der in seinem „Büttnerbauern“ mit epischer Kraft das Ringen seines Helden um den geheiligten Boden, den seine Väter und Urväter schon bauten, uns schildert. Aber nicht nur in unserer Literatur ist der altfässige Bauer Mitteldeutschlands eine seltene Erscheinung; er muß überhaupt, wenn man der Ansicht weiter Kreise, besonders in den Städten, Glauben schenken wollte, dem mitteldeutschen Volkstum — und zwar nicht erst in der Gegenwart — fast verloren gegangen sein. Zum Teil ist diese Anschauung wohl durch Wilhelm v. Riehl beeinflusst worden, dessen in ganz Deutschland gehaltene Vorträge wie seine kulturhistorischen Schriften tiefe Wirkungen auf die Gedankenwelt des deutschen Hauses geübt haben. In seinem prächtigen Buche „Land und Leute“ führt er in geistvoller Weise die These von der Landes- und Volksdreiheit Deutschlands durch, wobei er mit Vorliebe die Gebiete mit zentralisiertem Volkstum, d. h. Oberdeutschland (besonders die Alpenländer) und die norddeutsche Tiefebene, in eine Parallele und in schroffen Gegensatz zu dem individualisierten Volkstum in Mitteldeutschland stellt. Riehl nimmt dabei den Ausdruck „Mitteldeutschland“ stets als gleichbedeutend mit „mittelgebirgigem Lande“, wie es sich in einem Dreieck von Schlesien und Sachsen hinüberzieht bis an den Niederrhein und in die westliche Schweiz, so daß Thüringen und Ostfachsen nicht sowohl als Zentrum denn als Spitze und Übergangsgebiet dieser Gruppe erscheint. Nach ihm bekundet sich die Zerrissenheit oder Individualisierung dieses Mittellandes nicht bloß darin, daß sich einzelne Streifen in sozialer Auflösung und politischer Zerstückelung verfangen haben, sondern daß die besten Elemente echten deutschen Volkstums hier nur noch inselartig ein-

gesprengt liegen zwischen Gegenden, die nur noch ein zerfetztes, verwitterndes Volksleben zeigen. An den Rheingauern, seinen Landsleuten, als echten Vertretern des zersplitterten mitteldeutschen Volkslebens und den Südbayern, als echten Stammhaltern des nach breiten Massen entfalteten süddeutschen Volkstums, denen er die unverfälschten Bewohner Rügens und der Ostseeküste zur Seite setzt, sucht Niehl seine These zu erweisen.

Wiederholt kommt er dabei auf die leichte Art zu sprechen, mit der sich der Mitteldeutsche von seiner heimischen Scholle trennt, und verweist anderseits auf einzelne Bauernhöfe in den abgelegensten Talwinkeln des bayrisch-tirolischen Hochgebirges, die nachweislich schon seit drei Jahrhunderten ununterbrochen im Besitz derselben Familie waren. Ihnen hat nach Niehls Meinung die Abschließung von der Welt, selbst bei einer gewissen Armut, solchergestalt zwei der wichtigsten sozialen Attribute des alten, grundbesitzenden Adels geschaffen: den Stammbaum und das Familiengut.

Bei aller Verehrung für meinen Lehrer Wilhelm Niehl habe ich sein Urteil von der mangelnden oder minderen Treue der Mitteldeutschen zum Heimatboden immer als hart empfunden. Es schien mir mehr um eines künstlerisch wirksamen Gegensatzes willen aufgebaut zu sein als auf guter Kenntnis der hier einschlägigen mitteldeutschen Verhältnisse, mindestens aber auf einer Verallgemeinerung und Übertragung ihm naheliegender Zustände im Westen Deutschlands auch auf meine Heimat im Osten zu beruhen. Vielleicht kommt bei mir ein persönliches Empfinden hinzu. Selbst einem mitteldeutschen Bauerngeschlecht entsprossen, das allerdings mehrere Generationen hindurch seine Sesshaftigkeit aufgegeben und besonders im 19. Jahrhundert zu seinem Nachteil fast ruhelos die deutschen Gauen durchpilgert hat, ward mir vom Vater, der sich zuerst wieder ansässig machte, die Ehrfurcht vor dem festen Heimatsitz anezogen, und die Behauptung, daß gerade wir Mitteldeutschen in der Wertschätzung des Bodenerbes den andern deutschen Volksgenossen nachstehen sollen, schien mir darum schon längst einer Nachprüfung wert.

Noch nicht ausgesprochen, aber leise immer mitleidend, drängt sich zunächst die Frage auf, ob nicht doch vielleicht nur ein sozialer und kein Stammesunterschied das Festhalten am Familiengut bzw. seine raschere und häufigere Entäußerung bedingt. Es wäre ja denkbar, daß wenigstens auf dem kolonialen Boden Ost- und Mitteldeutschlands, zwar der niedere Adel sein Grunderbe festhielt, der Bauer aber sich leichter von der Scholle löste. Wenn ich diesen Gedanken einmal an meiner Heimat, der sog. Sächsischen Schweiz, die im wesentlichen mit der Amtshauptmannschaft Pirna zusammenfällt, nachprüfen darf, so müssen aus der Betrachtung zunächst die seit Jahrhunderten in den Besitz der Landesherren übergegangenen Schlösser (Pirna, Königstein, Stolpen, Hohnstein u. a.) sowie eine Reihe längst verschwundener Burgstätten (Dohna, Wehlen, Rathen, Schwarzberg, Neidberg, Arnstein, Wildenstein, Winterstein usw.) ausgeschieden werden. Auch die jetzt oder einst königlichen Kammergüter, wie Sedlitz, Lohmen, Praßschwitz und Rennersdorf bei Stolpen, gehören nicht hierher; desgleichen nicht das seit 1822 fiskalische Kleinstruppen und das seit 1850 der königlichen Familie (Secundogenitur) zuständige Schloß Weesenstein mit seinen Pertinenzen Meusegast und Vorwerk Burkhardswalde. Sie alle unterliegen ja besonderen Bedingungen. Noch aber verbleiben in der Amtshauptmannschaft Pirna 31 Schlösser und Rittergüter in Privatbesitz. Mit Namen sind es: Berthelsdorf, Borthen, Gamig, Dittersbach, Elbersdorf, Rossendorf, Gersdorf, Cotta, Gießenstein, Heeslicht bei Stolpen, Hermsdorf bei Königstein, Hofhainersdorf, Köttwitz, Krebs, Krumhermsdorf, Langburkersdorf bei Neustadt, Langenhennersdorf, Liebstadt (Kuckuckstein), Magen, Helmsdorf, Neustruppen, Oberottendorf bei Neustadt, Ottendorf bei Pirna, Polenz, Prossen, Röhrschorf bei Pirna, Rottwerndorf, Thürmsdorf, Ulbersdorf bei Sebnitz, Zehista und Zuschendorf. Dazu seien noch gefügt die Vorwerke Dohna, Langenwolmsdorf, Cronitz und Jessen, das Allodialgut Olsa und das Freigut Langenwolmsdorf. Von all diesen Gütern aber befindet sich nicht eines mehr in den Händen derjenigen Familien, die sie um das Jahr 1600 besaßen. Als „uralter“ Besitz muß unter diesen Umständen Ottendorf bei Pirna gelten, das seit 1682 den Carlowitzen gehört, und als weitere alte Familiengüter des dortigen Adels sind Röhrschorf bei Pirna und Liebstadt (Kuckuckstein) anzusehen, die seit 1741 bzw. 1755 ebenfalls dem Geschlecht der Carlowitz zugehen. Alle andern Rittergüter jener Landschaft haben noch im 19. Jahrhundert zum Teil mehrfach ihre Besitzer gewechselt. Wer freilich vor 300 oder selbst noch vor 200 Jahren eine solche Rundschau gehalten hätte, der würde zu wesentlich andern Resultaten gekommen sein. Auf Ulbersdorf bei Sebnitz z. B. erscheint bereits 1432 ein Heinrich von Hermansdorf als

Schuldbürge Hinkos, Birken von der Duba zum Hohnstein, und erst 1622 verschwand infolge eines Tausches gegen das in der Oberlausitz gelegene Gut Liebenau der letzte Hermsdorf von dort. 1659 kaufte dasselbe Gut Ulbersdorf Siegfried von Lüttichau, dessen männliche Nachkommen es bis zum Ende des 19. Jahrhunderts besaßen, wo es ein Herr v. Gontard erwarb. Auch Magen blieb z. B. von 1518 bis 1819 in der Hand der Familie von Schönberg. Anderer Fälle nicht zu gedenken. Daß hier ein solches Wegdrängen des Adels von seinen Gütern erfolgt ist, beruht wohl weniger auf Mangel an Familiensinn und Heimatsfreudigkeit als auf äußeren Ursachen. Als solche können erwähnt werden die Politik der Wettiner im 15. Jahrhundert, besonders gegenüber den ihnen lästigen Dynastengeschlechtern (Burggrafen von Dohna, Birken von der Duba), wirtschaftliche Schwächung der meißnischen Vasallen durch den Dreißigjährigen Krieg, das Aufkommen und die geschickte Spekulation neuer finanzkräftiger Geschlechter, vornehmlich einer durch ihre Stellung einflußreichen Beamtenschaft, endlich das natürliche Erlöschen alter, vielleicht schon seit der Kolonisationszeit ansässiger Familien. Dieselbe Erscheinung begegnet uns übrigens im ganzen Königreich Sachsen. Die Adelsgeschlechter, die heute noch auf ihren Stammsitzen hausen, sind an den Fingern herzuzählen. An einige sei hier erinnert: Die Pfluge auf Strehla, die Heinicke auf Heinitz, die Miltitz auf Siebeneichen und die Trübschler auf Falkenstein.

Wir haben also gesehen, daß auf kolonialem Boden lange Sesshaftigkeit jedenfalls kein Privileg des Adels ist, zum mindesten nicht mehr in unserer Zeit. Betrachten wir nunmehr die Verhältnisse bei den Bauern Ostsachsens. Vor einigen Jahren habe ich einmal (Sebnitzer Grenzblatt vom Jahre 1898, Nr. 57 ff.) versucht, „Statistische Streifzüge in die Vergangenheit der Stadt Sebnitz und ihrer Nachbardörfer“ zu unternehmen. Es ergab sich damals auf Grund besonderer Untersuchungen als Koeffizient der Bevölkerungsbewegung, der Einfachheit halber von mir Aussterbekoeffizient genannt, fürs Jahrhundert in Hertigswalde die Zahl 2, in Hainersdorf 1,43, in Ottendorf 1,14, in Saupsdorf 2,29, in Hinterhermsdorf 0,57, d. h., in je hundert Jahren erloschen bisher (und bei gleichbleibenden Bedingungen würde es auch in Zukunft so geblieben sein), zu Hertigswalde zwei altgeessene Bauernfamilien, zu Hainersdorf etwa anderthalbe usw. Daß Hinterhermsdorf und Ottendorf (mit dem Koeffizienten 0,57 bzw. 1,14) die langsamste Verschiebung ihres Bevölkerungsstandes zeigten, beruht anscheinend auf ihrer weltabgeschiedenen Lage, womit von neuem die alte Wahrheit bestätigt wird, daß von der größeren oder geringeren Entfernung der Dörfer von einem vorwärtstreibenden, lebendigen Kulturmittelpunkte die konservative oder neuerungslustige Gesinnung des Landvolkes abhängt. Und insofern begreift sich schon Wilhelm Niehls Behauptung und die aus der schönen Literatur und der landläufigen Rede zu abstrahierende Ansicht, daß in den schwer zugänglichen Alpentälern und auf den weiten Ebenen Norddeutschlands die Sesshaftigkeit der Bauern weit größer sei als in dem an kulturellen Zentren so reichen Mitteldeutschland. Allein man überschätzt dabei wohl die Stärke des Einflusses, der von den kleineren geistigen Mittelpunkten ausgeht oder wenigstens vor der Industrialisierung Deutschlands ausging. Die vorhin genannten Zahlen, der Aussterbekoeffizient in den Ortschaften der Oberen Sächsischen Schweiz, ist doch so klein, daß er merkliche Änderungen erst nach Jahrhunderten bewirkt. Darum fanden sich von den im Hohnsteiner Amtserbbuch von 1547 (Dresdner Hauptstaatsarchiv) verzeichneten Bauernfamilien in Hertigswalde 1897 (also 350 Jahre später) noch 11 (von 18 früheren), in Hainersdorf noch 5 (von 10), in Ottendorf noch 6 (von 10), in Saupsdorf noch 9 (von 17), in Hinterhermsdorf noch 6 (von 8). Allerdings sind sie nur noch innerhalb der Gemeinde, nicht alle gerade mehr auf dem ursprünglichen Familiengut ansässig, ja zum Teil sind sie auch aus dem Verband der Bauern ausgeschieden und zu Gärtnern (Gartennahrungsbesitzern) oder Häuslern herabgesunken. Trotzdem läßt sich jahrhundertelanger Besitz an vielen Beispielen sowohl für jenes kleine Gebiet wie für ganz Ostsachsen nachweisen.

Es kann allerdings bei dieser Skizze, die mehr allgemeine Gesichtspunkte hervorheben und anregen will, nicht erwartet werden, daß die Besitzverhältnisse jedes einzelnen Gutes aus Dutzenden von Dörfern untersucht werden. Eine solche Arbeit (etwa eine Dissertation) wäre sehr erwünscht und würde aus den noch zahlreich vorhandenen Steuerregistern, Amtserbbüchern, Gerichtsbüchern, Kaufbüchern und ähnlichen Akten erschöpfend getan werden können. Hier aber genügen wohl einzelne hervorragende Beispiele; denn gerade die weitverbreitete Ansicht von der längeren Sesshaftigkeit der Bauern in Ober- und Niederdeutschland, im Gebiet zentralisierten Volkstums, stützt

sich meist auch nur auf die Kenntnis „einzelner Bauernhöfe“ mit langer Besitzerfolge aus derselben Familie. Einige solcher Einzelnachrichten sollen nun auch hier erbracht werden.

So saßen bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf ihren Gütern zu Hertigswalde seit 1714 die Familien Hohlfeld und Gretsche, seit 1600 (also etwa 250 Jahre lang) die Familie Sturm. Auf dem dortigen Erbrichtergut aber haben seit mindestens 1547 nur drei Familien gewirtschaftet: Hille, Scheffler und Boehme, letztere seit ungefähr 120 Jahren und mit der Aussicht auf noch lange Dauer. In Hainersdorf bei Sebnitz verzeichnet das Amtserbbuch von 1547 einen Müller namens Kotte, und noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts bediente einer seiner unmittelbaren Nachkommen den Mahlgang im selben Dorfe; dann verschwindet sein Geschlecht von dort. In derselben Quelle begegnet uns gleichfalls schon 1547 ein Bauer Thomas Klar auf dem Gute, das am Wege von Sebnitz nach dem Hochbusch, einem bekannten Aussichtspunkt, liegt und zu dem die berühmte „schöne Buche“ (vgl. Über Berg und Tal 1913, S. 3ff.) gehört, die vielleicht schon in den Tagen der Reformation ein Besitzer aus dieser Familie pflanzte, die als „Klahrebauern“ bis 1900, also mindestens 353 Jahre, dort schalteten. Dann allerdings wurde pünktlich nach meinem zwei Jahre vorher festgestellten Aussterbekoeffizienten der alte „Klahren-Fritze“ als Letzter seines Stammes aus der Väter Erbe hinausgetragen, das jetzt ein Sohn seiner Tochter aus der Ehe mit einem ehemaligen Gutsknecht bewirtschaftet.

Kräftig blüht dagegen am Niederende desselben Ortes Hainersdorf, auf dem sog. Lehnbauerngut, noch heute die Familie Meintschel; auch sie hat Aussicht, noch lange auf der durch uralten Besitz geheiligten Scholle zu haufen. Wie ihre Dorfnachbarn werden die „Meintschel“ allerdings erst 1547 auf diesem Gute genannt, und zwar erscheint da Bartel Meintschel als Lehnsmann Christophs von Liebenau; allein noch bewahren Meintschels die Lehnbriefe, ihr Gut betreffend, seit dem Jahre 1486 in ihrem Besitz und sind jedenfalls mit den darin ohne Namen erwähnten hinterlässigen Bauern derer von Liebenau identisch. Wir kommen hier also auf eine mehr als 400jährige Seßhaftigkeit. 1456 allerdings wurde Caspar Canycz mit diesem Gute belehnt (Hauptstaatsarchiv Dresden, Copial 45, Bl. 159b). Die Familie Meintschel hat sich 1618 von ihrem Vasallenverhältnis freigekauft, und die Bauern auf dem Hainersdorfer Lehngrund empfangen seitdem die Belehnung von der Lehnkurie in Dresden unmittelbar. Der bei der Zeremonie vom Lehnbauer getragene Degen ist noch vorhanden; von den vielen schönen Pergamenturkunden des Hauses hat ein Familienmitglied in der deutschen Reichshauptstadt, ein Jurist, dem man sie vorübergehend anvertraute, die Siegel losgeschnitten für seine Siegelsammlung (!).

Zwar schon auf böhmischem Gebiet, aber doch hart an der sächsischen Grenze und bis zum Ausgang des Mittelalters auch politisch mit der benachbarten, jetzt sächsischen Landschaft verbunden, liegt, an der Quelle des Sebnitzbachs und am Südostfuß des Hohwaldes das Dorf Hilgersdorf. Dort findet sich ein weiteres Beispiel treuer Anhänglichkeit an den bauerlichen Wohnsitz der Ahnen. Als im Jahre 1864 der letzte Hilgersdorfer Erbrichter namens Herzig starb, erlosch mit ihm ein Zweig der Familie, der seit 1564 blühte, wo Christoph Herzig („Herzog“) das Lehngericht um 6300 Schock Groschen von Georg Schickanz kaufte (Heimatkunde des politischen Bezirks Schluckenau, Rumburg 1898, S. 412). Die Herzigs haben also genau 300 Jahre auf diesem Gute gesessen. Der Volkstradition nach pflanzte der Ahnherr bei der Übernahme des Gutes zum Wahrzeichen seiner Familie eine Anzahl Linden an der Straße vor dem Lehngericht. Sie sind bis auf einen stattlichen Baum, dem man die 300 Jahre wohl ansieht, eingegangen. Diesen letzten Zeugen treuen Festhaltens an der Heimat verkaufte später die Gemeinde, der der letzte Herzig sein sehr beträchtliches Barvermögen und das ganze Gut gestiftet hatte, an einen Holzhändler. Wenige Tage vor ihrem unrühmlichen Ende durch des Holzfällers Art, photographierte ich die Linde und erhob unter Beifügung des Bildes und Schilderung der Verhältnisse — glücklicherweise mit Erfolg — Einspruch bei der k. k. Bezirkshauptmannschaft Schluckenau.

Auch die Mühlen der Sächsischen Schweiz sind zum Teil altes Familiengut. So haust in der Buschmühle an der Kirnitzsch, am Fuße des Arnsteins bei Ottendorf, seit nunmehr etwa hundert Jahren das Geschlecht der Glaeser. Ein weit ehrwürdigeres Jubiläum aber, das der Rölligmühle in Krippengrunde, gegenüber Schandau a. Elbe, wurde schon am 27. Juli 1884 festlich begangen. Damals waren es 300 Jahre her, daß sich die Familie Röllig im Besitz der zu Papstsdorf gehörigen Mühle befand. Denn 1584 ging diese durch Kauf von den Mühschen

Erben an Peter Röllig aus Markersbach über. Mit dankenswerter Pietät haben seitdem alle seine Nachfolger am Besitzum der Ahnen festgehalten. Ja, seit dem gänzlichen Umbau im Jahre 1585 ist eigentlich nichts mehr von dem alten Mühlgebäude verschwunden, sondern die Enkel sind den Bedürfnissen ihrer Zeit durch Anbauten gerecht geworden. Dadurch hat die Rölligmühle jenes malerische, vielgiebelige Aussehen erhalten, das so viele Künstler und Künstlergenossen schon entzückt hat und das auch durch einen jüngsten Neubau dank dem rechtzeitigen Eingreifen des Bundes Heimatschutz nicht völlig zerstört worden ist. Mögen die Rölligmüller in ihr 1811 angelegtes „Stammbuch“ noch recht viele frohe Ereignisse eintragen können!

Treuer Anhänglichkeit an Haus und Hof kann sich auch die alte Müllerfamilie der „Biener“ rühmen. In der „Vordermühle“ zu Krippen bei Schandau erscheint bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein Biener als Erbmüller; seine Nachkommen übten das väterliche Gewerbe auf demselben Grundstück bis zum Jahre 1895 aus (vgl. Über Berg und Tal, Dresden 1900, S. 261 ff.).

Auf etwa 300jährigen Besitz des Erbgerichts kann ferner die Familie Rasche in Lohsdorf zurückblicken. Auch dort werden die Originallehnbriefe noch sorgsam aufbewahrt. Übrigens haben auch die Vorbesitzer recht lange auf dem Lohsdorfer Richter- und Schenkengut gehaust. Denn schon 1466 erhielt Michael Richter das „freie Gericht zu Lohsdorf im Ampte Hohnstein“ zu Lehen, anscheinend als Nachbesitzer seines Vaters, und erst 1582 ist der letzte Inhaber namens Richter dort verstorben. Wahrscheinlich rührt sogar der Familienname Richter von der sozialen Stellung seines Trägers innerhalb der Gemeinde Lohsdorf her, so daß also die Verbindung jener Familie mit dem dortigen Richteramt mindestens in den Anfang des 15. Jahrhunderts, vielleicht aber gar in die Kolonisationszeit zurückgeht. Ähnlich dürfte es im benachbarten Ehrenberg gewesen sein. Auch dort erscheint bereits 1491 Nickel Richter als Inhaber des Lehnnguts und Gerichts, und noch 1817 begegnen uns seine unmittelbaren Nachkommen (Erblehngerichtsbefitzer Johann Gottfried Richter) an derselben Stelle. (Nach einem „Vergleichsrezept über die von den umliegenden Ortschaften zum Kgl. Vorwerk Hohnstein zu leistenden Wirtschaftsdienste“, Bautzen 1817, S. 6). Dann aber — das Jahr konnte ich zurzeit noch nicht ermitteln — ist das Erblehngerichtsgut in andere Hände übergegangen. 1835 besaß es Karl Gottlieb Eiföldt, das Richteramt im Dorfe übte aber immer noch Johann Gottfried Richter (Flurbuch der Gemeinde Ehrenberg von 1835 im Hauptstaatsarchiv Dresden). Im 16. Jahrhundert (1561) begegnet allerdings vorübergehend einmal Simon Koeler als Lehnrichter zu Ehrenberg (Hauptstaatsarchiv Dresden Nr. 43, Landsteuerregister von Ämtern 1561, Vol. II). Ob dieser aber auch auf dem Lehnrichtergut saß, bleibt mir noch zweifelhaft (vgl. kurz vorher).

Noch länger nachweisbar ist die Seßhaftigkeit eines andern Bauerngeschlechts. Diesmal suchen wir nicht in der Sächsischen Schweiz, sondern am Nordwestrande der Oberlausitz. Dort sitzt in dem Dorfe Follung oder Meißnische Seite, dicht vor der Stadt Pulsnitz, die Familie Weizmann auf ihrem Stammgute, zu dem auch ein hochinteressantes mittelalterliches Holzbauwerk gehört, Perfert genannt (eine Name, der sicher aus Bergfried entstellt ist, nicht aber aus Sperrfort, wie die Lokalhistoriker gemeint haben). Vom Jahre 1555 an sind die Besitznachweise im Gute selbst erhalten. Um die Wende des 19. Jahrhunderts schien der Erbgang des Gutes in der Familie Weizmann gesichert. Ein Sohn waltete dort mit dem hochbetagten Vater der Pflugschar, während der andere Sohn als Dozent an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Halle wirkte. Da entriß der Tod dem Gute seinen Pfleger und — „Hoch klingt das Lied vom braven Mann“ — Dr. Weizmann verließ die ehrenvolle und gewiß auch innerlich befriedigende Stellung als Hochschullehrer und wurde Bauer auf der Meißnischen Seite, um das Gut seiner Väter der Familie zu erhalten. Möge seine Treue durch ein weiteres fröhliches Gedeihen der Weizmänner auf dem angestammten Gute belohnt werden! Mich aber freut es, durch einen glücklichen Fund im Dresdner Hauptstaatsarchiv (Loc. 4334, Nr. 12b, Verzeichnis von Einkünften 1445, Bd. I, Bl. 40b), die Heimstätte der Familie Weizmann an jener Stelle um mehr als hundert Jahre früher, als das bisher bekannt war, erweisen zu können. Schon 1445 nämlich zinst von diesem Gute „Wehman in der follunge 2 kaphanne“ zum Schloß Radeberg.

Auch im Osten der sächsischen Oberlausitz finden sich Belege für solche treue Anhänglichkeit am väterlichen Gute. Zunächst ein Beispiel aus Oberleuba bei Ostritz. Im 15. Jahrhundert ver-

mutlich der Edelsitz des Dorfes, kam das dortige Dreihufengut nach der Erwerbung des betreffenden Dorfteils durch das Kloster Mariental in bäuerliche Hände. Zuerst saßen hier, seit 1500 nachweisbar, mehrere Glieder der Familie Bartsch; dann gelangte es 1541 durch Erbgang an den Schwiegerjohn des letzten Bartsch, Mats Scholze. Dessen Söhne Hans und Peter teilten am 20. April 1554 das Vatererbe in zwei Güter. Peter Scholze führte sein Geschlecht auf dem Obergut (jetzt Nr. 3) bis zum Jahre 1805, das Niedergut (Nr. 5) aber blieb im Besitz der männlichen Nachkommen von Hans Scholze bis zum Jahre 1859, wo es in Feuer aufging, worauf es nach dem Neubau durch Johann Traugott Scholze an dessen Schwiegerjohn Pastian (1865) und von diesem an seinen Pflegejohn Michel (1899) verkauft wurde (Doehler: Geschichte des Dorfes Lenba 1906, S. 183 ff.). Der eine Teil des Gutes ist demnach in der männlichen Linie 324 Jahre bei demselben Geschlecht geblieben, wenn man aber die Vererbung durch die Frauen mit berücksichtigt, kommt man auf eine Besitzdauer von mindestens 400 Jahren.

In Großschönau (westl. Jittau) gibt es zwei Bauerngüter, die ebenfalls durch Jahrhunderte bei derselben Familie erhalten wurden. Schon 1548 kommt auf dem Bauerngut Nr. 90 Wenzel Goldberg (Goldwenzel genannt) vor, dessen Nachkommen es noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts ungeteilt innehatten (s. Th. Richter: Geschichtlich-statistische Darstellung der Damastmanufakturorte Groß- und Neu-Schönau, Leipzig 1837, S. 83, Anm. 20). Am 22. Okt. 1849 trafen dann nach längerem gemeinschaftlichen Besitz die Brüder Johann Friedrich und Johann Gottfried Goldberg ein Abkommen, wonach jener die obere Hälfte des Bauernguts mit dem Wohnhaus übernahm, während dieser das niedere Restgut behielt. Das obere Gut überließ Johann Gottfried 1855 seinem ältesten Sohn August Friedrich, der es 1882 — nachdem also seine Familie mindestens 334 Jahre dort gehaust hatte — verkaufte. Das einstige Bauernhaus wurde 1896 abgebrochen; jetzt steht an seiner Stelle ein stattlicher Neubau, den der Handelsmann G. H. Jähne gen. Seibt dort aufgeführt hat. Die niedere Gutshälfte, die der letzte Goldberg 1849 seinem Schwiegerjohn J. Christoph Wenzel verkaufte, ist gegenwärtig Eigentum Gustav Oswald Haebblers.

Das andere alte Familiengut (Nr. 93) zu Groß-Schönau erkaufte am 23. Juni 1581 Georg Sperling aus Waltersdorf gegen seinen Garten (s. Th. Richter: Groß- und Neu-Schönau. 1837, S. 84, Anm. 24). Der Vorbesitzer war Michel May. Das Gut hieß später nach einem Enkel Lucas Sperling (um 1670) nur das Lurgut; noch heute, wo die Hof- und Wirtschaftsgebäude abgebrochen sind, besteht für den zugehörigen Fahrweg der Name „Lurgasse“. Erst 1875 verkaufte Joh. Gottlieb Sperling das väterliche Erbe, das rasch hintereinander in verschiedene Hände überging und dessen Ende damit besiegelt war. Immerhin hat es beinahe 300 Jahre derselben Familie Obdach und Nahrung geboten (freundl. Mitteilung des Gemeindevorstands Eichler in Groß-Schönau).

Nur drei Besitzerfamilien begegnen uns während drei Jahrhunderten auf dem Kretscham (Erbgericht) zu Niederoderwitz. Schon 1586 erscheint dort als Ortsrichter Adam Förster; um 1690 ging das Gut an Hans Georg Göhle über; mit Anfang des 19. Jahrhunderts erwarb es die Familie Glathe (Korschelt: Geschichte von Oderwitz, Neu-Gersdorf 1871, S. 156), die es noch vor wenigen Jahren besaß. Erst neuerdings ist der Kretscham in andere Hände übergegangen. 1908 verkaufte nämlich Wilhelm Glathe, da er kinderlos war, sein Besitztum an einen Güterhändler, von dem es nach kurzem Zwischenbesitz eines Dritten 1912 an die Firma Adolph und Wilhelm Glathe, Verwandte der ehemaligen Bauern auf dem Kretschamgut, gelangte (freundl. Mitteilung des Gutsbesitzers Werthschützky in Niederoderwitz).

Zu Berthelsdorf bei Herrnbut sind Glieder der Familie Mittler wenigstens 200 Jahre (von 1660—1852) auf dem geteilten Gute Nr. 54/55 nachweisbar (Korschelt: Geschichte von Berthelsdorf, 1852, S. 76). Aber auch Gärtner und Häusler halten an ihrem bescheidenen Besitztum fest. So finden wir auf der Gartennahrung, Brandkat. Nr. 268, im selben Berthelsdorf von 1660—1852 den Besitzernamen Mittler, und 1852 besaß ebendort noch ein Dutschke das Haus, das 1704 sein Vorfahr, der Schullehrer, Chr. Dutschke erbaut hatte (a. a. O. S. 77).

Zu Eiban (Amtshauptmannschaft Löbau) gibt es gleichfalls Bauernhäuser mit langer Besitzerfolge aus demselben Geschlecht, z. B. die Güter Brandkataster Nr. 28, 48 und 67. Letzteres besaß 1586 Georg Neumann; 1765 verkaufte es Friedrich Neumann an seinen Sohn J. Hfr. Neumann (freundl. Mitteilung von Dr. Wauer, Dresden). Das Gut ist aber noch weitere hundert

Jahre bei der Familie Neumann geblieben. Bis 1878 gehörte es Gottlieb Neumann, dann erst kam es in andere Hände. Jener bewirtschaftete nachher (bis 1880) den Gasthof „Zum Gerichtsfretscham“ und starb einige Jahre später ohne männlichen Erben. Mit ihm erlosch die Familie Neumann in Eibau (freundl. Mitteilung des Gemeindevorstands Schmiedel in Eibau).

Es mag hier ferner ein Beispiel aus der wendischen Oberlausitz angeführt werden, um so mehr, als es mir zweifelhaft scheint, ob die betreffende Familie nicht ursprünglich deutschen Herkommens ist. Das bäuerliche Lehnsgut zu Preuschwitz bei Bautzen nämlich befindet sich nach der Tradition seit mehr als 400 Jahren im Besitz desselben Geschlechts. Der derzeitige Inhaber heißt Karl Traugott Lehmann; sein Name (= Lehnmann) weist, wie der Name Richter, auf die soziale Stellung des ersten Trägers zurück. Die Familie bewahrt u. a. noch eine Urkunde vom 7. Juli 1497, die einen Streit zwischen dem Rat zu Bautzen und dessen Lehnsmann Martin zu „Preischwitz“, der sein Lehnsgut von dem Bautzner Domherrn Johannes Pfoel erworben hatte, behandelt (freundl. Mitteilung von Dr. Piff in Dresden). Die Erbfolge in der männlichen Linie scheint gesichert zu sein.

Auch in der Nachbarschaft von Dresden lassen sich solche alte Familiengüter in der Bauernschaft nachweisen. So hat sich z. B. in Mohorn bei Tharandt das malerisch auf einer Höhe der Kirche gegenübergelegene Thomas Henkersche Gut von 1530 an bis zur Gegenwart immer vom Vater auf den Sohn vererbt und wird voraussichtlich auch noch länger bei dem Geschlecht verbleiben (vgl. Über Berg und Tal, Dresden 1908, Nr. 9, S. 326). Eine alteingesessene Familie sind auch die „Krauspe“ zu Sachsdorf bei Wilsdruff. In ihrem Besitz war die dortige Gartenanlage Nr. 28 von 1538—1804; in letzterem Jahre ging sie dann durch Frau Marie Bruchholz geb. Krauspe in das Eigentum der heute noch dort waltenden Familie Bruchholz über, so daß wir auch hier, wenigstens mit Einbeziehung der Spindelreihe, auf eine 375 Jahre dauernde Sesshaftigkeit kommen. Im selben Sachsdorf hatte die Familie Hillig von 1685 an den „Erb-Kretschmar“, das Brauschenkengut Nr. 6 (jetzt Haus Nr. 6), bis 1863 inne. Seit jener Zeit haufen die Hillige auf dem Gute Nr. 8, mit dem aber die Felder von Nr. 6 vereinigt worden sind. Auch hier ist also eine Besitzdauer von 227 Jahren erwiesen. Endlich beherbergt Sachsdorf noch weitere drei Bauerngeschlechter, die seit mehr als 150 Jahren auf demselben Gut ansässig sind: die „Schoche“ auf Nr. 27 seit 181 Jahren, die durch die weibliche Linie aneinandergeknüpfte Familie Rülker-Maune auf Gut Nr. 14 seit 160 Jahren, die „Beger“ auf Gut Nr. 4 seit 143 Jahren (Unsere Heimat, Beil. 3. Wochenbl. f. Wilsdruff u. Umgegend, 1910, Nr. 3 u. 5). Lange Zeit hat ferner eine Familie Bormann auf der „freien Erbschenke“, dem Richtergut zu Somsdorf bei Tharandt gehaust. Anthonius Bormann (anno 1550) ist der erste, den wir bisher urkundlich belegt fanden (Dresden, Hauptstaatsarchiv, Amtserbbuch von Grüllenburg-Tharandt, S. 135); anscheinend saß er aber schon auf Vätererbe. 1719 treffen wir dort den letzten Erbrichter Christoph Bormann, der mit seiner Gemeinde wegen den schwedischen Einquartierungskosten in Streit geraten ist (ebenda, Loc. 13665, Cantley-Acta: Die Gärtner und Häußler zu Somsdorf, 1720). Diese Differenzen waren anscheinend die Ursache, daß sich die „Bormann“ von Somsdorf wegwandten. Um 1730 tauchen sie als Dresdner Bürger wieder auf. Zu Kauscha (südöstlich von Dresden) ist das Gut Nr. 4 (Borthener Anteil) mindestens seit 1516 bis auf den heutigen Tag im Besitz der Familie Winkler, und etwa 300 Jahre lang läßt sich ebendort die Familie Hünigen auf dem geteilten Allod Nr. 5 nachweisen (Trautmann, Mitt. d. Ver. f. Gesch. Dresdens 1912, Heft 22, S. 78). Eine Familie Piehsch sitzt noch heute auf jenem Gut in Omschwitz (westlich von Dresden), das nach dem Gerichtsbuch des Dorfes (Dresdner Hauptstaatsarchiv) die Brüder Piehsch aus Ockwitz bereits 1570 erkaufte (ebenda S. 84).

Um auch im östlichen Erzgebirge die langdauernde Sesshaftigkeit unserer Bauern zu erweisen, seien hier einige Beispiele aus Preischendorf bei Frauenstein angeführt. Man kann sie nachlesen und ergänzen bei Silbermann u. Busch: Chronik von Preischendorf usw. 1900, S. 159 ff. So war das Gut Nr. 76 (ich zitiere immer die Brandkatasternummer) zu Niederpreischendorf mindestens 316 Jahre im Besitz derselben Familie. Schon 1538 gehörte es Balthasar Zimmermann und erst 1854 verkaufte es J. G. Zimmermann an K. Fr. Geißler. 325 Jahre lang saß bereits 1900 im selben Dorfe auf ihrem Erbgut (Nr. 35) mit Mühle die Familie Pellmann, die es wohl heute noch innehat (erster Käufer war 1575 Christoph Pellmann, jüngster Besitzer 1900 Karl Aug. Pellmann), und ebendort bewirtschaftete das Gut Nr. 57 seit 1628 bis 1900 bzw. bis zur

Gegenwart, also mindestens 272 Jahre lang, gleichfalls ein Zweig der Familie Pellmann (1900 war Besitzer Heinr. Aug. P.). Das Gut Nr. 31 gehörte 1900 (und wohl auch noch heute) der Familie Geißler (zuletzt Julius Bruno G.). Da es ihr Vorfahr Balthasar Geißler schon 1638 erwarb, so ist also auch diese Familie mindestens seit 262 Jahren sesshaft. Wohl mehr als 278 Jahre lang (vor 1536 bis 1814) saß auf dem Gute Nr. 49 mit Mühle die Familie Klemm, mindestens 246 Jahre lang (vor 1538 bis 1784) auf dem Gute Nr. 67 die Familie Lempe. Auch ein „Altgarten“ (Nr. 39) zu Niederprehschendorf blieb 215 Jahre (vor 1648 bis 1863) bei einer Familie Zimmermann. Nur zwei Familien begegnen uns im Zeitraum von mindestens 362 Jahren auf dem Gute Nr. 50. Es sind (vor 1538 bis 1703) die „Klöppel“ und (von 1703 bis 1900 bzw. 1913) die „Menzer“.

Zu Oberprehschendorf finden sich ebenfalls mehrere alte Familiengüter. Mindestens 311 Jahre (vor 1538 bis 1849) hauste auf dem Gute Nr. 17 das bauerliche Geschlecht der „Fleischer“, mindestens 296 Jahre (vor 1538 bis 1834) auf Gut Nr. 68 das Geschlecht der „Braune“. Im Jahre 1900 saßen auf Gut Nr. 26 die „Fleischer“ (zuletzt H. E. Fleischer) bereits 280 Jahre (seit 1620), auf Gut Nr. 13 die „Mende“ (zuletzt K. F. Mende) 265 Jahre (seit 1635). Ebendort gehörte das Gut Nr. 71 genau 250 Jahre lang (1642–1892) der Familie Zimmermann, das Gut Nr. 56 aber 214 Jahre lang (1657–71) der Familie Kästner. Ferner blieben folgende Güter längere Zeit bei demselben Geschlecht: 198 Jahre (von 1635 bis 1833) das Gut Nr. 41 (Besitzer Kästner), 190 Jahre (von 1705 bis 1895) das Gut Nr. 44 (Besitzer Zimmermann), 154 Jahre (von 1679–1833) das Gut Nr. 23 (Besitzer Fleischer). Endlich finden sich auch hier nur zwei Familien seit mindestens 1538 auf dem Gute Nr. 78, nämlich bis 1761 die Familie Geißler, seitdem die Familie Träger.

Wir haben an all diesen ausgewählten Beispielen gesehen, daß Stammbaum und Familiengut, „zwei der wichtigsten sozialen Attribute des alten grundbesitzenden Adels“ (wie sie W. v. Riehl nannte), auch den Bauern Ostfachsens eignen; ihre Sesshaftigkeit ist so stark wie die ihrer süd- und norddeutschen Standesgenossen, und Sachsen braucht sich in diesem Punkte seiner Zugehörigkeit zum „ausgewitterten“ Mitteldeutschland nicht zu schämen. Wenn die zahlreichen Kriegsstürme (Hussiteneinfälle, Bruderkrieg, Dreißigjähriger Krieg, schwedische Invasion, Siebenjähriger Krieg und die napoleonischen Feldzüge) nicht so verheerend über die Kluren Sachsens dahingebraust wären und wenn der Adel, besonders auch in der Oberlausitz, das Auskaufen der Bauerngüter, das „Bauernlegen“ nicht gar so eifrig besorgt hätte (vgl. hierüber Knothe, Neues Lausitz. Magazin LXXII, S. 99 ff.), so würde die Zahl altfässiger Bauernfamilien in unserm Gebiet noch weit größer sein.

Eines wird bei einem Rückblick auf die hier vorgetragenen Fälle von Sesshaftigkeit noch auffallen. Viele Beispiele betrafen Mühlen-, Richter-, Schenk- und Lehngüter. Das erklärt sich einmal dadurch, daß gerade sie wirtschaftliche Vorteile vor andern Gütern boten, die man seiner Nachkommenschaft, wenn irgend möglich, zu erhalten suchte und infolge ihrer größeren Rentabilität auch leichter erhalten konnte, zum andern aber aus der überragenden Ehrenstellung, die das Erb- und Lehnrichtertum in der Bauernschaft einnahm und — im Gegensatz dazu — aus der eremiten, immer etwas beargwohnten Stellung, die das Müllergewerbe in den Augen des Volkes noch vor gar nicht so langer Zeit hatte. Endlich läßt sich die Geschichte von Mühlen- und Richtergrütern auch darum leichter verfolgen, weil über sie infolge ihrer besonderen und häufigeren Verührungen mit den Behörden die Archive mehr einschlägiges Material enthalten als über gewöhnliche Anwesen. Aber auch für zahlreiche einfache Bauerngüter läßt sich zweifelsohne der Nachweis alter Zugehörigkeit zu dieser oder jener Familie erbringen, wenn sich erst einmal die Aufmerksamkeit der Kulturhistoriker mehr als bisher auf sie richtete. Und da wäre es besonders interessant, auch einmal festzustellen (vielleicht könnte für ein begrenztes Gebiet sogar versucht werden, genaue Verhältniszahlen zu gewinnen), ob in beachtenswertem Maße Übergang des Familienguts an den Schwiegersohn und dessen Nachkommenschaft stattgefunden hat. Auch in diesem Falle kann man wohl von einer gewissen Sesshaftigkeit der ursprünglichen Familie auf dem Gute reden: nur tritt sie eben durch den Namenwechsel nicht so auffällig in die Erscheinung (vgl. die hier gegebenen Beispiele von Oberlenba und Sachsdorf).

Andererseits muß der Forscher auf diesem Gebiet große Vorsicht walten lassen, da die Güter bei einem Besitzwechsel oft ihre alten Namen behielten, die nachfolgenden Besitzer aber diese

Hofnamen anzunehmen in manchen Gegenden geradezu verpflichtet waren. Dr. v. Bötticher (Dresden) bringt in einem Privatdruck (Die Rügengerichte auf den Ortschaften des Domstiftes St. Petri zu Bautzen, 1896, S. 30) einen interessanten Nachweis darüber aus den Rügen des Dorfes Zschornau am Schwarzwasser (Oberlausitz) vom Jahre 1665. Es heißt dort: „Rügen, daß ein jedweder seines Vorfahren Namen aufm Gute, so er kauft, zugleich schuldig zu behalten. Wolte aber derselbe sich anders taufen lassen, das ist, einen andren Zunamen haben, z. B. statt Raby wolte er heißen Hedan usw., muß er geben der Gemeinde eine andere Tonnen und dem Ältesten ein Pitschel Bier, item dem Stifschösser, der seinen Namen in den Urbariis mündire, $\frac{1}{2}$ Schock Gebühr erlegen.“ Da der Bauer von jeher Geldkosten, wenn irgend möglich, vermied, so tauschte er wohl oft seinen alten Namen für den Gutsnamen aus. Ein besonderes Beispiel dafür bietet v. Bötticher (a. a. O.) aus Gödda bei Bautzen. Der Besitzer des freien Lehnguts daselbst, Paul Mucke, war ohne Lehnserben gestorben und sein Gut an den Domherrn Heinrich von Volberitz zu Förstchen gekommen. Dieser verkaufte die Hälfte des Gutes 1476 an Andreas Lehmann in Aufschowitz. Das Gut heißt aber heute noch in Gödda allgemein das Muckesche Gut, sein Besitzer Erazß heißt bei den Nachbarn Mucke-Erazß (oder auch Zippel-Mucke, wie ich von einem geborenen Göddaer hörte, weil das Grundstück am südöstlichen Zipfel von Gödda gelegen ist). Ein weiteres Beispiel verdanke ich Dr. Pflk. Bei einem Prozeß, der zwischen 1780 und 1783 vor dem Dorfgericht zu Neukirch a. Hohwalde schwebte, gab ein aus Diehmen stammender Bauer an, „daß er zwar mit seinem rechten Namen Martin Petrasch heiße, insgemein aber von jedermann Schmeiß Martin genennet würde, und dieses käme daher: seines verstorbenen Vaters Stiefvater hätte dieses Gut ehemals besessen und hätte Schmeiß geheißt und dann habe er den Namen Schmeiß Martin behalten“ (vgl. auch Kühnel im Neuen Lausitz. Magaz., LXIX, S. 45 u. 261.)

Die Übertragung des Gutsnamens auf den Besitzer ist aber auch in der Sächsischen Schweiz gebräuchlich, obgleich hier keine Zeugnisse vorliegen, daß jemals eine nur mit Geld abzulösende Pflicht dazu bestanden habe. Wenige Beispiele genügen wohl. Vor etwa zwanzig Jahren lernte ich in Leipzig zwei Studenten, Gebrüder Endler, kennen, die aus Hertigswalde bei Sebnitz gebürtig waren. Als ich mich in den nächsten Ferien dort nach ihnen befragte, kannte sie zunächst niemand, bis sich ergab, daß es „die Heßbauernschen“ seien. Nun befand sich zwar das Gut, aus dem die beiden jungen Männer stammten, schon im Jahre 1547 im Besitz eines Mattes Hesse, aber 150 Jahre später, am 16. Dez. 1689, war Martin Hesse als Letzter aus dieser Familie von dort weggegangen, worauf bis 1727 Vater und Sohn namens Storm als Inhaber erscheinen, und von da an bis Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Familie Endler das Gut besaß. Dann wechselten rasch die Besitzer; aber auch heute noch heißt das Gut beim „Heßbauern“. Neben dem Heßbauerngut in Hertigswalde liegt gleich das Hasen-Hempelsche Gut. Die „Hasen“ starben dort Mitte des 18. Jahrhunderts aus; der einzige Hempel verließ das Gut um 1812. Gleichwohl deckt beider Name bis zur Stunde die dortigen Bewohner.

Als ein ganz außerordentliches Beispiel von der fortwirkenden Kraft eines solchen Namens sei endlich noch einmal das Lehngut in Amtshainersdorf bei Sebnitz angeführt. Am 9. Januar 1456 belehnte der Kurfürst von Sachsen Caspar Caniczen mit dem „bawergut genant das Marschengut zu Heynrichstorff am ende desselben dorfes in der pflege zcum Honstein gelegen, das lange zeyt wuste gewest ist vnd vorstanden hat“. Auch „Marischnergut“ heißt es. Und dieser schon 1456 „alte“, anscheinend von einem Vorbesitzer haften gebliebene Name kehrt durch alle Lehnbriefe und in vielen Akten über das Lehnbauern- oder Marschnergut wieder bis zum Jahre 1762 und ist heute noch im Gute selbst und bei den Nachbarn wohlbekannt. So hat der Name ein halbes Jahrtausend seinen ursprünglichen Träger überdauert.

Es will mir scheinen, als ob aus solcher Tatsache ein streng konservativer Zug unseres Bauerntums hervorleuchte. Geht auch der Auswandererfamilie aus der Siedlungsepoch, der Markgenossenschaft im Koloniallande, eines ihrer Mitglieder durch Tod oder Wegzug im Laufe der Jahrhunderte verloren, die Fiktion, daß sein Geschlecht noch im Dorfbering weile, bleibt aufrecht erhalten. Der neue „Nachbar“ tritt unter dem alten Namen in alle Pflichten und Rechte seines Vorgängers ein. Die Scholle hat sich ihren angestammten Herrn, die Dorfgemeinde ihren lückenlosen Bestand gerettet.

Der Gebrauch deutscher Ortsnamen in Welschtirol und in den sprachlichen Grenzgebieten.

Von

Dr. Wilhelm Rohmeder in München.

Vorbemerkung. Heft 1 des dritten Jahrgangs der D. Erde (1904) brachte einen Aufruf zur „Mit-
arbeit behufs Ermittlung noch heute gebräuchlicher deutscher Namenformen für Worte in
fremden Sprachgebieten“. Der im Anschluß hieran zwischen der Schriftleitung der D. Erde und mir geführte
Briefwechsel ergab die Vereinbarung, daß ich die Bearbeitung eines Ortsnamenverzeichnisses „für die Osthälfte
der romanischen Alpen“, genauer „zwischen der Westgrenze Tirols und dem Westufer des Gardasees bis zur
österreichischen friaulischen Grenze“ übernehmen sollte. Der übernommenen Aufgabe suchte ich dadurch zu ent-
sprechen, daß ich zunächst im Jahrgang 1905 der D. Erde, S. 171–76 und S. 212–20, den „deutschen Orts-
namenwortschatz der Deutschferjentaler in Südtirol“ veröffentlichte: ungefähr 700 Ortsnamen (im
geographischen Sinne des Wortes), fast ausschließlich deutschen, nur einige wenige rätoromanischen Stammes.
Ein Anhang „Aus der Nachbarschaft der Deutschferjentaler“ verzeichnete die bei den letzteren noch in
Gebrauch befindlichen deutschen Ortsnamen in den Nachbargegenden und sollte zum zweiten Teil der Gesamt-
arbeit hinüberleiten, dem Persener Becken mit einem Anhang für das „Burgental“ (d. i. untere Suganertal).
Als weitere Teile sollten folgen: Die Hochebene zwischen Brint und Etsch, wozu ich im Jahrgang 1906 der
D. Erde, S. 166 ff., für St. Sebastian eine Skizze gegeben habe; dann ferner das Nonstal (mit Judi-
karien als Anhang), das Etschtal unterhalb Eichholz und Salurn, die ostladinischen Talschaften und
schließlich die alten deutschen Sprachgebiete im Nordosten Italiens. Die einzelnen Teile sollten dann zu einem
selbständigen Werk zusammengefaßt und durch ein in der Abfolge zusammengestelltes Namenverzeichnis zum
praktischen Gebrauch für Schriftsteller, Landmesser, Kartenzeichner, Herausgeber von Reisehandbüchern, für die
Tagespresse usw. geeignet gemacht werden.

So der Plan! Dessen Durchführung wurde bisher verhindert durch die Überladung mit praktischen (Ver-
waltungs-) Arbeiten, die dem Schutze bedrohten Deutschtums oder bedrohten deutschen Sprachguts dienen, ebenso
mit kleineren schriftstellerischen Arbeiten, die auf dem gleichen Gebiet der Betätigung aus dem Tagesbedürfnis
heraus geboren waren.

Eine erneute Anregung der Schriftleitung veranlaßte mich, die folgende Übersicht für diese Zeitschrift
zu fertigen. Dabei kam mir zufluten, daß ich seit etwa einem Vierteljahrhundert mit den in Betracht kommenden
Gegenden und Ortschaften ununterbrochen in Verbindung stehe und durch unausgesetzten brieflichen und in den
meisten Ortschaften (alljährlich mehrmals wiederholten) persönlichen Verkehr mit den Ortsgeistlichen, Lehrern,
Gemeindevorstehern, Gemeindeverwaltern und andern Persönlichkeiten reichlich Gelegenheit hatte und habe, be-
züglich der in Rede stehenden Frage Aufschlüsse zu hören oder auf Befragen zu erhalten.

Die deutschen Ortsnamen in Welschtirol und in den sprachlichen Grenzgebieten (wie
überhaupt in ganz Tirol) lassen sich in drei große Gruppen (mit je mehreren Unterabteilungen)
zusammenfassen, nämlich: 1. solche, welche von Anfang an deutsch waren, d. h. aus deutschen
Wortstämmen und bzw. nach deutschen Personennamen gebildet worden sind (z. B. Gerent, Königs-
berg, Neumarkt, Roschtknott; Bertolden, Erspamer, Lanertal, Persen); 2. solche, welche auf ladi-
nische (rätoromanische) Wortstämme zurückzuführen sind (z. B. Eppan, Roschtfäben, Maleit, Reif);
3. solche, welche schon vor der römischen Eroberung vorhanden waren, also rätischen (illyrischen,
etruskischen, keltischen, ligurischen usw.) Ursprungs sind (z. B. Pardatsch, Tagatsch, Trient, Salurn).

Die Namen der 2. und der 3. Gruppe wurden von den deutschen Eroberern oder Siedlern
übernommen, der deutschen Aussprache und Begriffsbildung angepaßt, im Sinne der deutschen
Lautgesetze umgebildet, also mehr oder weniger eingedeutscht. Die Ortsnamen lateinischen Ur-
sprungs lernten die Deutschen nur in jener bereits umgestalteten (vulgären) Form kennen, welche
man eben (wissenschaftlich) rätio-romanisch oder (volkstümlich) ladinisch nennt.

I. Geschichtlicher Rückblick.

Ein bodenständiges Italienertum gibt es in Tirol nicht. Die Anfänge der Verwel-
schung deutscher Ortsnamen (durch Übersetzung, Umbildung nach den Lautgesetzen der italieni-
schen Sprache, Weiter- oder Rückbildung ursprünglich lateinischer Stammformen, mißverständliche
Verunstaltung usw.) reichen zurück bis zum Beginn der italienischen Einwanderung in die
verschiedenen Landschaften Südtirols. Ein Überblick über die Geschichte der italienischen Ein-
wanderung gibt deshalb zugleich einen Überblick über die Geschichte der Verdrängung
deutscher Ortsnamen.

Im Mittelalter und selbst noch im Anfang der Neuzeit war den Italienern (d. i. „Venedigern“, „Bernern“ oder Veronesen, „Lombarden“ usw.) die dauernde Niederlassung innerhalb der Gebiete, welche das heutige Südtirol ausmachen, verboten. Noch 1167 wurde dem Fürstbischof von Trient als deutschem Reichsfürsten von Kaiser Friedrich Rotbart untersagt, „Bernern“ und „Lombarden“ (und deren Gefolge) auch nur vorübergehend als Burggrafen aufzunehmen, und gegen Ende des gleichen Jahrhunderts bestimmte ein Trienter Statut, daß Töchter von Lehensträgern, welche Männer aus der Gegend von unterhalb der Berner Klause heiraten, von der Nachfolge im Lehensbesitz ausgeschlossen seien. Im Jahre 1524 faßte der Stadtrat von Bozen den Beschluß¹⁾: „Es soll auch kein Saffoir, Wälscher noch Annder, die nicht der teutschen Sprache seyn, zu keinem Burger nicht aufgenommen, noch hie ain Gewerb ausserhalb der Märkht nit gestattet werden.“ Schon 1514 hatte er die italienischen Barfüßer Mönche, die sich seit 1458 im dortigen Franziskanerkloster eingenistet hatten, ausgetrieben. In den Jahren 1568 und 1596 erließ er neue Abschaffungsdekrete gegen die „frembden Walchen“, nachdem er schon 1542 alle „außer teutscher Nation“ sogar vom Inwohnerrechte ausgeschlossen hatte. Und als im Jahre 1572 ein Dominik de Avanzini aus Reif (Riva) in Verbindung mit einem Kaufmann aus Lucca der Tiroler Landesregierung gegenüber sich erboten hatte, „biss in ain tausend frembder wälscher Seidenmacher gegen Trient zu bringen“, verhinderte der Bozener Stadtrat durch seine Gegenvorstellung vom 11. März 1572 die Durchführung dieser Absicht, da es gefährlich wäre, „ain so grosse Anzahl frembder walchen in Trientdt einkhomen zu lassen“.

Die Anfänge dauernder italienischer Niederlassungen finden wir in der Zeit (14. Jahrh.), als auf italienischem Boden jene große geistige Bewegung entstanden war, welche man (herkömmlicher, aber irrigerweise) als „Renaissance“ bezeichnet und deren Urheber und Träger fast ausschließlich Abkömmlinge germanischer Geschlechter waren. Diese Bewegung fand auch in diesen südlichen Grenzgebieten des Deutschrömischen Reiches, wie später in ganz Deutschland, Aufnahme und Pflege. Deutsche Geschlechter pflegten Verkehr mit italienischen Gelehrten und Dichtern und gingen auch hin und wieder Eheverbindungen mit Italienerinnen ein.

Einflußreicher wurde die italienische Einwanderung, als im Anfang des 15. Jahrhunderts die Witwe des letzten Grafen von Kastlbarch (Kastlwart, im Lagertal) ihre Schlösser gegen ein Jahrgeld an die Republik Venedig abtrat, der tirolische Herzog Friedrich („mit der leeren Tasche“) 1417 Rovereit an Venedig verkaufte und die südlichen Alpenausgänge östlich vom Gartsee auf nahezu ein Jahrhundert unter venedigische Herrschaft kamen.

Wohl wurden diese Gebiete 1509 durch Kaiser Maximilian I. zurückgewonnen und als Reichsland unmittelbar mit Tirol vereinigt. Aber gerade diese Zurückgewinnung wurde die Veranlassung zu Nachschüben von italienischen Einwanderern. Nämlich zunächst von Flüchtlingen (den sog. „Forisiti“), welche aus Furcht vor der Rache der Signoria das Gebiet der Republik verließen, weil sie in den vorangegangenen Kriegen für Kaiser Max und seine Verbündeten und später für Karl V. Partei ergriffen hatten und nun mit landesfürstlicher oder kaiserlicher Genehmigung und Geldunterstützung in Trient, Rovereit usw. sich niederlassen durften. Ihnen folgten dann jene Scharen von Bettlern und sonstigem Gesindel aus dem Venedigischen, gegen welche Erzherzog Ferdinand fortgesetzt strenge Abschaffungsbefehle erließ. Was aber etwa von den Forisiten und von den Ausgewiesenen in die Heimat zurückkehrte, wurde ersetzt durch die „Bannisierten“ verschiedener Art, rechtsverfallene Leute, die aus irgendwelchen Gründen von den italienischen Nachbarrepubliken des Landes verwiesen oder geächtet worden waren und die zum Teil vom Kaiser oder auch vom Innsbrucker „Regiment“ (d. i. der Landesregierung) Geleitbriefe, Aufenthalts- und Niederlassungsbewilligung erhielten²⁾.

Damit waren der italienischen Einwanderung die Tore geöffnet. Bald fand denn auch mit landesherrlicher Bewilligung der Kapitalismus der italienischen Städte ein fruchtbares Feld für

¹⁾ S. Sitzungsprotokolle, Blatt 10.

²⁾ Im Innsbrucker Statthaltereiarchiv befinden sich ganze Laden mit den hierauf bezüglichen Verhandlungen, und die „Copeybücher“ der „Embieten und Bevelhen“ dieser Zeit enthalten in großer Zahl die Abschriften von Erlassen, welche sich auf die Forisiten beziehen, sowie auf die Ausweisung des „welsch-venedigischen Volkes“, das sich in viel tausent allenthalben in dieser fürstlich Grafschaft Tirol getan hat“ (Erlaß des Erzherzogs Ferdinand vom 29. Febr. 1528). Ich habe in den Innsbrucker Nachrichten vom Jahre 1905, Nr. 101, im Anschluß an hierauf bezügliche Aufsätze einige Blätter aus diesen, sonst noch ungehobenen Urkundenschatzen veröffentlicht.

seine Tätigkeit in Südtirol. Italienische Gelehrte, Ärzte, Advokaten usw. folgten und blieben mit oft zahlreicher Nachkommenschaft. In verschiedenen Zweigen des wirtschaftlichen Lebens den Einheimischen, d. i. den Deutschen und Ladinern, sich überlegen fühlend, begannen die Eingewanderten in der Folge auch außerhalb ihres Wohnsitzes eine große Rührigkeit zu entfalten.

Mächtig gefördert wurde die Unterdrückung deutschen Wesens durch Maßnahmen auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Um die eingedrungenen reformatorischen Anschauungen wieder auszurotten, verboten die Bischöfe von Feltre, Padua und Trient, in deren Sprengel diese südtirolischen Gebiete lagen, den deutschen Gemeinden die Berufung einheimischer und deutscher Priester. Die deutschen Gemeinden erhielten nur noch welsche Seelsorger, welche zum großen Teil und in großer Zahl aus Italien in das heutige Südtirol kamen. Ich will damit natürlich nicht sagen, daß nicht auch schon vorher in einzelnen Fällen Priester aus Italien zugelassen worden wären. Damit wurde die Verwelschung des kirchlichen Lebens eingeleitet. Wie vorher schon der „Große Bauernrebell“ (1525), so kostete nun die weltlicherseits durchgeführte „Gegenreformation“ Tausenden von Deutschen das Leben oder Heimat und Besitz, und wurde hierdurch Raum geschaffen für italienische Einwanderung. Und da am Hofe in Innsbruck das Welschtum noch lange nachher sich großer Gönnerschaft erfreute, so ist es begreiflich, daß es im Süden des Landes um so anspruchsvoller und erfolgreicher auftreten konnte.

Später folgten dann wieder Vorstöße auf wirtschaftlichem Gebiet, die bis zum heutigen Tage ihre verhängnisvolle Wirkung äußern, indem italienische Adelige und Kapitalisten — im Etschtal hinauf bis in die Meraner Gegend — deutsche Güter aufkauften und nach italienischer (altrömischer) Art durch „Coloni“ („Baulente“) bewirtschaften ließen. Noch heute sind ausgedehnte Güter und herrlich gelegene Schlösser im Etschlande im Besitz venedigischer und Mailänder Familien.

Mit all diesen Vorgängen steht natürlich die Verwelschung und Außergebrauchsetzung deutscher Ortsnamen im innigsten Zusammenhang: jeder Verlust auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet brachte auch einen Verlust an deutschem Sprachgut.

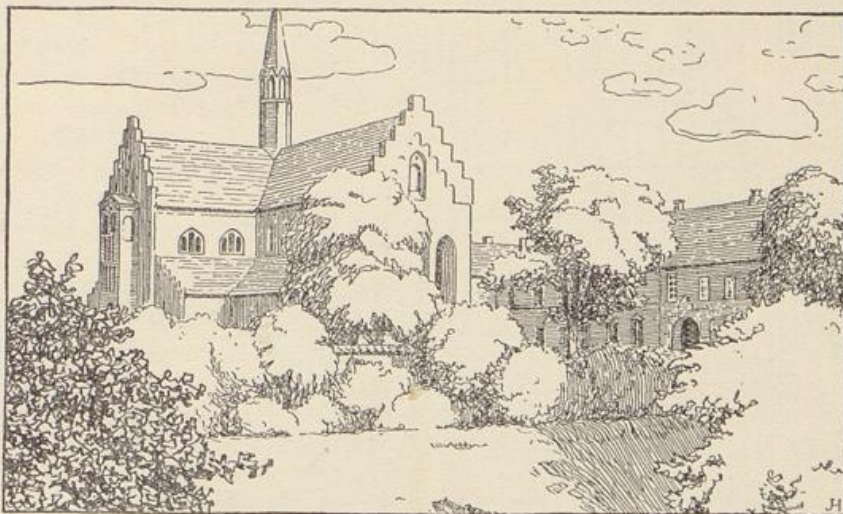
Zur richtigen Beurteilung dieser Vorgänge ist zu beachten, daß hierbei Landschaften in Betracht kommen, welche damals teils unmittelbarer österreichischer (tirolischer) Besitz waren (z. B. das untere Sganertal, das Gericht Völgereut, die Stadt Roserei und ein Teil des unteren Lagertales, die Gerichte Deutschneß und Königsberg), teils mittelbar unter der tirolischen Landesregierung standen (z. B. andere Teile des unteren Lagertales, die Herrschaft Galnetsch oder Galdinetzsch im oberen Sganertal), teils aber das Fürstentum Trient bildeten, das sein Scheitensein als besonderer Staat im „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ durch den Regensburger „Reichsdeputationshauptschluß“ vom 28. Febr. 1803 verlor und bei seiner Auflösung ein Gebiet von 60 Geviertmeilen mit 146000 Bewohnern hatte (die Stadt Braunschweig 1910: 144000).

Auch die Zuweisung italienischer Provinzen an den österreichischen Kaiserstaat durch den Wiener Kongreß wurde dem Deutschtum in Südtirol verderblich. Was die Kirche begonnen, wurde nun durch Verwaltung und Schule weitergeführt. Südtirol sollte eine Art von Übergangsland zu den italienischen Provinzen werden. Nahm doch die Reichsregierung für diese ihre zuverlässigsten Beamten aus Südtirol. Es konnte ihr deshalb nur erwünscht sein, recht viele, mit den deutschen Eigenschaften ausgestattete Amtswerber zur Verfügung zu haben, die des Italienischen vollständig mächtig waren.

II. Gegenwärtige Verhältnisse.

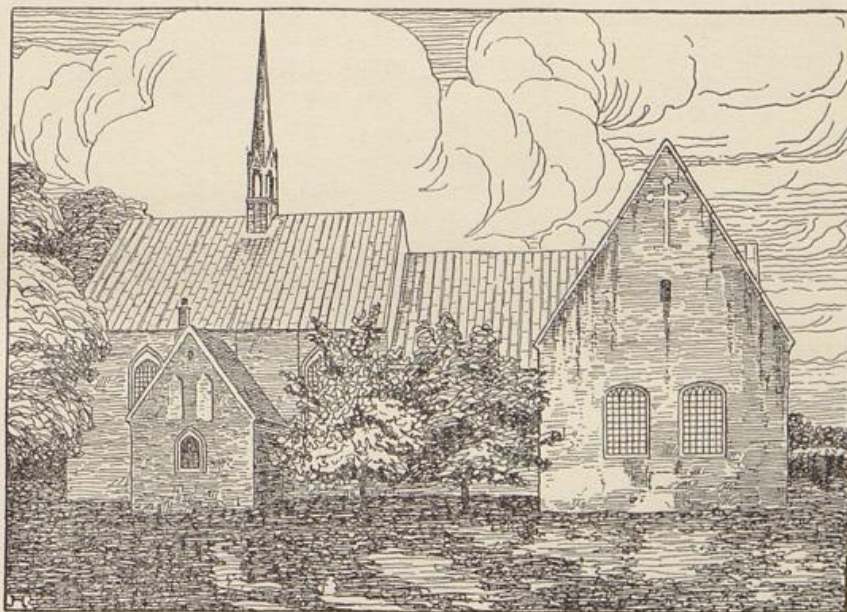
Nachdem dann in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Trienter Professor Frapporti mit Hilfe von Urkunden- und Tatsachenfälschungen seiner Vaterstadt zu Ehren das nebelhafte politische Gebilde „des Trentino“ erfunden hatte, ist seit 1848 hauptsächlich die »Italia irredenta« (diesseits und jenseits der österreichischen Reichsgrenze) die Trägerin der Verwelschungsbestrebungen, und zwar natürlich auch in der Richtung der Ausrottung deutscher Ortsnamen, in Südtirol geworden. Und dies nicht nur in denjenigen Teilen des heute sogenannten Welschtirols, welche als Reste eines ehemals ausgedehnten deutschen Besitzlandes bis zum heutigen Tage deutsche Art, deutsche Sprache und deutsche Namen bewahrt haben, sondern in ganz Südtirol.

Berühmte Kirchen in Nordschleswig



Klosterkirche zu Lügum (Lügumkloster)

Zisterzienserkloster gegründet um 1173, säkularisiert 1548 von Herzog Hans dem Älteren
Heutige Kirchensprache deutsch und dänisch



Kirche zu Klipleff, im Mittelalter berühmter Wallfahrtsort,

mit den Grabstätten der Patrone Grafen von Ahlefeld zu Seegard, deretwegen bis 1848 jeden dritten Sonntag
und an den drei zweiten Feiertagen der Hauptfeste deutsch gepredigt wurde

Aus: A. J. Lorenzen,
Unsere Heimat Nordschleswig

GOtha: JUSTUS PERTHES

Hadersleben,
W. L. Schütze

Schon in den sechziger oder siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien von Dr. Francesco Vallardi eine »Carta corografica del Trentino«¹⁾, die allen späteren kartographischen Arbeiten dieser Richtung in bezug auf Namengebung als Vorbild diente. Die Nordgrenze seines »Trentino« bildet der Zentralzug der Tiroler (Öhtaler und Zillertaler) Alpen vom »Passo de Finisterre« (Finstermünz) bis zum »Monte Tauro«. Jenseits dieser Nordgrenze liegt das »Tirolo tedesco«. Alle Ortschaften, Schlösser und Burgen, Berge und Gebirge, Flüsse und Täler usw. seines »Trentino« sind mit italienischen Namen verzeichnet, teils mit frei erfundenen, teils mit den sonderbarsten Übersetzungen und Verstümmelungen der deutschen Namen.

Nach dieser Karte und ihren Nachfolgerinnen galt in der Ausdrucksweise der beteiligten Kreise bisher bald der »Monte Tauro«, bald der »Monte Brennero« (!) als »der nördlichste Berg Italiens«. Seit 1904 ist dies der Glockenkarkopf geworden, auf dem damals einige italienische Alpinisten die »Trentinofahrt« hielten und ihn gleichzeitig »für die italienische Kartographie in »Vetta d'Italia« umtaufen, wie der Alto Adige (Nr. 162, 1904) seinen Lesern ausführlich berichtete. Und dabei blieb es.

In den Schulen des Königreichs folgen Hunderttausende von Schulanfängern und Schulwandkarten der Kartographie und Namengebung Vallardis und seiner Nachfolger, und vor einigen Jahren war selbst im Bahnhof zu Florenz eine große Wandkarte von Italien angebracht, welche den Reisenden die Brennergrenze als Grenze des Königreichs Italien veranschaulichte!

Der Verfasser des Buches »L'Italia esposta agli Italiani«²⁾ hat schon 1855 den ganzen Vintschgau und die Bezirkshauptmannschaften Bruneck und Brigen, von denen die letztere bis zum Brenner reicht, für Italien und für italienische Namengebung in Anspruch genommen und das westliche Pustertal (Rienzgebiet) als eine »ihrer Bevölkerung nach italienische Gegend« bezeichnet. Die seitdem erschienenen Bücher und Zeitschriften, welche, abgesehen von der Tagespresse, dies Thema im gleichen Sinne behandeln, würden, vereinigt, schon eine ganze Bücherei ausmachen.

Zu diesem Schrifttum gehört auch die von ihrem Standpunkt aus vortrefflich geleitete Vierteljahrschrift »Archivio per l'Alto Adige con Ampezzo e Livinallongo«, welche seit 1906 unter der Leitung des Ettore Tolomei in Glön (bei Bozen) erscheint. Sie hat sich »die wissenschaftliche Eroberung« Deutschsüdtirols zur Aufgabe gestellt. Kräfte ersten Ranges in Italien gehören zu ihren Mitarbeitern. Wie der Herausgeber seine Aufgabe erfaßt und durchzuführen gedenkt, zeigt gleich der erste stattliche Band (von über 300 S.) mit einer Offenherzigkeit, welche Anerkennung verdient. So bringt z. B. der Umschlag eine Kartenskizze, welche das »Trentino« Vallardis in zwei italienische Provinzen zerlegt: eine südliche »Trentino« mit der Hauptstadt »Trento«, und eine nördliche »Alto Adige« (d. i. Oberetsch) mit der Hauptstadt »Bozano«. Die Nordgrenze der letzteren ist wie bei Vallardi und seinen Nachfolgern; doch ist ein Teil von Graubünden (das Münstertal) noch einbezogen. Für Österreich und bzw. für den Gebrauch deutscher Ortsnamen läßt Tolomei noch das Innental mit seinen Seitentälern übrig. Im dritten Hefte dieses Bandes wird an leitender Stelle »La toponomastica dell' Alto Adige« in einem längeren Aufsatz (S. 159—59) in programmatischer Weise in dem Sinne behandelt, »beizutragen zur Durchführung des großen Unternehmens, welches sich den Ersatz der deutschen Ortsnamen im oberen Etschgebiet durch italienische zur Aufgabe stellt und sie zur Einfügung in die moderne Kartographie der Halbinsel geeignet macht.« Ein Aufsatz über »Meraner Münzen« in dem gleichen Bande (S. 195—219) beginnt mit den bemerkenswerten Worten: »Innerhalb der geographischen Grenzen Italiens, im Tal der oberen Etsch .. liegt das hübsche Städtchen Meran.« Ein späterer Aufsatz (S. 236 ff.) behandelt »die Täler des oberen Etschgebiets, welche zum Königreich Italien gehören«, beschränkt sich aber in der Ausführung unter Beigabe einer entsprechenden Kartenskizze auf das Gebiet der »Rienza«, selbstverständlich unter gewaltsamer Italianisierung urdeutscher Namen, worunter natürlich auch die »Vetta d'Italia« nicht fehlt.

Die irredentistische Tagespresse Tirols ist unablässig bemüht, im gleichen Sinne zu wirken. Die deutschen Ortsnamen in den deutschen Sprachinseln und in den sprachlichen Grenzgebieten

¹⁾ Mailand. Die Karte trägt keine Jahreszahl; aber es sind in derselben (österreichische) »Fortificazioni erette dopo il 1860« verzeichnet.

²⁾ Mailand u. Rom 1855. Er nannte sich Libero Liberi.

vermeidet sie ebenso grundsätzlich, wie die ladinischen für Ost- und Westladinien. Für die entlegenen Ortschaften, Höfe, Bäche, Almen usw. in Deutschsüdtirol tauchen plötzlich neuerfundene welsche Namen auf¹⁾. Am eifrigsten geschieht dies im „Alto Adige“ (d. i. Oberetsch). Seit 27 Jahren ist dies vorzüglich geleitete, von Italien her moralisch und mit Geldmitteln mächtig geförderte Blatt zur Verwirklichung des von Frapporti zuerst aufgestellten Programms »Italia fin al Brennero« am erfolgreichsten tätig. Ist doch der Name allein schon ein Programm, nämlich: zuerst sprachliche und wirtschaftliche Eroberung Deutschsüdtirols, Durchdringung des Landes mit italienischem Geist, und „nachdem der erste Schritt getan sein wird, überlassen wir das weitere der Zukunft!“ Zahlreiche andere Blätter wirken im gleichen Sinne. So jetzt auch die vorzugsweise im Dienste kirchlicher Belangen stehende ehemalige »Voce cattolica«, die seit 1906 in »Il Trentino« umgetauft wurde. Auch bei ihr ist der Name ein Programm, ein politisches Schlagwort, dessen Kern antitirolisch und antioesterreichisch und zugleich deutschfeindlich ist. Auch ihr und der politischen Partei, die hinter ihr steht, ist die Austilgung der deutschen Ortsnamen (und die Unterdrückung deutschen Wesens!) in Welschtirol eine selbstverständliche patriotische Pflicht.

Die in italienischer Sprache erscheinenden Touristen-, Radfahrerkarten usw. verzeichnen für ganz Südtirol gleichfalls nur italienische Namen, soweit solche auffindbar oder erfindbar sind.

So sind tausend Kräfte tätig, deutsches Sprachgut zu vertilgen und durch fremdes zu ersetzen. In nicht wenig Fällen wird dies Bestreben durch Behörden, durch behördliche Einrichtungen und durch Persönlichkeiten mit Öffentlichkeitscharakter unterstützt und gefördert. So hat z. B. die k. k. Statistische Zentralkommission (Wien) in der Bearbeitung der Volkszählungsergebnisse vom 31. Dez. 1900²⁾ für die deutschen Gerichtsbezirke Bozen, Kaltern, Kasluth und Neumarkt i. T. bei allen größeren Ortschaften dem deutschen Namen eine italienische Bezeichnung beigelegt: wir lesen neben Fernberg (rein deutsch!) Favogna, neben Gfrill (rein deutsch!) Caoria, neben Klausen (rein deutsch!) Chiusa, neben Margreid Magrè usw., selbstverständlich neben Bozen auch Bolzano, neben Brigen Bressanone usw. Im Tiroler Landtag wurde wiederholt von italienischen Abgeordneten die Anbringung italienischer Aufschriften an den Bahnhöfen südwärts von Franzensfeste und das Ausrufen der Stationen auch in italienischer Sprache gefordert. Als vor einigen Jahren die Postdirektion (Innsbruck) in den deutschen Orten Floruz (Fersental) und Eufern (Höchebene) Postämter mit deutscher Dienstsprache und doppelsprachigen Poststempeln einführte, beschwerten sich die italienischen Abgeordneten im Landtag aufs heftigste über diese Verletzung ihrer patriotischen Gefühle und der „Rechte der Trentini“. Mit der gleichen Begründung wird gegen deutsche Aufschriften für gemischtsprachige Orte, gegen doppelsprachige Steuerlisten auch für deutsche Steuerträger und Gemeinden usw. geeifert³⁾. Die Handels- und Gewerbekammer von Roveret arbeitet seit Jahren zielbewußt durch Veröffentlichungen verschiedener Art an der Austilgung deutscher Namen in den deutschen Sprachinseln⁴⁾. Die Gerichte in Trient, Pesen usw. verkehren mit deutschen Orten und Parteien ausschließlich in italienischer Sprache und mit italienischen Ortsbezeichnungen. Das gleiche Verfahren halten zurzeit auch das fürstbischöfliche Ordinariat Trient und die nachgeordneten kirchlichen Stellen (Dekanate usw.) im Verkehr mit den deutschen Seelsorgeämtern ein. Dies kann freilich nicht überraschen, wenn man weiß, daß der gegenwärtige fürstbischöfliche in Trient, Dr. Endrici, im Jahre 1911 in reindutschen Gemeinden (z. B. Palai) das deutsche Gebet in der Kirche verboten und in andern reindutschen Gemeinden (z. B. Eicheleit) italienische Predigt angeordnet hat. Die schauerlichsten Verwüstungen aber unter den deutschen Ortsnamen — vor allem der Sprachinseln, aber auch anderwärts — richtet an das k. k. Kataster-Mappenarchiv in Innsbruck, das zurzeit von dem Italiener Tonelli, als dessen

¹⁾ Darunter finden sich — „zur Einfügung in die moderne Kartographie der Halbinsel!“ — oft wahrhaft barbarische Formen, z. B.: Obra (Oberau bei Bozen), Postel und Postal (Burgstall bei Meran), Caoria (Gfrill), Gocciamonte (Goffensäß), Visbacco (Weißbach), Trosborgo (Troßburg) u. dgl.

²⁾ Gemeindelexikon von Tirol und Vorarlberg. Wien 1907. Auch schon im „Spezialortsreperatorium“ von 1893 war dies der Fall.

³⁾ So hat erst jüngst wieder (20. Jan. 1913) der Gemeinderat von Roveret, wie früher schon der von Trient, „gegen die von Staats- und Landesbehörden geübte Bezeichnung von Ortschaften sowie den Gebrauch von Inschriften in beiden Landessprachen oder bloß in deutscher Sprache im Trentino“ durch einstimmigen Beschluß protestiert und zur Sammlung von Unterschriften in den Gemeinden gegen diesen „Mißbrauch“ aufgefordert.

⁴⁾ So z. B. in »I Comuni del Trentino: Demografia etc.« Roveret 1906.

Oberinspektor, geleitet wird. Was diese staatliche Einrichtung durch ungenaue Übersetzungen, mehr noch durch Verhöhnung deutscher Ortsnamen in den Katasterblättern deutscher Gemeinden bzw. in der Schaffung angeblich italienischer Bezeichnungen, die an Ort und Stelle kein Mensch kennt, zu leisten vermag, grenzt ans Unglaubliche¹⁾. Diese Katasterblätter dienen dann den Kartenzeichnern, Herausgebern von Reisehandbüchern als „amtliche Quellen“!

Deutscherseits geschah bisher nichts oder weniger als nichts zur Abwehr dieser Barbarei. Ich habe nie davon gehört oder gelesen, daß sich im Tiroler Landtag ein deutscher Abgeordneter gegen diesen fortgesetzten Raub am deutschen Ortsnamenwortschatz gewendet hätte. In der deutschtirolischen Presse herrscht, wie in allen völkischen Belangen, so auch in der Ortsnamenfrage eine völlige Zerrahrenheit und Grundlosigkeit; ja einzelne Blätter fördern, wahrscheinlich aus parteipolitischen Gründen, die italienischen Angriffe auf deutsches Sprachgut. Der gleichen Sünde gegen unsere Sprache machen sich teilhaftig deutschtirolische Lehrbücher²⁾ und kartographische Veröffentlichungen. Vor mir liegt eine „Plastische Reliefkarte von Tirol“, herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Tirol: sie kennt kein „Persen“ und keinen Namen von Deutschferrental usw. — wohl aber ein „S. Michele“ und „Euferna“, obgleich der amtliche Poststempel für beide Orte an erster Stelle die deutsche Bezeichnung führt. In deutschen Reisezeitungen (so besonders der „Internationalen Reisezeitung des Fremdenblatt“, Wien), in zahllosen Reiseführern für größere oder kleinere Gebiete wird unzähligemal gegen das deutsche Ortsnamenrecht gesündigt, selbst unter Außerachtlassung der elementarsten Sprachkenntnisse. Wie oft liest man z. B. von einem „Valsuganatal“. Selbst sonst vorzügliche Reisehandbücher, wie z. B. die Baedekerschen, verzeichnen im Text und auf den Karten italienische Namen, die an Ort und Stelle nicht im Gebrauch sind. Sie folgen eben den „amtlichen Quellen“! Der Münchner Schriftsteller A. Schmalix, der in dem Titelbild seiner doppelsprachigen Halbmonatschrift »Adige ed Adria« die Stadtwappen von Bozen, Meran, „Trento“, Riva usw. unter den Schutz des geflügelten Löwen von St. Markus stellt, verwelste in seinem Reiseführer „Auf der Südbahn“³⁾ sogar den deutschen Namen des großen Trienter Bischofs Friedrich von Wangen in „Vanga“. Die reichsdeutsche Tagespresse wird in ihren Mitteilungen über Südtirol meist von Wien aus, wo man die Tiroler Verhältnisse nicht kennt, bedient, und oft sogar aus Quellen, die unter deutschfeindlichen italienischen Einflüssen stehen. Irrige Vorstellungen über die Nationalitätenverhältnisse Südtirols herrschen auch bei uns bis tief hinein in die Kreise der Gebildeten und Gelehrten. Da kann es denn auch nicht überraschen, wenn reichsdeutsche Postämter Sendungen nach „Floruz“ und „Eufern“, also an Sitze deutscher Postanstalten, wiederholt zurückwiesen, weil diese Orte angeblich nicht im deutschen Reichspostbuch verzeichnet sind!

Von deutscher Seite genossen also die deutschen Ortsnamen Südtirols bisher keinen Schutz. Im Gegenteil, nicht selten wurde von deutscher Seite sogar der Ausrottung derselben Vorschub geleistet.

III. Geographische Abgrenzung.

a) Zu den deutschen Sprachinseln in Welschtirol rechne ich:

1. Die fünf Ortschaften von Deutschferrental, die für die Verwaltung in die drei politischen Gemeinden Gerent-Eichleit, Floruz und Palai zusammengefaßt sind. Eine Vorstellung von den Bevölkerungsverhältnissen und dem Wandel in der Umgangssprache seit 30 Jahren gibt folgende Übersicht⁴⁾.

¹⁾ In Nr. 265 der „Innsbrucker Nachrichten“ vom Jahre 1905 habe ich dies für die Ortschaft Gerent (Ferrental) in einer Anzahl von Beispielen nachgewiesen.

²⁾ Z. B. Scherer-Menghin: Geographie und Geschichte von Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1903.

³⁾ Heft 1, S. 60. München und Brigen 1907.

⁴⁾ Diese und die folgenden Angaben über die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dez. 1910 sind entnommen meiner Abhandlung „Deutschtum und Volkszählung in Südtirol“ in „Das Deutschtum im Ausland“, Heft 7, März 1911, S. 320 ff. Die Zählungsergebnisse in bezug auf die Umgangssprache der Ortsbewohner sind von der Statistischen Zentralkommission noch nicht veröffentlicht. Die von mir mitgeteilten Ziffern wurden von mir sofort nach der durchgeführten Zählung von den Gemeindevorständen, Gemeindeverwaltern, Geistlichen, Lehrern usw. unmittelbar erhoben. Fast alle seitdem in der Presse, in Zeitschriften usw. mitgeteilten Zählungsergebnisse sind dieser meiner Arbeit entnommen.

	1880		1890		1900		1910	
	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch
1. Eichleit.	176	176	318	20	334	14	372	3
2. Gerent.	100	288	237	125	236	132	335	23
3. Floruf, Außer. . . .	158	134	209	64	233	15	307	2
4. " Inner.	173	218	350	64	381	12	372	5
5. Palai.	454	—	423	9	428	—	399	3
Zusammen	1061	816	1537	282	1612	173	1785	36

2. Die Hochebene zwischen Brint und Etsch. Es wird vielleicht getadelt werden, daß ich nicht nur den südöstlichsten Flügel — das Euserner Gemeindegebiet — sondern die ganze Hochebene bis hinab nach Mittemberg (Westabhang gegen das Etschtal) als deutsche Sprachinsel bezeichne. Wer jeden Neger in Nordamerika, der die englische Sprache als Umgangssprache angenommen hat, als Engländer gelten lassen will, der mag es tun. Wer aber die unanfechtbaren Zeugnisse der Geschichte, die zutage liegenden Ergebnisse der Volkskunde (Siedlungsform und Hausbau, Sagen und Sitten, Bewirtschaftung des Bodens, Familien- und Ortsnamen usw.) und die nicht weniger unanfechtbaren Zeugnisse der Rassenkunde etwas gelten läßt, der wird mir beistimmen. Eusern ist deutsch. Aber auch die übrigen Teile der Hochebene sind durchaus noch nicht vollständig verwelscht¹⁾, obgleich die Kirche seit 3½ Jahrhunderten, Staat und Volksschule seit 100 Jahren in der Richtung der Unterdrückung des Deutschen tätig sind. Volkssprachen haben eben ein zähes Leben. Und der deutsche Bauer hängt auch in Welschtirol am Hergebrachten. Nicht nur geographisch, sondern auch ethnographisch und geschichtlich bildet die Hochebene ein zusammengehöriges Ganze. Daß auch vor der Besiedlung und Urbarmachung durch Deutsche schon Pechsammler, Kohlenbrenner, Jäger, Flüchtlinge und Verbannte jeder Art usw. die Gegend durchstreift, vielleicht auch länger oder kürzer dort gehaust und einzelne Örtlichkeiten rätoromanisch (aber nicht italienisch!) benannt haben, wird von niemand in Abrede gestellt. Aber gegen alle (stets mißlungenen!) Versuche italienischer Schriftsteller der Gegenwart²⁾, eine bodenständige Bevölkerung schon vor der deutschen Besiedlung nachzuweisen, bleibt es hinsichtlich der Herkunft der Bevölkerung bei dem, was der Geschichtsschreiber der Gemeinde Vielgereut, in der er Jahrzehnte als Seelsorger gelebt hat, bezeugt³⁾: „Die Vielgereuter Mundart weist lauter reind Deutsche Worte auf, welche bloß durch die Aussprache entstellt werden. ... Hieraus ergibt sich unwiderleglich, daß die hiesige Bevölkerung deutschen Ursprungs ist.“

In Eusern ergab die Zählung vom 31. Dez. 1910 folgende Ziffern:

	1880	1890	1900	1910
Deutsch	431	675	754	913
Italienisch	215	24	14	11

3. Die beiden fleimser Gemeinden Truden und Altrei. In Truden ist die geschlossene Dorfschaft reinddeutsch. Nur die dazugehörige Einzelsiedlung Kaltenbrunnen erhielt durch die welschen Erbauer einer Bierbrauerei und eines Gasthofes an dieser verkehrswichtigen Stelle ein welsches Gepräge, das die jetzigen deutschen Besitzer (Bozener) noch nicht ins Deutsche zurückverwandelt haben. In Altrei mit den dazugehörigen Weilern ergab die Volkszählung von 1910 nach der Umgangssprache: deutsch 407, italienisch 24.

4. Die vier Nonstädter deutschen Gemeinden mit folgenden Zählungsergebnissen:

	1880		1910	
	Deutsch	Italienisch u. Ladinisch	Deutsch	Italienisch u. Ladinisch
1. Laurein	491	10	490	—
2. Proveis	436	99	400	—
3. St. Felix	326	4	267	3
4. U. E. Frau i. Walde . .	348	8	294	2
Zusammen	1601	121	1451	5

¹⁾ Vgl. D. Erde 1906, S. 166 ff.

²⁾ So auch neuestens des in anderer Beziehung so verdienstvollen Desiderio Reich in »Notizie e Documenti su Lavarone e Dintornio«. Trient 1910.

³⁾ Hier überseht aus: Bottéa Tommaso: Cronaca di Folgaria. Trient 1860, S. 15.

Auf einer Sprachenkarte erscheinen die Fleimser und Nonsländer deutschen Gemeinden nicht als Sprachinseln, sondern als Grenzstreifen eines deutschen Sprachgebiets. Aber sie gehören zu welschen Verwaltungs- und Gerichtsbezirken und sind deshalb in bezug auf Bewahrung der deutschen Umgangssprache all den Einflüssen und Gefahren ausgesetzt, wie die eigentlichen Sprachinseln. Mit Rücksicht auf diese ihre Lage nennt sie Dr. Günther¹⁾ „Sprachhalbinseln“.

b) Zu den **sprachlichen Grenzgebieten** rechne ich: 1. Das Etschtal von Albug und bis hinab nach Eichenholz-Salurn. Es ist dies der nationalstrategisch wichtigste Teil, der Schlüssel zu dem Gebiet südlich der Wasserscheide der Zentralalpen, das die Wortführer des „größeren Italien“ als uritalienisches Land nachzuweisen sich bemühen. Nicht selten liest man, daß die Salurner Klause stets eine Sprachscheide gebildet habe und noch bilde. Dies ist nicht richtig. Sie war niemals eine Sprach- und Völkerscheide und sie ist es auch heute nicht. Ist doch auch der Charakter des Landes, einschließlich der Art der Bewirtschaftung des Bodens, nördlich und südlich derselben völlig übereinstimmend. Ebenso die Bevölkerung beiderseits, nämlich vielfach gemischt aus deutschen und rätoromanischen Elementen. Heutzutage schwankt in einzelnen Gemeinden des „Bozener Unterlandes“ und der Talstrecke hinauf bis Meran die Zahl der Italienischsprachigen (nicht gleichbedeutend mit der Zahl der Italiener!) und der Ladinischen auf und nieder, je nach der Stärke der Zuwanderung, die wieder von einer ganzen Reihe von Ursachen beeinflusst wird, und je nach den in den einzelnen Gemeinden erzielten Erfolgen der Eindeutschung durch Verwaltung, Kirche und Schule. Die Volkszählung vom 31. Dez. 1910 lieferte in den hauptsächlich beteiligten Ortschaften diesbezüglich folgende Ergebnisse:

	1890		1900		1910	
	Deutsch	Italienisch u. Ladinisch	Deutsch	Italienisch u. Ladinisch	Deutsch	Italienisch u. Ladinisch
Branzoll	208	769	311	819	602	699
Buchholz	165	432	210	388	518	96
Burgstall	243	150	325	106	395	196
Gargazon	248	128	251	49	308	60
Laag	63	173	262	55	361	51
Leifers	873	937	1592	869	2637	349
Margreid	541	86	542	173	715	131
Neumarkt	1216	405	1682	25	1866	44
Pfatten	55	363	88	329	278	254
Salurn	891	450	1027	391	1344	380
Terlan mit Siebeneich	1361	149	1284	50	1552	208

2. Die ostladinischen Gebiete — teils unter deutscher, teils unter italienischer Verwaltung. Italienische Schriftsteller, so in der Gegenwart ganz besonders Dr. E. Colomei mit seinem Stab von Gelehrten im „Archivio“ (s. oben), suchten und suchen mit einem großen Aufwand von Buchgelehrsamkeit zu erweisen, daß die Rätoromanen (Ladiner) ein (minderwertiges) Anhängsel des italienischen Volkstums seien. Begreiflich! Denn nur dadurch, daß sie diese Fiktion festzuhalten suchen, können sie dazu kommen, ein bodenständiges Italienertum in Tirol vorzutäuschen, um dann hieraus wieder Stützen für ihre politischen Bestrebungen zu gewinnen. Aber ihre Versuche gründen sich einzig und allein auf die Sprachverwandtschaft, nämlich auf die Herleitung der ladinischen Mundarten auf den Einfluß der Lingua rustica. Nun sind aber die rätoromanischen Mundarten Tirols nicht nur nach ihrem Lautbestand, sondern auch durch ihren starken Hundertgehalt an alträtischen und an deutschen Bestandteilen vom Italienischen viel weiter entfernt als irgendeine andere der romanischen Sprachen, und auch bezüglich der Aussprache stehen sie dem Provenzalischen und Katalonischen, ja sogar dem Nordfranzösischen viel näher als der neuitalienischen Schriftsprache. Dante (eigentlich: Durante Aleger), der große Dichter und Gelehrte aus ostgotischem Geschlecht, hat schon vor 700 Jahren die rätoromanischen Mundarten, darunter auch das vulgare turpissimum der Trienter, mit scharfen Worten von der Zugehörigkeit zu den italienischen Sprachen zurückgewiesen²⁾, und in streng wissenschaftlicher

¹⁾ D. Erde 1902, S. 38.

²⁾ In der unvollendet gebliebenen lateinischen Abhandlung „De vulgari eloquentia“, entstanden um 1203, mehrfach ins Italienische und auch ins Deutsche (z. B. v. Böhm, Halle 1868) übersetzt.

form hat dies neuerdings der bedeutendste italienische Sprachforscher der Gegenwart, G. J. Ascoli, getan¹⁾.

Aber ganz abgesehen hiervon: Sprachverwandtschaft bedingt und beweist keine Volksverwandtschaft. Das Märchen von der Vermischung der „Römer“ mit den alten Rättern ist längst tot und begraben. Und je weiter die Rassenforschung bezüglich des »Homo alpinus« fortschreitet, desto breiter und tiefer wird die unüberbrückbare Kluft, welche das Rassevolk der Rätoromanen von dem Mischlingsvolk der Italiener trennt. Ein Italiener selbst²⁾ hat die Unmöglichkeit der Annahme einer Volksverwandtschaft zwischen Rätoromanen und Italienern in einer Weise erwiesen, die einen Widerspruch ausschließt. Die tiefe Abneigung der volksbewußten tirolischen Ladinier gegen den „Taljan“ und „Lumbert“ (Lombarden), die sich in Handel und Wandel, in Wort und Schrift oft in geradezu drastischer Weise äußert, hat also nicht nur einen geschichtlichen Hintergrund.

Primör wird von den Sprachforschern nicht den ladinischen Landschaften zugezählt, da der dortigen Mundart eines der Hauptmerkmale der ladinischen Sprache, nämlich die Umwandlung des *ca* in *tscha* fehlt. Geographische Lage, Geschichte, volks- und landeskundliche Gründe sprechen indes für die Zuzählung zu den ladinischen Landschaften. Ich lasse die Frage hier offen.

3. Westladinien oder das Nonsland (älter: der Nons). Die auch deutscherseits häufig gebrauchten Bezeichnungen Val di Non und Val di Sole sind falsch, und zwar sowohl in dieser Form, als auch in deutscher Übersetzung (Nonstal und Sulztal). Erträglicher sind die deutschen Bezeichnungen Nonsberg und Sulzberg. Richtig ist der zusammenfassende Name Nonsland. Die Landschaft bildet ein im Durchschnitt 1000 m hohes Hochland mit schluchtartig tief eingerissenen Wasserläufen. Hier waren deutsches Wesen und deutsche Sprache einst viel ausgebreiteter als in der Gegenwart: Bernhard von Cles bekannte sich als „teutscher Nation“, und Fürstbischof Christoph von Madruttsch erklärte in einem Briefe (vom 19. Juni 1559)³⁾, daß die deutsche Sprache seine „Muttersprache“ sei, als er sich nämlich beim Kaiser darüber entschuldigte, daß die Trienter Gerichte der tirolischen Gemeinde Nefes (ital. Favis) in einem Rechtsstreit mit den jenseits des Baches begüterten Trientern das alte Recht streitig zu machen versuchten, daß mit ihr ausschließlich in deutscher Sprache zu verhandeln sei.

Die Nonser Ladinier sind sich ihres Volkstums nur noch zum Teil bewußt. Die geistig führenden Elemente, besonders der Klerus, sind, soweit sie nicht etwa auf deutschen Schulen gebildet wurden, der Sprache und der Gesinnung nach vollständig italianisiert. In der Nordwestecke (dem sog. Sulzberg), besonders in Maleit, ist auch die Umgangssprache des Volkes bereits derart von italienischen Formen und Wendungen durchsetzt, daß sie kaum mehr als ladinisch gelten kann.

IV. Grundsätze für die Anwendung deutscher Ortsnamen.

Die Grundsätze für den Gebrauch deutscher Ortsnamen in den fraglichen Gebieten habe ich schon vor Jahren entworfen und sie dann (am 16. Sept. 1907) mit einem Ausschuß von Tiroler Herren beraten, dem die beiden Universitätsprofessoren Dr. Gartner (Romanist) und Dr. J. E. Wackernell (Germanist) angehörten; ferner der Landgerichtsrat W. v. Rossi (als geborener Faschaner) und der junge Privatgelehrte K. F. Wolff in Bozen (als vortrefflicher Kenner der ostladinischen Mundarten und Kulturverhältnisse). Meine Vorschläge wurden mit geringfügigen Abänderungen in folgender Fassung gutgeheißen:

A. für deutsche Verwaltungsbezirke:

1. für deutsche Orte (das Wort stets im geographischen Sinn, also für Ortschaften und Wohnstätten, Fluren, Gegenden, Berge, Flüsse usw.) sind ausschließlich deutsche Namen zu gebrauchen;
2. für ladinische Orte sind die deutschen Namen anzuwenden, soweit solche vorhanden und noch gebräuchlich sind;
3. für ladinische Orte ohne deutsche Namen sind die ladinischen Namen nach deutscher Aussprache zu gebrauchen; die (jüngeren) italienischen Bezeichnungen sind

¹⁾ Archivio glottologico Italiano I, Rom, Turin und Florenz 1873.

²⁾ Giuseppe Sergi, Dir. des Anthropol. Inst. in Rom, in seinem Buche über die Razza mediterranea. Deutsche Ausgabe von Byhan: „Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes“. Leipzig 1897.

³⁾ Pestarchiv im Innsbrucker Statthaltereiarchiv, 15. Unterbünd, St. 216.

beizusetzen, soweit solches infolge des jetzt vorherrschenden Gebrauchs italienischer Namen zur Erklärung notwendig ist.

B. für italienische Verwaltungsbezirke:

1. für deutsche Orte sind ausschließlich die deutschen Ortsnamen anzuwenden;
2. für die teilweise noch von Deutschen bewohnten Orte und Gegenden sind gleichfalls nur die deutschen Namen zu gebrauchen;
3. für ehemals ganz oder teilweise deutsche, nun sprachlich verwelschte Orte sind die deutschen Namen anzuwenden, soweit solche noch im Munde der deutschen Nachbarschaft oder der Bevölkerung Deutschsüdtirols überhaupt lebendig sind;
4. für ladinische Orte mit deutschen Namen sind die letzteren zu gebrauchen (wie unter A 2);
5. für ladinische Orte ohne deutsche Namen sind die ladinischen Ortsnamen nach deutscher Aussprache anzuwenden unter Beisetzung der italienischen Bezeichnungen (wie bei A 3).

C. Die alten, nur noch historischen, also im Munde des Volkes zurzeit nicht mehr lebendigen Ortsnamen sind wieder in ihre Rechte einzusetzen; zum Beleg ist dabei stets, wo solches tunlich, auf die Urkunden, Regesten, Karten usw. hinzuweisen.

D. Wo mehrere deutsche Schreibungen vorhanden sind, ist nicht eine der verschiedenen, oft weit voneinander abweichenden urkundlich überlieferten Formen, sondern stets die neu-hochdeutsche Schreibung anzuwenden.

Hierzu einige kurze Bemerkungen: Soweit die ladinischen Sprachgebiete unter italienischer Verwaltung stehen, sind in Ostladinien seit ungefähr einem Jahrhundert, in Westladinien schon seit länger, allmählich nicht nur die deutschen, sondern auch die im Munde des Volkes jetzt noch gebräuchlichen rätoromanischen Ortsbezeichnungen im Amtsverkehr und im italienischen Schrifttum fast vollständig beseitigt und durch italienische, oft recht ungenaue Übersetzungen, Umformungen usw. ersetzt worden.

Deutscherseits wurden dann gleichfalls allmählich die italienischen Bezeichnungen aufgenommen, obgleich dieselben nicht selten fehlerhaft gebildet sind und den Sinn der Worte verdunkeln.

Die Nachkommen der Urbewölkerung Tirols dürften aber doch ein Recht darauf haben, daß auch in bezug auf die Ortsnamen dieses ihr Sprachgut wenigstens in den Wohnsitz, die sie heute noch inne haben, geschützt werde. Dies sollte deutscherseits anerkannt werden, und man sollte deshalb den einheimischen Namen wieder zu ihrem Rechte verhelfen.

Aber, fragt man vielleicht, warum sollen dann nicht auch die deutschen Ortsnamen in den ladinischen Sprachgebieten durch ladinische ersetzt werden? Antwort: Weil die deutschen Ortsnamen schon seit Jahrhunderten bei Deutschen und Ladinern in gleicher Weise in Gebrauch sind, also einen gemeinsamen Sprachbesitz bilden, und weil sie ferner in ihrem weitaus größten Teil auch von den Ladinern in Wort und Schrift viel häufiger gebraucht werden, als die in diesen Fällen nur wenig bekannten ladinischen Bezeichnungen.

Schwierigkeit macht die deutsche Bezeichnung solcher ladinischen Laute, welche im Deutschen nicht vorkommen. So namentlich ein sch-Laut nach d, der dem französischen j-Laut, z. B. in Journal, ähnlich ist; namentlich aber ein s-Laut, der zwischen dem deutschen s und sch in der Mitte steht und ungefähr dem englischen sh entspricht. Es ist vorgeschlagen worden, hierfür die englische Schreibweise anzuwenden. Ich kann mich aus verschiedenen Gründen diesem Vorschlag nicht anschließen. Sprachkundige versichern überdies, daß die ostladinischen Mundarten, auf die er beschränkt ist, diesen Laut ursprünglich nicht hatten, sondern daß er aus der venedigischen Mundart des Italienischen erst später eingedrungen sei. Ladinern, die längere Zeit unter Deutschen lebten, sprechen ihn wie das deutsche sch¹⁾. Um nicht neue, im Deutschen nicht gebräuchliche Lautzeichen in die Ortsnamenschreibung einführen zu müssen, bezeichne ich in den nachfolgenden Verzeichnissen diesen Mittellaut sh mit sch und die sch-Laute des Ladinischen nach t und d unterschiedslos mit tsch und dsch; außerdem die dem deutschen z ähnlichen Laute mit ts und ds und das scharfe z nach Vo-kalen mit h.

(Schluß folgt.)

¹⁾ So schreibt ihn auch der „Ladinerverein“ in Innsbruck in seinen schriftlichen Verlautbarungen.

Deutsch und Italienisch in der Schweiz.

Von

Dr. Rudolf Hotz-Einder in Basel.

Die ortsanwesende Bevölkerung der Schweiz belief sich

im Jahre 1880 auf 2 846 102

im Jahre 1900 auf 3 325 025

" " 1888 " 2 933 334

" " 1910 " 3 765 002

Zunahme seit 1880 918 900 = 32 v. H.

Davon erklärten als ihre Muttersprache

im Jahre	Deutsch	Französisch	Italienisch	Romanisch	andere Sprachen
1880	2 030 792	608 007	161 923	38 705	6 675
1888	2 085 097	634 613	155 130	38 557	6 557
1900	2 312 949	730 917	221 182	38 651	11 744
1910	2 599 154	796 244	301 325	39 834	28 445
Zunahme seit 1880	568 362 = 26 v. H.	188 237 = 30 v. H.	139 402 = 86 v. H.	1 129 = 2,9 v. H.	21 770 = 326 v. H.

Laut dieser Aufstellung ist die Vermehrung der Deutschredenden hinter der allgemeinen Landeszunahme noch mehr zurückgeblieben als diejenige der Französischsprechenden. Am schwächsten haben sich die Romanischen vermehrt. Die verhältnismäßig gewaltige Zunahme „anderer“ Sprachen ist teils eine Folge der allgemeinen Verkehrsentwicklung, teils rührt sie her von dem stärker gewordenen Besuch der zahlreichen Sport- und Luftkurorte sowie der vielen Erziehungsanstalten und Hochschulen der Schweiz. So stark diese Vermehrung auch sein mag, so fällt sie doch im Verhältnis zur Gesamtzahl der Einwohner nicht groß ins Gewicht.

Anders steht es mit der Zunahme der Italienischredenden. Sie übertrifft diejenige der Gesamtbevölkerung um nahezu das Dreifache und entstammt hauptsächlich der Einwanderung aus Italien. Von den am 1. Dez. 1910 in der Schweiz lebenden 301 325 Italienischredenden wohnten 147 790 im Kanton Tessin und 209 63 im Kanton Graubünden, dessen vier südliche Täler (Puschlav, Bergell, Misox, Calanca) dem italienischen Sprachgebiet angehören. Ferner lebten in den Kantonen Zürich 19 696, St. Gallen 17 584, Waadt 16 694, Genf 12 641, Bern 12 247, Wallis 10 412, Thurgau 8328, im Gesamtkanton Basel 6369 und im Kanton Aargau 6197.

In den andern Kantonen bleibt ihre Zahl jeweilen unter 5000. Unter den obengenannten 301 325 italienischredenden Bewohnern der Schweiz sind aber diejenigen Italiener nicht inbegriffen, welche sich nur zeitweilig, d. h. während der acht zur Bautätigkeit geeigneten Monate, in unserm Lande aufhalten: ihre Zahl wird auf etwa 75 000 geschätzt. Es leben also während dieser Zeit rund 375 000 Leute in der Schweiz, deren Muttersprache das Italienische ist, oder mit andern Worten: es spricht dann jeder zehnte bis elfte Bewohner unseres Landes Italienisch, und zwar stehen diese Leute meistens im kräftigsten Mannesalter.

Die Zahl der Ausländer in der Schweiz ist sehr groß. 1910 belief sie sich auf 565 296 = 15 v. H. der Gesamtbevölkerung, d. h. jeder siebente bis achte Mensch, ja in den Städten Zürich, Genf und Basel jeder dritte bis vierte Mensch ist ein Ausländer! Das bedeutet im Falle kriegerischer Verwicklung eine große Gefahr für unser Land oder kann unter Umständen auch fremden Mächten als Vorwand dienen zur Einmischung in unsere Verhältnisse nach dem Muster des dem Burenkrieg vorangehenden Verhaltens Englands gegenüber der Südafrikanischen Republik. In ähnlicher Weise hat Italien 1911 seine Kriegserklärung gegen die Türkei begründet. Nun ist zwar weder von seiten des Deutschen Reichs noch von der Französischen Republik oder von Österreich etwas Derartiges gegenüber der Schweiz zu erwarten. Anders jedoch liegen die Verhältnisse in Italien, wo die starke irredentistische Partei die Loslösung Tessins und der südlichen Täler Graubündens von der Schweiz als eines ihrer Ziele bezeichnet hat und verschiedene militärische Massregeln, namentlich der Bau vieler starker Befestigungsanlagen in der Nähe der Schweizer Grenze, dazu beitrugen, das Mißtrauen der Eidgenossen zu erregen (vgl. Peterm. Mitt., Okt. 1912 u. Jan. 1913, Beil. Militärgeogr.). Amtlich ist zwar von seiten der italienischen Behörden jede gegen die Schweiz feindselige Absicht in Abrede gestellt worden, und auch der Schweizer Bundespräsident hat in den Eidgenössischen Gesetzgebenden Räten durch eine treffliche Erklärung viel zur Beruhigung der erregten Gemüter seiner Landsleute beigetragen. An der guteidgenössischen Gesinnung der Tessiner ist nicht zu zweifeln, obschon über ein Drittel der Lehrer in diesem Kanton Ausländer (Italiener)

sind und daher kaum stark dazu beitragen werden, die Liebe zum Schweizer Vaterland in der Tessiner Jugend zu fördern. Man beklagt sich im Tessin über den zunehmenden Einfluß des Deutschschweizertums. 1909 lebten in diesem Kanton 3180 = 2,2 v. H. Deutschsprechende, ihre Zahl betrug 1910 5829 = 3,7 v. H. der Kantonsbevölkerung. Sie ist also, rein ziffernmäßig betrachtet, klein, spielt aber wirtschaftlich eine größere Rolle. Die Deutschen im Tessin besitzen jetzt auch ein sie einigendes Band in der Gestalt einer in ihrer Sprache geschriebenen Zeitung und treten auch bei politischen Wahlen als Partei auf. So erklärt sich das unfreundliche Verhalten der Tessiner Behörden gegen die Aktiengesellschaft der Vereinigten Tessiner Granitwerke, ein deutschschweizerisches Unternehmen, dessen Steinbrüche wohl manchem Leser dieser Zeilen während der Fahrt auf der Gotthardbahn von Biasca nach Bellinz aufgefallen sein werden. Dieses Verhalten der Tessiner Behörden trug nebst andern Ursachen mit Schuld an dem anfangs 1913 erfolgten Zusammenbruch der erwähnten Aktiengesellschaft und bezweckte und erreichte damit ein Zurückdrängen deutschschweizerischen Einflusses. Den Tessinern sind ferner ein Dorn im Auge die von der Gotthardbahn für die Kinder der Bahnbeamten errichteten und von deren Rechtsnachfolgerin, den Schweizer Bundesbahnen, weitergeführten deutschen Schulen im Tessin. Sie betrachteten sie als ein Mißtrauensvotum gegen ihre eigene Schulen. Endlich beschwerten sie sich darüber, daß unter den oberen Beamten der Gotthardbahn die Tessiner nur schwach vertreten seien. Es liegt lediglich bei den Tessinern selbst, alle diese Beschwerden gegenstandslos zu machen: sie haben zu diesem Zweck einfach ihr Schulwesen so zu gestalten, daß es in seinen Leistungen nicht hinter den deutschschweizerischen Schulen zurückbleibt. Es erzielte nämlich bei der pädagogischen Prüfung der stellungspflichtigen Jungmannschaft an der Rekrutenaushebung das Jahres 1911

	sehr gute Gesamtleistungen, d. h. Note 1 in mehr als zwei Fächern	sehr schlechte Gesamtleistungen, d. h. Note 4 oder 5 in mehr als zwei Fächern
die Schweiz im Gesamtdurchschnitt	39 v. H. der Geprüften	5 v. H. der Geprüften
der Kanton Tessin	55 " " "	9 " " "
" " Glarus	46 " " "	4 " " "

Wir haben hier vergleichshalber Glarus angeführt, das ebenfalls ein Hochgebirgskanton ist wie Tessin. Diese Zahlen reden deutlich genug, so daß wir ihnen nichts Weiteres beizufügen brauchen.

Durch die im Jahre 1911 erfolgte Wahl eines Tessiners (Dr. Motta) in den Schweizer Bundesrat hofft man dem Mißbehagen der Tessiner vorgebeugt zu haben, indem sie nunmehr in der obersten Behörde unseres Landes einen gewandten Vertreter besitzen, der berechtigten Klagen wohl abhelfen wird.

Jedenfalls ist man in der übrigen Schweiz den italienischsprechenden Eidgenossen und Ausländern gegenüber viel entgegenkommender als die Italiener und Tessiner in ihrem eigenen Gebiet gegenüber den Deutschredenden. Die italienischen Arbeiter siedeln sich bei uns mit Vorliebe gruppenweise an, namentlich bei Tunnel-, Eisenbahn- und andern großen Bauten. In den so entstandenen Barackenlagern, vom Volksmund als „Negerdörfer“ oder „Neutropolis“ bezeichnet, hausen neben den italienischen Arbeitern auch Krämer und Handwerker derselben Herkunft; bei diesen ihren Landsleuten beziehen die italienischen Arbeiter alles Nötige. Sie geben somit den einheimischen Geschäftsleuten nur wenig zu verdienen; auch wandern ihre Ersparnisse meist ins Ausland. Gleichwohl kommt man diesen Leuten an manchen Orten der deutschen Schweiz soweit entgegen, daß man für ihre Kinder besondere Schulklassen einrichtet, in denen der Unterricht in italienischer Sprache erteilt wird. Man behält sie dort so lange, bis sie in der deutschen Sprache genügend erstarkt sind, um am Unterricht in den gewöhnlichen Klassen mit Erfolg teilnehmen zu können. Dieses u. a. in Zürich und Basel eingeschlagene Verfahren sticht vorteilhaft ab von den schelen Blicken, mit denen die deutschen Schulen im Tessin von den italienischen Irredentisten betrachtet werden, und es entspricht jedenfalls mehr dem Grundsatz, der allein das friedliche Zusammenleben verschiedener Sprachstämme ermöglicht: leben und leben lassen.

Die Verbreitung der Schriftarten in Europa.

Von Prof. Dr. Eudwig Henkel, Schulpforta.

(Mit Karte, s. Tafel 2.)

Die völkertrennende Wirkung der Sprachverschiedenheit wird noch gesteigert durch die Verschiedenheit der Schrift, dagegen gemildert durch Gleichheit derselben. Wohl jedem westlichen Reisenden, der die Grenze des Sarenreichs zum erstenmal überschreitet, vermehren die überall ihm entgegentretenden ungewohnten Schriftzeichen den Eindruck des Fremdartigen; andererseits fühlt sich der Deutsche z. B. in Kopenhagen angeheimelt, wenn ihm im Zeitungsblatt die fremde Sprache sich doch noch im Gewande der ihm vertrauten Frakturschrift vorstellt. Die immer stärkere Betonung der nationalen Gegensätze hat auch den Unterschieden der Schrift größere Bedeutung verliehen. Von einem Aufgeben der sog. deutschen Schrift sind wir heute entschieden weiter entfernt als vor zwanzig Jahren. Für die Serben und Kroaten ist bei wesentlich gleicher Sprache der Gebrauch verschiedener Schriftzeichen — die ersteren gebrauchen die kyrillischen, die letzteren die lateinischen — geradezu ein nationales Trennungszeichen. Somit ist die Verbreitung der einzelnen Schriftarten für die Völkerkunde wenn auch nicht so wichtig wie die der Sprachen, so doch nicht ohne Interesse; ihre kartographische Darstellung bildet eine Ergänzung zu der Völkerkarte.

Die Unterschiede der Schrift in Europa fielen im Mittelalter zusammen mit religiösen Gegensätzen. Die abendländische Christenheit gebrauchte das lateinische Alphabet, die morgenländische teils das griechische, teils das aus ihm hervorgegangene kyrillische. Die lateinische Schrift des späteren Mittelalters war aber keine andere als diejenige, die wir jetzt Fraktur oder deutsche Schrift nennen. Jedoch etwa vom Jahre 1500 an begann man in den romanischen Ländern zu der älteren Form der römischen Schrift, der Antiqua, zurückzukehren und diese ist seitdem in fortschreitender Ausbreitung geblieben. Zunächst blieben zwar der Fraktur außer den Deutschen und Skandinawiern auch die westslawischen Völker treu, die aus Deutschland ihre Typen zum Buchdruck bezogen. Aber im 19. Jahrhundert ging man immer mehr zur Antiqua über, die einen, wie die Schweden, aus praktischen Gründen, die andern, wie die Tschechen, aus bewußtem Gegensatz gegen das Deutschtum. Auch bei denjenigen Nationen, wo die Fraktur noch die Herrschaft hat, ist die Antiqua nicht nur allgemein bekannt, sondern auch vielfach im Gebrauch, besonders in wissenschaftlichen Werken. Doch hat sich wenigstens in Deutschland die Stellung der Fraktur in den letzten drei Jahrzehnten entschieden gestärkt, worauf auch die mächtige moralische Unterstützung von Einfluß war, die Fürst Bismarcks Parteinarbeit für sie leistete.

Betrachten wir nun an der Hand der Karte die Verteilung der einzelnen Schriftarten in Europa, wobei noch zu bemerken ist, daß nur die Druckschrift, nicht die Schreibschrift, berücksichtigt wurde.

Die Antiqua herrscht bei allen romanischen Völkern, von germanischen bei den Engländern, Holländern, Flämen, Schweden¹⁾ und Isländern, von slawischen bei den Polen, Tschechen, Slowenen und Kroaten, ferner bei den Madjaren, bei den Litauern auf russischem Gebiet, den Basken und Keltens²⁾. Auch bei den Christen Nordalbanien ist, soweit dort überhaupt von Schrifttum die Rede sein kann, das lateinische Alphabet in Benutzung. Übrigens ist bei verschiedenen dieser Völker eine beträchtliche Modifikation des lateinischen Alphabets durch zahlreiche diakritische Zeichen eingetreten, so bei allen slawischen und bei den Rumänen, welche letztere auch erst 1860 mit bewußter nationaler Tendenz das kyrillische Alphabet mit dem lateinischen vertauscht haben³⁾. Bemerkenswert ist auch, daß die isländische Schrift in dem Buchstaben þ (für den Laut des scharfen englischen th) einen Rest des Runenalphabets neben den lateinischen Zeichen bewahrt hat.

Die Fraktur ist im Gebrauch bei den Deutschen, Dänen und Norwegern sowie bei den Kaufmännern Sorben, den preussischen Litauern und Masuren und den Letten und Esten der Ostseeprovinzen, vielfach auch bei den Finnen in Finnland, wo sie als „finnische“ Schrift gegenüber der „schwedischen“ Antiqua gilt. In Dänemark geht übrigens die Fraktur sichtlich zurück.

Das kyrillische Alphabet benutzen die Russen einschließlich der Ruthenen, die Serben und Bulgaren. Auch was in den Sprachen der russischen Kappen und der Wolgafinnen gedruckt wird, wie z. B. die Bibeln der englischen Bibelgesellschaft, erscheint in kyrillischen Zeichen. Dagegen benutzen natürlich die Deutschen der zahlreichen deutschen Kolonien Rußlands die deutsche Schrift, die über das Gebiet des alten polnischen Reichs verstreuten Polen die lateinische.

Das griechische Alphabet dient außer der griechischen Sprache nur noch der südalbanschen.

Die Schrift der Muselmänner auf der Balkanhalbinsel und im russischen Reich ist die arabische. Die Kalmücken an der unteren Wolga benutzen mongolische Schriftzeichen.

Endlich muß zu den lebenden Alphabeten auch noch das hebräische gerechnet werden, da die deutschpolnischen Juden (Ashkenasim) eine Literatur in deutscher Sprache und hebräischem Druck besitzen, desgleichen die spanischen Juden (Sephardim) der Balkanhalbinsel in spanischer Sprache und hebräischem Druck. (Auf die Darstellung der Verbreitung dieser Schrift ist auf der Karte verzichtet worden.)

¹⁾ Für religiöse Bücher ist in Schweden noch immer teilweise die Fraktur üblich.

²⁾ Jedoch besitzen die keltischen ein eigenes, der Fraktur nahestehendes Alphabet, das in volkstümlichen Schriften zum Teil noch angewandt wird.

³⁾ Die Pindosrumänen oder Aromunen benutzen allgemein das Griechische als Schriftsprache und also auch die griechische Schrift.

Ein deutsches Haus in Rom.

Von Leopold Ricek, Schulleiter in Klostertal, Niederösterreich.

Am Südwestfuß und Hang des Monte Pincio breitet sich seit alters das Fremdenviertel Roms aus, sich von der Piazza del Popolo und dem Corso, der altberühmten Hauptstraße der Stadt, gegen den Quirinal erstreckend. Mittelpunkt des Stadtteils ist der „Spanische Platz“ (Piazza di Spagna), der sogar eine „deutsche Ecke“ besitzt, die in Friedrich Noacks meisterhaftem Werke „Deutsches Leben in Rom“ eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Traf sich doch hier und in der Nachbarschaft alles, was an Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern aus Deutschland in die Siebenhügelstadt kam, um hier Anregungen zu empfangen oder sich forschend zu betätigen. Dadurch wurde der Spanische Platz und seine Umgebung zu einem Stück deutscher Erde, erinnerungsreich und ehrwürdig wie wenig andere außerhalb der Gemarkungen Deutschlands.

Vom Spanischen Platz zieht die Via Condotti nach dem Corso. Hier, im Hause Nr. 86, öffnet seit anderthalbhundert Jahren ein Kaffeehaus seine gastliche Pforte, das im Mittelpunkt des deutschen Lebens auf Roms Boden stand durch lange Zeit. Es ist das „Caffè del Greco“, d. i. das Kaffeehaus des Griechen, so genannt, weil sein im Jahre 1760 erwähnter Besitzer, Nicola di Maddalena, ein Levantiner war. Der Leiter der Viktor-Emanuel-Bücherei in Rom, Domenico Gnoli, fand indes einen Holzschnitt aus dem Jahre 1660 und einen von 1680, mit deren Hilfe er nachweist, daß das Kaffeehaus auf dem Platze, auf welchem es sich noch gegenwärtig befindet, mindestens zweihundertfünfzig Jahre besteht und damit sicherlich eines der ältesten des Abendlandes ist.

Als Sammelpunkt der die Tiberstadt besuchenden und der in ihr zum Teil auch dem Erwerb nachgehenden Deutschen galt es im Munde der Römer als das „Deutsche Kaffeehaus“ (Caffè Tedesco). Und wenn es bis in die Gegenwart für Einheimische und Fremde eine der ersten Sehenswürdigkeiten der Stadt blieb, so verdankt es dies in erster Linie den großen Deutschen, die hier aus- und eingingen und unter den gemütlichen, kellerartigen Gewölben des alten Hauses mit befreundeten Seelen anregend verkehrten. Medaillonbilder an den Wänden des Billardzimmers verewigen sie alle, die hier als Männer von Ansehen verkehrten.

Daß in der Condottistrasse schon die Angehörigen der niederländischen „Schilderbent“ zusammenkamen, welche die Nähe des Spanischen Platzes bevorzugten, darf man — in Voraussetzung der Richtigkeit Gnolischer Beweisführung — als sicher annehmen. Die ersten Nachrichten über einen regelmäßigen Verkehr deutscher Künstler stammen indes aus Tischbeins und Goethes römischen Tagen.

Es war Sitte geworden, daß Künstler und Dichter sich Briefe aus der Heimat hierher sendenden ließen oder daß sie Freunde in der Gewißheit dahinrichteten, sie würden hier ihre Bestimmung sicher nicht verfehlen. Ja,

diese Sitte erhielt sich bis tief in das 19. Jahrhundert hinein, wie ich einem Bericht Scheffels an den „Engeren“ in Heidelberg entnehme, der den Zeitvermerk „2. Nov. 1852“ trägt. Scheffel schreibt darin: „Also .. kamen .. dunkle Gerüchte an mein Ohr, es läge zu Rom im Caffè Greco was Namhaftes für mich.“

Wer nach Rom kam, war sicher, hier und in den benachbarten deutschen Gasthäusern zu jeder Stunde Leute anzutreffen. Deutsche Gasthäuser befanden sich damals — zu Winkelmanns Zeit — in der Condottistrasse zwei, eines von Matth. Kayer und Marianne Gottschewer, das andere von Chr. Niederschuh und Therese Bayer. Im „Deutschen Kaffeehaus“ versammelte man sich, wenn man Sonntags gemeinsam Galerien besuchte, Ausflüge machte u. dgl. Die deutschen Kunstjünger sorgten auch für die Ausschmückung ihres Lieblingsaufenthalts mit italienischen Landschaftsbildern, nach welchen hier rege Nachfrage herrschte (Noack). So ward das deutsche Kaffeehaus auch zum deutschen Kunstmarkt geworden.

Natürlich vergaß man auch nicht, das Kaffeehaus selbst im Bilde festzuhalten. Am bekanntesten wurden die Aufnahmen Passinis aus dem Jahre 1849, welche eine deutsche Künstlerschar mit „turmhohen Zylinderhüten“ zeigt, und eine spätere, die die letzte deutsche Stammtischrunde im Caffè Greco aus den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts festhält.

Goethe kannte, um ein Wort des Dichters Herder zu gebrauchen, die Gegend des Caffè del Greco gut. Ernte er doch in ihm einen Mann kennen, dessen Umgang für des Dichters Schaffen von Bedeutung wurde: K. Phil. Moritz, der Goethe veranlaßte, die „Iphigenie“ in Blankverse umzuformen, eine Arbeit, die er hier auch tatsächlich vollführte.

Aber auch sonst werden wenige gebildete Deutsche in die „ewige Stadt“ gepilgert sein, die nicht in den ehrwürdigen Räumen der Via Condotti verkehrten. Von Goethe über Wilhelm Müller, Friedrich Rückert, Wilhelm Waiblinger, Wagner, Liszt, Schopenhauer, Ferdinand Gregorovius, Lenbach, bis auf Hermann Ludwig Allmers, Heyse und Humperdinck knüpfen sich reiche kulturgeschichtliche Erinnerungen an das Caffè del Greco, an das deutsche Kaffeehaus in Rom.

„Ein Hauch gefallener Größe“ — schreibt Boyer von Berghof in einer kleinen Studie über das Caffè Greco im „Univerrsum“ — „liegt schon in dem anspruchslosen, einfachen Entree, durch das im Lauf der Jahrzehnte so viel menschliches Können und Wissen eingezogen ist, in ein kleines Reich geselliger Lebensfreude, in eine Welt sorgloser, intimer Heiterkeit.“

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht, sagt Goethe. Das „Deutsche Kaffeehaus“ in Rom, in dem ein gut Teil deutschen Geisteslebens Nahrung und Anregung fand, sollte für uns alle geweihter deutscher Boden, eine Stätte der Andacht sein.

Eine Fernwirkung der Universität Dorpat.

Von Dr. Karl Erich Gleye in Dresden.

Als im Jahre 1901 die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts russifizierte und Turjew umbenannte Universität Dorpat das hundertjährige Jubelfest feierte, erschien ein umfangreiches Werk über ihre Geschichte in russischer Sprache. Ein Werk in deutscher Sprache, welches die Bedeutung dieser zuerst von Gustav Adolf, wenn auch nicht unter günstigen Auspizien, so doch aus sehr idealen Gründen, ins Leben gerufenen Hochschule für das Geistesleben der baltischen Lande, des weiten russischen Reiches und nicht zuletzt für die deutsche Wissenschaft im allgemeinen zur Darstellung brächte, ist leider noch nicht geschrieben worden. Im folgenden soll an eine Fernwirkung der Dorpater Hochschule auf den Orient in Kürze erinnert werden.

Friedrich Bodensiedt erzählt in den Erinnerungen aus seinem Leben (Bd. I, Berlin 1888, S. 296), daß er in Eriwan die Bekanntschaft eines hochgebildeten, mit europäischer Sitte vertrauten Armeniers, namens Obowian, gemacht habe. „Er hatte sich, mittellos und von regem Wissensdrang befeelt, früh dem geistlichen Beruf gewidmet und war Mönch im Kloster Etschmiadsin, als Prof. Parrot aus Dorpat nach Armenien kam, um die bis dahin für unmöglich gehaltene Besteigung des Großen Ararat zu versuchen, wozu ihn die Regierung mit großen Mitteln ausgerüstet hatte, was aber im Volke für ein sündhaftes Unternehmen galt, weshalb er keinen kundigen Führer finden konnte, bis der junge Obowian sich bei ihm meldete, der den von der Geisteslichkeit genährten Wahn nicht teilte, daß keines Menschen Fuß den Gipfel des heiligen Berges betreten dürfe, darauf Noahs Arche sich niedergelassen.“

Um aber Parrot als Führer dienen zu können, mußte Obowian erst aus dem Kloster befreit werden. Parrot fand Wohlgefallen an dem intelligenten jungen Mann, dessen Führung ihm den Ruhm verschaffte, der erste Besteiger des Ararat (am 27. Sept. 1829) gewesen zu sein; er nahm Obowian mit sich nach Dorpat und sorgte dort väterlich für seine weitere Ausbildung. Bei leichter Auffassungsgabe und unermüdlichem Fleiß erwarb sich der junge Armenier binnen drei Jahren nicht bloß eine gute Kenntnis der alten, sondern auch eine solche Beherrschung der neuen Sprachen, daß er die schwierigste von allen, die deutsche, fehlerlos sprach und schrieb, ohne irgendwie den Fremdling zu verraten. Nach Vollendung seiner Studien kehrte er in die Heimat zurück, wo er bis zu seinem frühen Tode mit bewunderungswürdigem Eifer für die Bildung und Aufklärung seiner Landsleute gewirkt hat. Er hielt fortwährend zwanzig bis dreißig jugendliche Schüler um sich versammelt, mit welchen er meistens deutsch sprach, und sie hatten in der Tat so gute Fortschritte gemacht, daß wir uns ganz geläufig in unserer Muttersprache mit ihnen unterhalten

konnten. Viele seiner Schüler haben später in Deutschland studiert und nach ihrer Heimkehr in Obowians Geiste weitergewirkt, so daß auf ihn wesentlich alle Bestrebungen zurückzuführen sind, welche während der letzten Jahrzehnte eine ganz neue armenische Literatur unter deutschem Einfluß ins Leben gerufen haben.

Zur Zeit meines Besuchs in Armenien gab es dort überhaupt noch keine sog. schönggeistige Literatur, außer in seltenen Übersetzungen aus fremden Sprachen, und diese Übersetzungen waren im Ausland entstanden und gedruckt, meistens bei den Mechitaristen in San Lazzaro bei Venedig. Der einzige des Deutschen kundige Armenier, den wir in seiner Heimat kennen lernten, war Obowian, und der einzige Deutsche in Eriwan, mit dem er sich gelegentlich unterhalten konnte, war der Kommandant Oberst v. Kiel.“

Nach Obowian haben noch viele junge Armenier in Dorpat studiert, u. a. auch der berühmte Erforscher der armenischen Sprache und Geschichte, Patkanianz (Patkanow).

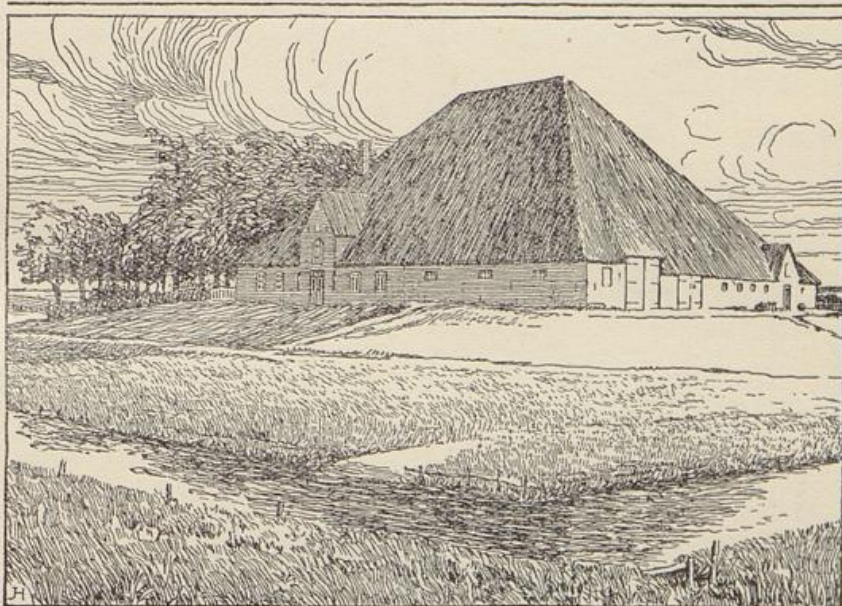
Nachdem einmal das Studium der deutschen Sprache in den Kreisen der russischen Armenier Eingang gefunden hatte, fand man auch den Weg nach den deutschen Hochschulen, und vor allem sind es Tübingen, Straßburg und Jena gewesen, wo treffliche Kenner der Sprache und Geschichte Armeniens junge Armenier anzogen. Das waren fast ausnahmslos aus den armenischen Gebieten Rußlands stammende, schon auf russischen Gymnasien oder im Priesterseminar zu Etschmiadsin vorgebildete junge Armenier. Von einer andern Seite konnte deutsche Wissenschaft und deutsche Kultur auf armenisches Geistesleben Einfluß gewinnen, als die im Jahre 1701 in Konstantinopel von dem Armenier Mechitar da Petro gestiftete Kongregation armenischer Christen auch in Wien im Jahre 1810 eine Niederlassung gründete. Bei der Jahrhundertfeier dieser Wiener Niederlassung der Kongregation im Jahre 1910 kam der Anteil, den deutsche Gelehrte an der Erforschung armenischer Sprache und Geschichte haben, deutlich zum Ausdruck. Daß in neuerer Zeit die deutsche evangelische Mission viel für die Bildung der armen kleinasiatischen Armenier und den Unterhalt und die Erziehung der nach den fürchterlichen Metzelen verwaisten Armenierkinder getan hat, darf nicht vergessen werden. So ist es denn ganz natürlich, daß neuerdings die kleinasiatischen Armenier, wo sie von der Neugestaltung der Verhältnisse in der asiatischen Türkei auch eine Besserung ihrer traurigen Lage erhoffen, sich mit einem Rundschreiben auch an deutsche Gelehrte und deutsche Politiker gewandt haben. Also auch hier hat das Deutschtum die Aufgabe, das Erbe alter Überlieferungen zu wahren.

Burgruine und Bauernhof in Nordschleswig



Ruine Troiburg

bis um 1400 im Besitz der Raubritter Lembek, bis 1536 bischöfliches Lehen von Ripen,
bis 1776 in den Händen der Ranzau und Buchwald, dann in bürgerlichem Besitz



Typischer Bauernhof in Nordschleswig

Aus: A. J. Lorenzen,
Unsere Heimat Nordschleswig

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Hadersleben,
W. L. Schütze

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Schleswig. Unsere Heimat Nordschleswig. Geschichtliches, Kulturhistorisches, Dichtung und Sage. Der Heimat Land und Volk. Herausgegeben von A. Lorenzen, Buchdruck von Joh. Holst. 358 S. Hadersleben 1912, W. E. Schütze. Geb. 4.80 M.

In dem Ringen um die innere Zugehörigkeit Nordschleswigs, in dem die Dänen sich durch besonderen Eifer auszeichnen, ist dies Sammelwerk — wenn es einem Mitarbeiter gestattet ist, darüber hier zu berichten — eine bemerkenswerte d. Arbeit, deren Hauptverdienst dem unermüdlischen Herausgeber wie dem rührigen Verleger zufällt. Denn es ist bisher noch niemals in gleicher Weise versucht worden, durch eine Gesamtdarstellung die mancherlei Fäden zusammenzufassen, die aus dem Norden Schleswigs, der vielen als unbedingt dänisch gilt, zum deutschen Vaterlande hinüberführen. Ihrer Heimat wollen der Herausgeber und seine zahlreichen Mitarbeiter dienen, indem sie „die Werte heben, die in ihr schlummern“. Und ich möchte glauben, daß die meisten dieser Aufsätze, der Sagen und Dichtungen oder der Abschnitte aus ihnen diesen Zweck erreichen, mögen sie älteren Werken entnommen sein, wie die Schilderung des Landes von Apenrade und Tondern an nördlich oder des einheimischen Bauernhauses von dem Dänen Meiborg stammen, oder mögen sie erst für dieses Buch geschrieben sein, wie die feinen überfischten Momme Nissen über die Malerei in Nordfriesland und Ostschleswig und die sachkundige Schilderung der Landwirtschaft von Jørgen Hansen.

In drei Abschnitten führt uns der Herausgeber vom „Grünen Meer“ im Westen und den Nordseeinseln über Tondern nach der Heidegegend, wo es „so still ist“, und endlich nach dem fruchtbaren Osten, dessen Seen und Hügel „vom Walde umkränzt“ werden. Das Gebiet, von dessen Beschaffenheit, Vergangenheit und Menschen berichtet wird, reicht von der dänischen Grenze im Norden bis etwa zur Linie Flensburg—Niebüll im Süden.

Wie viel deutsches Leben, ganz abgesehen von den Kreisen des amtlichen und öffentlichen Verkehrs, früher hier zuhause gewesen ist und sich in der Gegenwart behauptet, davon gewinnt der Leser aus diesem Buche einen deutlichen Eindruck. Von einem feindseligen Gegensatz gegen dänisches Volk und Wesen ist nirgends die Rede. Vielmehr darf man sagen, daß es wirklich gelungen ist, so viele verschiedene Gegenstände auch von den einzelnen Verfassern behandelt worden sind, doch überall den Geist der Anregung und Erbauung festzuhalten, den der Herausgeber in der Einleitung so glücklich charakterisiert. Diese Einheitlichkeit in der Richtung scheint mir den Mangel aufzuwiegen, den manche

Hakenbau aus dem nördlichen Schleswig

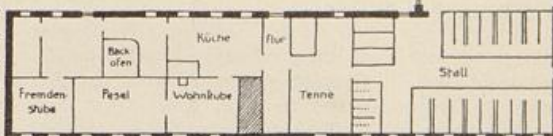
Einheitsmaß für die Räume ist ein Fach 3 Ellen
à 571,4 mm

Abb. 2.

in der Verbindung von verschiedenartigen selbständigen Aufsätzen mit Abschnitten aus größeren Werken und Dichtungen sehen. Viele werden — vielleicht zum erstenmal — mit Freude die liebevolle Schilderung lesen, welche der Philosoph Friedrich Paulsen von seinem bäuerlichen Elternhause in Nordfriesland gibt, und mancher wird wohl die Absicht des Herausgebers erfüllen, indem er nun Paulsens Lebenserinnerungen ganz liest. Die eingestreuten Dichtungen verbreiten eine höhere Stimmung und wecken gewiß bei vielen den Wunsch, noch mehrere von ihnen zu lesen. Und es erscheint mir ein entschiedener Vorzug, daß neben den bekannteren Dichtern, wie Storm, Eliencron und Lohsen, auch jüngere zu Worte kommen, deren Namen vielleicht noch nicht in die dörflische Einsamkeit von Nordschleswig gedrungen sind, wie Edert, Sine Andresen, Prinzessin Feodora von Glücksburg mit ihrem wehmütigen Gruß an die Jugendheimat Gravenstein.

Vielleicht hätten auch noch andere hier angefügt werden können, wie Timm Kröger mit seinem Schulmeister von Handewitt, Charitas Bischof mit den lebendigen Bildern aus ihrem Leben, das sie als d. Pfarrersfrau nach Roaggar an die dänische Grenze führte, oder Ottomar Enking mit seinen anschaulichen Darstellungen aus dem Leben des ehrenhaften Kleinbürgertums in P. C. Behm oder E. Brockdorff-Ahlefeldt mit seinen düsteren Balladen aus der Vorzeit Schleswigs. Viele werden sich auch freuen, hier zum erstenmal eines der frommen Lieder von Brorson und Wegels in der guten d. Übertragung von Kaftan oder eine Stelle aus dem einst so verbreiteten „Rembrandt als Erzieher“ zu finden, zumal die Persönlichkeit des Verfassers, des aus Hadersleben gebürtigen Julius Langbehn, uns von einem Freunde des Verstorbenen mit so viel Liebe geschildert wird. Wie mancher hat von den goldenen Hörnern von Gallehus gehört, oder die hochragende Kirche von Lügumkloster und die Ruinen von Troi-burg gesehen, ohne



Abb. 3. Halligwarf.

ihre Geschichte zu kennen! Indem die Namen von Hadersleben und Apenrade sachgemäß erläutert werden, erhält der Leser zugleich einen Einblick in die Geschichte der Gründung und in die Zusammenhänge der Volksstämme. Sehr anschaulich schildern endlich Wallenweber die Entwicklung von Sonderburg und Voigt frühere Zustände in Flensburg. Dafür werden, glaube ich, sehr viele dankbar sein, denn dieses Buch will nicht Nord Schleswig für die Leser in andern Gegenden, sondern für die Eingeweihten schildern. Ihnen will es ein Bild von der Eigentümlichkeit ihres Landes, von der inneren Kraft und Bedeutung der Menschen hier geben. Dieser Zweck wäre schwerlich durch eine einheitliche Darstellung eines Mannes erreicht worden.

Die heimische Kunst bei der Schilderung der Heimat mit zu verwenden, ist sehr zweckmäßig, glücklich im allgemeinen auch die Auswahl und wirksam die charakteristischen Holzschnitte von Holz (s. Tafel 3-5), ungenügend aber sind die Wiedergaben der Bilder. Hoffentlich bietet eine zweite Auflage Gelegenheit, diese Mängel zu beseitigen, denn jedem, der dieses in Deutschland so viel besprochene und doch so wenig gekannte Gebiet kennen lernen möchte, kann man diese Schilderungen empfehlen. Möchte das Buch aber besonders bei den Heimd. ein aufrechtes Selbstbewußtsein und warme Liebe zur Heimat wecken und fördern!

Flensburg.

Prof. Dr. Fritz Graef.

Ostdeutschland. Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Rudolf Köpcke. (Quellen-samml. z. D. Gesch., hrsg. von E. Brandenburg u. G. Seeliger). 8^o, VIII u. 142 S. m. K. Leipzig 1912, B. G. Teubner. 2 M.

Ein Kenner der ostd. Kolonisation beschert uns in diesem Bändchen eine Quellensammlung zu ihrer Geschichte. Die Auswahl, zeitgenössischen Quellen entnommen, wird den Ansprüchen, die man billigerweise an ein solches Büchlein stellen darf, mehr als gerecht. Erzählende Berichte, Gründungsurkunden von Städten und Dörfern, Rechtsaufzeichnungen ziehen in buntem und doch übersichtlichem Wechsel an uns vorüber. Dankenswert ist, daß vier Flurkarten beigegeben und auch entferntere Länder (Galizien, Siebenbürgen, Böhmen, Mähren, Österreich), selbstverständlich in geringerem Maße, berücksichtigt sind. Die Zusammenstellung hat, will mir scheinen, nicht nur wissenschaftlichen Wert. Dem Leser wird die Kenntnis von dem Verlauf der heutigen Kolonisation der Ostmarken, wofür sie ihm eigen ist, nach manchen Seiten hin durch Vergleiche gefördert. Wie stark tritt uns z. B. die Abneigung der Nationalitäten schon in dem Schreiben des Erzbischofs Jakob von Gnesen vom Jahre 1285 entgegen, der die römischen Kardinäle auf die Gefahren d. Einwanderung hinweist, die Polens politischen und kirchlichen Anschluß an Deutschland befördere. Die deutschen Minoriten, die in Polen Klöster gründen, dulden in ihrer Mitte, klagt er, kaum einen oder überhaupt gar keinen polnischen Bruder.

Berlin.

Dr. Willi Hoppe.

Ungarn. Das Zipser Deutschum. (Österreich-Ungarn, Wien 1912, Nr. 1.)

Der Artikel entwirft ein trauriges Bild des Niederganges der D. in der Zips: sie schwinden immer mehr, während das slowakische Element sich auf Kosten der D. hebt. Nach der Volkszählung von 1869 betrug die Zahl der d. Bevölkerung des Zipser Komitats 61361,

dreißig Jahre später (1900) bloß 41885. In drei Jahrzehnten verloren sie also 20000 Seelen, also ein Drittel ihrer Anzahl. Diese 20000 Seelen trugen nicht zum Wachstum des Madjarentums bei, sie bedeuten durchaus eine Vermehrung des slowakischen Elements. Unter 220 Gemeinden des Zipser Komitats gibt es nur noch in 20 Gemeinden eine reind. Bevölkerung, und d. Mehrheiten haben noch 18 Gemeinden. Die Hauptorte der Komitatskreise haben fast durchweg eine slowakische Mehrheit. Die D. wurden durch ihren „madjarischen Patriotismus“ zugrunde gerichtet. „Die intelligenten Kreise entfremden sich ihrem Kirchentum und ihrer Nationalität, ihre ärmeren, weniger gebildeten Volksmassen aber überlassen sie ihrem Schicksal.“ Die d. Intelligenz des Zipser Komitats hat sich rasch madjarisiert und ist an allen Punkten des Landes ein wertvolles Element der madjarischen Gesellschaft geworden. Die Madjaren glauben durch die Madjarisierung ihre Stellung gegen das Slawentum zu stärken. Indessen gewinnen sie nur die Intelligenz, die Masse der D. verfällt den Slowaken. So wird durch die künstliche Madjarisierung der Zersetzungsprozeß des Deutschums und der Sieg des Slawentums gefördert.

Czernowitz.

Prof. Dr. Raimund Kaindl.

Italien. Die geographische Nomenklatur Italiens im altdutschen Schrifttum. Von Dr. Walther Matthias. 8^o, 242 S. Leipzig 1912, F. Brandstetter. 4 M.

Wie ich bei den Forschungen nach dem überaus zahlreich ins Welschland gezogenen d. Adel früherer Jahrhunderte eine sehr häufige Italienisierung oder Verderbung d. Eigennamen in der Aussprache und Niederschrift der Italiener nachweisen konnte, so gibt die obige Arbeit umgekehrt wertvolle Aufschlüsse über die verschiedenartigen Verdeutschungen oder Entstellungen italienischer Namen bei d. mittelalterlichen Schriftstellern.

Der Verfasser hat bereits einen tüchtigen Vorläufer gehabt in dem Deutschitaliener Boner, der im Jahre 1900 erst eine Arbeit über die italienischen Ortsbezeichnungen bei den d. mittelalterlichen Schriftstellern veröffentlichte. Matthias hat den gleichen Gegenstand in erweiterter und vertiefter Gestalt behandelt, wobei er auch die Fluß- und Gebirgsnamen berücksichtigte.

Für die Geschichte der engen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien im Mittelalter haben seine Untersuchungen eine hohe Bedeutung. Einmal sehen wir, daß in den mittelhochd. Schriften mindestens ebenso viele Ortsbezeichnungen aus Italien allein vorkommen wie aus den übrigen romanischen Ländern zusammen. Sodann machen wir auch hier wieder die Beobachtung, daß mit Humanismus und Renaissance das germanische Element allenthalben zurückgedrängt wird und die Umdeutschung italienischer Namen aufhört, ja die meisten schon verdeutschten Namen wieder verschwinden.

Den Grund für den überaus regen mittelalterlichen Verkehr zwischen Deutschland und Italien sieht der Verfasser mit Recht in den Römerzügen der d. Kaiser, im Handel vorwiegend d. Kaufleute und in den Pilgerfahrten nach Rom und andern Wallfahrtsorten. Für das 14. Jahrhundert hätte noch auf die zahllosen Italienfahrten d. Ritter und ihre Kriegsdienste bei Guesen und Gibellinen hingewiesen werden sollen.

Bei der Umdeutschung italienischer Namen lassen sich (ähnlich wie bei der Italienisierung d. Namen) gewisse Regeln festlegen, die der Verfasser an einer Reihe von

Beispielen im allgemeinen systematisch darstellenden Teil (S. 1—40) erläutert: die Konsonanten waren nur bei wenigen sehr früh übernommenen Namen den Lautverschiebungen der d. Sprache unterworfen. Die Vokale haben häufig Umlaut und Diphthongierung erfahren. So ward aus Vole(ae) Walchen, aus Athesis Etsch, aus Udine Weiden, aus Friulum Friaul.

Die Betonung der d. Namen folgte den d. Sprachgesetzen, daher haben für Ravenna, Aglei für Aquileja, Vellenz für Vellinona, Bern(e) für Verona usw. Auch die Umdeutschung durch Ableitung war, wie noch heute, sehr üblich, ebenso wie durch Zusammensetzung: z. B. im mailändischen Campartenland, im Medtildenland (d. h. das Patrimonium Petri in Tuscia). Aus Tibur wird Teyferburg u. ä. Auch d. Übersetzungen italienischer Namen kommen ebenso vor, wie wir umgekehrt bei den d. Ritternamen völlige italienische Übersetzungen beobachten können. Neapel wird zuweilen Nivemburk und Newenstat, S. Odorico St. Ulrich, Monte Falcone Falkenberg genannt. Rein selbständige d. Namenbildungen sind „Mendelberg“ für den Aventin in Rom und „Werners Mark“ für die Provinz Ancona. Für das Kastell S. Angelo wird meist „Engelsburg“, aber auch in Erinnerung an Theoderich den Großen „Dietrichshaus“ gesagt.

Im Hauptteil des Buches gibt der Verfasser von S. 41 bis 237 ein alphabetisch geordnetes Wörterbuch aller im alt d. Schrifttum vorkommenden italienischen geographischen Namen. Einzelne sind mit besonderer Sorgfalt behandelt, wie Verona, Rom, Ravenna, Venedig, der Fluß Po und das Land Meran im Sinne der Länder an der nordöstlichen Küste der Adria.

Die ganze Arbeit ist mit Sorgfalt und Fleiß geschehen. Erwähnung verdient hätte die Tatsache, daß viele italienische Ortsnamen ursprünglich germanisch waren und später verwischt wurden. Es sei nur beispielsweise an Spilimbergo = Spengenberg erinnert.

Rom.

Dr. Karl Heinrich Schäfer.

Argentinien. Heimatklänge vom Silberstrom. Historisch-geographische Skizze über die Schweizerkolonien in Argentinien von Adolf N. Schuster. Zürich-Engel. 8^o, in 18 Lief. (je 1 M.). Dessen vor München 1912, J. C. Huber.

Trotzdem es sich um Schweizerkolonien handelt, hat die Abhandlung ein allgemein d. Interesse, da im Ausland die Zusammengehörigkeit in erster Linie auf der gleichen Sprache beruht, während die Staatsangehörigkeit erst lange nachher kommt. Mit großer Genauigkeit werden die einzelnen Kolonien aufgeführt, und der Bericht über die Entstehung und Entwicklung Esperanzas, das von D. und Schweizern gemeinsam gegründet wurde, ist zuverlässiger als alle mir bekannten. Daneben bekommt man aber auch einen vollen Einblick in die wirtschaftliche und soziale Lage der Kolonisten, ihr Verhältnis zu der Regierung wie zu den Indianern. Sehr wertvoll ist die eingehende Beschreibung einer Expedition gegen die Indianer nach den Aufzeichnungen eines Teilnehmers vom Jahre 1883.

Berlin.

Dr. Wilhelm v. Hauff.

Chile. Deutschum in Chile. Von Gustav Maier. 8^o, 28 S. Frankfurt a. M. 1912, Mahlan u. Waldschmidt. 60 Pf.

Diese kleine Broschüre ist lebendig und fesselnd geschrieben. Der Verfasser gibt zuerst eine kurze und klare Schilderung des Landes und seiner Hauptstadt und geht

dann per Eisenbahn nach dem Süden, nach dem Gebiet der deutschen Kolonien. Ich will hier einige besonders charakteristische Angaben aus der Beschreibung des Gebiets der d. Kolonien hervorheben.

Oforno wird als die das Deutschum am reinsten repräsentierende Stadt Chiles bezeichnet. Sie hat etwa 12000 Einwohner, von denen allerdings nur der sechste Teil D. sind. Aber diesen D. gehören wohl drei Viertel des städtischen und des umliegenden ländlichen Grundbesitzes. Sie haben die Majorität in der Gemeindevertretung, sind aber klug genug, zum Alcalde immer einen Chilenen zu wählen. Die Eltern bzw. Großeltern der derzeitigen d. Bewohner sind meist vor etwa fünfzig Jahren aus Kurheffen eingewandert.

Aber die d. Ansiedlungen an den Ufern des Manquihuees sei folgendes zitiert: Frutillar wird als Hauptsitz des protestantischen Deutschums bezeichnet. Puerto Varas besteht aus zwei Teilen, die etwa eine Vierteltunde voneinander getrennt sind. Der eine Teil ist rein katholisch, der andere rein evangelisch. Beide Teile haften und befehlen sich gegenseitig, so gut dies nur irgend möglich ist. Das gemeinsame Nationalbewußtsein tritt zurück. Die Schulen sind konfessionell getrennt. Durch diese Zustände ist der Einfluß der d. Kultur und das d. Ansehen fast völlig lahmgelegt. — Andererseits werden die ländlichen d. Bewohner dieses Gebiets durchweg als gut gekleidet und leidlich gut situiert bezeichnet. Viele besitzen schöne Banerengüter. Besonders Präsident Pedro Montt habe die Eigenschaften der d. Kolonisten und ihren Einfluß auf die Chilenen geschätzt und gefördert. In gleicher Weise handelten und dächten viele einflußreiche Chilenen. Verfasser scheint nicht zu wissen, daß in dieser Beziehung seit einigen Jahren eine gewisse Reaktion eingetreten ist. Außerdem hat die Masse des chilenischen Volkes im allgemeinen die fremden Einwanderer, auch die d. Kolonisten, als Eindringlinge betrachtet, die den Chilenen das Brot und das Land fortnehmen. Daß die Mehrzahl der gebildeten Chilenen frei sei von übertriebenem Nativismus und Nationalismus — was ich als falschen Patriotismus bezeichnen möchte — ist leider auch nicht richtig.

Verfasser geht dann kurz auf die schöne Festschrift zur Zentenarfeier der Republik ein, welche der d. Wissenschaftliche Verein zu Santiago im Jahre 1911 unter dem Titel „D. Arbeit in Chile“ herausgegeben hat. Auch die Tätigkeit dieses seit 27 Jahren bestehenden Vereins wird gebührend gewürdigt. Ende 1909 gab es in Chile 32 d. Schulen mit 2774 Schülern. Die d. Schule in Santiago wird von 400 Kindern besucht, von denen aber etwa die Hälfte Chilenen sind. Die meisten der übrigen Schulen werden fast ausschließlich nur von deutschredenden Kindern besucht. Die d. Schulen kosten pro Jahr 500000 Pes. Die d. Reichsregierung zahlt zu diesen Schulen einen Zuschuß von 56300 M.

Berlin-Tegel.

Dr. Hellmuth Polakowsky.

Deutschkunde im schöngestigen Schrifttum.

Schleswig. Im Kampf um die Nordmark. Erzählung von Johannes Dose. Potsdam 1912, Stiftungsverlag. Geb. 4.80 M.

Der bekannte Erzähler, der seine Stoffe zum größten Teil der Geschichte seiner heimatlichen Provinz entnommen hat, führt uns in diesem neuesten Werk in die Zeit der deutsch-dänischen Kämpfe des 19. Jahrhunderts, wo

der nationale Gegensatz in dem Grenzgebiet leicht dazu führte, daß Familienglieder, Brüder, Verlobte durch die Politik feindlich wurden. Stoff zu romanhaften Verwicklungen bietet sich also reichlich. Innere Kämpfe traten hinzu: beim Eintreten für die eine Partei setzte man die Zukunft aufs Spiel, besonders die Schleswig-Holsteiner, wenn die Erhebung scheitern sollte. Das Deutschtum ist vor allem vertreten durch den Kandidaten der Theologie Heimreich Fangel, die ihm in Liebe zugetane Bodil Hansen, die Tochter eines Bauern zu Hylleruphof in Nordschleswig, ist dem alten Herrscherhaus treu ergeben und verlangt von dem Geliebten, seine d. Gefinnung zu verleugnen oder wenigstens neutral zu bleiben. Das kann er nicht, er kämpft auf d. Seite mit. Als endlich Bodil schlimme Ansartung dänischer Rücksichtslosigkeit und Roheit sieht, wird sie umgestimmt. Manche romanhaften Züge, ein Duell, zwei feindliche Brüder, die sich bei Fredericia gegenüberstehen, die Seelenkämpfe des armen Schulmeisters, der materieller Vorteile wegen sein Deutschtum opfern soll, erhöhen die Spannung des lesenswerten Buches. Wenig gefallen mir einige Kapitelüberschriften, die an minderwertige Erzeugnisse erinnern.

Oldesloe.

Prof. Dr. Reimer Hansen.

Ostmark. In der Ostmark. Roman von Ernst v. Waldow. 8^o, 231 S. Jena 1912, H. Costenoble. 4 M.

Für diejenigen D., die es noch nicht wissen oder noch immer nicht glauben wollen, eine lehrreiche Schilderung der unauffälligen, vielseitigen und strepellosten Art, mit der in den Kreisen des polnischen Landadels und der jüngeren polnischen Geistlichkeit für die Wiedergeburt Polens gearbeitet wird. Es ist eine völlig abgeschlossene Gesellschaft, in die man keinen D. hineinschauen läßt. Wo trotzdem ein Verkehr besteht, geschieht es in bestimmter Absicht zur Förderung nationalpolnischer Bestrebungen. Die d. Vertrauensseligkeit durchschaut nur sehr allmählich, und dann meist zu spät, die geschickt gewählte Maske. Mit Recht sagt daher die Heldin zum Schluß: „Glauben Sie mir, es heißt auf der Hut sein für uns D.“

Gnesen.

Prof. Reinhold Heinrich.

Ungarn. „Meine felder“. Gedichte von Ella Triebnigg. 8^o, 54 S. Wien 1907, W. Frick. 2 M.

Aus Adam Müllers „Schwaben im Osten“ sehen wir mit Freude, wie stark die dichterische Ader der Schwabenheimat den Nachkommen der Auszöglinge in die Tiefen des Banates und der Batschka noch fließt. Aber wie viele wissen es, ahnen es, daß die Wiener Schriftstellerin Ella Triebnigg auch ein Kind des ungarländischen Schwabentums, und daß auch die „schwäbische Türkei“, ihre Heimat, im ungarländischen d. Dichterkreis so nicht unvertreten ist. Diese wird durch sie, meines Wissens zum erstenmal, in das schöngeistige Schrifttum eingeführt in dem Bändchen lyrischer Gedichte: „Meine felder“. — Tochter des Gutsbesizers von Stockinger zu Tewel in der Tolnauer Gespannschaft, gedenkt sie treu ihres gefährdeten Volkstums und ihr Lied der teuren Heimat, so in den Gedichten „Eine Handvoll Heimat Erde“, „Die Pusta“, „Unter blühenden Akazien“, „Von der Höhe“, „Hochsommer“, „Meiner Kindheit Paradies“ — Heimatflänge der „schwäbischen“ Dichterin, die mir lebhaft die Erinnerungen wachriefen an eine Wanderfahrt vom Rande der durch d. Fleiß und Schweiß zu wogenden Ährenfeldern umgeschaffenen

Stromebene durch die Rebberge der Schwaben bei Szeghazd nach Bonyhád und Hidas und übers Gebirge nach der zu „Pecs“ gewordenen alten d. Stadt fünfkirchen.

Wie die Vorfahren der Dichterin sind auch die ihrer Landsleute dort unten am rechten Donauufer zwischen Stuhlweißenburg und Esseg meist aus Schwaben gekommen, ein großer Teil stammt aber auch aus der Pfalz und aus Hessen. Über sie soll uns, hoffentlich in Bälde, ein völkischer Roman unserer schwäbischen Dichterin erzählen, dessen Vollendung leider durch das Leiden und den Tod ihres Gatten sich verzögert hat.

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Ungarn. „An die Karpathendeutschen“. Von J. Luise Schember.

Über die Marken eines einzelnen d. Ansiedlungsgebiets hinaus, noch über die Grenzen von Ungarn-Siebenbürgen mit seinen 2½ Mill. D., führt eine Dichtung, die der zweiten Tagung der „Karpathend.“ zu Ruma in Slawonien entstammt, für sie gedichtet und dort vorgetragen wurde. — Dieses Wort „Karpathend.“, dieser Gesamtbegriff ist in seiner „Geschichte der D. in den Karpathenländern“ (3 Bde., Gotha 1910, F. A. Perthes) von R. Fr. Kaendl-Ezernowiz geprägt worden für das Deutschtum im Osten, das zusammengehört nach Geschichte, Zeit und Art der Ansiedlung und den d. Herkunftsgegenden, — das aber getrennt war durch Grenzen, andere Völker, durch Ströme und Gebirge und für immer getrennt schien. —

Als „des Deutschen Reiches Schmelde

am Ambos Rand

Und niederlaute seines Hammers Schlag

Mit eherner Wucht, da sprühten Funken auf,

Die flohen weit umher, bis sie, des Fliegens müde,

Im fernen Ungarland zur Erde fielen,

Aufglommen im Banat, in Siebenbürgen“ —.

Das Feuer der Begeisterung griff dann hinüber durch die Batschka nach Slawonien, „ein unaufhaltsam steter Siegeszug“ — durch „schwäbische Türkei“, Bakonyer Wald, den „Schwabenberg“, nach West- und Oberungarn leckt schon die Flamme, „Galizien, Bukowina faßt die Glut“, und der Widerschein fällt bis nach Bosnien und hellt Rumänien bis zum Schwarzen Meere.

Die gemeinsamen Vertretertage aber sind ein erster freudiger Erfolg der d. Bewegung, der Anfang zu völkischem Zusammenschluß, in dem allein das Heil, die Sicherung und Festigung des Bestandes für alle die D. gefunden werden kann, welche — wie die in Ungarn-Siebenbürgen und weiter nach Westen — der „Kranz der Karpathen“ in weitem Halbrund einfaßt und die der Außenböschung des Gebirgswalles vorgelagert sind in Galizien, der Bukowina und Rumänien.

Vielleicht — hoffentlich! — daß daran auch das Deutschtum in West- und Südrusland eine geistige völkische Anlehnung findet,

„O nährt stets die heilige Opferflamme,

Die in Euch brennt und glüht! seid eingedenk,

Daß Ihr german'schen Blutes seid“.

Steht Mann zu Mann und bildet so die Mauer,

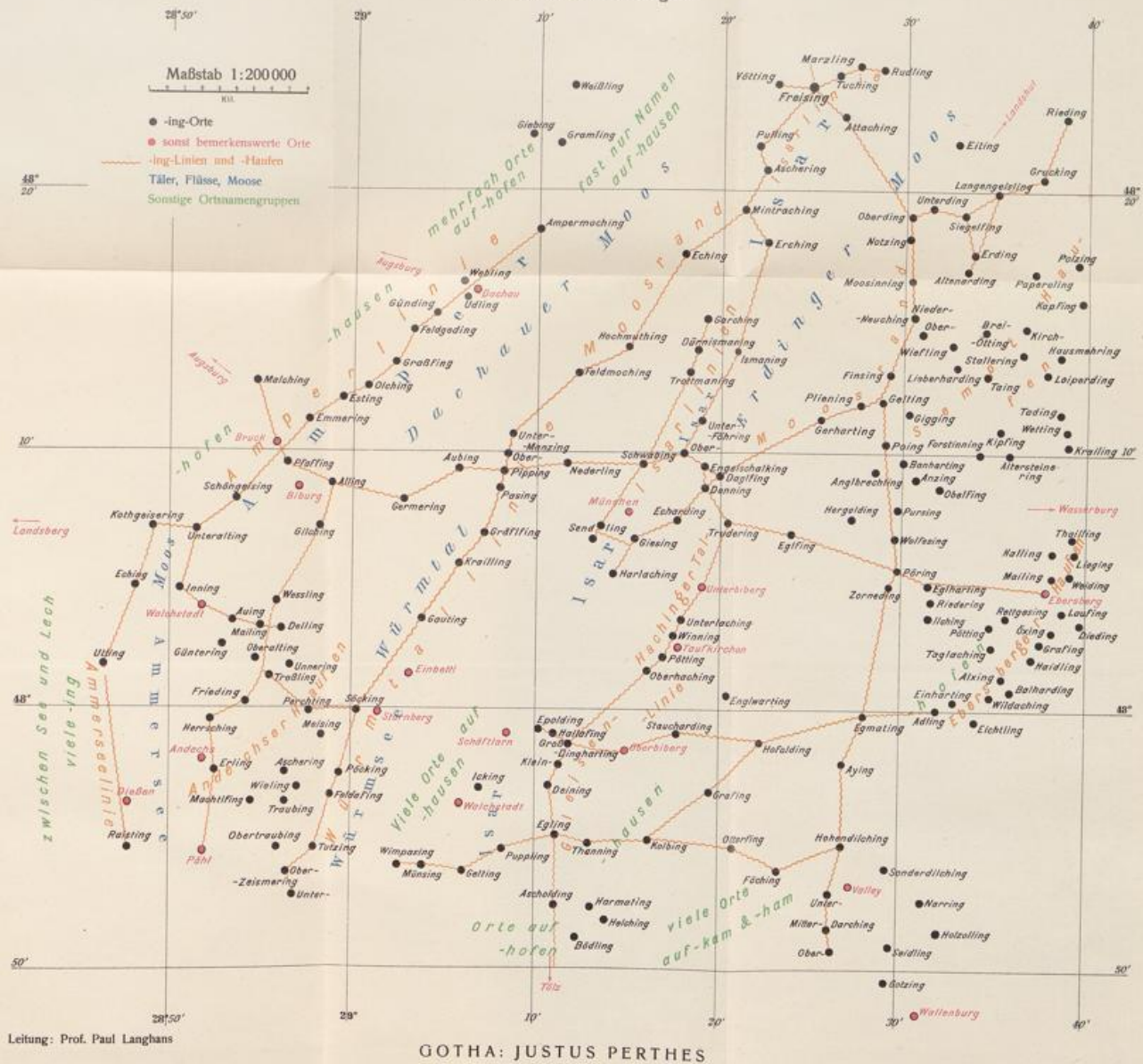
Die undurchdringbar jedem Ansturm trotzt

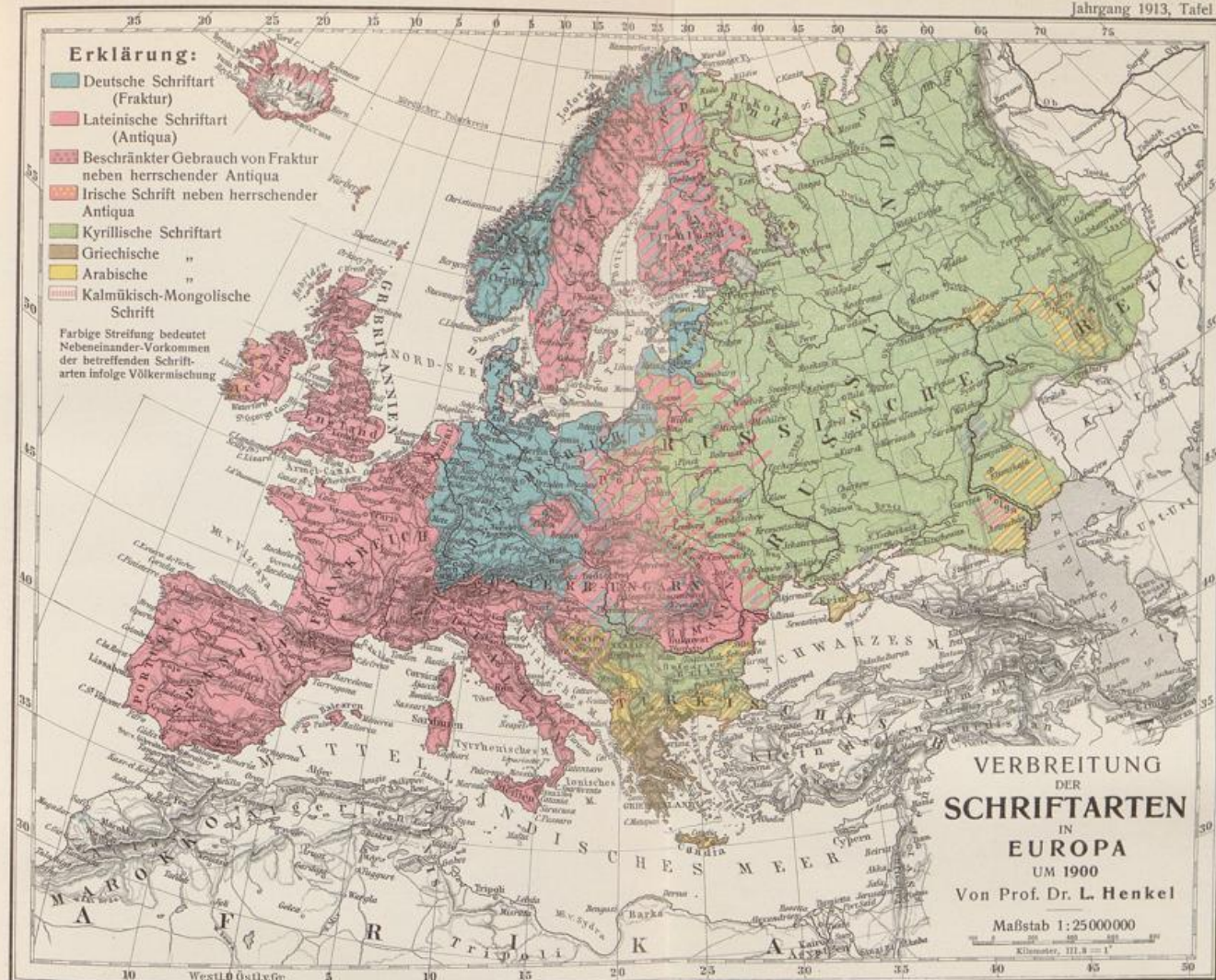
ruft den Volksgenossen im Osten die feurige Dichtung zu, ein Kind der Muse einer heimischen Dichterin, J. Luise Schember in Karlsruhe, der auch andere warmherzige völkische Gedichte zu danken („Für Blumenau“ — „Baltengruß“ — „Der ‚Schwaben‘ Todesflug“ — „Zum Frauentag für das Deutschtum im Ausland“ u. a. m.

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Entworfen von M. C. Menghius





Leitung: Prof. Paul Langhans

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Wolfgang Schlüter.

Einer der treuesten und warmherzigsten Vorkämpfer für deutsche Wissenschaft und deutsches Wesen in den Ostseeprovinzen Rußlands ist Dr. Wolfgang Schlüter. Ein geborener Hannoveraner, ist er doch schon so frühzeitig nach Livland gekommen, daß die Hauptkraft seiner Lebensarbeit diesem Lande gewidmet gewesen ist. Wie fest er hier Wurzel geschlagen hat, wie sehr Livland ihm zur

zweiten Heimat geworden ist, dafür ist seine unermüdlich hingebende Arbeit — weit auch über den Kreis seiner amtlichen Berufspflichten hinaus — ein Zeugnis.

Sein äußerer Lebensgang ist auf schlichter gerader Linie verlaufen. Geboren am 9. August 1848 in Hannover, empfing er hier in seiner Vaterstadt 1862—67 seine Schulbildung. Nachdem er sodann zunächst in Heidelberg 1867/68 und in Göttingen 1868/69 vergleichende Sprachwissenschaft studiert hatte, ging er nach Dorpat, um hier seine Studien unter der Leitung Prof. Dr. Leo Meyers fortzusetzen und zum Abschluß zu bringen. Das war in den Jahren 1869—72. Unterbrochen wurde dieser Aufenthalt in Dorpat durch den deutsch-französischen Krieg, an dem Schlüter als Freiwilliger teilnahm. Im Jahre 1874 wurde er auf Grund seiner Inauguraldissertation „Die mit dem Suffigja gebildeten Nomina“ zum Doktor der Philosophie promoviert. Nach einer kurzen Lehrtätigkeit am Gymnasium zu Klausthal war er 1874—77 Kustos in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Dann führte ihn sein Weg wieder nach Dorpat zurück, wo er fortan seine bleibende Wirkungsstätte fand. 1877—85 war er Oberlehrer der deutschen Sprache am klassischen Privatgymnasium zu Dorpat und unterrichtete gleichzeitig auch an anderen Schulen. 1882 wurde er vom Konseil der Universität Dorpat zum



Abb. 4.

Dr. W. Schlüter,

Bibliothekergehilfen und 1888 zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek gewählt. In dieser Stellung ist er volle zwanzig Jahre, bis zum Frühjahr 1908, geblieben. Im Jahre 1892 wurde er auf Grund seiner Dissertation „Untersuchungen zur Geschichte der altsächsischen Sprache“ an der Dorpater Universität zum Magister der vergleichenden Sprachkunde promoviert und hat seitdem ununterbrochen als Privatdozent der germanischen Philologie an der Universität gewirkt. Als im Jahre 1899 sein Lehrer Prof. Dr. E. Meyer Dorpat verließ, um nach Göttingen überzusiedeln, wurde Schlüter zu seinem Nachfolger als Präsident der bei der Universität bestehenden Gelehrten Estnischen Gesellschaft und zum Direktor des Museums Vaterländischer Altertümer gewählt, welches Amt er mit treuer Hingabe bis zum Jahre 1912 verwaltet hat, bis veränderte Verhältnisse ihn zwingen, es niederzulegen.

Ein schlichter Lebenslauf, aber ein arbeitsreiches Leben. Davon legen auch seine zahlreichen literarischen Veröffentlichungen Zeugnis ab. Nur seine Hauptschriften seien hier genannt:

Die mit dem Suffigja gebildeten deutschen Nomina (Göttingen 1874/75); Meister Stephans Schachbuch, ein mittelniederdeutsches Gedicht des 14. Jahrhunderts, Teil I Text, II Glossar (Verh. d. Gel. Estn. Ges. XI u. XIV, Dorpat 1885 u. 1889); Untersuchungen zur Geschichte der altsächsischen Sprache, Teil I (Dorpat 1892); Die Nowgoroder Skra, nach der Rigaer Handschrift heraus-

gegeben (Dorpat 1895); Die Laut- und Formenlehre des altsächsischen Dialekts, in: Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte zum Gebrauch für Studierende, dargestellt von Bethge, Bremer, Dieter, Hartmann und Schlüter (Leipzig 1900); Zwei Bruchstücke einer mittelniederdeutschen Fassung des Wisby'schen Stadtrechts aus dem 13. Jahrhundert, herausg. und mit sprachl. Erläuterungen versehen (S.-A. aus d. Mitt. d. Ges. f. Gesch. u. Altertumsk. d. Ostseeprovinzen Rußlands XVIII, Riga 1903); Die Ostsee und die Ostseeländer in der Hamburg. Kirchengeschichte des Adam von Bremen (Sitzungsber. d. Gel. Estn. Ges., Dorpat 1902); Der Norden Europas in der mittelalterlichen Kartographie (ebenda 1905); Die estnischen Ortsnamen im Liber census Daniae (ebenda 1907); Saxo Grammaticus und seine geographische Kenntnis vom Norden Europas (ebenda 1908); Zur Geschichte der Deutschen auf Gotland (Hanseat. Geschichtsbl. XXXVI, 1908); Über die Beeinflussung des Estnischen durch das Deutsche (Sitzungsber. d. Gel. Estn. Ges., Dorpat 1909); Über die Sammlung und Herausgabe eines baltischen Ortsnamenbuchs (Arb. d. I. Balt. Historikertags in Riga, 1909); Die Nowgoroder Schra in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom 13. bis zum 17. Jahrhundert (Sitzungsber. d. Gel. Estn. Ges. 1910); Adams von Bremen geographische Vorstellungen vom Norden (Hanseat. Geschichtsbl. XXXVIII, 1910); Über die Umlautsbezeichnungen von o und u in der Stockholmer Handschrift des Wisby'schen Stadtrechts (Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforsch. XXXVII, 1911); Die Nowgoroder Schra in sieben Fassungen vom 13. bis 17. Jahrh. (Texte, herausg. als Festschr. z. XV. Archäol. Kongress in Nowgorod, Dorpat 1911).

In Anerkennung seiner Verdienste wurde Dr. W. Schlüter gewählt zum korrespondierenden Mitglied der Kurländ. Ges. f. Literatur u. Kunst, sowie zum Ehrenmitglied der Ges. f. Gesch. u. Altertumsk. d. Ostseeprovinzen Rußlands in Riga, der Gel. Estn. Ges. in Dorpat und der Kgl. fläm. Akad. in Gent.

Das poetische Dankeswort, das Schlüter einst einem treuen Freund und Mitarbeiter gesprochen, das gilt mit gleichem Recht ihm selbst:

„Du kennst des Landes wechselnde Gesichte,
Die blut'gen Wunden, die die Zeit ihm schlug;
Mit unparteiisch freiem Wahrheitsblicke
Hast du durchforscht der Vorzeit buntes Buch.
In Treue hast du zugewandt
Dein Herz dem alten Vaterland.

Mit Männern, ernster Forschung hingegeben,
Hast du zu gleichem Ziele dich gestellt,
Des Etenvolkes Sprache und sein Leben
Ins helle Licht der Wissenschaft gestellt.
Was hier geackert deine Hand,
Dankt herzlich dir das Vaterland.

Der Acker möge fürder Früchte tragen
Entsagungsfreud'gem Fleiß zum schönsten Lohn
Und seine Anerkennung nicht verlagen
Dem seiner Heimat treu ergebenen Sohn.
Und alle ein' als festes Band
Die Liebe zu dem Vaterland.“

Doz. Mag. theol. Johannes Frey in Dorpat.

Traugott Teutsch †. Wieder den herben Verlust eines seiner Besten beklagt das sächsische Volk Siebenbürgens. Traugott Teutsch, ein talentvoller Erzähler, ein begabter Dichter, ist in seiner Vaterstadt Kronstadt am 23. Februar d. J. verschieden. Er war der Sohn eines Kronstädter sächsischen Bürgers und widmete sich nach Absolvierung seiner Gymnasialstudien auf der Universität der Philosophie und Theologie und wirkte nachher als Lehrer und Direktor an der evangelischen Mädchenschule seiner Vaterstadt, trat jedoch im Jahre 1870 aus dem Schuldienst aus und lebte als Privatmann in glücklichen, geordneten Verhältnissen hauptsächlich der Dichtkunst, war auch drei Jahre hindurch (im Anfang der achtziger Jahre) Abgeordneter im ungarischen Reichstag. Traugott Teutsch schrieb historische Ro-

mane: „Die Schwarzburg“ (1881), dann „Georg Hecht“ (1883), die unter uns Sachsen seinen Namen berühmt machten. Seiner Feder entstammt auch die Tragödie „Harteneck“, die nicht ganz bühnengerecht ist, aber literarisch für die Siebenbürger Sachsen eine hohe Bedeutung hat. Traugott Teutsch war keine starke Natur, die schwere, aufregende Kämpfe liebte; er neigte mehr zur Bescheidenheit und fand sein Glück in der Stille eines ruhigen Gelehrten- und Künstlerlebens. Er war ein Mann von ehrenwertem Charakter, ein treuer Sohn seines sächsischen Volkes, das er innig liebte und dessen Vergangenheit er dichterisch verklärte. In seinem 84. Lebensjahre ist er gestorben und liegt begraben auf dem Kronstädter evangelischen Friedhof am Fuße des Schloßbergs. Geseget sei sein Andenken!

Die deutsch-französische Sprachgrenze in Nordfrankreich¹⁾.

Von

Archivrat Dr. Hans Witte in Schwerin.

(Mit Karte, f. Tafel 6.)

Der Revanchegedanke schlägt bei den Franzosen wieder hohe Wellen. Wollten auch wir Deutschen unsere Blicke über die französische Grenze schweifen lassen, so fänden wir drüben nichts, was unsere Begehrlichkeit erregen könnte. Aber in aller Ruhe wollen wir doch fest und nachdrücklich in unserer Erinnerung die Tatsache auffrischen, daß dem französischen Staat immer noch ein nicht unbeträchtliches Stück altdutschen Bodens einverleibt ist, dessen in Sprache und Art deutsch gebliebenen Bewohnern der große Schicksalswandel von 1870/71 den Weg zur Wiedervereinigung mit ihren Stammesgenossen nicht eröffnet hat.

Es ist das Viereck zwischen der Linie Dünkirchen — Saint-Omer im Westen und der belgischen Grenze im Osten, zwischen dem Nordseegeflüde und der Eise (Eys), wo noch heute auf dem Boden des französischen Staates eine niederdeutsche (westflämische) Mundart als allgemeine Volkssprache im Gebrauch ist.

Einst war ihr Herrschaftsgebiet noch bedeutend ausgedehnter. Die salischen Franken haben hier, wenn auch mit der Ausbreitung ihres Reichs über Gallien nicht annähernd schritt haltend, ihre Siedlungen weit nach Südwesten vorgeschoben. Vorher schon hatten sich Teile des sächsischen Stammes bei ihren Raubfahrten über die Meere des Nordens an der ganzen gallischen Küste bis zur Loiremündung festgesetzt. Beide germanischen Stämme sind sich hier — in unmittelbarer Nähe des heute noch deutschredenden Teiles des französischen Norddepartements, wo zwischen Calais und Boulogne die Küste im Kap Gris-Nez scharf nach Süden umbiegt — begegnet, haben, einander innig durchdrungen, ihre Siedlungen in regellosem Wechsel durcheinander gemischt und durch ihr Zusammenwachsen die völkische Grundlage gelegt zu diesem westlichsten, heute zum großen Teil schon wieder verschwundenen Zweige des flämischen Stammes.

Wo die Sachsen gesiedelt haben, lassen vor allem die bis auf den heutigen Tag trotz der Herrschaft der französischen Sprache verhältnismäßig unverstümmelt erhaltenen eigenartigen Ortsnamen auf ihnen (hochdeutsch = *zann*) erkennen, die zwischen Calais, Kap Gris-Nez, Boulogne, Aire, Saint-Omer zerstreut sind und sich besonders stark an der Küste vom Kap bis über Boulogne hinaus anhäufen. Sie kehren zum Teil in auffällender Ähnlichkeit in England wieder: Alenethun als Allington, Colinethun als Collington, Grethun als Fretton, Pelinethun als Pallington, Todinethun als Taddington. Auch Bildungen anderer Art finden ihre Doppeltgänger in England: Balinghem in Ballingham, Basinghem in Basingham, Hardingham in Hardingham, Eingham in Eingham, Eozingham in Eosingham, Maningham in Manningham, Grisendall in Grisendale, Hollebeque in Holbeck, Sangatte in Sandgate, Rattefort in Radcot, le Wast in Wast, Wimille in Windmill, Werwicq in Warwick u. v. a. (vgl. Winkler: *Plaatsnamen*, S. 47 f., und Kurth, S. 536).

Von diesen Doppelformen, die einander wie ein Ei dem andern gleichen, finden sich die an erster Stelle genannten sämtlich in dem durch das Kap Gris-Nez so scharf gekennzeichneten Vorsprung der französischen Küste, in der alten Landschaft Artois und dem heutigen Departement Pas-de-Calais. Ihre in die Augen fallende Übereinstimmung läßt wenigstens das mit Sicherheit

¹⁾ Literatur: Richard Böckh: *Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten*. Berlin 1870, S. 192 ff. — Richard Andree: *Die Völkergrenzen in Frankreich*. (Globus XXXVI, 1879, S. 6—10, 25—29, mit 1 K.) — Johan Winkler: *Oud Nederland*. Haag 1888. Darin besonders die Abhandlung: *Nederland in Frankrijk en Duitschland*, S. 167—262. — Derselbe: *Germaansche plaatsnamen in Frankrijk*. (Abdruck aus *Het Belfort*, Gent 1894.) — Gottfried Kurth: *La Frontière Linguistique en Belgique et dans le Nord de la France*, 2 Bde, Brüssel 1896, 1898 u. 1900, m. K. — J. Dewachter: *Le Flamand et le Français dans le Nord de la France*. (Deuxième Congrès International pour l'Extension et la Culture de la Langue française Arlon-Luxembourg-Trèves, 20.—25. sept. 1908, Brüssel 1908.) — Für die neuesten Vorgänge außerdem die Zeitschrift *Neerlandia*, Organ van het Algemeen Nederlandsch Verbond; besonders Jahrg. 1907, Septemberheft, S. 142 f.; 1911, Septemberheft, S. 202 ff.; 1913 in den Januar-, Februar- und Märzheften: W. J. E. van Es: *Toestand en toekomst van het Vlaamsch in Frankrijk*. — Weitere Literatur ist in diesen Schriften genannt.

Vgl. zu dieser Arbeit die ausgezeichneten Bilder aus Robida: *Les vieilles villes des Flandres* (Paris, Librairie Dorbon-Ainé) in der „D. Erde“ 1910.

erkennen, daß wie drüben jenseits des Kanals, so auch hüten — in diesem nun schon lange der Herrschaft der französischen Sprache anheimgefallenen Teile des artesischen Landes — Siedler sächsischen Stammes bei der Entstehung dieser deutschen Namenbildungen stark beteiligt gewesen sein müssen.

An der Küste eng zusammengedrängt, nehmen diese Namenbildungen — gleichviel ob sächsischer oder salfränkischer Herkunft — nach innen zu allmählich ab. Es ist ein ganz anderes Siedlungsbild hier als das in Lothringen durch die Niederlassung der ripuarischen Franken geschaffene: Dort ebenfalls starke Anhäufung der überwiegend mit -ingen gebildeten, die erste deutsche Niederlassung bezeichnenden Ortsnamen, aber nach Südwesten zu ein scharfer, fast plötzlicher Abbruch in einer greifbar deutlich hervortretenden Linie, die zugleich mit ganz unbedeutenden Abweichungen den Verlauf der ältesten deutsch-französischen Sprachgrenze darstellt¹⁾. Hier in Artois und im anschließenden westlichen Flandern die -thun, -inchun, -hem, -inghem, -ingen von ihren gedrängten Ansammlungen noch ausstrahlend nach Südwesten in immerhin noch hervortretenden lockeren Gruppen. Dort jenseits der scharfen Abbruchslinie nur noch ganz vereinzelt Ortsnamen deutscher Prägung; hier überhaupt kein Abbruch, sondern ein allmähliches Lockerwerden und Sichverlieren unter den immer mehr überwuchernden keltoromanischen Bildungen. Dort fast restloses Zusammenwachsen der -ingen in dem sich bildenden ältesten deutschen Sprachgebiet; hier eine große Zahl -ingen, -hem, -inghem usw., die, mit den Hauptansammlungen dieser Art nur noch in lockerer Verbindung oder ferner und ferner ins überwiegend und fast rein romanisch gebliebene Gebiet vorgeschoben, niemals mit dem deutschen Sprachgebiet zusammenwachsen konnten und schon früh in dem sie umgebenden Romanentum aufgingen.

Solche vorgeschobene Gruppen deutsch benannter Siedlungen streichen im Osten unseres Gebiets bis über Lille (Ryssel) hinaus mit Capinghem, Radinghem, Erquinghem-le-Sec und Hainbourdin (12. Jahrh. Harbodem); in der Mitte westlich an Béthune vorbei mit den viel zerstreuteren Gonnehem, Oblinghem, Eozinghem, Westrethem und dem schon an einem rechten Zufluß der Canche gelegenen Maringhem; endlich im Westen an der Küste wieder dichter gesät mit Verclinchun, Halinghem, Wichehem, Hubersent (1634 Hubessent), Beussent (1323 Bougeffant), Ingent, Tubersent (877 Thorbashem), Bregent (1182 Brescelleshem) sich südlich von Boulogne bis an die Mündung der Canche erstreckend.

Alle diese und andere in ähnlicher Lage befindlichen vorgeschobenen zweifellos deutschen Siedlungen sind schon in früher Zeit dem sie umgebenden Romanentum erlegen. Vielfach zeigen in ihnen — was bei ihrer zerstreuten, insularen Lage nicht wundernehmen kann — die Flurnamen schon seit ihren ersten Nennungen, also etwa seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts, ausschließlich französische Formen. Doch nicht ausnahmslos! In Coyecques wenigstens, einer am obersten Lauf der Eys über das einstige geschlossene deutsche Sprachgebiet vorgeschobenen Gemeinde des Kantons Fauquembergue (= Falkenberge), finden sich noch in verhältnismäßig später Zeit deutsche Flurnamen genannt: 1196 *quatuor mensuras terre in Mykelcoutra* und 1326 ein *Monkevelt*.

Gottfried Kurth, dem wir die Kenntnis dieser Namen verdanken (S. 232), hat leider nicht jeden einzelnen der in Betracht kommenden Orte eingehender untersuchen können, eine Arbeit, die unbedingt nachgeholt werden muß, da von ihr die interessantesten Aufschlüsse zu erwarten sind.

So viel läßt sich jedoch schon jetzt mit vollkommener Sicherheit sagen, daß die übertriebenen, immer wieder mit unausrottbarer Zähigkeit auftretenden Ansichten von einem einstmal fast rein-germanischen Nordgallien nicht einmal in ihrer bescheidensten Abgrenzung mit der Summe zu treffen. Ja selbst in dem noch bedeutend engeren Gebiet zwischen der Linie Boulogne—Saint-Omer oder besser Boulogne—Aire und der Canche kann nur von germanischen Streusiedlungen die Rede sein, die, im Norden dichter gesät, nach Süden zu noch innerhalb dieses Gebiets sich ziemlich verlaufen und verlieren in der erdrückenden Überzahl der keltoromanisch benannten Orte. Nur nach der Mündung der Canche zu und bis an diese treten die germanischen Ortsnamen noch verhältnismäßig zahlreich auf, doch auch hier als entschiedene Minderheit. Jenseits dieses Flusses hat es die germanische Einwanderung nur noch zu ganz zerstreuten eigenen Ortsnamenprägungen gebracht mit alleiniger Ausnahme der stärkeren Ansammlung in der Normandie, wo Sachsen und Normannen einander die Hand gereicht haben.

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz „Sprachenkämpfe in Lothringen vor 1870“. (D. Erde 1912, S. 196.)

Mit der gleichen Deutlichkeit tritt aber auch hervor, daß von dieser Linie Boulogne—Saint-Omer oder Aire nach Norden zu das deutsche Volkstum die Alleinherrschaft gewonnen hat. Es offenbart sich uns in der unverkennbarsten Weise durch die Massen lebensfrischer deutscher Flurnamen, mit denen uns die Urkunden seit dem 12. Jahrhundert diese Gegenden erfüllt zeigen. Ja selbst der alte Graf Manasse von Guines legt noch auf seinem Totenbett (1137) ein Zeugnis ab für die deutsche Sprache dieser heute ganz und gar verwelschten Gegend (vgl. Kurth I, S. 235, und II, S. 72). Noch bedeutend über Saint-Omer und etwas über Aire nach Süden hinaus hat sich dies niederdeutsche Sprachgebiet Nordfrankreichs einstmals erstreckt. Boulogne hat es fast eingeschlossen, es sozusagen — wie Kurth sich ausdrückt — belagert, ohne jedoch jemals den überwiegend romanischen Charakter dieser Stadt wandeln zu können.

Dietrich Schäfer hat in seiner zusammenfassenden, durch Beibringung zahlreicher chronikalischer Zeugnisse ausgezeichneten Betrachtung der deutsch-französischen Sprachgrenze¹⁾ stark betont, daß diese „so weit zurück wir sie überhaupt kennen können, im wesentlichen stets dieselbe wie heute gewesen ist“. Dieser Ausdruck hat durchaus seine Berechtigung, wenn man, wie Dietrich Schäfer, den ganzen Verlauf der langen Strecke von Boulogne bis zum Monte Rosa und die ganze, gewaltige, weit über tausendjährige Dauer der Entwicklung überblickt, neben denen die nur in einzelnen kürzeren Strecken hervortretenden stärkeren Veränderungen in der Tat verschwinden. Namentlich auch, wenn man sich dabei die Veränderungen gegenwärtig hält, denen während des gleichen Zeitraums die deutsch-slawische Abgrenzung unterlag: In der gleichen Zeitspanne, in der im Osten das Slawentum bis an die Kieler Förde und an die Saale vordrang und wiederum samt seiner preußisch-litauischen Nachbarschaft an der Ostsee bis über die Oder, Weichsel und Memel und im Binnenland bis nach Oberschlesien zurückgedrängt wurde, küßte die auf Galliens Boden vorgedrungene deutsche Einwanderung außer ihren von vornherein dem Untergang geweihten Strensiedlungen nichts Nennenswertes mehr ein, als die Strecken von Boulogne bis Dänkirchen und Saint-Omer und in Lothringen von Marsal bis Albesdorf!

Flandern und Lothringen, über die Frankreich lange Zeit geherrscht hat, ja es zum Teil noch heute tut, sind bezeichnenderweise die einzigen Länder längs der ganzen Erstreckung der deutsch-französischen Sprachgrenze, in denen diese in nennenswerter Weise nach Nordosten zurückgedrängt worden ist. Im übrigen ist sie vielfach in den mehr als tausend Jahren ihres Bestehens völlig unverändert geblieben oder kaum mehr als um die Breite einer Gemeinde zurückgewichen, an einzelnen Stellen auch, namentlich im Elsaß und in der Schweiz, nach Südwesten vorgerückt.

Betrachtet man die beiden Landschaften, in denen hier der Hauptrückgang der deutschen Sprache vor sich ging, für sich, so erscheint in diesem bedeutend verengerten Rahmen dieser Rückgang natürlich nicht so ganz unbeträchtlich wie beim Überschauen der ganzen langgestreckten Grenzlinie. Daß bei ihm die Zugehörigkeit zum französischen Staat eine entscheidende Rolle gespielt haben muß, läßt sich schon daraus erkennen, daß auf dessen Herrschaftsgebiet, die das ganz unbedeutende Durchschnittsmaß überschreitenden Hauptverluste beschränkt sind. Und unter beiden Landschaften ist es wieder Flandern-Artois, das die größeren Verluste aufzuweisen hat.

Erklärlich genug! Diese Landschaft hat, seitdem in der ersten Teilung des karolingischen Universalreichs (843) der erste Grund gelegt wurde für die Bildung des mitteleuropäischen Staatensystems, zu Frankreich gehört und ist erst unter Karl V. mit dem burgundischen Erbe größtenteils ans Deutsche Reich gekommen. Ludwig XIV. aber hat sie schon wieder für Frankreich zurückgewonnen, bei dem sie außer dem belgischen Teil bis auf den heutigen Tag verblieben ist. Das Herzogtum Lothringen dagegen fiel erst 1738 an den Polenkönig Stanislaus Leszczyński, den Pfalzhalter Frankreichs, und erst nach seinem Tode (1766) unmittelbar an Frankreich, in dessen Hand die deutschredenden Teile dieser Landschaft also nur ein starkes Jahrhundert blieben.

Für die ältere, mittelalterliche Zeit übt die staatliche Zugehörigkeit keine irgendwie hervortretende Einwirkung auf die Abgrenzung der Sprachgebiete aus. Wie bei den Teilungen des Karolingerreichs die neu gezogenen staatlichen Grenzen sich wenig um den Lauf der Sprachgrenze kümmerten, so war überhaupt von einem Nationalbewußtsein und einem darauf beruhenden nationalen Gegensatz kaum die Rede. In fast allen Landschaften des Grenzgebiets beider Nationen

¹⁾ Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik VII, Okt. 1912, Sp. 15—42.

lebten Deutsche friedlich neben Franzosen oder Wallonen. Artois, Flandern, Brabant, Limburg, Luxemburg, Lothringen — alle diese Landschaften wurden ausnahmslos von der Sprachgrenze durchschnitten und in ein Gebiet deutscher und romanischer Zunge zerlegt.

Weit wichtiger als die staatsrechtliche Zugehörigkeit zu Frankreich war für die Gestaltung der nationalen und sprachlichen Dinge in dieser frühen Zeit das Kulturleben, das sich in diesen Landschaften und an den einheimischen Fürstenhöfen entwickelte, die ja im äußersten Westen schon in einem Vasallenverhältnis zu Frankreich standen. Und an diesen Höfen spielte durchweg schon in der frühesten Zeit die französische Sprache eine bevorzugte Rolle. Das war schon der Fall am Hofe Manasses von Guines, von dem oben die Rede war. Als bevorzugte Hofsprache fand sie rasch Eingang beim Adel, drang in die oberen Schichten des Bürgertums in den Städten, wurde mehr und mehr die Sprache des vornehmen Lebens und der Bildung.

Keineswegs allein in den nordwestlichsten Herrschaften, die unter französischer Lehenshoheit standen! Es war genau dasselbe in Brabant, Limburg, Luxemburg und Lothringen. Als um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert die Nationalsprachen begannen, dem bis dahin als Urkundensprache alleinherrschenden Latein diese Rolle streitig zu machen, war es hier überall, im Gebiet deutscher Volkssprache, das Französische, das zuerst und auf längere Zeit an die Stelle des Lateinischen trat. Das Deutsche folgte erst später. Daß ferner die ursprünglich deutschen Fürstenhäuser der Luxemburger und Lothringer völlig verpöschelt waren, ist ja bekannt genug.

Erst im Elsaß schlägt dieser für die Entwicklung des deutschen Wesens so ungünstige Zustand unvermittelt ins Gegenteil um. Die ganze mittelalterliche Kultur trägt dort einen so urwüchsigen, frischen und starken deutschen Charakter, daß auch die hier und da über den Gebirgskamm herübergreifenden romanischen Volksteile von ihm überschattet werden. Bis auf den heutigen Tag hat sich davon ein Rest erhalten in der unverhohlenen Geringschätzung, womit der Elsässer auf den „Welschen“ herabsieht.

Im Nordwesten aber hat die Ersetzung der einheimischen Fürstenhäuser durch die aufsteigende burgundische Macht mit ihrem ausgesprochen französischen Charakter das Übergewicht der französischen Sprache auf deutschem Boden noch verstärkt, wenn auch ein wirklich feindseliges Verhalten gegen deutsches Wesen nicht behauptet werden kann. Immer und immer ist es hier das gleiche Bild, das sich unsern Blicken zeigt: Über der deutschen Volkssprache lagert beengend und die Entwicklung hemmend das Französische als bevorzugte Sprache der Oberschicht. Es ist stets der gleiche Zustand, dem auch bis auf den heutigen Tag die flämische Bewegung bei allen großen und schönen Erfolgen, deren wir uns dankbar freuen, keinen wesentlichen Abbruch hat tun können.

Nur einmal hat früher in diesem Gebiet einer so starken Durchdringung deutschen Volkstums von französischen Einwirkungen etwas wie ein nationales Aufwallen emporgeleudert. Es war in dem großen Kampf, den die Städte Flanderns für ihre Freiheit kämpften. Da hat das Ringen mit den Franzosen das schlummernde Bewußtsein ihrer eigenen Art in ihnen wachgerüttelt. Die französische Unduldsamkeit gegen fremdes Volkstum, die sich schon damals (1584, vgl. Kurth II, S. 42) dazu verstieg, den Flamen den Gebrauch ihrer Muttersprache im Verkehr mit ihren eigenen Grafen zu verbieten, mochte wohl die Geister des Volkstums wecken. Die Flamen drohten, den jungen König Karl VI. nach Gent zu führen und ihm flämisch beizubringen.

Das ist einer der seltenen Augenblicke des Erwachens völkischen Denkens und Empfindens in dieser von fremdem Wesen überdeckten deutschen Welt, ähnlich wie die Luxemburger sich in ihrem Kampf gegen Burgund (1441 ff.) ihrer deutschen Art erinnerten und den Ruf erhoben: „Deutsch sind wir und deutsch wollen wir bleiben!“

Doch eingewurzelte Gewöhnung weicht solchen Aufwallungen nicht. Die zweite Muttersprache, die die Vornehmeren im Französischen annahmen, behauptete sich neben und über der niederdeutschen Sprache der breiteren Volksmassen. Solange das friedliche Nebeneinander anhielt, lag darin keine Gefahr. Entbrannte aber ein Kampf zwischen den Sprachen, so war die deutsche durch diese in ihrem Bereich eingerissene Zwiespältigkeit von vornherein im Nachteil, ihre Widerstandskraft gemindert.

Und der offene Kampf des Franzosentums wider deutsche Sprache und Art ließ nicht auf sich warten, sobald König Ludwig XIV. auf dem Boden Westflanderns wieder als Herr auftreten konnte. Im Jahre 1684 verbot er die Anwendung des flämischen als Gerichts- und Verwal-

tungssprache, wie er bald darauf (1685 und 1700) im Elsaß das Deutsche und in den Ländern Roussillon, Conflans und Cerdagne das Katalanische untersagte. Die Republik trat in seine Fußtapfen: das Gesetz vom 2. Thermidor des Jahres 2 schrieb die alleinige Anwendung des Französischen bei allen öffentlichen Urkunden vor und verbot die Eintragung von Privaturkunden, wenn sie nicht in französischer Sprache geschrieben waren.

So gut wie dem Französischen die Wege geebnet waren durch die vielhundertjährige Gewöhnung der vornehmsten Volkskreise, wird man nicht zweifeln dürfen, daß schon das Verbot Ludwigs XIV. in den flämischen Gebieten Frankreichs durchgeführt wurde. Als die Republik sich anschickte, das Werk des Königs zu vollenden, war hier die flämische Sprache schon längst aus dem öffentlichen Leben verdrängt. Aber zähe hielt sie sich, allein noch im Gottesdienst und in den Volksschulen zugelassen, in den niederen Volksschichten. Da hat die Revolution ihr den Todesstoß gegeben. Die flämischen Schulen wurden geschlossen, und als man sie wieder eröffnete, wurde nur noch französisch unterrichtet (Kurth II, S. 80ff.).

Gleichwohl hat sich das flämische noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts bis an die alte Sprachgrenze lebend erhalten. Erst in den auf die Revolutionen folgenden Generationen ist es verschwunden in dem ganzen Dreieck zwischen Boulogne, Dünkirchen, Saint-Omer und Aire, woran die Woge des Franzosentums schon so lange genagt hatte.

Was wird nun aus dem Rest werden, der sich noch zwischen Dünkirchen, Saint-Omer und der belgischen Grenze erhalten hat? Wird auch er früher oder später den Weg des westlichen Dreiecks gehen? Längst schon ist Saint-Omer eine rein französische, Dünkirchen eine entschieden überwiegend französische Stadt. Drohend greift eine vorspringende Zunge des fortschreitenden Franzosentums schon an der Küste über Dünkirchen hinaus in dem schon überwiegend französischen Malo und dem noch überwiegend flämischen Rosendaël. Welche Kräfte des Widerstands kann dieser bescheidene Volksrest mit seiner aus dem öffentlichen Leben und den Schulen verdrängten, nur noch von der Geißlichkeit gehaltenen, durch langdauernde Trennung von den Volksgenossen und rücksichtslose Verfolgung ausgehungerten, verarmten und verderbenden Sprache überhaupt noch aufbringen? Wieviele der Bewohner dieses kleinen Landesteils kann man überhaupt noch als einigermaßen sichere Kinder der niederdeutschen Sprache rechnen? Die französischen Zählungen schweigen über die Sprachzugehörigkeit. Man ist auf Schätzungen angewiesen. Und wie unsicher diese sind, lehrt schon die eine Tatsache, daß Johan Winkler in dieser Nordecke Frankreichs einschl. der Gegend von Lille noch dreiviertel Millionen mit flämischer Muttersprache rechnet (Oud Nederland, S. 176), eine Aufstellung der »Neerlandia« (1911, S. 205) aber nur 250. bis 300000. Sicher ist die niedrigere Zahl die richtigere. Der Versuch, sie noch genauer festzustellen, wäre vergebliche Mühe bei dem Fehlen aller bestimmteren Unterlagen.

Wird bei diesem Rest germanischen Volkstums trotz allgemein verbreiteter Kenntnis und im Handel und Wandel täglich erforderlicher Anwendung der französischen Sprache die Stimme des Blutes, das Stammesbewußtsein kräftig genug bleiben, um die altherwürdige Sprache der Ahnen nicht bald neben dem unentbehrlichen Französisch nur noch als lästigen Ballast zu empfinden und sich seiner zu entledigen? Die Frage ist oft genug gestellt und aufs verschiedenste beantwortet worden? Kurth gibt die Zukunft dieses westlichsten Flamenzweiges verloren. Er kann sich nicht mehr zu dem fröhlichen, siegesgewissen Optimismus bekennen, mit dem Johan Winkler an die Zukunft glaubt. Aber soviel klingt doch auch bei Kurth durch, daß der Rückgang, so wie er im westlichen Dreieck die niederdeutsche Sprache unerbittlich hinweggerafft hat, sich nicht einfach im Osten von Dünkirchen und Saint-Omer fortsetzen wird. Unverkennbar ist eine Stockung im Vordringen des Französischen eingetreten, vielleicht mehr noch als das!

Die Zeiten haben sich doch gewaltig geändert. Das Erwachen des völkischen Sinnes über ganz Europa hin ist auch an diesem so lange unterdrückten Volkssplitter nicht spurlos vorübergegangen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erstand zu Dünkirchen die Maetschappij van Vlaemsche Letterkunde und kurz darauf das Comité flamand de la France. Das Interesse an der bedrängten Muttersprache regte sich wieder. Sogar die alten volkstümlichen Rednerkammern begannen wieder aufzuleben. Nicht zu vergessen ist auch, was Johan Winkler in die schönen Worte faßt: »Zelfs tot hier in het uiterste Westen is een straalje doorgedrongen van de germaansche zonne die in't Oosten zoo heerlijk verrijst« (Oud Nederland S. 236).

In der Tat, als das lehtemal zwischen Deutschland und Frankreich die ehernen Würfel rollten, regte sich auch in diesem verlorenen Winkel das germanische Blut. Massendefertionen waren an der Tagesordnung, die Mobilgarden der Gegend äußerten unverhohlene Freude über deutsche Siege, die Bevölkerung leistete den deutschen Truppen Vorschub, ja Hoffnungen auf Wiedervereinigung mit den Stammesbrüdern in Belgien und Holland wurden geäußert (ebenda S. 190 ff.)!

Doch das sind Stimmungen, die im Einerlei der ruhiger gewordenen Zeit rasch genug vorübergehen. Und welchen Widerstand kann dann ein Volkstum noch leisten, dessen Sprache fast ganz und gar auf den mündlichen Gebrauch zurückgedrängt ist und auch in dieser Beschränkung fast nur noch in privaten, vertrauten Kreisen angewandt wird? Gewiß, in sich selber wird es die nötige Kraft kaum noch finden. Aber ganz von aller Hilfe ist es doch noch nicht verlassen. Die flämische Bewegung Belgiens wird ihm mehr und mehr ein Rückhalt. Reisen niederländischer und deutscher Männer, nicht in der Art Richard Andrees, der hier nicht viel mehr als den dünn aufgetragenen französischen Firnis bemerkte, sondern wie sie der feurige Vorkämpfer des allniederdeutschen Gedankens, Johan Winkler, wohl als einer der ersten (1885) unternahm und durchführte, ohne ein Wort französisch zu sprechen, blieben nicht ohne Wirkung. Manche sind seinem Beispiel gefolgt. Gesellschaftsfahrten flämischer Künstler aus Belgien, die durch Vortrag von Dichtungen und Liedern die Liebe zur alten Muttersprache wieder wecken und stärken, sind heute keine Seltenheit mehr. Neuerdings hat sich in Belgien eine Vereinigung »Pro Westlandia« aufgetan mit dem besonderen Ziel, die Beziehungen zum französischen Flandern zu pflegen. So spinnen sich Fäden hinüber und herüber, die dies vom deutschen Volkskörper fast schon abgetrennte Glied wieder fester an ihn binden. Neue Kräfte strömen ihm zu und frischen unablässig seine Säfte auf, nicht allein in solchen nur vorübergehenden Verührungen, sondern in dem anhaltenden Zuzug aus den benachbarten Gebieten des belgischen Flanderns.

Der allgemeine Rückgang der französischen Bevölkerung beginnt seine Wirkungen zu äußern, die hier um so bedeutender sind, als ihm im flämischen Gebiet eine starke Bevölkerungszunahme gegenübersteht. Die hochentwickelte Industrie des französischen Nordostens könnte nicht bestehen, überhaupt das ganze Wirtschaftsleben Frankreichs wäre aufs schwerste gefährdet, wenn nicht viele Tausende belgischer, größtenteils flämischer Arbeiter die Lücken ausfüllten, teils hin- und herreisend, als Saisonarbeiter oder auch durch feste Niederlassung in Frankreich.

Und was würde aus der französischen Landwirtschaft bei der so bedenklich fortschreitenden Entvölkerung des platten Landes, wenn sich ihr nicht zur Wiederauffüllung der überquellende flämische Volksüberfluß darböte? In großer Zahl lassen sich flämische Bauern wie im wallonischen Belgien so auch in Frankreich nieder, weit über die eigentlichen Grenzgebiete hinaus bis in die Departements Somme, Oise, Seine-Inférieure usw. Durch Agenten werden sie herbeigeholt. Französischerseits hat man diesen Vorgang schon mit einer neuen »Barbareninvasion« verglichen (Neerlandia, Febr. 1913, S. 31), ähnlich der, wie sie auf dem Boden des alten römischen Reichs der eigentlichen Völkerwanderung vorausging. Bei Breteuil im Departement Oise trägt eine Gegend schon die Benennung »Petite Belgique«. Und der Pfarrer Verriest glaubt schon die Zeit vor sich zu sehen, »dat de boerenstand in't Walenland vervlaamscht zal zijn« (Neerlandia, Jan. 1913, S. 6).

Das sind überschwengliche Hoffnungen, die aber doch zeigen, welch starke Zuversichtlichkeit in diesen niederdeutschen Kreisen des äußersten Nordwestens eingezo-gen ist. So unermüdlich und treu der Pfarrer Denys zu Roeselaere in Belgien diese weithin zerstreuten mit Gottesdienst in der Muttersprache versorgt, was sich zu weit ins französische Gebiet verloren hat, wird den übermächtigen Einflüssen der Umgebung doch nicht allzulange widerstehen können. Die Klagen über die Schnelligkeit, mit der die Kinder der Einwanderer die französische Sprache annehmen, lassen nichts anderes erwarten. So wird die weite Zerstreuung bäuerlicher Flameneinwanderung so weit über das französische Gebiet hin schließlich doch in erster Linie nur zu einer Auffrischung und Kräftigung des Franzosentums dienen, wie schon so mancher deutsche Kraftüberschuß ihm auf die Beine geholfen hat.

Wo aber diese flämische Wanderbewegung sich über altansässiges Flamentum lagert oder an solches anlehnt, da kann sie Wirkungen hervorrufen, auf deren Nachhaltigkeit wir hoffen dürfen. Sie kann es nicht nur, sie hat es schon getan! Die Orte rechts der Leie (Eys), die bei Kurth

noch als rein französisch auftreten: Fransch Komen (Comines), Werwicq-Sud, Boesbeek, Roncq, Halewijn, Neuville und auf belgischem Gebiet anschließend Rethem und Moscroem, sind heute gemischt mit zum Teil schon überwiegendem Flamentum! Es sind die Grenzzorte in der Nachbarschaft der großen Industrieorte Tourcoing, Roubaix (Roodebecke) und Lille (Rijssel), in denen die flämische Einwanderung ebenfalls eine sehr bedeutende Rolle spielt und zusammen auf etwa 110000 Köpfe geschätzt wird.

Also während wir noch sorgenvoll an der Erhaltung dieses westlichsten Flamentums zweifeln während so bedenkliche Anzeichen wie die Annahme des Französischen von den Kindern und seine Anwendung bei den Spielen schon auf die Nähe des letzten Todeskampfes zu deuten scheinen, sehen wir die flämische Sprache unverkennbar Fortschritte machen! Selbst ein so unverdächtigster Zeuge wie J. Dewachter, bei dem gewiß der Wunsch nicht in der gleichen Richtung liegt, redet hier in seinem vor dem zweiten internationalen Kongreß pour l'Extension et la Culture de la Langue française (1908) gehaltenen Vortrag von einem Rückschritt des Französischen (recul du français), wie er ihn in den beiden hauptsächlich von Flamen bewohnten französischen Departements Dünkirchen und Hazebroek nicht zu erleben hofft.

Gewiß, man kann wohl zweifeln, daß hier die Geister für einen erfolgreichen Kampf wider das weitere Vordringen der übermächtigen, mit allen Mitteln des Staates geförderten französischen Sprache schon reif sind. Aber unverkennbar regt es sich im Innersten dieser zähen Bevölkerung. Daß sie ihren Kindern die traute Muttersprache erhalten möchten, sieht man schon an der ernsthaften Konkurrenz, die seit einiger Zeit die flämischen Schulen des benachbarten Belgiens den reinfranzösischen dieses westlichsten Glanderns machen (Dewachter S. 11). Jetzt ist man am Werk, in den flämischen Teilen Frankreichs Abendschulen zu errichten, um die Jugend den bisher völlig fehlenden Unterricht in der Muttersprache nicht länger entbehren zu lassen (Neerlandia 1913, Märzheft, S. 56). Man spricht davon, die kostbaren Volkskräfte Belgiens und neuerdings auch schon Hollands, die durch eine zu große Zersplitterung über Nordfrankreich verloren gehen könnten, durch planmäßige Leitung und Zusammenfassung für die Erhaltung, Stärkung und Ausbreitung des niederdeutschen Volkstums nutzbar zu machen.

Noch ist es nicht zu spät! Der unter der Asche glimmende Funke ist wieder angefaßt. Werden wir ihn noch als ein helles Feuer lodern sehen?

Eine Statistik des bäuerlichen Grundbesitzes der Siebenbürger Sachsen.

Das verdienstvolle Werk Oskar v. Melchels über die Statistik der sächsischen Landbevölkerung soll neu herausgegeben werden. Güterdirektor Stephani, der die Bearbeitung übernommen hat, ist bereits im Besitz eines umfangreichen, verlässlichen Materials, das in allen sächsischen Landgemeinden aus amtlichen Quellen gesammelt wurde und zum großen Teil auch schon aufgearbeitet ist. Bekanntlich haben die Sachsen seit der Aufhebung ihres Bodenprivilegiums auf dem alten Königsboden einen harten wirtschaftlichen Kampf gegen die vordringenden Elemente anderer Nationalität, insbesondere die Rumänen, zu führen. Um so mehr sind die nachfolgenden Angaben von Interesse, die uns Direktor Stephani in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte.

In den sächsischen Landgemeinden gab es zusammen 86023 Grundbesitzer, davon waren 48457 Deutsche. Über 5 Joch Grundbesitz hatten 25190 Deutsche und 7876 Nichtdeutsche (Rumänen, Madjaren und Juden).

Besonders interessant ist die Zusammenstellung nach den einzelnen Kirchenbezirken.

1. Mühlbach. Es gab 10715 Grundbesitzer, wovon 4071 Deutsche. Über 5 Joch besaßen 1458 Deutsche und 1005 Nichtdeutsche.

2. Hermannstadt. 10944 Grundbesitzer, wovon 5828 Deutsche. Über 5 Joch: 3501 Deutsche, 1525 Nichtdeutsche.

Deutsche Erde. 1913, Heft 2/3.

3. Schelf. 9754 Grundbesitzer, wovon 5108 Deutsche. Über 5 Joch: 2792 Deutsche, 1118 Nichtdeutsche.

4. Mediasch. 8788 Grundbesitzer, wovon 5698 Deutsche, 729 Nichtdeutsche. Über 5 Joch: 2564 Deutsche, 729 Nichtdeutsche.

5. Schäßburg. 9419 Grundbesitzer, wovon 6596 Deutsche. Über 5 Joch: 3458 Deutsche, 831 Nichtdeutsche.

6. Schenk. 6961 Grundbesitzer, wovon 4175 Deutsche. Über 5 Joch: 2447 Deutsche, 947 Nichtdeutsche.

7. Rezs. 5606 Grundbesitzer, wovon 3011 Deutsche. Über 5 Joch: 1840 Deutsche, 745 Nichtdeutsche.

8. Kronstadt. 13619 Grundbesitzer, wovon 6646 Deutsche. Über 5 Joch: 3209 Deutsche, 557 Nichtdeutsche.

9. Bistriß. 6653 Grundbesitzer, wovon 5110 Deutsche. Über 5 Joch: 2865 Deutsche, 290 Nichtdeutsche.

10. Sächsisch-Reen. 3574 Grundbesitzer, wovon 2415 Deutsche. Über 5 Joch: 1259 Deutsche, 276 Nichtdeutsche.

Die Statistik zeigt, in welchem Umfang die Angehörigen fremder Völkerrassen bereits in die sächsischen Gemeinden durchdringen. Andererseits zeigt sie die absolute Überlegenheit der Sachsen bei den Bauernwirtschaften größeren Umfangs. Die in jüngster Zeit von den Sachsen begonnene innere Kolonisation wird hier noch wertvolle Arbeit tun können, sowohl als Wall gegen das rumänische Vordringen wie auch zur Gewinnung von deutschem Neulande, zumal aus madjarischem Großgrundbesitz.

Der drohende Volkstod der Siebenbürger Sachsen infolge der Kinderbeschränkung.

Von

Stadtphysikus Dr. Heinrich Siegmund in Mediasch.

(Mit 20 Schaubildern auf Tafel 8—17.)

Die Zahl der Kinder einer Ehe ist durch verschiedene Umstände bedingt. Auf der einen Seite sucht die natürliche, nur vom Alter der Ehegatten und der Dauer der Ehe mitbestimmte Fruchtbarkeit sie zu vergrößern. Nach abwärts dagegen streben 1. die Kindersterblichkeit, 2. die Trennung der Ehe durch Tod, Ehescheidung, Auswanderung usw. und 3. die sich einstellende krankhafte Unfruchtbarkeit. Die natürliche Fruchtbarkeit wird nicht zu hoch veranschlagt, wenn für jedes zweite Jahr eine Geburt angenommen wird, was nach dem Beispiel vieler Ehen des Hermannstädter Kirchenbezirks durchaus gestattet erscheint. Die Frau ist etwa vom 18. bis zum 45. Lebensjahr, der Mann innerhalb viel weiterer Grenzen fruchtbar.

Die Größe der die Kinderzahl der Ehen herabsetzenden Einflüsse ist mehr oder weniger genau bekannt oder kann annähernd berechnet werden.

Auf Grund dieser Voraussetzungen läßt sich nun die Kinderzahl einer Ehe von bestimmter Dauer und damit auch einer Vielheit von Ehen wechselnder Dauer veranschlagen. Greift man aus einer Gruppe fruchtbarer Ehen etwa 100 von 6—20 Jahren Dauer heraus und berechnet, wie viel Ehen darunter ein bzw. zwei, drei usw. bis zehn und mehr Kinder besitzen, dann erhält man für unsere sächsischen Verhältnisse folgende Verteilung (Taf. 1): 2 Ehen haben ein Kind, 10 Ehen zwei, 20 Ehen drei, 25 Ehen vier, 20 Ehen fünf, 11 Ehen sechs, 6 Ehen sieben, 3 Ehen acht, 2 Ehen neun, 1 Ehe zehn und mehr Kinder. Tragen wir die Zahl der Kinder als Weite, die zugehörige Anzahl der Ehen als Höhe auf eine Fläche auf und verbinden diese gewonnenen Punkte, dann erhalten wir die auf den Tafeln dargestellte schwarze Krummlinie. Sie steigt bis zur Spalte 4 rasch an und sinkt bis zur Spalte 10 langsam herab.

Zur Darstellung dieser Linie wurden Ehen von 6—20 Jahren vorausgesetzt, und zwar aus dem Grunde, weil jüngere Ehen vielfach noch nicht drei und mehr Kinder besitzen, ältere Ehen aber vielfach ihre etwa verstorbenen Kinder infolge eingetretener natürlicher oder krankhafter Unfruchtbarkeit nicht mehr ersetzen können. Daß 10 Ehen nur zwei Kinder besitzen, wird, wie das schon gesagt wurde, teils durch die Sterblichkeit der Kinder oder frühzeitig eingetretene Unfruchtbarkeit bedingt.

Die schwarze Linie gibt einen Maßstab für die Verteilung der Ehen nach ihrer Kinderzahl unter natürlichen Voraussetzungen. Es entsteht nun die Frage, ob die tatsächlichen Verhältnisse unter uns Sachsen mit der Linie übereinstimmen oder nicht. Der Zweifel ist ja durchaus berechtigt, denn schon seit längerer Zeit spricht man unter uns vom Zweikinderbrauch. Sie kann nur durch zahlenmäßige Erfassung der Tatsachen beantwortet werden. Die Tafeln (8—17) stellen nun das Ergebnis der Rundfrage dar, die Ende des Jahres 1910 einsetzte und den Stand vom 31. Dezember dieses Jahres erhob. Es waren Fragebogen ausgeschickt worden, die jede bestehende Ehe nach ihrer Dauer und der Zahl der lebenden Kinder erfaßten. Geschiedene und kinderlose Ehen, Witwer und Witwen mit ihren Kindern blieben aus der Untersuchung völlig ausgeschaltet. Aus einigen Orten fehlen die Angaben, so z. B. aus Hermannstadt.

Auf den Tafeln ist nun das Ergebnis innerhalb der Kirchenbezirke und dann zusammenfassend für die ganze Landeskirche dargestellt. Dabei wurden wieder nur die 6—20 jährigen Ehen berücksichtigt und ihre Verteilung nach der Kinderzahl und im Verhältnis zu Hundert berechnet. Die so erhaltenen Zahlen sind bei der Führung der zweiten Linien zugrunde gelegt worden. Auf den ersten Blick sehen wir nun die sehr auffällige Erscheinung, daß auf keiner der Tafeln die zwei Linien zusammenfallen. Die erste ist vielmehr überall gewissermaßen nach links verrückt und vorn abgeschnitten worden. Die zweite Linie erreicht überall in der Spalte 4, also entsprechend den Ehen mit vier Kindern, ihren Höhepunkt. Die erste Linie dagegen findet ihn bald in Spalte 3, ja sogar, wie z. B. im Bistritzer Bezirk, in Spalte 2.

Wir betrachten nun die alle Bezirke umfassende Tafel (2) etwas genauer. Da sehen wir unterhalb der beiden Krummlinien zwei Zahlenreihen. Die obere gibt die gewöhnliche Verteilung von 100 Ehen nach der Zahl ihrer Kinder entsprechend den schon erwähnten Voraussetzungen,

die zweite Zahlenreihe enthält die Verteilung aller 6—20-jährigen in allen Fragebogen enthaltenen Ehen auf 100 bezogen. Vergleichen wir nun beide Reihen miteinander, dann sehen wir, daß in der Spalte 1 statt 2 15,59 v. H. der Ehen stehen: es haben also unter 100 aller genannten sächsischen Ehen nicht zwei, sondern fast 16, also nahezu 14 Ehen mehr, nur ein Kind. Der Unterschied ist in der unteren Hälfte durch den schwarzen Stab in der Spalte 1 angedeutet. In der Spalte 2 ist der Unterschied noch größer. Statt 10 haben 27,81, also fast 28 unter hundert Ehen von 6—20 Jahren Dauer nur zwei Kinder. Der Unterschied ist unten wieder durch einen schwarzen Stab angegeben. In der Spalte 3 haben wir noch den Unterschied von 20 gegen 25,75. In der Spalte 4 wendet sich nun das Blatt. Die zweite Linie steht tiefer als die erste, d. h. die sächsischen 6—20-jährigen Ehen haben seltener vier Kinder, als es unter den gegebenen natürlichen Verhältnissen der Fall sein sollte. Statt 25 Ehen haben nur 17,01 v. H. vier Kinder. Die Hälfte des Unterschieds ist unten in dem abwärts gerichteten schwarzen Stabe dargestellt. Die zweite Linie bleibt nun auch weiterhin unterhalb der ersten, d. h. die Zahl der sächsischen Ehen mit vier und mehr Kindern ist durchgängig kleiner als dem Gewöhnlichen entsprechend.

Die folgende Tabelle gibt die unbedingten und die Verhältniszahlen der 6—20-jährigen Ehen, in der Gesamtzahl 12214, mit Rücksicht auf ihren Besitz an Kindern an.

Ehen von 6—20 Jahren Dauer	Zahl der Kinder	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10 u. m.
1. Mediaşch	Unbedingte Zahl	186	507	359	248	123	53	21	6	2	—
	v. H. Ehen	14,25	23,53	27,51	19,01	9,42	4,06	1,61	0,46	0,15	—
2. Hermannstadt	Unbedingte Zahl	206	374	442	361	192	97	54	8	4	2
	v. H. Ehen	11,88	21,74	25,70	20,99	11,16	5,64	1,98	0,46	0,23	0,12
3. Kronstadt	Unbedingte Zahl	241	390	403	275	126	59	39	15	5	1
	v. H. Ehen	15,55	25,16	26,00	17,74	8,13	3,81	2,52	0,84	0,19	0,06
4. Bistritz	Unbedingte Zahl	594	680	423	210	65	17	12	5	—	1
	v. H. Ehen	21,82	37,07	23,44	11,63	3,60	0,94	0,67	0,17	—	0,06
5. Mühlbach	Unbedingte Zahl	122	249	269	199	103	50	19	1	1	—
	v. H. Ehen	12,04	24,58	26,55	19,64	10,17	4,94	1,88	0,10	0,10	—
6. Schäßburg	Unbedingte Zahl	275	459	358	204	192	55	15	2	1	—
	v. H. Ehen	18,84	30,30	24,71	14,08	7,04	3,79	1,03	0,14	0,07	—
7. Schelf	Unbedingte Zahl	141	296	365	242	159	51	16	5	—	—
	v. H. Ehen	11,24	23,58	29,08	19,28	11,08	4,07	1,27	0,40	—	—
8. Schenk	Unbedingte Zahl	156	301	253	150	76	22	12	1	—	1
	v. H. Ehen	14,29	31,62	26,58	15,76	7,98	2,31	1,26	0,10	—	0,10
9. Neys	Unbedingte Zahl	73	118	107	104	51	23	9	1	—	—
	v. H. Ehen	17,46	29,01	22,68	18,17	7,89	3,38	1,27	0,14	—	—
10. Sächf.-Neen	Unbedingte Zahl	132	243	166	85	55	15	3	—	—	—
	v. H. Ehen	19,44	35,74	24,45	12,52	5,15	2,21	0,44	—	—	—
Landeskirche	Unbedingte Zahl	1904	3397	3145	2078	1012	442	180	40	11	5
	v. H. Ehen	15,59	27,81	25,75	17,01	8,29	3,62	1,47	0,33	0,09	0,04
	Berechn. Verhältnis	2	10	20	25	20	11	6	5	2	1

Wie ist diese auffallende Erscheinung zu erklären? Es gibt nur eine Möglichkeit, wenn wir nicht etwa die Berechnung der schwarzen Linie als falsch hinstellen wollten, nämlich: absichtliche Verhütung der Befruchtung oder künstliche Abtreibung der Kindesfrucht.

Hier tritt also eine ganz neue Erscheinung innerhalb der Bevölkerungsvermehrung auf, die als absichtliche Kleinhaltung der Kinderzahl der Ehen, als Kinderbeschränkung zu bezeichnen ist. Die Ehen mit ein, zwei, drei Kindern sind häufiger, jene mit vier und mehr Kindern seltener, als es sein sollte. Die Rundfrage hat also zweifellos das Vorkommen der Kinderbeschränkung unter uns Sachsen erwiesen.

Von einigem Belang ist nun die Frage, welche Form der Kinderbeschränkung die häufigste ist, d. h. ob die Ein-, Zwei- oder Dreikinderehen verhältnismäßig am zahlreichsten sind. Ein Blick auf die Übersichtskarte zeigt nun, daß der Unterschied zwischen beiden Linien in der Spalte 2 am größten ist, dann folgt die Spalte 1 und dann 3. Es herrschen demnach die Zwei- und Einkinderehen vor. Von letzteren dürfte ein Teil ebenfalls zu den Zweikinderehen zu zählen sein, insofern durch ungewollte Einflüsse aus beabsichtigten Zwei- und Einkinderehen entstanden. Eine der Geschlechtskrank-

heiten, der Tripper, bedingt sehr häufig Einkinderehen, insofern die Frau nach dem ersten Kind unfruchtbar wird. Ließe sich die Größe ihrer Einwirkung feststellen, was aber nur auf dem Weg der Zahlenforschung möglich wäre, dann bliebe ein wahrscheinlich sehr kleiner Rest der Ehen mit einem Kinde als Ausdruck des Einkinderbrauches, wie er in magyarischen Gegenden, besonders in Frankreich und in andern Gegenden vorkommt. Auch ein Teil der Ehen mit drei Kindern muß zu den Zweikinderehen gezählt werden, insofern das dritte teils als Ersatz für ein etwa sterbendes Kind dienen soll, so daß also zum Schluß doch nur zwei Kinder übrig bleiben, teils deshalb folgte, weil die ersten beiden Kinder gleichen Geschlechts waren und die Ehegatten eben ein Pärchen haben wollten.

In welcher Gegend finden wir nun den Zweikinderbrauch am häufigsten? Wir brauchen nur die Tafel anzusehen, um sofort herauszufinden, daß an der Spitze aller der Bistritzer Kirchenbezirk steht. Das unter uns geläufige Gerücht hat sich demnach bestätigt. Hierauf folgen der S. Regener, Schenker, Schäßburger und Repser Bezirk. Am günstigsten steht der Scheller Bezirk, der dann allerdings mit den Dreikinderehen am schlechtesten steht.

Fassen wir die Spalte 3 ins Auge, dann fällt uns in der Hälfte der Bezirke, besonders im ebengenannten Scheller auf, daß die zweite Linie hier höher steht als in der Spalte 2. Es sind demnach in diesen fünf Kirchenbezirken die Dreikinderehen noch häufiger als die Zweikinderehen. Vielleicht kann in dieser Beziehung geradezu von Dreikinderbrauch gesprochen werden. Die nähere Untersuchung allein aber kann die Gewißheit bringen.

Der Überblick über alle Tafeln eröffnet vor unsern Augen einen tiefen Abgrund, in den finstere Mächte unser Volk zu stürzen drohen. Kein Teil des Volkskörpers ist frei von ihrem Einfluß. In allen Gegenden des Sachsenbodens geht das Gespenst des völkischen Selbstmordes um, den Lebensfaden des Volkes zerstörend, den notwendigen stetigen Zufluß neuen Blutes in die Dörfer und Städte mehr und mehr abschnürend. Und immer lauter tönt der Ruf nach Abwehr, nach den Mitteln, die eine Abwendung dieser schweren Gefahr bewirken könnten. So drängt sich denn von selbst die Frage nach den Ursachen der sächsischen Kinderbeschränkung auf.

Was können wir aus den Fragebogen lernen? Schon seit längerer Zeit — und die Forschungen der Gegenwart bestätigen sie mit wenigen Ausnahmen — ist die Meinung herrschend, daß Wohlstand und Reichtum den Zweikinderbrauch fördere, indessen gerade in den armen Volksschichten die kinderreichen Ehen vorwalteten. Das scheint in den größeren Städten und fabrikreichen Ländern in der Tat zu stimmen. Nun ist aber unser sächsisches Volk vorwiegend ein Bauernvolk. Sein Fabrikwesen ist gering entwickelt und seine Städte besitzen vorwiegend ländliche Eigenart. Der Zweifel erscheint demnach einigermaßen berechtigt, ob nicht gerade unser sächsisches Volk, gleich ausgebreiteten Teilen Bayerns, wo derartige Forschungen¹⁾ angestellt worden sind, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bilden. Die Möglichkeit kann um so weniger ausgeschlossen werden, wenn wir der Grundursache der Kinderbeschränkung nachgehen. Warum wollen die Ehegatten nur wenige Kinder? Zweierlei kann maßgebend sein, der Vorteil der Kinder oder der der Eltern. In jenem Falle entscheidet entweder die Absicht der Eltern, ihren Kindern eine möglichst gesicherte Zukunft durch Vermeidung zu starker Zerspaltung des Besitzes, des Erbes, zu schaffen, oder das Bestreben, möglichst wenige Kinder dem als überhart empfundenen Kampf ums Dasein auszusetzen. Von der Zerspaltung des Besitzes kann nur der Besitzende zurückschrecken, indessen die Schwere des Daseins wohl gerade den Besitzlosen oder wenig Besitzenden vorwiegend drückt.

Der Vorteil der Eltern, der aus einer geringen Kinderanzahl der Ehe hervorgeht, kommt allen, insbesondere aber den Armen und Ärmsten zugute. Sie alle, aber diese am meisten, erleiden durch viele Kinder in ihrer wirtschaftlichen Lage, in ihrem Auskommen und in ihrem Behagen einen Abbruch. Je mehr die Eltern rechnen, desto deutlicher muß ihnen der mit vielen Kindern einhergehende wirtschaftliche Nachteil, wird ihnen die Gefährdung durch die Geburt, die Schwierigkeit der Kinderhaltung und Kindererziehung vor Augen stehen. Dem Bauern und Landarbeiter drängt sich diese Rechnung um so stärker auf, je mehr der erhöhte Schulbesuch, die Art der Bewirtschaftung u. a. ihm das Kind als Mitarbeiter und Mitverdiener entziehen.

Diese Überlegungen, deren Ausmalung in ihren Einzelheiten zu weit führte, lassen uns die

¹⁾ Von Medizinalrat Dr. Graßl in Kempten.

Möglichkeit der oben betonten Ausnahmestellung der Sachsen nicht von vornherein abweisen. Was sagen nun also die Fragebogen? Gelegentlich ihrer Abfassung war auch auf den Grundbesitz jeder gezählten Ehe Rücksicht genommen, nach dessen Größe vier Gruppen gebildet wurden. Sie gliederten sich nach dem Besitz von 0—5, von 6—10, von 11—20 und viertens von über 20 Jochen. Sämtliche gezählten Ehen verteilten sich auf diese vier Besitzgruppen nach einem Verhältnis, das sich nach dem Hundertsatz leicht feststellen ließ. Dieses Verhältnis muß nun auch bei den Ehen von 6—20 Jahren mit zwei Kindern obwalten, wenn die Größe des Grundbesitzes ohne Einfluß auf den Zweikinderbrauch ist. Andererseits werden die Zweikindererehen in der ersten Gruppe von 0—5 Joch häufiger sein, wenn der arme Bauer mehr als der Wohlhabende die Zahl der Kinder beschränkt und umgekehrt.

Auf der Übersichtskarte, Tafel 13, sehen wir nun zunächst oben und unten einen dünnen blauen Strich, der die Verteilung aller Ehen auf die vier Grundbesitzgruppen angibt. Auf die erste Gruppe entfallen 30,14 v. H. der Ehen, auf die Gruppe 2 26,05 v. H., die Gruppe 3 26,79 v. H. und die Gruppe 4 17,02 v. H.

Nun bitte ich den dicken schwarzen Strich ins Auge zu fassen und seine Lage zum dünnen zu betrachten. Da zeigt sich, daß der schwarze Strich im ersten Felde, wo die Besitzgruppe von 0—5 Joch eingeteilt ist, höher steht als der dünne, dann kreuzt er diesen und verläuft im dritten und vierten Felde unterhalb des dünnen Striches. Der schwarze Strich gibt nun aber die Verteilung der Zweikindererehen auf die vier Besitzgruppen an. Diese kommen daher unter den armen sächsischen Bauern, denn die Städte sind aus der Berechnung ausgeschaltet worden, verhältnismäßig häufiger vor als unter den wohlhabenden.

Eine Bestätigung dieses Ergebnisses kann uns die Berechnung des Verhältnisses, nach welchem sich die Ehen mit fünf und mehr Kindern auf die vier Besitzgruppen verteilen, geben. Der dicke Strich in der unteren Hälfte der Tafel gibt es an; er zeigt in seiner Lage zum dünnen Strich gerade das dem oberen dicken entgegengesetzte Verhalten, indem er im ersten Feld tiefer steht, dann den dünnen Strich kreuzt, um über ihm zu verlaufen. Die Ehen mit fünf und mehr Kindern sind also unter den armen Bauern verhältnismäßig seltener, unter den wohlhabenden verhältnismäßig häufiger. Die Angaben über den Grundbesitz der Ehen liegen nicht aus allen Kirchenbezirken und bei diesen nicht aus allen Gemeinden vor. Es muß also betont werden, daß die ausstehenden Angaben in einzelnen Bezirken vielleicht andere Verhältnisse zum Ausdruck bringen können. Im Mediascher, Schelker und Reyscher Bezirk allerdings kann das Ergebnis als gesichert gelten.

Die Rundfrage hat uns einen Überblick in die sächsische Kinderbeschränkung gestattet. Wir haben gesehen, daß keine sächsische Gegend verschont ist und daß vielfach unter den armen Bauern die Zweikindererehen häufiger vorkommen. Wir stehen vor einer wichtigen Volksfrage. Das Schicksal der Franzosen, die auszusterben drohen, erscheint auch für die Siebenbürger Sachsen auf der Bildfläche. Da entsteht denn vor uns die Pflicht, den Ursachen dieser Erscheinung eifrig bis auf den Grund nachzugehen. Nur dann erst kann mit Erfolg an Abhilfe gedacht werden. Der Zweikinderbrauch ist, wie wir gesehen haben, zum Teil ein Ausdruck des Raummangels. Indem wir neue Siedlungsplätze schaffen, dem sächsischen Landarbeiter neue Arbeitsgebiete und die Aussicht auf ein gesichertes Emporsteigen in der gesellschaftlichen Stufenleiter eröffnen, entziehen wir der sächsischen Kinderbeschränkung den wichtigsten Antrieb. Bodenschutz und Bodenvermehrung können und dürfen im Kampf gegen die sächsische Kinderbeschränkung nicht fehlen.

Schöngeistige Deutschkunde.

- Vienenstein, K.:** Deutsches Sehnen und Kämpfen. Ein Wachau-Roman. 80, 566 S. Stuttgart, A. Bong u. Co.
Kaindl, R. S.: Auf den Spuren deutscher Eiden im Karpatenland. (Von der Heide, Temesvár, IV, 9. Heft; Frankfurter Ztg. 10. Jan., 29. März 1912.)
Archimede, K.: Der Lehrer von Łojewo. Leipzig, Grunow u. Co. 3 M.
Peisner, J.: Ungarn betreffende deutsche Volkslieder. (Jung-Ungarn, Wft. 1911.)

- Rasmus, B.:** Die Senfemänner. Erstes und letztes aus der polnischen Insurrektion von 1848. 80, 203 S. Leipzig, Arn. Strauch. 2 M.
Rheinoldt, Fr.: Deutsche Klänge aus Siebenbürgen. Ausgew. Gedichte. 100 S. Leipzig-Gohlis, B. Volger. 2 M.
Robinson, P.: Der letzte Sarg, die Siege und die polnische Gefahrt. 80, 168 S. Berlin, K. W. Mecklenburg. 2 M.
Rosen, E.: Die Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke. 80, 317 S. Stuttgart, Rob. Kuhn. 5 M.
Tamm, C.: Auf Wache und Posten. Roman aus dem siebenbürgischen Volksleben. 372 S. Berlin, Concordia. 5 M.

Der Gebrauch deutscher Ortsnamen in Welschtirol und in den sprachlichen Grenzgebieten.

Von

Rektor und Stadtschulrat a. D. Dr. Wilhelm Rohmeder in München. (Schluß.¹⁾)

V. Verzeichnisse von Ortsnamen.

Auch hierzu vorerst einige Bemerkungen: 1. Die nachfolgenden Verzeichnisse sind nach den eben angegebenen Grundsätzen in der Abfolge der deutschen Namen geordnet. Sie wollen diese letzteren nur in einer größeren Anzahl von Beispielen veranschaulichen, also in keinem Fall eine erschöpfende Zusammenstellung der in Betracht kommenden deutschen Namensformen bieten. Zu einer solchen würde der Raum, der mir hier zur Verfügung gestellt werden kann, nicht im entferntesten ausreichen. Ich habe deshalb die Aufnahme auf solche Namen beschränkt, die auf Karten, in Reisehandbüchern, in der Tagespresse usw. am häufigsten vorkommen.

2. Von einer Zusammenstellung und Aufnahme der nach Grundsatz C (s. oben) zu behandelnden alten deutschen Ortsnamen habe ich hier abgesehen; ich habe also nur solche Formen aufgenommen, welche heute noch, wenn auch vielleicht nur in engbegrenzten Kreisen, in Gebrauch sind.

3. Lebhaft fühle ich, daß für viele der aufgenommenen Namen eine Begründung der Aufnahme oder der gewählten Schreibung notwendig wäre; aus Gründen der Raumerparnis muß ich jedoch an dieser Stelle davon absehen.

Zu A 1.

Von der Bezirkshauptmannschaft Bozen die Gerichtsbezirke Bozen, Kaltern und Neumarkt, von der Bezirkshauptmannschaft Meran die Gerichtsbezirke Lana und Meran.

Hierfür dürfte eine Zusammenstellung der Ortsnamen an dieser Stelle überflüssig sein, da doch wohl nur Unverstand und Welschtümelei zum Gebrauch der italienischen Ortsnamen in diesem Grenzgebiet kommen könnten, also: Branzoll (ital. Branzollo), Ober- und Unterfennberg (ital. Favogna di sopra und di sotto), Glön (ital. Gleno), Pfatten (ital. Vadena), Salurn (ital. Salorno) usw.

Zu A 2 und 5.

a) Gröden (lad. Grödena), Bezirkshauptmannschaft Bozen, Gerichtsbezirk Kastelruth.

A 2.				
Afchler	Grödner Bach	Oberwinkel	Pufler Schlucht	Sellajoch
An (in der)	" Jöchl	Pineitjöchl	St. Annatal	Tschirspitzen (die)
Außerwinkel	" Klaus	Pitschberg	St. Christina	Überwasser
Boden (im)	Großmannspitze	Pitzberg	St. Jakob	Winkel
Daumenscharte	Kanzeln (die)	Plattkofel	St. Ulrich (lad. Ur-	Wolkenstein (lad.
Fünffinger Spitze	Längental	Pufels (lad. Bulla)	teschei, in älteren	Selva)
Geißler Spitze	Längkofel	Puflatsch	d. Urkunden Ur-	Zahnkofel
	Mittagspitzen	Pufler Bach	tiseit)	
A 3.				
Brogles	Fermeda	Niwes	Puetz	Sella
Col da la Pieres	Furdenan	Peskosta	Raschötz	Selva
Coldeflamm	Furness (-Alpe)	Pian de Sass	Runkaditsch (auch gg)	Setscheda
Crespeina	Gran Odla	Pissadoi	Runkatsch (auch gg)	Stevia
Dantertscheppies	La Pizza	Plan	Runkaudie (auch gg)	Tlankon
(-Tal)	Mauron	Pontifes	Sass da l'Ega	Troi pajan
Dosses	Meisules	Pra da Ri	Sass Rigais	Tscham Pinöi
Döur	Montischella	Pradell	Schnetton	Tschisles
		Pra Mauron		

b) Enneberg (lad. Mareo, auch Eadinia); Bezirkshauptmannschaft Bruneck, Gerichtsbezirk Enneberg.

A 2.				
Abtei	Eissee	Gadertal	Jöchl	Krenzjoch
Dreifinger Spitze	Eissee Spitze	Heilig Kreuz	Kampill	Krenzkofel
Eisengabel	Enneberg	Hof	Kolfusjoch	Kronplatz

¹⁾ Den Anfang s. in Heft 1, S. 14 ff.

Mittagstal	Pfaffenberg	St. Kasian	Stern	Wengen
Montal	Pifolein	St. Leonhard	Thurn	Wiesental
Nemmer	Plaifen	St. Martin in Thurn	Untermoi	Zehner
Peitler	Rantal	St. Vigil	Welschellen	Zwischenwasser

A 5.

Antruilles	Korwara	Lotscha	Pischadu	Tamers
Boe	Krep de Sella	Medes	Preroman	Tschampatsch
Fanes	Kroda Kamin	Paratscha	Sass Songher	Tshanlong
Fanis	Kunturines	Pederoa	Sella de Sennes	Warda
Fodara Vedla	Lagatscho	Pedratsches	Stuores	Warella

Zu B I.

a) Fersental¹⁾ (ital. Val di Fersina, V. dei Mocheni, Val Fierozza), Bezirkshauptmannschaft Trient, Gerichtsbezirk Perfen.

Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch
Außerfloritz	S. Francesco	Gerent-Eichleit	Frassilongo	Palai	Palu
Eichleit	Roveda	(Gemeinde)		Palai-See	Nadermolo, auch
Fallifen	Falesina	Großer Berg	Montagna grande		Andermol
Fersen	Fersina	Hoch-Mutspitze	—	Regnachfattel	Redebus
Fleinser Töchl	Passo di Cadin	Hornberg	Cima d'Orno	Rieglerbach	Rigoler
Floritz	Fierozzo	Innerfloritz	S. Felice	Roschfnott	Dos del Cius
Franwart (Fra- bort) od. Hoch- wart	Fravort	Kessel	Vallata	Satteljoch	Passo di Cagnon
Gampen	Ai Compi	Kreuzspitze	Cima Tre Croci, auch Scalet	Schrumpfspe	Cima Sette Selle
Gerent	Frassilongo	Laurenzen	S. Lorenzo	Seespitz	Sopra conelle
		Mittagspitz	Cima Dodici	Silberpitz	—
		Mühlbach	Rivo di mulino	Türl	Portella
				Weitjoch	Bassa

b) Die Hochebene²⁾ (ital. L'Altopiano) und Nachbarschaft; Bezirkshauptmannschaft Burg, Gerichtsbezirk Lewe, und Bezirkshauptmannschaft Rosereit, Gerichtsbezirk Rosereit.

Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch
Äble	Elble	Kohligen (mund- artl. Köhlen)	Carbonare	Plotegger	Plotegheri
Bertolden (beiden)	Bertoldi	Kreuzleit	—	Rant	Ronchi
Bertoldwiese	Pra del Bertoldi	Kuell	Cueli	Redental	—
Brach (mundartl. Prach)	—	Lafrann	Lavarone	Rosbach	Rosspoch
Eben (mundartl. Serrada No, in Eufern: Scherr)	Serrada	Lafranner See	Lago di Lavarone	St. Maria im Egg	S. Maria in Eckhen
Ebenberg ³⁾	Monte Piano	Lang	Longhi	St. Sebastian	S. Sebastiano
Eichberg	Monterovere	Larcher	Larcheri	Schlagenauf	Slaghenauffi
Ersamer	Espameri	Lenz	Lenzi	Schloss ⁴⁾	Slozzeri
Fall	Casotto	Eufern	Luserna	Sfalzer	Scalzeri
Gschwend	—	Margreid	Magrè	Sieger (d. i. Schläger)	Slegheri
Haslach	Nosellari	Mil- (Mühl-?, Mild-?) Grube	Millegrobe	Spitz	Spilzi
Haslach (auch Astach, mundartl. Ofte)	Astico	Mittenberg, Ob- sopra	Mezzomonte di sopra	Stangen (bei der)	Alla Stanga
Hochjoch ⁴⁾	Costalta	„ Unter-Mezzomonte di sotto		Stengel (bei)	Stengheli
Hochleiten	Cimone	Mühlen	Molini	Tal (mundartl. Toll)	Pedemonte
Hornberg, Hörndle	Cornetto	Nägler	Negheli	Teisch	Tezze
Jung (bei den)	Gionghi	Obergarten	Girardi di sopra	Teischeler	Tezzeli
Kapelle	Capella	Oberwiesen	Pra di sopra	Untergarten	Girardi di sotto
Kasern	Casara	Ondertoller (d. i. Untertaler)	Onderdoller	Unter- (auch Nie- der-) Haus	Casotto
Kaspurn (bei den)	Gaspari	Penner	Penneri	Vielgerent	Folgaria
Kasental	Val di Centa di sopra	Peruprunner	Peremprunneri	Wart	Guardia
		Pleif	Chiesa	Wiese	Vezzena
				Wirt	Birti und Virti
				Zobel	Zobeli

¹⁾ Vgl. D. Erde 1905, S. 212 ff.

²⁾ Ebenda 1906, S. 166 ff.

³⁾ Jenseits der Haslach, also reichsitalienisch.

⁴⁾ Alm bei Eufern.

⁵⁾ Weiler in Eben.

c) Fleimser deutsche Gemeinden, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Gablögg.

Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch
Altrei	Anterivo	Hornspitze	Monte Corno	Truden	Trodona
Eben	Piano	Kaltenbrunnen	Fontane fredde	Weißhorn	Monte Agnello
Fleims	Val di Fiemme	Mühlen	Molina	Werth-Berger	Wert e Bergheri
Guggal	Gugola	Schwarzhorn	Cima di Rocca		

d) Die Deutschgegend¹⁾ (ital. Alta Anaunia), Bezirkshauptm. Cles, Gerichtsbezirke Cles und Pfund.

Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch
Feiden	Fait	Oberau	—	Tannen (ält. Tan-	Tonna, auch Sina-
Frauenwald	Senale	Proveis	Provesio	nach u. Tannenhof)	blana
Gampen (-Paß)	Sella di Senale	St. Christoph	S. Cristoforo	Unsere liebe Frau Senale	
Krenzberg	Monte Croce	St. Felix	S. Felice	i. Wald	
Laurein	Lauregno	Spizner Berg	Mont Alto	Unterau	—
Laureiner Alm	Malga di Lauregno			Deitsbach	Pescara

B 2, zusammengefaßt mit B 3.

a) Etschtal unterhalb Salurn; 1. Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Welschmeß.

Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch
Altspaur	Spormaggiore	Kronmeß	Mezocorona	Raut	Ronco
Deutschmeß	Mezo tedesco, seit 1902 amtl. Me-zocorona	Malfein	Molveno	Säge	Seghe
Eichholz	Roverò della Luna	Malziner See	Lago di Molveno	Schöffbrunn ²⁾	Nave S. Rocco
Königsberg	Castello Monreale	Meaun	Meano	Spaur	Sporo
		Neuspaur	Sporminore	Welschmeß	Mezolombardo
		Nonsbach	Noce	Wigen in Nons	Vigo nell' Anaunia
		Puntlpein	Rochetta		

2. Bezirkshauptmannschaft Trient, Gerichtsbezirke Nefes, Trient und Zimmers.

Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch
Van	Povo	Kalisberg	M. Calisio	Welschtirol	Trentino ⁴⁾
Bauer Jöchl	Celva	Nefes ³⁾	Lavis	Welschtiroler	Trentini ⁵⁾
Fersen	Fersina	Nefeser Bach ³⁾	Avisio	Zimmers (Ort-	Cembra
Grameis	Grumes	Nonsbach	Noce	schaft)	
Graum	Grauno	St. Michael a. E.	S. Michele	Zimmers (-Tal)	Val di Cembra
		Trient	Trento		

3. Bezirkshauptmannschaft Rosereit, Gerichtsbezirke Ala, Mor und Rosereit.

Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch
Berner Klause	Chiusa di Verona	Mor	Mori	Rosereit	Roveredo
Brandtal	Vallarsa	Perger	Pergheri (in Eaim)	Rosbach	Rosspoch
Brentenegg	Brentonico ⁶⁾	Peterer	Pedrazzi (in Eaim)	Säger	Sega (Brandtal)
Burg Lindegg ⁷⁾	Castello di Lizzana	Pisanell	Besanello	Soldaten (bei den)	Soldati (in Eaim)
Halle	Ala (im Brandtal)	Pisein	Castell Beseno	Specker	Speccheri (Brand-
Lagerdorf	Villa Lagarina	Plazer	Piazza (in Eaim)		tal)
Lagerthal	Val Lagarina	Pleif	Chiesa, auch Par-rochia (i. Brand-	Stein am Callian	Castello Pietra
Eaim od. Eaimtal	Terragnolo		tal)	Steiner	Staineri (Brand-
Eaimbach	Leno	Puecher	Al Puechem		tal)
Eandl	Terragnola		(Eaim)	Weiß	Baisi (in Eaim)
Eangeben	Anghebeni	Rauttal	Ronchi	Zorer	Zorreri (in Eaim)
	(im Brandtal)				

¹⁾ Der Name läßt sich bis zurück zum Jahre 1454 nachweisen (s. Carneller: Die Hofnamen im Burggrafenamt, wo deutsche Hofnamen auf dem Nons, und zwar auch in denjenigen Teilen, die jetzt nicht mehr deutsch sind, in großer Zahl nachgewiesen werden).

²⁾ In Fernberg gebräuchlich.

³⁾ So in Fernberg, Margreid usw.

⁴⁾ Der Umfang des Begriffs „Trentino“ steht bei den Italianissimi selbst nicht fest; sie bezeichnen damit bald das Fürstbistum Trient zur Zeit seiner Gründung, bald dasselbe zur Zeit seiner Aufhebung, bald die Gerichtsbezirke mit (gegenwärtig) italienischer Verhandlungssprache, bald das Etschtal hinauf bis zur Einmündung des Aßler Baches (Vertrag von Viterbo 845), bald bis Meran und Franzensfeste, bald ganz Südtirol bis zur Brenner-grenze einschließlich des westlichen Pustertals.

⁵⁾ Der ehemalige Bezirkshauptmann Postinger in Rosereit sprach in einem „wissenschaftlichen“ Vortrag einmal sogar von den „unbesiegtten Völkern der Trentini“!

⁶⁾ So bei den Fersentalern.

⁷⁾ Angeblich vorübergehender Aufenthalt Dantes.

b) Suganertal (ital. Val Sugana); 1. Bezirkshauptm. Trient, Gerichtsbez. Tizzen und Perfen.

Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch
Brusach	Brusago	Marderbad	Rivo di Merdaro	St. Peter	S. Pietro (b. Perfen)
Burgberg	Tegazzo	Perfen	Pergine	St. Veit	S. Vito
Burg Perfen	Castello di Pergine	Perfener Joch	Marzola	Semperspitz	—
Christofer See	Lago di Caldonazzo	Pfortl	Portolo (Perfental)	Sill	Silla
Drifchel a. Raftel-	Ischia	Pineit, ält. Paneid	Val di Pinè	Sivernach	Civignago
berg		Platz	Piazze (in Pineit)	Tagatsch (d. i. Galgenberg)	Tagazzo
Eichberg	S. Orsola (Perfental)	Pläßer See	Lago delle Piazze	Tenn	Tenna
Fallisen	Falesina	Regnach	Regnano	Vierach	Viarago
Fersen	Fersina	Rißlach	Rizzolago	Vollfeßen	Castagnè
Gampen	Ai Compi	Ronfen, ält. Rant	Roncogno	Walzurch	Vignola
Ganetsch	Canezza	Ronfensattel	Sella di Roncogno	Wart	La Varda (in Pi-
Haselgerent	Nogarè	Roschknott	Dos del Cius		neit)
Hochjoch	Costalta	Rotwand, auch	Terra rossa	Zafot	Susà
Hornberg	Cima d'Orno	Rotleiten		Jerz	Serso
Koschtfäßen	Costasavina	St. Christof a. See	S. Cristoforo	Tizzen	Civezzano
Krebsgraben	Fossa dei gamberi		d'Ischia	Sweifknott	Sass dell doi
Kuhberg	Monte Vaccino	St. Katharina	Sta. Catterina		

2. Bezirkshauptmannschaft Burg, auch Burgen, mundartlich: Wurgun (ital. Borgo); Gerichtsbezirke Burg und Ewe.

Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch	Deutsch	Italienisch
Brint (Fluß und Dorf)	Brenta	Kalfrain (lusernerisch: Pleif)	Calceranica	Nenleit	Novaledo
Burg	Borgo	Kampreger	Campreghe (in Tschint)	Rant u. Rantberg	Ronchi (bei Burg)
Burgental ¹⁾	Val Sugana	Kies (der)	Vetriolo	Rundschlein	Roncegno
Eichberg (Hoch-	Monterovere	Eas	Menador (an der Hochleiten)	Strengen	Strigno
ebene)		Ewe ²⁾	Levico	Tafeiner Tal	Val di Tesino
Galmetsch	Caldonazzo	Ewejee	Lago di Levico	Telf	Telve
Grimm	Grigno	Locher	Locheri	Torhen (auch Turtchen ³⁾)	Torcegno
Hochleiten	Cimone			Tschint ²⁾ (Ge- meinden. Bach)	Centa

B 4, zusammengefaßt mit B 5.

a) Bezirkshauptmannschaft Bruneck, Gerichtsbezirk Welsberg, dann Bezirkshauptmannschaft Hayden, Gerichtsbezirke Hayden und Buchenstein.

Deutsch	Latiniisch ²⁾	Italienisch	Deutsch	Latiniisch	Italienisch
Andratsch	Alwera	Alvera	Gantkofel	—	Pizzo Gant
—	Andratsch	Andrazzo	Gemärf	Tsimabanke	Cima Banche
—	Antelau	Antelao	Hayden	Ampetzo	Ampezzo
—	(Ara)tre Krosches	Tre Croci	Höhlenstein	—	Landro
Wirkenshofel	—	Croda dei Baranci	Hohe Gaisl	—	Croda-roscia
Wirkenscharte	—	Forella dei Baranci	Innichen	—	San Candido
Wirtental	—	Val dei Baranci	—	Kastellatsch	Castellazzo
—	Bojte	Boite	—	Kol de Lana	Col di Lana
—	Botsche	Bocche	—	Kordewol	Cordevole
Buchenstein (Landschaft)	Fodom	Livinallongo	Kortina	Kortina	Cortina d'Ampezzo
Bullköpfe	—	Cime Bul	—	Krepa	Crepa
Drei Zinnen	—	Tre Cime di Lavaredo	—	Kroda de Bertoldo	Monte Cristallo
Dürrensee	—	Lago di Landro	—	Lantschedel	Lacedel
Dürrenstein	—	—	Moosrain ⁴⁾	—	Misurina
—	Fautsaro (in Buchenstein)	Falzarego	Moosrainer See	—	Lago di Misurina
—	Fautsarego (in Hayden)	Felizon	—	Nuwolau	Nuvolao
—	Felitsen	Fiammes	—	Petschei	Pezzei (in Buchenstein)
—	Fjammes	Punta del Forame	Pentelstein	—	Podestagno, auch Castello
—	Foram	—	Pleif in Buchenstein	Plie de Fodom	Pieve di Livinallongo

¹⁾ D. i. Unteres Suganertal, abwärts von Selva.

²⁾ In Lusern.

³⁾ Teilweise in Anlehnung an K. f. Wolff: Monographie der Dolomitenstraße, Bozen 1908.

⁴⁾ So in Toblach, Welsberg usw., reichsitalienisch.

Deutsch	Ladinisch	Italienisch	Deutsch	Ladinisch	Italienisch
—	Pjan de Fautsare	Piano di Falzarego	Serter	—	Sesta
—	Pomaganjon	Pomagognon	—	Sumelles	Cresta di Zumeles
—	Pordoj	Pordoi	Toblach	—	Toblaco, auch Dobbiaco
—	Reba	Arabba	Toblacher feld	—	Campo, auch Passo di Toblaco
Rienz	Rin	Rin, auch Rienza	—	Tofana de Fora	Tofana di fuori
" , Schwarze	Rin nero	Rin Nero	—	Tofana de Medso	Tofana di mezzo
" , Weiße	Rin bianco	Rinbianco	—	Tofana de Rotses	Tofana di Rocas
St. Johann (in Buchenstein)	—	S. Giovanni	—	Trawinjo	Travignolo
—	Sass de Stria (d. i. Hergenstein)	Sasso della Strega	—	Tschauril ¹⁾	Caprile
Schlinderbach	Carbonin	Carbonin	—	Tschernadoj	Cernadoi
Schönleiten	—	—	—	Tsinke Torres	Cinque Torre
Schwarzsee	—	Lago nero	Weißsee	—	Lago bianco
			—	Willagrande	Colle S. Lucia

b) Bezirkshauptmannschaft Gablögg, Gerichtsbezirke Efes und Gablögg.

Deutsch	Ladinisch	Italienisch	Deutsch	Ladinisch	Italienisch
Berg Allos	Pellegrin	Pellegrino	Mön	Mojena	Moëna
—	Delba	Alba	—	Montschojn	Monzoni
—	Duron	Durone	—	Paneweje	Paneveggio
Efes ²⁾	Fascha	Fassa	Pardatsch ⁵⁾	Pardatsch	Predazzo
Efeler Bach	La Wejs	Avisio ³⁾	—	Pera	Perra
Fleims	—	Val di Fiemme	—	Pordoj	Pordoi
—	Fontanatsch	Fontanazzo	Primör	Premjer	Primiero
Gablögg ⁴⁾	Tschawlejs	Cavalese	Puž	Potza	Pozza
Gries	Gri-es	—	—	Rodella	—
Kampedel	Tschampedel	Campitello	—	Rolle	—
Karerpaß	—	Passo di Caressa o di Costalunga	Rosengartenpitze	Tschadenatsch	Catenaccio
Kastl	—	Castello	—	Sass Betsche	Sasso Becco
—	Kjewa	Cleva	—	Sass dal Tschapell	Sasso di Capello
—	Kol brikom	Col briccone	—	Sella	—
Lätemar	Latemar	Latemar	—	Tschanatschei	Canazei
Lusja	Lusja	Lusia	—	Tschimon dala Pala	Cimone della Pala
—	Marmarolles	Marmarolle	Welschflorian	—	Valfloriana
—	Marmoleda	Marmolata	Wigen (in Efes)	Vig de Fascha	Vigo di Fassa
—	Matzin	Mazzin			

c) Bezirkshauptmannschaft Cles, Gerichtsbezirke Cles, Pfund und Maleit.

Deutsch ⁶⁾	Italienisch	Deutsch ⁶⁾	Italienisch	Deutsch ⁶⁾	Italienisch
Arz	Arsio	Madritsch	Madruzzo	Pjan (lad. Pjan)	Piano
Britsch	Brez	Maleit	Malè	Rain	Raina
Cles, älter: Glögg	Clesio	Malojchg	Malosco	Raun	Rumo
Enn	Denno	Marttschein	Marcena	Rawan	Revo
Freienthorn (in Terzolas)	—	Meaun	Mione, auch Miauneri	Rön	Roën
Kafreit, auch Kawrein	Cavareno	Mendel	Mendola	Romein	Romeno
Kampejo (lad. Tschampejo)	Campiglio	Monsbach	Noce	Rufreit	Ruffrè
Kastlpfund	Castelfondo	Monsberg	Val di Non	Sattelberg	Corno Cimoni
Klaus	Cloz	Monsland oder (der) Mons	Anaunia	Sulzberg	Val di Sole
Leif	Livo	Ofen	Monte Osol	Tret, älter Trät	Treto
		Pflaum	Flavon	Tschauf	Tregiovo
		Pfund	Fondo	Tscheif	Ciss

¹⁾ Reichsitalienisch.²⁾ In Urkunden auch: Efes, Nefes, Nefis, Nefus und Efeyes. Selbst der Catalogus Cleri Dioecesis Tridentinae 1913 verzeichnet: »Fascia seu Eves« (mit irriger Bezeichnung des f. Lautes).³⁾ Die italienische Bezeichnung »der Avisio« ist mißverständlich entstanden aus dem ladinischen La Wejs, in lateinischen Urkunden aus dem 11. Jahrhundert durch Weglassung des »l« zu »Avis« verballhornt; »Wejs« ist »generis feminini«.⁴⁾ In Altrei.⁵⁾ So in Altrei und Truden. Der Familienname Pardatscher kommt in Deutschsüdtirol häufig vor.⁶⁾ Meist auch ladinisch.

Das römische Deutschtum im 14. Jahrhundert.

Von

Dr. Karl Heinrich Schäfer in Rom¹⁾.

(Mit 2 Abbildungen, f. Tafel 18.)

Die Geschichte des Deutschtums in der Ewigen Stadt während des 14. Jahrhunderts liegt fast noch völlig im Dunkel, ganz ähnlich wie für die vorhergehenden Jahrhunderte. Die Bruderschaftsbücher und Urkunden der nationalen Stiftungen der Anima und des Campo Santo setzen später ein. Auch das Andreasspital wurde erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts gegründet, ohne je eine größere Bedeutung zu erlangen.

Das ältere Totenbuch (*liber annalium*) der Bruderschaft von Santo Spirito, der viele Deutsche angehört haben, wie aus dem späteren *Liber confraternitatis* hervorgeht²⁾, liefert für das 13. und 14. Jahrhundert keine Ausbeute.

Die Nachrichten von der vorübergehenden Anwesenheit unserer Könige auf den Römischen zum Empfang der Kaiserkrone lassen uns ebenfalls nur wenig oder gar nichts zur Geschichte des Deutschtums in Rom erkennen. Die sechs noch erhaltenen Grabsteine von den bei der Engelsburg am 26. Mai 1312 für Kaiser Heinrich VII. gefallenen Landsleuten haben für die damalige Geschichte des Deutschtums in der Ewigen Stadt nur die negative Bedeutung, uns zu zeigen, daß keine besondere Kirche unserer Nation vorhanden war. Denn sonst hätte man die Gefallenen wohl in dieser, nicht aber in der Kapitolskirche und in St. Sabina auf dem Aventin beerdigt. Dazu dürfte noch zweifelhaft sein, ob das schöne Grabmal des als Abt von Weissenburg dargestellten Edelherrn Egid v. Warnsberg aus der Mezer Diözese, der auch vom Codex Balduineus im Kampfe bei der Engelsburg genannt wird, von der Hand eines deutschen Bildhauers herrührt. Wir können es hier zum erstenmal veröffentlichen. Denn trotz seines hohen künstlerischen wie geschichtlichen Wertes ist es bisher so gut wie unbeachtet geblieben³⁾. Ihm zu Füßen ruht sein treuer Kaplan Egid v. Vilich aus ritterlichem Geschlecht⁴⁾, wie auch der Edelsknecht Götz von Hausbergen bei Straßburg, dessen Verbleib wie Wappenschild bisher unbekannt war, obwohl sein Geschlecht sich wiederholt in der Heimat hervorgetan hat⁵⁾.

Daß die päpstliche Kurie im 14. Jahrhundert im südfranzösischen Avignon weilte, ist ein Hauptgrund des großen Mangels an archivalischem Material für die römische Lokalgeschichte und zugleich auch Ursache für die verhältnismäßig geringe Zahl der Deutschen in der Ewigen Stadt. Denn wie nach der Rückkehr des päpstlichen Hofes die Mehrzahl der in Rom erscheinenden Landsleute mittelbar oder unmittelbar (als Beamte) mit der Kurie verbunden sind, so finden wir im 14. Jahrhundert zahlreiche Deutsche aus ähnlichen Gründen zu Avignon in Beziehungen mit dem apostolischen Stuhle⁶⁾.

Gleichwohl ist auch im 14. Jahrhundert und während der Abwesenheit der Kurie keineswegs das deutsche Element in Rom verschwunden. Wäre die Stadt von der Kurie aus verwaltet worden oder hätten sich wenigstens die stadtrömischen Rechnungsbücher der damaligen Zeit erhalten, so würden wir unzweifelhaft auch hier wie im übrigen Italien eine bedeutende Anzahl unserer ritterlichen Landsleute im Kriegsdienste finden. So kennen wir zunächst nur zwei deutsche Bannerherren, Eberhard v. Hausen und Peter Sterz mit 48 Helmen, die im Jahre 1354 als Besatzung nach Rom gelegt wurden auf Kosten der päpstlichen Provinz Tuszien. Manche ihrer Reiter aus edlen deutschen Familien, wie (Burg-) Elz, Altenberg, Roitstock, Berg, Boos v. Waldeck u. a., werden dabei namhaft gemacht⁷⁾.

¹⁾ Nach erneuter Durchsicht des Verfassers aus der Festgabe zum Goldenen Priesterjubiläum Anton de Waals, Rom-Freiburg. — ²⁾ Vgl. mein kürzlich (Paderborn) erschienenenes Buch „Die deutschen Mitglieder der Heiliggeist-Bruderschaft in Rom“. — ³⁾ Vgl. meine „Deutsche Ritter in Italien“, 1. Buch, S. 3, Anm. 1, wo auch die übrigen Grabmäler besprochen werden. — ⁴⁾ Vgl. Zeitschr. f. Westfäl. Gesch. 1911, S. 111, Abhandlung über Nenenheerse. — ⁵⁾ Kindler v. Knobloch: Goldenes Buch der Stadt Straßburg. — ⁶⁾ Vgl. meinen Aufsatz in Röm. Quart.-Schr. XX, 1906, S. 162 ff. Die dort angeführten Landsleute lassen sich für die gesamte Avignoneser Periode leicht verdreifachen. Hier sei nur erwähnt, daß Papst Innocenz VI. auch deutsche Ingenieure nach Avignon kommen ließ. 1359/60 Meister Ulrich von dem Stein aus Konstanz mit einem Jahresgehalt von fast 500 Gulden (etwa 20000 M.) als Geschützingenieur und 1358–60 Wilhelm v. Vareys und sein Sohn Ludwig aus Genf. — ⁷⁾ Vgl. meine „Deutsche Ritter in Italien“, 2. Buch, S. 96 f.

Damals war gerade die Herrschaft des schlaun und aufgeblasenen Volkstribunen Cola di Rienzo (Nicolaus, Sohn des Lorenzo) auf dem Kapitol in Unehren zu Ende gegangen. Aus der gleichzeitigen römischen Chronik¹⁾ wissen wir, daß sich Cola vorher unter großen Versprechungen an den Ritterbund des Grafen von Landau und des ehemaligen Tempelritters Peter von Montreal um ihre Dienste gewandt hatte. Bei dieser Gelegenheit wird berichtet, daß die deutschen Ritter in der Beratung zum größeren Teil das Angebot Colas ablehnten, weil den Römern nicht zu trauen sei: »mali moris homines sunt Romani, superbi et arrogantes. In nullo preterquam verbis pollent.« Der Chronist bestätigt ausdrücklich dieses Urteil. Trotzdem gelang es dem zungengewandten Volkstribunen, nicht nur mehrere deutsche Krieger aus dem Dienste der Malatesta von Rimini heranzuziehen, sondern auch den Montreale selbst mit 300 Helmen nach Rom zu locken.

Da seine Kassen infolge der von ihm beliebten prohenhaften Verschwendung andauernd leer waren, konnte er bald den versprochenen Sold nicht zahlen, so daß die deutschen Ritter dieserhalb bei ihm vorstellig wurden. Es gelang ihm zwar, sie mit schönen Worten zu beschwichtigen, heimlich aber sann er Verrat. Es war allerwärts bekannt, daß Montreale auf den Banken von Perugia große Reichtümer hinterlegt hatte. Die konnte Cola gebrauchen. Eines Tages ließ er Montreale gefangen nehmen unter dem Vorwand, daß der Reiteroberst den Tribunen habe ermorden wollen. Montreale wurde gefoltert und am Tage darauf enthauptet. Er starb als ein gläubiger Christ und frommer Ritter und wurde in Ara Coeli neben andern deutschen Rittern beigesetzt, während Cola, der das Vermögen für sich zu erlangen suchte, bald darauf als elender Feigling unter den Dolchstichen seines römischen Volkes verachtet und gehaßt endete.

Deutsche Ritter sind auch in den folgenden Jahren für Rom bezeugt: der Statthalter von Tuszien wie der Kardinallegat Albornoß ließen in den Jahren 1361/62 dort unsere Landsleute zum Kriegsdienst anwerben²⁾. Im Jahre 1367 schlossen die beiden deutschen Edelleute Carusius von „Buochlen“ und Hermann von Wicrad, als Bevollmächtigte des Reiterobersten Johann v. Bongard, im päpstlichen Palast zu Rom einen Soldertrag mit den Vertrauensmännern Urbans V., der Königin Johanna von Neapel und den Städten Siena und Perugia³⁾.

Aber nicht nur von deutschen Kriegern wissen wir, daß sie in Rom während des Exils der Päpste gestanden haben, sondern auch von Geistlichen und Laien. So werden bei den umfangreichen Wiederherstellungsarbeiten, die Papst Benedikt XII. an St. Peter vornehmen ließ, mehrere deutsche Bauhandwerker im Jahre 1341 genannt: Petrus de Alamannia, Angelus de Alamannia, ein Raimund Bruno und ein Nikolaus Claus⁴⁾. Um dieselbe Zeit spendeten in Rom ansässige Deutsche kleinere und größere Beträge zum Bauamt (fabrica) von St. Peter. So brachte im Juli 1341 die deutsche „Frau Ella“ (domina Ella Theotonica) aus besserem Stande 8 Pfund 6 Schilling⁵⁾, die der deutsche „Johannes“ für das Bauamt hinterlassen hatte⁶⁾. Ein anderer Deutscher, namens Nikolaus, bestimmte 4 Goldgulden (etwa 200 fr. heutigen Wertes) zum gleichen Zweck. Eine Elisabeth aus Deutschland gab einen böhmischen Groschen (etwa 3 fr. Wert), eine Tilla de Alamannia 2 Goldgulden⁷⁾.

In St. Peter selbst waren um jene Zeit (1339–42) zur Überwachung des Öles und zur Bedienung der zahlreichen Lampen am Grabe des Apostels und in den übrigen Teilen der Basilika⁸⁾ zwei deutsche »mansionarii«, d. h. Kirchendiener oder Kustoden viele Jahre lang mit einem festen Gehalt von monatlich 15 Senatschillingen angestellt: Hermann von Köln und Nikolaus von Sachsen. Für außerordentliche Arbeiten wurden sie besonders bezahlt.

So kostete die jährliche Reinigung aller Lampen auf das Peter-Pauls-Fest 10 Pfund Senatsdenare. An diesem Feste wurde auch der Glockenturm von St. Peter mit 600 kleinen und 25 großen Lampen erleuchtet. Sie kosteten ohne das Öl rund 6 Goldgulden (300 fr.). Für das Beleuchtungsöl wurden jährlich 180–200 Pfund Senatsdenare (85 Goldgulden oder nach heutiger Kaufkraft rund 4250 fr.) verausgabt. Die beiden deutschen »mansionarii« erhielten außer ihrem Gehalt noch ein Drittel aller Opfergaben von gewissen Altären der Basilika⁹⁾.

¹⁾ Muratori: Antiquit. III. — ²⁾ Meine „Deutsche Ritter“ 2, S. 118, Nr. 3. — ³⁾ Theiner: Cod. dom. diplom. II, S. 402, zum 8. April. — ⁴⁾ Fumi in Archivio soc. Rom. st. Patria IX, 1886, S. 154 ff. — ⁵⁾ Archiv. Vatic. Intr. Exit. 180 f. 103 v. — ⁶⁾ Im Werte von 5½ Goldgulden (etwa 175 fr. heutiger Kaufkraft). — ⁷⁾ Ebenda f. 4. — ⁸⁾ Ebenda f. 3 v. — ⁹⁾ 1342 wurden nach dem Neubau des Dachwerks, wobei die alten Lampen zugrunde gegangen waren, 2700 kleine und 60 große Lämpchen angeschafft, 100 kleine kosteten je einen Gulden (50 fr.), ein großes 2 Schilling (2 fr.). — ¹⁰⁾ Intr. Exitus 174 für die Jahre 1338–42.

Aus dem ersten Martyrologium von St. Peter, das um 1310 angelegt und bis etwa 1410 geführt wurde, wissen wir, daß ein am 29. Juni in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gestorbener Georgius franco Theotonicus, mansionarius basilice s. Petri, dieser Kirche 150 Golddukataten (etwa 6000 M. heutiger Kaufkraft) vermacht hatte, deren Rente von 7 Dukaten jährlich an seinem Todestag unter die Kanoniker, Benefiziaten und Kleriker verteilt wurde¹⁾.

Demselben Martyrologium entnehmen wir, daß in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein Bosolinus Theotonicus unweit von St. Peter (platea s. Petri) einen Gasthof hatte und der Kirche 50 Pfund Provisinen für sein Jahresgedächtnis vermachte²⁾.

Um das Jahr 1320 hatte eine deutsche Frau Mathilde de Stella, die in erster Ehe einen Emmerich und in zweiter Ehe einen Heinrich de Stella geheiratet hatte, ihr hinter dem heutigen Campo Santo in der Via Teutonica gelegenes großes Haus mit dem Zeichen des Doppeladlers an St. Peter geschenkt mit der Weisung, daß ein Drittel seiner Einkünfte zu drei Anniversarien für sie und ihre beiden Ehegatten verwendet würden³⁾.

Um dieselbe Zeit hatte ein Bernard de Mula (von Mülheim?) sein neben der Kirche St. Michael beim Vatikan gelegenes Haus mit dem Zeichen einer Mühle oder Maultier (mula) an St. Peter vermacht⁴⁾.

Aus derselben Pfarrei schenkte um jene Zeit eine Domina Blonda, die wir ebenfalls als eine Landsmännin ansehen dürfen, 6 Gulden an St. Peter⁵⁾, wie ein Friedrich von Böhmen zu seinem und seiner Eltern Jakob und Elisabeth Seelenheil einen Kelch geopfert hatte⁶⁾.

Um 1350 (der Schrift nach zu urteilen) am 30. September starb ein deutscher Meister Paulus Henrici, genannt Wench, aus Thorn in der ermländischen Diözese Kulm (Culmen. dioc. de Alamannia), von dem berichtet wird, daß er die Orgel der St. Peters-Basilika gebaut und zusammengestellt habe ohne Entgelt: für sein und seiner Eltern Seelenheil. Dazu vermachte er derselben Kirche bei seinem Sterben 200 Goldgulden⁷⁾. Dieser Mann darf nie in der Geschichte des römischen Deutschtums vergessen werden.

Ebenso soll immer in Ehren bleiben das Gedächtnis eines ehrwürdigen deutschen Priesters, der ganz wahrscheinlich ein Verwandter des edlen Orgelbauers gewesen ist: Nicolaus Henrici aus Kulm, von dem wir noch mehrere Urkunden im Animaarchiv besitzen. Er erwarb als Kaplan des Frauenkonvents von St. Lorenzo in Panisperna (auf dem Viminal) seit dem Jahre 1372 mehrere Häuser unweit der heutigen Kirchen St. Andrea della Valle und S. Carlo ai Catinari und errichtete dort ein Hospiz für arme deutsche Frauen⁸⁾.

Auf dem Fußboden der Unterkirche von S. Lorenzo ist noch das marmorne Grabmal mit seinem Flachrelief zu erkennen (s. Taf. 18).

Noch von einem andern hervorragenden Geistlichen, dem Bischof von Riga, Fromold von Vyffhausen, der im Jahre 1370 in Rom starb, war ein Grabstein im Vorhof von St. Maria in Trastevere bis in die neuere Zeit erhalten geblieben⁹⁾.

Zahlreicher noch treten unsere Landsleute am Tiberstrande mit der Rückkehr der Päpste in unsern Gesichtskreis, sei es, weil jetzt neue Geschichtsquellen zu fließen beginnen, sei es auch, weil von nun an der Zustrom der nordischen Romfahrer wieder answoll. Schon bei der bloß vorübergehenden Anwesenheit Urbans V. (1367–70) in Rom lernen wir eine Anzahl deutscher Handwerker kennen, die zu den Arbeiten im Vatikan herangezogen wurden. Ein Brunnenmeister Johannes Theotonicus affordierte im Jahre 1367 die Arbeiten an der Wasserleitung für 46 Goldgulden¹⁰⁾.

Dabei wurden noch besonders bezahlt fünf deutsche Brunnenarbeiter, Heinrich, Berthold und Johannes, mit einem Tagelohn von je 8 Schilling ($\frac{1}{6}$ Goldgulden = 8 fr.), ein Gottfried und Konrad mit einem solchen von je 6 Schilling ($\frac{1}{8}$ Gulden = 6 fr.). Ein anderer deutscher Meister, Gottfried von Brunsbach, der ebenfalls zu diesen Arbeiten hinzugezogen wurde, erhielt für sich und einen Gesellen monatlich 15 Gulden¹¹⁾.

¹⁾ Archiv St. Peter, Martyrol. Vaticanum, f. 90 v. — ²⁾ Ebenda f. 104. Die Angabe des Geldes in Provisinen weist auf die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts hin. — ³⁾ Ebenda f. 4 und f. 86. — ⁴⁾ Ebenda f. 12 v. — ⁵⁾ Ebenda f. 51. — ⁶⁾ Ebenda f. 58. — ⁷⁾ Ebenda f. 122... qui fabricavit et composuit organa nostra pro salute anime sue et parentum suorum et in morte sua reliquerat nostre basilice 200 flor. auri. — ⁸⁾ Vgl. Nagel in Röm. Quart.-Schr., Suppl. XIX, 12 S. — ⁹⁾ Vgl. Forcella II, S. 340. — ¹⁰⁾ Kirsch: Rückkehr der Päpste, S. 117. — ¹¹⁾ Ebenda S. 109 ff.

Außer diesen wurden noch ein Schmied Jakob von Brüssel und zwei Zimmerleute Michael und Nikolaus von Flandern im Vatikan beschäftigt¹⁾. Ein anderer Deutscher, namens Nikolaus (todesco) wurde beauftragt, die bei der Palastkapelle aufgehäufte Erde fortzuschaffen. Er erhielt dafür 6 Goldgulden²⁾. Schließlich werden noch zwei deutsche Handlanger Philipp und Heinrich genannt, welche Ziegelsteine herbeischaffen für einen Tagelohn von 6 Schilling³⁾, und fünf deutsche (Todeschi) Fuhrleute Andreas, Heinrich, Nikolaus, Thomas und Walther, die für jedesmal 8 Fuder Holz einen Gulden (10 M.) erhielten⁴⁾, sowie ein Severin de Alamannia, der als Wächter auf dem Kirchturm von St. Peter monatlich 5 Gulden (250 fr.) erhielt⁵⁾. Abgesehen von einem deutschen Pönitentiar mit dem bemerkenswerten Namen fr. Henricus de Mari Teutonico (vom Deutschen Meere) aus Metz und einem deutschen Leibgardisten Hüglin v. Schoeneck aus Basel erscheinen aber damals noch keine Deutschen unter den päpstlichen Beamten⁶⁾.

Bei der Übersiedlung Gregors XI. nach Rom (1376) finden wir gleich mehrere ritterliche Volksgenossen als seine schützenden Begleiter: Fritz v. Grafeneck, Gebhard v. Dorne und den bereits erwähnten Hüglin v. Schoeneck. Den letzteren ernannte der Papst im gleichen Jahre zum Marschall des Herzogtums Spoleto⁷⁾, wie Bonifaz IX. im Jahre 1393 den deutschen Edelmann und Ritter Konrad v. Proßberg aus der Diözese Konstanz zum Oberstkommmandierenden aller päpstlichen Truppen und zum erblichen Statthalter über Cannara im Herzogtum Spoleto ernannte⁸⁾.

Vom Jahre 1384 setzt dann eine zwar trockne und nicht sehr ergiebige, aber bei dem Mangel sonstigen Materials sehr erwünschte Quelle für die römische Lokalgeschichte ein in den Zinsbüchern des Stiftskapitels von St. Peter.

In diesen wird der Ertrag aus den zum Kapitel gehörigen Häusern und von dem auf dem Petersplatz und der Kirchentreppe liegenden Verkaufsstellen und Buden genau verzeichnet. Hieraus geht nun hervor, daß eine fortwährende Einwanderung deutscher Handwerker und Krämer damals in Rom stattfand. Denn nur die noch nicht lange ansässigen Landsleute werden mit der Herkunftsbezeichnung „Teutonicus“ oder „de Alemannia“ versehen; sobald sie jahrelang in Rom weilen, fällt dies Erkennungszeichen der Deutschen fort. Die Zunamen fehlen zwar oder sind meist in hohem Grade verunstaltet, so daß man oft, wenn nicht jene Herkunftsbezeichnung dabei stünde, den deutschen Ursprung kaum wahrnehmen würde. Aus dem Verhältnis des Vorkommens unserer Landsleute zu den Nichtdeutschen in den Zinsbüchern können und dürfen wir aber auch wichtige Schlüsse auf die Zahl der Deutschen in Rom überhaupt ziehen.

Nur selten findet man den Beruf des betreffenden Mieters genannt. Gelegentlich wird er wohl angedeutet oder bei einer späteren Eintragung namhaft gemacht. So zahlt z. B. am 3. April 1384 ein Johannes Theotonicus⁹⁾, der ein mit dem Zeichen einer Wage versehenes Haus im Sprengel der kleinen Kirche S. Gregorio de Cortina bewohnte, 17 Schilling aus dem halben Verdienst, den er von der Beherbergung der Rompilger zog. Dies ist die erste Eintragung mit der Erwähnung eines deutschen Mieters gleich im ersten erhaltenen Zinsbuch. Wir sehen also hier einen Landsmann mit dem Vornamen Johannes, der sich mit der Beherbergung von Rompilgern abgab.

Wer dächte da nicht an den gleichnamigen Gründer des Pilgerhauses der Anima, der seine Stiftung ungefähr ein halbes Menschenalter später errichtete. Es steht auch nichts im Wege, diesen bisher unbekannten deutschen Pilgervater in einem gleichzeitigen Johannes de Alamannia wiederzusehen, der ebenfalls vom Kapitol eine Verkaufsstelle am St. Peters-Platz gemietet hatte, und dessen Identität mit Johannes Petri, dem Stifter der Anima, schon Joseph Eohninger mit guten Gründen wahrscheinlich gemacht hat¹⁰⁾. Bemerkenswert erscheint übrigens die Lage des Hauses, das der genannte Deutsche innehatte: im Sprengel der Kirche St. Gregorio de Cor-

¹⁾ Kirsch a. a. O. S. 119. — ²⁾ Ebenda S. 138. — ³⁾ Ebenda S. 142. — ⁴⁾ Intr. Exit. 354 f. 12 ss. — ⁵⁾ Ebenda S. 103. — ⁶⁾ Im Beamtenverzeichnis der Introitus et Exitus von 1365. — ⁷⁾ Vgl. meine „Deutsche Ritter“, 2. Buch, S. 160. — ⁸⁾ Urkunden im Reg. Vatic. 314 f. 138 ss., auf die mich Herr Prälat Baumgarten dankenswerterweise aufmerksam machte; jetzt von mir veröffentlicht in Röm. Quart.-Schr. 1913, Heft 2 „Ergänzende Urkunden 3. Gesch. des deutschen Adels im päpstl. Dienste“. — ⁹⁾ A Iohanne Theotónico, qui moratur in domo cum signo bilanciarum sita in parochia s. Gregorii de Cortina de medietate lacri facti per eum in dicta domo a Romipetis, qui iacuerunt in paleis, sicut ordinaverat cum pretio camerarius, 17 s. (St. Peter, Kapitelsarchiv, Lib. censualis 1). — ¹⁰⁾ J. Eohninger: S. Maria dell'Anima, die Deutsche Nationalkirche in Rom, 1909, S. 5 f.

tina ist die Gegend des Deutschen Campo Santo bei St. Peter¹⁾. Vom folgenden Jahre an wird Johannes Teutonicus oder de Alamannia nicht mehr als Mieter des Hauses mit der Wage genannt, sondern an seiner Stelle ein Henricus Teutonicus, der vom Februar bis Pfingsten 3 Goldgulden bezahlte²⁾. In derselben Gegend hatte ein Hermann Teutonicus im Jahre 1384 ein größeres Haus inne mit dem Zeichen eines Sarazenen. Er entrichtete davon eine jährliche Pacht von 14 Goldgulden, solange die Kurie von Rom abwesend war, wie damals³⁾.

In späteren Jahren (1350) gab er für dies oder ein anderes Haus, das der „Große Stall“ (magnum stabulum) hieß, jährlich 32 Goldgulden. Ebendort bezahlte ein Landsmann, Peter Pic (Pyc), für ein ähnliches Gebäude halbjährlich 8 Gulden, solange die Kurie fern von Rom weilte⁴⁾.

In dem anstößenden Pfarrsprengel von St. Lorenzo de Piscibus hatten zwei deutsche Frauen vom Kapitel Häuser gepachtet: eine Beatrix de Flandria Teotonica zahlte für ein Haus mit dem Zeichen eines Wirtes cum signo tabernarii) jährlich 8 Pfunde Denare, eine Catarina Teotonica brauchte für das ihrige mit dem Zeichen einer Glocke nur 2 Gulden zu entrichten. Dieselbe hatte ums Jahr 1390 ein Haus mit dem Zeichen einer Löwentatze (brancalensis) vom Kapitel inne für eine halbjährliche Pacht von 6 Gulden⁵⁾.

Unmittelbar hinter dem heutigen deutschen Campo Santo in der damaligen Salvatorpfarre (karolingische Stiftung, jetzt Kirche des St. Offizium) hatte eine dritte deutsche Frau Margarita Teotonica das Haus mit dem Zeichen des zweiköpfigen Adlers inne und zahlte dafür jährlich 8 Gulden bei Abwesenheit der Kurie⁶⁾. Im Jahre 1390 wird dieselbe als Inhaberin einer Verkaufsstelle im Vorhof von St. Peter genannt, für die sie 4 Gulden bezahlte.

Als Krämer mit Verkaufsstellen für »manicae cipressinae« erscheinen für 1384 unsere Landsleute Nikolaus Bugolth (d. h. Buchholz in niederdeutscher Aussprache), der viele Jahre lang und noch 1397 für seine Bank 17 Schillinge bezahlte⁷⁾, und die Witwe Maria eines Johannes Grisach. Die letztere zahlte einen jährlichen Zins von 8 Goldgulden, nach heutigem Kaufwert etwa 400 Lire. Am 11. April 1384 verkaufte sie dem Kapitel von St. Peter 6 Paar Handschuhe, zu je 3 Bologneser im Werte von etwa $\frac{2}{5}$ Gulden oder heutigen 20 Fr. (a. a. O. S. 56).

Außerdem betrieben noch zwei Kleriker deutschen Stammes, die an St. Peter beamtet waren, denselben Handel: ein Jakob Teutonicus, minister altaris s. Leonardi in der Taufkapelle St. Johann an St. Peter und ein Dominicus Oloeth, der wie die bereits früher erwähnten beiden Landsleute das Amt eines »mansionarius« in St. Peter bekleidete. Jakob hatte den Beinamen Cranoniere und gab noch im Jahre 1390 für seine »apotheca in paradiso« 8 Gulden jährlichen Zins. Sein Vorgänger hieß Konrad, der ebenfalls das Amt eines mansionarius von St. Peter bekleidete und wohl auch ein Deutscher gewesen war⁸⁾.

Im Vorhof von St. Peter, neben der Pinie, hatte ein Bartholomeus Teutonicus »mercarius« eine kleine Verkaufsstelle, für die er nur einen Gulden jährliche Pacht zahlte⁹⁾. Eine Elisa von Köln hatte viele Jahre lang ebenfalls dort eine »apotheca« inne¹⁰⁾.

Auf der breiten Treppe zum Vorhof von St. Peter hielten drei deutsche Schuster ihre Waren feil und besserten die Fußbekleidung der Pilger aus. Sie bezahlten dem Kapitel eine jährliche Miete von je 8 Schilling 6 Denaren. Es waren Mathews Teutonicus, Egidius Teutonicus und Rex (König) Teutonicus. Außerdem saß dort noch ein »ciabattarius« (Schuster) mit Namen Rubens Superbus, der aber nicht als Teutonicus bezeichnet wird. Dagegen hatte zur selben Zeit ein Ulrich Rubens de Alamannia in der benachbarten Pfarrei St. Michael eine

¹⁾ Vgl. auch J. Ehrle: Ricerche su alcune antiche chiese del Borgo di S. Pietro, Roma 1907. — ²⁾ Liber censualis ad ann. 1385 f. 42. — ³⁾ Ebenda ad annum 1384 f. 19^v (in parochia s. Gregorii de Cortina). — ⁴⁾ Ebenda ad annum 1390 f. 1^v und 19^v. Ebenda f. 45^v. — ⁵⁾ Lib. cens. ad ann. 1390 f. 13 und 17. — ⁶⁾ Nach v. Grävenitz (Deutsche in Rom, S. 65) war dies selbe Haus im 15. Jahrhundert eine deutsche Wirtshaus hinter dem Campo Santo. Es ist identisch mit dem oben (S. 53) genannten Hause, das von Mathilde de Stella geschenkt worden war. — ⁷⁾ A. a. 3. J. 1384 vendentes manicas cipressinas: a Nicolao Bugolth pro integra pensione sui banchi 12 s. — ⁸⁾ Recepta apothecarum: a Maria uxore quondam Iohannis Grisach pro medietate pensionis sue apothecae magne 4 fl. Dominicus Oloeth, mansionarius noster, tenetur pro sua apotheca in 8 fl. a Iacobo Theotonico, ministro altaris s. Leonardi siti in capella s. Iohannis in Fonte, pro parte pensionis apothecae, que olim fuit Iohannis Grassi, 1 fl. — ⁹⁾ Lib. cens. z. J. 1384 fol. 26 .. in paradiso pro parte reste pensionis sue parve apothecae site iuxta pineam. — ¹⁰⁾ Ebenda und Lib. cens. III f. 27^v.

Wohnung inne mit dem Zeichen einer Mandarine. Er zahlte für das Jahr 1385 als Rest der Miete 40 Schilling.

Im Jahre 1398 wird die Frau Maria des Rubeus »negularius« genannt, die für einen Platz in der Vorhalle von St. Peter 10 Schilling zahlt. Dasselbe Haus mit dem Zeichen der Mandarine wurde aber im Jahre 1397 an einen Albert von Köln und im Jahre 1405 an den deutschen Wirt Johannes vermietet, der von Petrus de Pelegrinis abhängig war¹⁾. Der letztere hatte in derselben Pfarrei ein Haus mit dem Zeichen eines Elefanten und eines Kranichs für 26 Gulden gemietet.

Im Jahre 1390 hatten drei Deutsche ihre Verkaufsstellen für Handschuhe im Vorhof (Paradiso) von St. Peter: Johannes Teutonicus mit 17 Schilling Zins, Johannes de Alemannia mit einem Gulden und Magister Nikolaus Teutonicus mit 2 Gulden Pacht²⁾. Der letztere und ein Johannes Teutonicus hatten ihre Plätze noch im Jahre 1397 inne. Im selben Jahre 1390 zahlte ein Petrus Teotonicus in der Pfarrei S. Lorenzo de Piscibus für ein Haus mit dem Zeichen eines Geistlichen (sacerdos, prior cum baculo in manu) 4 Gulden Pacht und für eine Verkaufsstelle im Vorhof von St. Peter 4½ Gulden. Dasselbe Haus wurde im Jahre 1398 um den nämlichen Preis an den uns schon bekannten Nikolaus (Buchholz) Teutonicus vermietet³⁾, während dieser letztere im Jahre 1390 für ein mit einem Becher verziertes Gebäude 12½ Gulden entrichtete; ein Peter von Mainz zahlte 1390 für ein Haus mit dem Zeichen eines Ritters zu Roß 6 Dukaten, ein Bruno de Alamannia für das seinige in der Pfarrei St. Michael mit dem Zeichen eines Leoparden 9 Dukaten, ein Georg Teutonicus für eine Wohnung mit dem Zeichen einer Rose 16 Dukaten⁴⁾.

An der Straße nach der Engelsburg (in platea Castelli) wohnte ein deutscher Schuhmacher Johannes. Er hatte vom Kapitel einen Weingarten gepachtet für jährlich 42½ Schilling. Ums Jahr 1393 scheint er gestorben zu sein. Denn für dieses Jahr bezahlten seine Erben das Geld noch im Jahre 1398⁵⁾.

Wie es scheint, wechselten damals die Mieter noch häufiger als heute ihre Wohnungen. Denn um die Jahre 1395–97 finden wir von den alten nur wenige, dahingegen mehrere neue Namen. Ein Magister Conradus Teutonicus hatte ein Schuhgeschäft (calzolarius) in einem Hause der Pfarrei St. Ursi und zahlte dafür 20 Gulden Pacht mehrere Jahre lang⁶⁾. Vermutlich ist derselbe identisch mit dem Schuhmachermeister Konrad von Halle aus der Diözese Würzburg, der im Jahre 1404 mit seiner Frau Katharina ein Haus an die Anima schenkte⁷⁾.

In der Pfarrei St. Michael wohnte im Jahre 1397 noch außer dem oben erwähnten Albert von Köln ein Henricus Teotonicus, der für sein Haus mit dem Zeichen eines Leoparden jährlich 5 Dukaten entrichtete, während sein Vorgänger, Bruno de Alamannia, 9 gab⁸⁾. Im Jahre 1395 hatte dieser oder ein anderer Henricus Teotonicus ein Haus im Sprengel S. Maria de Ungariis mit dem Zeichen dreier Säulen für 20 Gulden in Pacht, die ein Peter Tey cursor (Kurier) bezahlte. In derselben Pfarrei ließ 1396 eine Catharina Teotonica für ihre Wohnung mit dem Zeichen eines Bechers den vom Jahre 1393 rückständigen Zins zahlen⁹⁾, und ein Johannes Teotonicus betrieb 1398 dort ein Schuhgeschäft in einem kleinen, mit einer Dattel gekennzeichneten Hause für 6 Gulden Pacht, während er gleichzeitig für das untere Stockwerk eines Hauses im Sprengel von St. Gregor de Cortina mit dem Zeichen eines Hahnes monatlich einen Gulden zahlte und auf dem Petersplatz eine Bank für 2 Schilling 10 Denare gemietet hatte¹⁰⁾. Im Vorhof von St. Peter erscheint seit 1395 lange Zeit ein deutscher Krämer Andreas, der seine »merciarie« dort feilhielt und für eine Bank verschieden hohen Zins bezahlte, wohl je nach den Einnahmen, die er hatte: 20 Schilling bis 2 Gulden¹¹⁾. Nach seinem Tod betrieb seine Schwester eine Zeitlang das Geschäft, bis auch sie starb. Im Jahre 1405 übernahm es Johannes Teotonicus für eine auf Ostern fällige Pacht von 5 Gulden¹²⁾. Der letztere hatte aber schon viel früher eine Bank an der Südseite von St. Peter, bei St. Maria »in Turre« inne.

¹⁾ Lib. cens. II f. 25 v III pars 2 f. 38: Johannes Teotonicus tabernarius domini Petri de Pelegrinis. — ²⁾ Lib. cens. I ad ann. 1390 f. 4. — ³⁾ Lib. cens. II f. v. — ⁴⁾ Ebenda I f. 17. 21 ss. 27 v. — ⁵⁾ Lib. cens. II f. 16. — ⁶⁾ Lib. cens. I f. 5. II f. 1 v und 40 (1395–98). — ⁷⁾ Schmidlin S. 47. — ⁸⁾ Lib. cens. II f. 27 v. — ⁹⁾ Lib. cens. I f. 4 v. — ¹⁰⁾ Lib. cens. I f. 47. — ¹¹⁾ Lib. cens. II f. 3, 23 und 40. — ¹²⁾ Ebenda f. 4 v, 26 pars 2 f. 3. — ¹³⁾ Lib. cens. III f. 27 v.

gehabt, wofür er am 22. Juni 1395 einmal durch einen „Herrn“ Johann von Mecheln einen Dukaten bezahlen ließ¹⁾.

Auf dem Petersplatz betrieb Orlandus (Roland) Teotonicus 1395 einen kleinen Handel²⁾, während ein deutscher Wirt Martin (tabernarius Teoton.) seine Erfrischungen ausbot³⁾. Im Vorhof der Peterskirche hatte gleichzeitig noch ein deutscher Kaufmann Christophorus Teotonicus eine Verkaufsstelle (apotheca) für allerlei Waren (mercarius), wovon er jahrelang 3 Gulden Pacht gab⁴⁾. Ein Meister Andreas von Jena hielt ebendort seine Schuhwaren feil und bezahlte jährlich 2 Gulden Miete⁵⁾.

Außer diesen wird um jene Zeit noch ein Walter (Gualterius Teotonicus) aus Deutschland im Sprengel von St. Stephan de Ungaris bei St. Peter genannt und ein Anton Johannis Petri, den J. Lohninger als Sohn des Gründers der Anima angesprochen hat. Er gab von einem Hause in der Pfarrei St. Michael mit dem Zeichen eines schwarzen Adlers im Jahre 1397 nur 3 Gulden Zins⁶⁾. Ein Magister Nikolaus sutor (Schuhmachermeister), der im selben Jahre von einem in der Pfarrei S. Ursi gelegenen großen Hause mit dem Abzeichen eines roten Hutes die bedeutende Miete von 40 Gulden zahlte⁷⁾, ist wohl identisch mit dem schon für 1392 bezeugten deutschen Schuhmacher Nikolaus Robor de Alamannia in der Regio Pontis, der sein dort gelegenes Haus einem Kollegen für 200 Gulden verkaufte mit Zustimmung seiner Frau Angela⁸⁾. Wir dürfen in ihm wohl auch den päpstlichen Hofschuster (calzelarius pape) Nikolaus wiedererkennen, der zum Jahre 1395 im Testament des Schuhmachers Adam von Brüssel genannt wird⁹⁾. Dies Testament enthält ferner eine Reihe von Namen niederdeutscher Handwerker und Kaufleute in Rom, ohne daß der betreffende Stadtteil ihrer Wohnung ersichtlich ist; außer dem bereits erwähnten Johannes (Petri) de Hollandia mercator, noch Johannes Christophori mercator, der vielleicht als Sohn des obengenannten deutschen Krämers Christophorus anzusprechen ist, ebenso wie ein Jakob Christophorus mercator, dann ein Schuhmacher Konrad (calcelarius), ein Weber Heinrich von Siegen, vier Schneider: Johann von Breda, Wilhelm Arnolds von Seeland, Hermann Craen und Baldewin Gisperts, ferner zwei päpstliche Stabträger (matzerius) Johann Sturmer und Johann Barthels (Bartholomei). Ein Geistlicher, der Domdechant von Utrecht: Johann von Delft, der am Sterbebett des Testators zugegen war, hatte wohl auch seinen ständigen Aufenthalt in Rom, ebenso wie der hinzugezogene Notar Johann Alberts (Alberti) von Horn aus Utrecht¹⁰⁾.

Ein anderer deutscher Geistlicher Petrus war um jene Zeit Rektor der Cäcilienkirche am Palast der Savelli in der Regio Ripae¹¹⁾. Diesem selben Petrus wie den oben bereits rühmlich genannten Priester Nikolaus Heinrichs Sohn aus Kulm wurde im Jahre 1394 von einer edlen Frau Francisca von Toulouse, die bei St. Peter wohnte, ein größeres Haus mit Garten und Brunnen in der Pfarrei St. Lorenzo de Piscibus in der Gegend des heutigen deutschen Campo Santa vermacht, zugleich auch den vornehmen deutschen Frauen Getrudis, Witwe eines Eufelin (Hüglin?) von Mollbach (Mühlbach?), Dorothea, Witwe eines Michael von Hermannstadt, und Anna, Witwe des Meisters Johann von Siebenbürgen¹²⁾ mit der Bestimmung, daß dies Anwesen stets Gott und der heiligen Jungfrau geweiht bleibe zum Unterhalt armer (deutscher) Männer und Frauen. Das dürfte wohl als älteste Erwähnung des Hospizes am Campo Santo betrachtet werden.

Zum Schluß seien noch einige deutsche Namen aus den Zinsregistern des Petersdomes von der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts aufgezählt: im Sprengel von S. Gregor de Cortina beim Campo Santo hatte der deutsche Schmied (ferrarius) Heinrich ein Haus mit dem Zeichen einer Mitra für jährlich 6 Dukaten gepachtet und der deutsche Wirt (tabernarius) Angelin (Engel) ein Haus mit dem Zeichen eines Kammes für jährlich 28 Gulden, in der benachbarten Pfarre

¹⁾ Lib. cens. II f. 16. — ²⁾ Lib. cens. II f. 6. — ³⁾ Ebenda f. 10 v. — ⁴⁾ Ebenda f. 11; B. f. 1 v 11. — ⁵⁾ Ebenda f. 16 v. — ⁶⁾ Ebenda f. 19 v. Lohninger S. 6 f. — ⁷⁾ Ebenda f. 25 v. — ⁸⁾ Röm. Quart. Schr. I, Suppl. XII, S. 45, Nr. 218. — ⁹⁾ J. Lohninger S. 5. — ¹⁰⁾ Vgl. die von J. Lohninger S. 5 zum erstenmal auszüglich gebrachte Urkunde. — ¹¹⁾ Röm. Quart. Schr., Suppl. 12, S. 49, Nr. 221. — ¹²⁾ Die Urkunde, zitiert von Nagl in Röm. Quart. Schr., Suppl. 12, S. 46, Nr. 220, und ausführlicher wiedergegeben von Lohninger in Mitteilungen aus dem deutschen Nationalinstitut S. Maria dell' Anima 1908, S. 6, ist noch im Original im Anima-archiv erhalten.

S. Salvator in Corrione hatte der deutsche Bäcker Konrad (pistor Teutonicus) ein Haus mit Backofen (furnus) für jährlich 4 Dukaten Zins und im Sprengel S. Maria de Ungariis ein deutscher Heinrich Hermanns Sohn (D'Ormini) mit seiner Frau Anna ein Haus mit dem Zeichen eines Helms (helmutia) für jährlich 18 Gulden, in der Pfarrei St. Pantaleone der päpstliche Skriptor Rupert Creyenberg ein Haus mit Stern für jährlich 6 Dukaten¹⁾.

Aus alledem gewinnen wir den Eindruck, daß das deutsche Element im 14. Jahrhundert mit Bezug auf Handwerker und Geschäftstreibende mindestens so stark in Rom vertreten war wie im 15. und 16. Jahrhundert, wo freilich die große Zahl der deutschen Kurialbeamten das Bild unseres Volkstums in der Ewigen Stadt beherrscht, während im 14. Jahrhundert die Kurie fast immer fern von Rom weilte und daher eine deutsche Beamtschaft kaum aufkommen konnte. Insbesondere aber geht aus den Zinsbüchern des Kapitels von St. Peter hervor, daß das deutsche Element wenigstens die Kapitelhäuser und Verkaufsstellen mit Bezug auf alle andern (nichtromischen bzw. nichtitalienischen) Nationen an Zahl weit überragte. Es ist aber keinerlei Grund vorhanden, denselben Prozentsatz unseres Volkstums nicht auch auf die andern Regionen der Ewigen Stadt im 14. Jahrhundert zu übertragen.

General Sutter.

Ein Lebensbild aus Kaliforniens Gründungszeit.

Von Dozent Dr. **Friedrich Wyneken**, Stanford-Universität (Kalifornien).

Zum Wandern im Großherzogtum Baden wurde Johann August Sutter am 28. Februar 1803 von schweizerischen Eltern geboren und verlebte dort seine ersten Jugendjahre, um später in eine Militärakademie zu Bern einzutreten. Er verließ das Institut im Jahre 1823 und verheiratete sich um dieselbe Zeit mit Anna Dublet. Dann trat Sutter als Offizier in französische Dienste, die er jedoch in seinem dreißigsten Jahre als Hauptmann wieder verließ.

In dem jungen Schweizer lebte jene Lust zu Abenteuern, jener Unternehmungsgeist, der so vielen seiner Landsleute eigen ist. Mit dem festen Vorsatz, in Amerika eine Schweizerkolonie zu gründen, landete Sutter im Juli 1834 in Newyork, begab sich von da direkt in die unerforschten Regionen im Westen des Mississippi und wählte dort in der Umgegend von St. Charles im Staate Missouri eine seinen Zwecken entsprechende Landstrecke aus. Der kühne Abenteurer mußte aber seine Absicht schließlich wieder aufgeben, da seine gesamten Effekten mit einem Schiff auf dem Mississippi untergingen.

Ohne den Mut zu verlieren, erforschte Hauptmann Sutter Neumexiko, wo er von Jägern und Fallenstellern Kunde erhielt von den sonnigen Tälern und bewaldeten Hügeln Kaliforniens. Solche Berichte begeisterten den jungen Schweizer dazu, das Feld seiner beabsichtigten Unternehmungen nach der pazifischen Küste zu verlegen.

Er schloß sich, um dorthin zu gelangen, einer Gesellschaft von Pelzhändlern an und durchkreuzte mit ihnen das Felsengebirge zu Pferde. Nach einer beschwerlichen Reise voller Gefahren gelangten die Männer in Fort Vancouver an, und Sutter fuhr zunächst mit Segelschiff nach Hawaii, in der Hoffnung, von dort aus zur See nach Kalifornien gelangen zu können, denn zu der Zeit war es noch undenkbar, auf dem Landweg von Oregon in die Gegenden des halbtropischen Sonnenscheins zu reisen.

Der kaffeebraune König der Sandwichinseln nahm den weißen Fremdling liebenswürdig auf, und als Sutter nach einigem Warten auf einem englischen Schiff als Superfargo nach Sitka abreiste, tat er dies in Begleitung von acht jungen Kanaken, welche der erotische Herrscher ihm geschenkt hatte und die Sutter natürlich bereitwilligst mit sich nahm. Von Sitka aus fuhr er, seinen Weisungen folgend, die pazifische Küste hinunter. Durch einen heftigen Sturm wurde das Schiff in schadhaftem Zustand am 2. Juli 1839 in die Bucht von San Franzisko getrieben, wo es in der Nähe von Yerba Buena, dem heutigen San Franzisko, vor Anker ging.

Aber nur wenige Stunden später erschien ein mexikanischer Offizier, begleitet von vier handfesten Soldaten, an Bord und ersuchte Sutter, den Hafen schleunigst zu verlassen und sich bei

¹⁾ Lib. cens. 3 f. 39, 34 v 52.

dem in Monterey residierenden Gouvernör die Erlaubnis zu einer Landung in Kalifornien zu holen. Mit Mühe gelang es Sutter, einen für sein Schiff und dessen Neuverproviantierung notwendigen Aufschub von achtundvierzig Stunden zu erlangen. Dann aber machte er dem in der etwas südlicher an der Küste gelegenen Stadt Monterey wohnhaften Gouvernör Juan Bautista Alvarado seine Aufwartung. Der mexikanische Grande, dem der blauäugige Germane gut gefiel, gab ihm einen Reisepaß und die Erlaubnis, sich für seine Zwecke freies Land auszusuchen, wo er solches in Kalifornien finden könne.

Mit solchen Vollmachten versehen, kehrte Hauptmann Sutter nach Yerba Buena zurück, das damals kaum fünfzig Einwohner zählte. Alvarado hatte den Wunsch geäußert, daß die fruchtbaren Landstrecken am Sacramentofluß, die von wilden und feindseligen Indianern bewohnt waren, besiedelt werden möchten. Dorthin also beschloß der junge Abenteurer seine Schritte zu lenken. Leider hatte in Yerba Buena kein Mensch auch nur eine blasse Ahnung, wo die Mündung des Flusses zu finden sei. Sutter heuerte infolgedessen einen Schoner und mehrere kleine Boote und begab sich selbst mit seinen acht kanakischen Dienern und ebenso vielen Weißen von amerikanischer, irischer bzw. deutscher Abkunft auf die Suche. Nach einwöchigem mühevollen Umherkreuzen in der Bucht entdeckte Sutter endlich die betreffende Mündung und fuhr den Fluß stromauf, bis er etwa zehn Meilen von der heutigen Stadt Sacramento auf eine Bande von mehreren hundert Indianern stieß, die ihm in offenbar feindseliger Absicht entgegentraten. Glücklicherweise verstanden einige der Rothäute Spanisch, und so gelang es Sutter, sie nicht nur zu beruhigen, sondern sogar zu seinen Freunden zu machen. Zwei derselben dienten ihm als Führer und blieben bei ihm, als der Schweizer endlich unweit der Mündung des Rio de los Americanos in den Sacramento halt machte und lagern ließ.

Hier glaubte Sutter das Land seiner Jugendträume gefunden zu haben. Sich nach allen Richtungen über unübertrefflich fruchtbaren Boden ausdehnend, bewässert von dem still dahin fließenden Sacramento und dessen Nebenflüssen, überwölbt von einem sanftblauen Himmel, an dem die Sonne sich selten hinter Wolken versteckt hielt, war das von unserem Abenteurer besetzte Gebiet, das jetzt noch als Sutter County seinen Namen trägt, seinen humanitären Zwecken so außerordentlich gut entsprechend, wie wohl kein anderes auf Gottes weitem Erdboden.

Sogleich begann Sutter seine segensreiche Tätigkeit als Kolonist. Um sich zunächst gegen die Indianer zu schützen, die ihn anfangs immer wieder bedrohten, bis er sie endlich ganz und gar versöhnte und sich dienstbar machte, ließ er ein starkes Fort bauen, dessen Kanonen wenigstens im Anfang die besten Vermittler zwischen ihm und dem roten Mann bildeten. Dann aber begann der Pionier auf seinem Landgut, das an Ausdehnung einem europäischen Großherzogtum kaum nachstand, Vieh und Pferde zu ziehen, und zwar in so reichlichem Maße, daß dort bald Tausende von Rindern grasen und ebenso viele Pferde sich unter den goldenen Sonnenstrahlen tummelten. Das außerordentlich fruchtbare Land wurde mit Getreide aller Art bebaut, und nach kurzer Zeit standen im Tale des Sacramento Kornfelder, deren gelbliche Wogen sich auf Quadratmeilen hin erstreckten und nicht mehr mit bloßem Auge zu übersehen waren.

Im Juni 1841 besuchte Sutter seinen mexikanischen Freund, den Gouvernör von Kalifornien in Monterey, der dem Schweizer das von ihm besetzte Land unter dem Namen „New Helvetia“ in aller Form überschrieb und garantierte, ihn zum mexikanischen Bürger und General machte und ihm unter dem Titel »Representante del gobierno en las fronteras del norte, y encargado de la justicia« volle richterliche Gewalt in seinem Gebiet übertrug.

Mit unerschütterlicher Energie und Tatkraft regierte nun dieser »selfmade man« und König sein großes Reich, auf dem sich nach und nach willkommene Ansiedler einfanden und niederließen, aber auch zugleich mit großer Milde und solcher Herzensgüte, daß seine Freigebigkeit und Hilfsbereitschaft unter den einsam durch das Gebirge schweifenden Abenteurer und Heimstättenjuchern weithin bekannt wurde.

Sutter aber galt sehr bald als ein schwerreicher Mann und war auf dem besten Wege, den Grund zu einem Vermögen zu legen, wie es denen der Astor und Vanderbilt hätte gleichkommen können, wenn sich nicht die Verhältnisse in einer Weise geändert hätten, die dem kühnen Pionier verhängnisvoll werden mußte.

Am 2. Februar 1848 ergriffen die Vereinigten Staaten nach ihrem Kriege mit Mexiko

endgültigen Besitz von Kalifornien, und auch über Sutters Fort, dessen Besitzer alles Menschenmögliche für die neuen Herren geleistet hatte, wehte das Sternenbanner.

An demselben 2. Februar 1848 ereignete sich aber noch das folgende: James W. Marshall, ein von Sutter angestellter Handwerker, der bei dem Bau einer Sägemühle beschäftigt war, verließ seine Arbeit und erschien in ganz eigentümlichem Aufzug in Fort Sutter vor seinem Arbeitgeber. Sein Pferd war mit Schaum bedeckt; der Mann selbst machte, kotbespritzt und nach Atem ringend, einen fast beängstigenden Eindruck auf Sutter. Er bat seinen Herrn, sich unverzüglich mit ihm in ein Zimmer einzuschließen, in welchem man sie nicht belauschen könnte. In einem solchen angelangt, zog Marshall einen harmlos aussehenden Tabaksbeutel aus der Tasche und schüttete daraus etwa eine Unze gelblicher Körner auf den Tisch, welche, wie er behauptete, reines Gold seien. Sutter fragte ihn, wo er den Fund getan habe. Marshall berichtete, daß er die kostbaren Körner in dem Mühlbach entdeckt habe; die Arbeiter — Weiße und Indianer — hätten dort eine ganze Anzahl derselben gesammelt, und es müßte an Ort und Stelle sich gewiß eine sehr große Menge davon befinden.

Durchaus nicht freudig bewegt, sondern von trüben Ahnungen erfüllt, die sich leider nur zu sehr erfüllen sollten, begab sich Sutter mit Marshall nach der Mühle und fand dessen Angaben in vollem Maße der Wahrheit entsprechend. Während der abenteuerliche Marshall wahrscheinlich bereits von verhältnismäßig leicht zu erwerbenden Reichtümern träumte, war der Gedankengang des bedächtigen Schweizers bereits auf der Fährte einer Zukunft, die ihn um alles das bringen mußte, was er durch jahrelange mühe- und gefahrvolle Arbeit erworben hatte. Leider behielt er recht. Seine Arbeiter versprachen ihm allerdings, die Kenntnis der wichtigen Entdeckung sechs Wochen lang für sich zu behalten, d. h. so lange, bis die Mühle fertig, die Ernte vollzogen und in die Scheunen gebracht war.

Allein das Geheimnis blieb nicht lange verborgen; durch eine Flasche Schnaps gelangte es an die Öffentlichkeit. Einer der Fuhrmänner Sutters hatte einige Goldkörner aufgehoben und brachte sie in den Laden eines Mormonen, um dort eine Flasche Whiskey zu kaufen. Der erstaunte Händler fragte den Fuhrmann, wo er das Gold gefunden habe, und erfuhr schließlich von dem betrunken gemachten treulosen Diener die volle Wahrheit. Die Geschichte von dem Goldfunde verbreitete sich nun trotz der spärlichen Besiedlung des Landes wie ein Lauffeuer durch Kalifornien, sie durchkreuzte den großen Erdteil und schließlich die ganze zivilisierte Welt. Die Folgen stellten sich sofort ein und wurden für unsern tapferen schweizerischen Pionier verhängnisvoll. Alle seine Arbeiter verließen ihn — weiße, braune und rote — um Gold zu waschen. Die Mühlen standen still und untätig da; auf den Feldern starb das reife Getreide dahin.

Bald darauf strömten von allen Seiten zahllose Abenteurer in das Sacramentotal. Sie errichteten auf dem Lande Sutters ihre Zelte, ohne den Eigentümer auch nur um Erlaubnis zu fragen. Sie zertraten seine bebauten Felder und ließen sich dauernd darauf nieder, unter der Behauptung, daß es hier um eine unbefetzte Domäne der Vereinigten Staaten handelte, auf welche sie ein ebenso gutes Recht hätten wie irgendein anderer. Sie trieben seine Pferde und Maultiere fort und verkauften sie in andern Teilen des Landes; sie schlachteten sein Vieh, seine Schafe und Schweine und verhandelten das Fleisch.

Eine Bande von fünf Abenteurern eignete sich eine ungeheure Viehherde, die sie bei Gelegenheit einer Überschwemmung in der Nähe des Sacramentosflusses, umgeben von Wasser, vorfand, einfach an, verkaufte das gute Fleisch für 60000 Dollar und machte sich aus dem Staube.

Am 1. Januar 1852 hatten die sogenannten Ansiedler, unter dem Vorgeben, gesetzlich geschützte Heimstättenfucher zu sein, von allem irgendwie brauchbaren Lande Sutters Besitz ergriffen, all seine Pferde, Maultiere, Kühe und Ochsen, Schafe und Schweine gestohlen, mit Ausnahme einiger weniger, die von ihm selbst gebraucht oder verkauft worden waren.

Gegen diese unglaubliche Räuberei bestand kein schützendes Gesetz, und als ein solches eingeführt wurde, kamen die Advokaten und verdrehten das Recht zugunsten der Diebe, obwohl jedermann die gerechten Ansprüche des Schweizers kannte und sehr wohl wußte, daß er nach mehr als zehnjähriger schwerer und gefahrvoller Arbeit aus einer Wüste ein Paradies geschaffen hatte.

Sutters Anstrengungen, die er zur Rettung seines ehemals so großen Besitztums unternahm, gleichen der Tragikomödie des spanischen Ritters Don Quichote und dessen Kampf gegen die

Windmühlenflügel. Durch diese Bemühungen wurde der wackere Pionier in endlose Prozesse verwickelt, die ihm nichts einbrachten und schließlich seinen völligen Zusammenbruch herbeiführten.

Die von der Regierung eingesetzte Landkommission fand zwar, daß an den Besitztiteln des Schweizers nichts anzusehen war, das Bundesobergericht entschied jedoch tatsächlich zugunsten der Ansiedler. Es war ein Fall der Verdrehung des menschlichen Gesetzes gegen alle göttliche Gerechtigkeit, wie er in den Büchern der Justiz wohl einzig da stand.

So verlor Sutter seinen gesamten Landbesitz bis auf die sogenannte Hof farm, ein wertvolles Gut am Featherfluß, das er seiner Familie, die im Jahre 1852 nach achtzehnjähriger Trennung von ihrem Oberhaupt aus der Schweiz zu ihm herüberkam, überschrieben hatte. Allein er konnte aus Mangel an barem Gelde für den weiteren Ausbau der Farm keine geeigneten Arbeitskräfte anstellen. Schließlich brannte dem vom Unglück verfolgten Pionier im Jahre 1865 auch noch sein Wohnhaus über dem Kopfe ab, und in der Folge der Zeit ging ihm das ganze Landgut, das mit Hypotheken überlastet war, gänzlich verloren. So wurde der Mann, der, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre, sich sehr bald an die Seite eines Astor hätte stellen können, ein armer Wanderer, ohne Heimat, ohne auch nur das bescheidenste Plätzchen, wohin er sein inzwischen müde gewordenes Haupt hätte niederlegen können.

Unfähig, in dem Lande, das der Schauplatz seines Elends, seiner tiefsten Demütigungen gewesen war, weiter zu verharren, aber doch mit Tränen in den Augen — denn er hatte den Grund und Boden den er geschaffen, ja doch so sehr lieb gewonnen — verließ der alte Pionier 1868 Kalifornien und schlug mit seiner Familie unter den Herrnhutern in Eititz, Lancaster County, Pennsilvanien, seinen Wohnsitz auf. Der gesetzgebende Körper Kaliforniens bewilligte Sutter bei verschiedenen Gelegenheiten nicht unbedeutende Geldsummen, die ihn wenigstens vor äußerster Not schützten, ihn aber für die erlittenen ungeheuren Verluste keineswegs entschädigten.

Von dem Bundeskongreß zu Washington, den Sutter um ein verhältnismäßig kleines Kapital ersuchte, wurde der wackere Pionier einfach übersehen. Diese Undankbarkeit brach dem alten Mann völlig das Herz. Er hatte ja für die Bundesregierung so viel getan, war für sie der Vorkämpfer gewesen in einem zwar fruchtbaren, aber doch so wilden Lande. Er war es gewesen, der die ersten amerikanischen Einwanderer, die über die endlosen Prärien, das wüste Felsengebirge, die schrecklich öde Sierra Nevada, zerlumpt wie die Bettler, hungrig wie die Wölfe, zu ihm gekommen waren, bei sich aufgenommen hatte wie ein freigebiger Fürst. Er hißte auf seinem Fort das Sternbanner und erleichterte einst den Amerikanern ihre Arbeit, indem er ihnen die wilden Indianer zu friedfertigen Nachbarn erzog.

An all das dachte Sutter, als er im Jahre 1880 in Washington erschien, um dort wie ein Bettler, den man mit Achselzucken von Tür zu Tür schiebt, zu ersuchen, was ihm von rechtswegen zukam. Als nun der Kongreß sich vertagte, ohne sein Recht auf eine Entschädigung anzuerkennen, da legte sich der wackere alte Pionier hin und starb in der Bundeshauptstadt.

Vielleicht beschlichen den großen Pfadfinder auf dem Totenbett Gefühle, wie sie faust vor seinem Ende hatte. Auf dem Gebiet, das er erforscht und für die Menschheit der Wildnis abgerungen, hatte damals das Goldfieber bereits gesünderen Bestrebungen Platz gemacht. Dort lebte jetzt ein fröhliches, tatkräftiges Geschlecht von Landbebauern, denen er die Räume eröffnet hatte, tätig-frei zu wohnen. Mensch und Herde wohnten dort behaglich auf der neuesten Erde.

Und so genoß jetzt Sutter, der Pionier, der großherzige alte faust, am Rande der Ewigkeit den „höchsten Augenblick“, denn auch die Spur von seinen Erdentagen konnte ja nicht in Äonen untergehen.

Schöngestirnte Deutschkunde.

- Vock, A.:** Die Pariser. Ein heftiger Roman. 89, 205 S. Berlin, Egon Fleischel u. Ko. 3 M.
Wrod, M.: Ein tschechisches Dienstmädchen. Ein kleiner Roman. Stuttgart, Arel Junfer, 1.50 M.
Dofe, J.: König Teglaw und sein kurzweiliger Rat. Erzählung aus der Wendenzeit Rügens. Leipzig, E. Ungleich. 5 M.
Hildebrand, H.: Wo die Warte rauscht. Novellen aus dem Posenen Lande. 89, 171 S. Leipzig, Sattler. 3 M.
Kremling, A.: Schwäbisches Schrifttum in Ungarn. (Karpathen IV, Nr. 11.)

- Külpe, F.:** Zwei Lieder. Novelle aus der baltischen Revolutionszeit. (Nord und Süd 1909, Heft 8f., Berlin.)
Lambrecht, A.: Was im Dinn geschah. Erzählungen aus der Eifel und der Wallonie. 89, 296 S. Essen, Fredebeul u. Koenen. 3.20 M.
Minde-Pouet: Die Provinz Posen in der modernen deutschen Dichtung. (Korr.-Bl. d. Ges.-Vereins d. deutsch. Gesch.- u. Altertumsvereine 1911, Nr. 6/7.)
Moeller, H.: Geschichten und Bilder aus Deutschamerika. San Antonio, Texas, SD.
Plattner, J.: (Siebenbürgisch-)Sächsisch Dorfgeschichten. (Karpathen III, Nr. 3, 5.)

Beiträge zur Kunde des Deutschtums in Kroatien und Slawonien.

Von Prof. Dr. Raimund Kaindl in Czernowitz.

(Mit 5 Abbildungen, f. Tafel 19 und 20.)

Die Abhaltung der zweiten Tagung der Karpatendeutschen zu Ruma in Syrmien (östliches Slawonien) hat größere Aufmerksamkeit für die wackeren Deutschensiedlungen daselbst erregt; zugleich bot sich Gelegenheit, die unzureichenden Kenntnisse ihrer Verhältnisse zu erweitern. Anlässlich dieser Tagung sind mir auch von verschiedener Seite wichtige Mitteilungen gemacht worden, die im Bericht¹⁾ über die Tagung nicht verwendet werden konnten und die daher hier zur Mitteilung gelangen sollen. Für die gütige Überlassung dieses Materials bin ich dem tüchtigen Schriftleiter Ferdinand Lindner vom „Deutschen Volksblatt für Syrmien“ in Ruma und Dr. Stefan Kraft in India zu Dank verpflichtet.

Schon in der „Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern“, Bd. III, ist hervorgehoben worden, daß die Darstellung der deutschen Ansiedlungsgeschichte in Kroatien-Slawonien überaus schwierig sei, weil wir über die Entstehung und Verbreitung dieser Ansiedlungen überaus schlecht unterrichtet sind. Dies wurde mir anlässlich der Tagung in vollem Umfang bestätigt. Man ist auch in den führenden Kreisen der dortigen Deutschen im allgemeinen, besonders über das Deutschtum in Kroatien, schlecht unterrichtet. Man kennt hier nur die starke d. Durchsetzung von Agram, Warasdin, Karlstadt und der nächsten Umgebung dieser Orte. Da infolge der planmäßigen Kroatifizierung der Regierung deutschvölkisches Leben in Kroatien noch kaum erwacht ist, erhält man von diesen Deutschen und ihren Verhältnissen wenige Nachrichten. Besser steht es mit der Kenntnis des Deutschtums in Slawonien. Hier hat die seit mehreren Jahren von Ruma ausgehende und vom wackeren „Volksblatt für Syrmien“ geleitete völkische Bewegung den Zusammenschluß der Deutschen und die Kenntnis ihrer Verbreitung gefördert. Auch hier hat die Kroatifizierung besonders unter den katholischen Deutschen schon großen Schaden angerichtet; aber erdrückt konnte dieses kräftige Deutschtum nicht werden. Vielmehr ist es in steter Ausbreitung begriffen und seine völkische Erstarkung hat es deutlich bei der Abhaltung der zweiten Tagung der Karpatendeutschen bewiesen. Alle Teilnehmer der Tagung, die Gelegenheit hatten, diese prächtigen „Schwaben“ und ihre Ortschaften kennen zu lernen, waren freudig überrascht und mit stolzer Genugtung erfüllt.

Zur Kennzeichnung der Ausdehnung und Verbreitung des Deutschtums in Kroatien und Slawonien seien einige statistische Zahlen angeführt, und zwar amtliche, welche gewiß nicht zugunsten der Deutschen schönfärben. Man wird daraus ersehen, daß die Dichte der Deutschen stetig von Westen gegen Osten zunimmt: Im Komitat Erika-Krbava zählen die Deutschen 0,09 v. H., im Komitat Mederusch-Günne 0,26 v. H., im Komitat Agram 0,54 v. H., in der Stadt Agram 7,78 v. H., im Komitat Warasdin 0,42 v. H., in der Stadt Warasdin 7,47 v. H., im Komitat Belovar-Kreutz 1,55 v. H., im Komitat Poschega 5,33 v. H., im Komitat Virovitiza

15,77 v. H., in der Stadt Esseg 46,43 v. H., im Komitat Syrmien 14,38 v. H., endlich in der Stadt Semlin 40,22 v. H. der Gesamtbevölkerung.

Zur näheren Kennzeichnung der Stärke der deutschen Ansiedlungen in Slawonien mögen noch Mitteilungen über die deutsche Bevölkerung in einer größeren Anzahl von Orten folgen.

Wir beginnen im Komitat Syrmien. Hier zählt Ruma allein heute bei einer Einwohnerzahl von rund 12000 Einwohnern 8000 Deutsche, d. i. 66 v. H., Putinci bei rund 2000 Einwohnern 1200 Deutsche (60 v. H.), India unter 7000 Einwohnern 5000 Deutsche (über 71 v. H.). Diese Orte liegen im Wahlbezirk Ruma, der daher trotz der ihm zugeteilten fast rein serbischen Gemeinden Kraljevci, Dobrinici, Petrovci und Radinci unbefristeter deutscher Besitz genannt werden kann. Weitere starke Siedlungen finden sich in jedem Bezirk der drei slawonischen Komitate (Syrmien, Poschega und Virovitiza). Darunter vor allem das reindutsche evangelische Neu-Pazua mit seinen 4000 Einwohnern, das evangelische Beska mit 2000 Deutschen von 3000 Einwohnern, das reindutsche katholische Jarmina mit seinen 1200 Einwohnern, das reindutsche evangelische Neudorf mit rund 1100 Einwohnern, Hraštovac mit 800 Einwohnern, die Städte Vukovar und Vinkovci mit ihren 40 v. H. an deutschen Bürgern, das Dorf Sarvas bei Esseg mit seinen 1200 deutschen Einwohnern. Hierzu kommen noch, soweit sie uns näher bekannt sind, die Orte Calma, Neubanovci a. D., Nač bei Neubanovci bei Sid, Neubanovci bei Sid, Čeric, Lovas, Sotin, Svinjarevci, Tompojevci, Viskovci, Kapan, Ernestinovo und Ketsalu bei Esseg mit zumindest 50 v. H. an deutschen Einwohnern. 50 v. H. und darüber Deutsche zählen Grabovci, Hrtkovci, Mifinci, Bezanija, Obrez, Surein, Drenovci, Peterwardein, Mitrovitz, Drenje, Našice, Gasinci, Gorjan, Punitovci, Selsi, Semeli, Kešinci, Urbica u. a. m. 20 v. H. und darüber zählen noch mindestens 30 Ortschaften in diesen Komitaten, während in noch über 100 Ortschaften mindestens 10 v. H. Deutsche wohnen.

Alles in allem, nach einigermaßen verlässlichen Quellen berechnet, finden sich in Kroatien-Slawonien über eine Viertelmillion Deutsche, welche ein Achtel der Bevölkerung ausmachen, während die Regierungsstatistik kaum 150000 Deutsche anerkennt, also 100000 zu Kroaten stempelt, was sie leicht kann, denn infolge der elenden Schulzustände genießen weit über die Hälfte aller deutschen Kinder keinen Unterricht in der Muttersprache und werden daher der deutschen Sprache entfremdet, während überhaupt 50 v. H. aller schulpflichtigen Kinder in Kroatien-Slawonien gar keinen Unterricht genießen. So sieht in Wahrheit die Vorfrage der kroatischen Regierung für die Volksbildung aus, welche hier und da sogar im Ausland seine Lobredner findet, während sie nichts besser ist als die der ungarischen Regierung.

Schon aus der Darstellung in der „Geschichte der Deutschen“ geht hervor, daß die meisten Ansiedlungen der Deutschen in Slawonien Privatan siedlungen sind, die noch immer fortgesetzt werden. Die überaus starke Vermehrung dieser Kolonisten, in deren Häusern man stets

¹⁾ Die Berichte über die erste und zweite Tagung sind zum Preise von je 1 Kr. von der Hauptleitung der Tagungen (Dr. Raimund Kaindl, Czernowitz, Bukovina) zu beziehen. Beide sind mit Abbildungen aus den Deutschensiedlungen in den Karpatenländern geschmückt.

Ansichten aus der deutschen Siedlung Ruma
in Slawonien (Gespanschaft Syrmien)



1. Wochenmarkt in Ruma



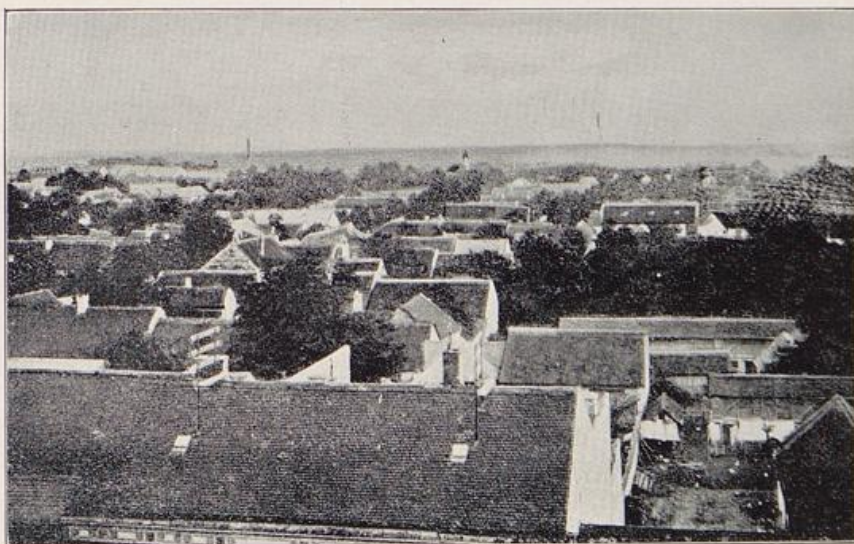
2. Deutsche Volksschule in Ruma

Aus: »Unsere Heimat«

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Kronstadt,
Heinrich Hentschel

Ansichten aus der deutschen Siedlung India
in Slawonien (Gespanschaft Syrmien)



1. Gesamtansicht von India



2. Römisch-katholische Kirche und deutsche Volksschule in India

Aus: »Unsere Heimat«

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Kronstadt,
Heinrich Hentschel

eine große Anzahl von Kindern findet, bietet für diese Verbreitung erprobtes, gutes Menschenmaterial. Die frühere Billigkeit der Gründe und die wirtschaftliche Minderwertigkeit ihrer serbischen Nachbarn kam ihnen überaus zustatten. Der „Landhunger“ der Schwaben hat aber in der letzten Zeit eine starke Vertenerung des Bodens herbeigeführt. Während man z. B. in India vor 25 Jahren ein Joch Feld für 100 bis 120 Gulden kaufen konnte, muß man gegenwärtig dafür 1100 bis 1200 Gulden zahlen. Unter den Serben ist infolge des deutschen Einflusses eine große Wandlung vor sich gegangen. Sie haben zu wirtschaften und zu arbeiten gelernt, kennen nunmehr den Wert des Bodens und werden durch ihre Führer¹⁾ auf die Schäden ihrer alten Wirtschaftsform aufmerksam gemacht. Daher ist gegenwärtig der Landerwerb sehr erschwert, und die jüngeren Ansiedlungen werden sich kaum wie die älteren entwickeln können. Ja es ist auch Gefahr vorhanden, daß die weitere Ausbreitung und Ansiedlung der Deutschen in Slawonien trotz ihrer raschen natürlichen Zunahme ins Stocken geraten wird, denn die kroatische Regierung und die großen slawischen Geldinstitute dürften durch großzügige Unternehmen gar bald daran gehen, den slawischen Elementen den Grund und Boden zu sichern. Die kleinen einheimischen Banken der slowenischen Deutschen sind diesen großen Aufgaben nicht gewachsen. Solche Banken gibt es in Ruma, Semlin, India, Beska, Dufkvar, Neubanowci und Eovas; sie arbeiten sehr gut, besitzen aber bloß eineinhalb Millionen Kronen Aktienkapital. Daher müßten hier unsere großen deutschen Banken eingreifen. Durch Gewährung von Geldvorschüssen für Landaufkauf, durch Ankauf von Gütern und Parzellierung derselben zu Ansiedlungszwecken u. dgl. würde hier deutsches Kapital wichtige völkische Arbeit leisten. Durch planmäßige große Ankäufe würde auch der jetzt üblichen Preistreiberie einigermaßen gesteuert werden. Die anerkannte wirtschaftliche Tüchtigkeit der Deutschen in Slawonien verbürgt den besten Erfolg und der reiche Kindersegen in ihren Familien bietet stets neue erprobte Ansiedlungskräfte. Ähnliches gilt übrigens auch für die andern Karpatenländer. Überall ist in dieser Beziehung Unterstützung nötig, damit diese Vorposten des deutschen Volkes stetig erstarken und ihrer Aufgabe, das deutsche Hinterland zu schützen, in Zukunft nachkommen können. Es gilt ferner die Absatzgebiete für deutsche Arbeit zu wahren, daher sind großzügige Unternehmungen sehr erwünscht. Jaghaftigkeit und Gleichgültigkeit der deutschen Kreise würde hier unwiederbringliche Verluste zur Folge haben.

Zur Charakteristik der Ausbreitung der sloweni-

schen Deutschen werden auch folgende Mitteilungen dienen.

Die Deutschen in Ruma hatten bei ihrer Ansiedlung, am Ende des 18. Jahrhunderts nur zu 6 Joch Gründe erhalten (1 Joch Haus und Garten, 5 Joch Feld und Wiese); nunmehr besitzen einzelne mehrere hundert Joch. Gegenwärtig haben diese Deutschen nämlich überaus viele Gründe in 13 benachbarten serbischen Orten abgekauft; in einer dieser Gemeinden (Klein-Radinci) blieben den etwa 120 serbischen Familien nur rund 200 Joch Gründe, während etwa 6800 in deutschen Besitz übergegangen sind. Ähnlich entwickelten sich die Verhältnisse in India. Auch die Deutschen dieser Siedlung haben sich allmählich auf die meist serbischen Nachbargemeinden Neukarlowitz, Kröedin, Beska, Golubinci und Petrovici ausgedehnt und außerdem mehrere Pusten der Herrschaft Ruma angekauft, auf denen jetzt ihre großen Wirtschaftshöfe stehen. Zur näheren Beleuchtung dieser Fortschritte der Deutschen von India mögen folgende Tabellen dienen, die teils nach R. Markovic (vgl. D. Erde 1910, S. 152), teils auf Mitteilungen von Dr. Kraft beruhen. Bemerkt sei noch, daß eine „Session“ in der alten Militärgrenze aus 24 Joch Äcker, 10 Joch Wiesen und 8 Joch Hutweiden bestand¹⁾ (jetzt zählt man rund 40 Joch auf eine Session); das Gebiet von India umfaßte 140 Sessionen im Umfang von 5953 Joch 1115 □Klafter.

Besitzverschiebung in India im Zeitraum von 1855 bis 1888.

Im Jahre	gab es Besitzer		es besaßen Sessionen	
	Serben	Deutsche	Serben	Deutsche
1855	112	99	87	55
1848	103	165	57	83
1888	26	147	23	117

¹⁾ Vgl. Gesch. der Deutschen in den Karpatenländern III, S. 281.



Abb. 5. Deutsche Bauernhochzeit in Syrmien.

¹⁾ Zu diesen zählt besonders der unten genannte Pfarrer Markovic, der erfolgreich für die Erhaltung der Serben arbeitet.

Übersicht des gesamten Grundbesitzes (auch des auswärtigen) der Indier.

Volk	Besitz in der Gemeindefam		Auswärtiger Besitz		Gesamter Grundbesitz	
	Katastr. Joch	□ Kfst.	Katastr. Joch	□ Kfst.	Katastr. Joch	□ Kfst.
Serben 1900 nach Marković	1056	1000	626	145	1682	1145
Deutsche 1909 laut Angaben mehrerer deutsch. Grundbesitzer	4897	115	5940	—	10840	—

Wie man sieht, haben die Indier Deutschen in India selbst die meisten „Sessionen“ an sich gebracht und dazu außerhalb des Ortes immer noch größeren Besitz erworben. Der serbische Besitz steht dem deutschen bei weitem nach.

Wie diese Zahlen die wirtschaftliche Überlegenheit der Deutschen beweisen, so bieten die folgenden Zusammenstellungen eine interessante Erläuterung ihrer Volkskraft und raschen Zunahme.

Bevölkerungsstand.

Jahr	Serben	Deutsche	Jahr	Serben	Deutsche
1815	780	—	1869	665	2517
1820	976	—	1880	664	2957
1822	992	—	1890	684	3711
1825	?	1	1900	611	4157
1848	710	1580	1909	?	5200
1860	765	1959			

Zu dieser Tafel sei bemerkt, daß die Deutschen nicht nur durch die starke natürliche Vermehrung zunahmen, sondern auch durch Zuwanderung vorwiegend evangelischer Volksgenossen.

Wie sehr die Deutschen die Serben durch ihre natürliche Zunahme überragen, ergeben die folgenden Zusammenstellungen:

Bevölkerungsbewegung von 1871 bis 1900.

Jahre	Volk	Durchschnittliche Seelenzahl	Geburten		Todesfälle		Geb.-Überfch.	
			im ganzen	im Jahresdurchschnitt auf 1000 Seelen	im ganzen	im Jahresdurchschnitt auf 1000 Seelen	im ganzen	im Jahresdurchschnitt auf 1000 Seelen
1871—1880	Serben	650	384	59	324	50	+ 60	+ 9
	Deutsche	2700	1810	67	1419	52	+ 391	+15
1881—1890	Serben	650	356	55	256	39	+ 100	+15
	Deutsche	3300	2290	69	1355	41	+ 935	+28
1891—1900	Serben	650	305	47	258	40	+ 47	+ 7
	Deutsche	3900	2361	60	1547	39	+ 814	+21
1871—1900	Serben	650	1045	54	838	43	+ 207	+11
	Deutsche	3300	6461	65	4221	44	+2140	+21

Schließlich möge noch eine Übersicht über die Verbreitung der Lese-, Gesang- und Turnvereine Slawoniens gegeben werden. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß diese zum großen Teil die Träger der völkischen Erstkämpfung der Deutschen sind.

Deutsche Lesevereine gibt es in Berak, Beska, Čalma, Dobanovci, Hrkovci, Graurevci, Ilac, India, Kapan, Kesinci, Krædin, Kovas, Mitrowitz, Neubanovci, Nifinci, Ruma, Sarwas, Semelci, Tovarnik und Vukovar.

Deutsche Gesangvereine sind in Semlin, Ruma, Franzensthal bei Semlin, Beska, Vinkovci, Neu-Pazua, India, Putinci und Nifinci tätig.

Deutsche Turnvereine bestehen in Ruma und Semlin. Zwar ist diese Bewegung infolge der fast durchwegs bäuerlichen Bevölkerung schwer durchzusetzen, doch bilden sich schon auch an andern Orten Ansätze eines bemerkbaren Interesses für die deutsche Turnsache.

Dritte Tagung der Karpatendeutschen.

Bei der in Ruma (Slawonien) abgehaltenen zweiten Tagung (vgl. D. Erde 1912, Heft 6/7, S. 181) wurde auf Antrag des Anregers und Leiters dieser Bewegung, Univ.-Prof. Dr. Kaindl in Czernowitz, bekanntlich beschlossen, die dritte Tagung in Wien abzuhalten. Maßgebend dafür war das Bestreben, die Deutschen aus den westlichen und mittleren Teilen Ungarns stärker heranzuziehen und alle Karpatendeutschen mit dem deutschen Gesamtvolk im Westen inniger in Verbindung zu bringen.

Dank dem besonderen Entgegenkommen der Reichshauptstadt, des Deutschen Schulvereins und der andern deutschbewußten Vereine Wiens, besonders des Vereins für die Erhaltung des Deutschtums in Ungarn (Obmann Lehrer Patry), war die Hauptleitung schon im Herbst 1912 in der glücklichen Lage, verkünden zu können, daß die dritte Tagung in Wien Pfingsten 1913 zusammen mit der Hauptversammlung des Deutschen Schulvereins stattfinden werde und daß die Teilnehmer der Karpatentagung im Wiener Rathaus empfangen werden würden.

Der Wiener Festanschluß, an dessen Spitze Ingenieur Richard Piekarski und Schatzmeister Buchhalter Konrad Lutz standen, hat seine Aufgaben mit Feuereifer und glänzendem Erfolg erfüllt. Außer dem genannten Verein für die Erhaltung des Deutschtums in Ungarn nahmen noch folgende Vereine an der Veranstaltung teil:

Deutscher Volksrat für Wien und Niederösterreich, Deutscher Schulverein, Gau Wien der „Südmark“, Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn, Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina, Bund der christlichen Deutschen in Galizien, Verein der Deutschen in Bosnien und Herzegowina, Verein Transylvanien in Bukarest, die Vereine der Siebenbürger Sachsen in Wien, Graz und München, Verein der Deutschen aus Ungarn zu Berlin, Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone, Verein der Banater Schwaben.

Der Begrüßungsabend fand am 10. Mai in den Sophiensälen statt. Eine Reihe von Rednern, darunter die Vertreter der verschiedenen Vereine, der deutschnationalen Abgeordneten und der verschiedenen Gruppen der Karpatendeutschen, sprachen erhebende Worte über den Wert des Zusammenschlusses der Karpatendeutschen und ihres Anschlusses an das deutsche Volk. Alle Reden, ebenso die zahlreichen Begrüßungsschreiben, wurden mit reger Teilnahme entgegengenommen. Versicherungen gegenseitiger Treue wurden gegeben, Freundschaften erneuert und geschlossen. Völkische Lieder erklangen, und erst nach Mitternacht löste sich die Versammlung auf.

Die Verhandlungen der Tagung fanden am Pfingstsonntag von 10 bis 2 Uhr statt. Nach Eröffnung der Tagung durch den Vorsitzenden, Prof. Dr. Kaindl,

Grabdenksteine verdienter Deutscher in Rom

aus dem 14. Jahrhundert



1. Grabmal des Egid von Warnsburg, Reichsabtes von Weißenburg, gefallen für Kaiser Heinrich VII. am 26. Mai 1312 im Kampfe bei der Engelsburg



2. Grabmal des Priesters Nikolaus Henrichs (Henrici) aus Kulm, Stifter des Andreas-Hospizes für arme deutsche Frauen in Rom um 1372

Aus der Festgabe für
Anton de Waal

GOTHA: JUSTUS PERTHES

hielten Prof. Dr. Reihlen aus Stuttgart als Vertreter des Vereins für Erhaltung des Deutschtums im Auslande und Dr. Büttner aus Polnisch-Neukirch als Vertreter des Alldeutschen Verbandes (Mainz) und des Landesverbandes Schlesien des Vereins für Erhaltung des Deutschtums im Ausland ihre Begrüßungsansprachen; beide Redner brachten die warme Anteilnahme an der Erstarbung des Deutschtums im Osten zum Ausdruck. Sodann hielt Frau Adele Tropper, Vorsteherin der Frauen- und Mädchenortsgruppe des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn, eine Ansprache, in der sie besonders die Frauen und Mädchen zur regen Anteilnahme an der völkischen Schularbeit aufforderte.

Hierauf erstattete der Vorsitzende, Univ.-Prof. Kaindl, den Bericht über die Tätigkeit der Hauptleitung; er sprach über den in Druck gelegten Bericht über die zweite Tagung, die Veröffentlichung zahlreicher Artikel über das Karpatendeutschtum in Zeitschriften und Kalendern; über „Unsere Heimat“, das Organ der Karpaten-tagungen, über die Vorbereitungen zur dritten Tagung, wobei er besonders das Entgegenkommen der Stadtgemeinde und des Bürgermeisters der Stadt Wien und des Schulvereins betonte; schließlich legte der Vorsitzende die Abrechnung über die Geldgabarung vor, die ebenso wie der Bericht zur Kenntnis genommen wurde.

Sodann berichtete Abgeordneter Keschmann über die Verhältnisse der Bukowiner Deutschen und ihre Bedürfnisse; Oberpostrat Wasserburger und Schriftleiter Lindner über die Deutschen in Slawonien, Dr. Schneider über jene in Galizien und Röfer und Abgeordneter Brändsch über die Deutschen in Ungarn. In dieser Erörterung wurden Schul-, Besiedlungs- und Verkehrsfragen, die mit der Besiedlung und Verwertung der deutschen Erzeugnisse zusammenhängen, behandelt, ferner die Gründung eines Bauernbundes und einer Bauernzeitung, die Errichtung von Banken für billige Kredite u. dgl. Aus allen Berichten ging hervor, daß die lebenskräftigen Ansiedlungen wichtige Vorposten des deutschen Volkes sind, daß ihre Förderung auch für das deutsche Gesamtvolk von großem Nutzen wäre; alle diese Deutschen führen harte Kämpfe, und ihre Lage würde vor allem durch Gewährung billiger Kredite für Grundkäufe überaus gefördert werden. Insbesondere wurde die Möglichkeit der Herbeiziehung reichsdeutschen Kapitals zu diesen Zwecken erörtert.

Einen weiteren Verhandlungsgegenstand bildete die Hebung des deutschen Fremdenverkehrs in den deutschen Gebieten der Karpatenländer. Zunächst sprach Reg.-Rat Schöffner-Hohenelbe namens der Hauptleitung der deutschen Studenten- und Schülerherbergen und bat um die Unterstützung der Karpatendeutschen, damit auch in ihren Gebieten Herbergen errichtet werden könnten, welchen, weil sie der deutschen Jugend dienen, eine hervorragende Bedeutung zukommt. Der Vorsitzende Dr. Kaindl berichtete sodann, daß die Hauptleitung bemüht sei, die Aufmerksamkeit der deutschen Reisenden auf die Karpatenländer zu lenken, gedenkt der Bemühungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland, der kleine Gesellschaften von Reisenden schon in die Karpatenländer geführt habe, und bittet alle Anwesenden, in diesem Sinne zu wirken. Die Vorteile dieses gesteigerten Verkehrs wären sehr bedeutend. Die Deutschen des Westens würden ihre Brüder im Osten kennen lernen; diese würden durch diese Teilnahme für ihren harten Kampf gestärkt werden.

Deutsche Erde. 1913, Heft 2/3.

Die weitere Verhandlung über alle Beratungsgegenstände (Banken, Bauernbund und Bauernzeitung, Besiedlungs- und Verkehrsfragen, Fremdenverkehr, Schülerherbergen usw.) wurden den Ausschüssen zugewiesen; diese und die Hauptleitung wurden auf Antrag Wasserburgers in ihrer früheren Zusammensetzung mit dem Rechte der Verstärkung bestätigt. Sodann wurde der Beschluß gefaßt, daß die nächste Tagung in Galizien abgehalten werden solle; Ort und Zeit hat die Hauptleitung festzusetzen. Nachdem hierauf noch die weiteren eingelaufenen Telegramme und Begrüßungsschreiben kundgemacht und über Antrag des Stationsvorstandes Namer aus Bobowa (Galizien), dem Anreger und Leiter der Tagungen, Dr. Kaindl, der Dank der Tagung ausgesprochen worden war, dankte der Vorsitzende um 2 Uhr allen Anwesenden, besonders den auswärtigen Vertretern, für ihre rege Teilnahme und schloß die Versammlung.

Während des gemeinsamen Mittagessens wurde noch viel über völkische Fragen gesprochen, Bekanntschaften wurden erneuert und geschlossen. Alle standen unter dem Eindruck, daß der Tagungsgedanke neue Früchte gezeitigt habe.

Nachmittags fand im großen Musikvereinsaal eine Festversammlung des Schulvereins und der Karpaten-tagung statt. Der große Saal war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt; mindestens 2000 Personen waren anwesend, darunter die bedeutendsten Führer der Deutschen Österreichs. Für den musikalischen Teil sorgten das Bläserfeste (Wahrmut-Stark) der Hofoper, Prof. Valter mit Orgelproduktionen und der Niederösterreichische Sängerverband unter der Leitung des Ehrenchormeisters Kirchl. Die Darbietungen fanden großen Beifall, insbesondere ein von G. Pawikowski verfaßter, vom Burgschauspieler Höbbling gesprochener Prolog. Der Künstler wurde durch die Überreichung eines Lorbeerkränzes geehrt.

Sodann folgten die Festreden.

Zunächst berichtete Prof. Kaindl über die Ziele und Zwecke der Karpaten-tagungen. Die Karpatendeutschen umfassen heute drei Millionen Volksgenossen in Galizien, Bukowina, Ungarn, Siebenbürgen, Slawonien und Rumänien. Seit dem neunten Jahrhundert wohnen die Deutschen in großer Zahl in diesen Gebieten. Die ungarischen Städte sind zum großen Teil deutsche Gründungen; Krakau, Lemberg und viele andere Orte Galiziens waren einst deutsche Städte, in mehr als 700 Orten Galiziens galt das deutsche Recht; zahlreiche Ausdrücke in der Landwirtschaft, im Bergbau, im Gewerbe, im öffentlichen Leben usw., deren sich die Polen und andere Slawen, die Madjaren und Rumänen bedienen, sind deutschen Ursprungs und legen Zeugnis ab von dem Einfluß deutscher Kultur. Redner schilderte in großen Zügen die historischen Schicksale der Deutschen in diesen Ländern, die heute daselbst die äußersten Vorposten des Deutschtums darstellen. Wenn diese niedergedrungen werden, dann ist ein gewaltiger Raum, auf dem die deutsche Kultur sich ausbreiten kann, verloren gegangen. Die feindlichen Kräfte werden dann frei nach dem Westen dringen, und was das zu bedeuten hat, wisse man in Wien und in den benachbarten Gebieten Deutschösterreichs nach den Erfahrungen der letzten Zeit wohl zu ermessen. Aber selbst im westlichen Deutschen Reich, in Westfalen, bereite sich schon der Kampf zwischen Deutschen und Polen vor. Es handelt sich nicht um die drei Millionen Karpatendeutsche allein, sondern um das Schicksal des deutschen Gesamtvolkes. Würden einmal

die Vorposten gefallen sein, dann würden die freigebliebenen feindlichen Kräfte Stück für Stück des deutschen Bodens erobern! Dem muß beizeiten entgegengetreten werden. In den Dienst dieser heiligen Sache stellen sich die Tagungen, die zuerst den innigen Zusammenhang zwischen den Karpatendeutschen anstreben und dann diese Vorposten dem deutschen Gesamtvolk innig anzugliedern suchen. Hundert Jahre nach den deutschen Befreiungskämpfen von 1813 geschieht es zu Pfingsten, da alles zu neuem Leben erwacht, das erstmal in Wien, daß Alpen-, Sudeten- und Karpatendeutsche zusammen-treten. Ort, Zeit und Verlauf der Versammlung sind glückverheißend. Möge heute der Grundstein zu einem mächtigen deutschen Volksbunde gelegt werden, der alle Deutschen zusammenfaßt. Wir wollen treue Söhne der Länder und Reiche sein, in denen wir wohnen, aber auch unser Volkstum unsern Kindern erhalten. Wir werden auf unserm Posten ausharren; wenn man uns im Stiche läßt, werden wir verbluten, weichen werden wir nicht. Redner wendet sich dagegen, daß die Auswanderung nach Amerika und Afrika gelenkt werde; nicht dort liegt unser Heil und unsere Zukunft, sondern im Osten. Hierher sollten die überschüssigen Kräfte des deutschen Volkes gelenkt werden, wie es vor der Entdeckung der Neuen Welt geschah. Das würde uns vor bösen Überraschungen sichern und ein gewaltiges deutsches Schutzgebiet entstehen lassen, das keine feindliche Gewalt niederringen könnte.

Diese Ausführungen wurden mit stürmischem Beifall begleitet, und viele Persönlichkeiten erklärten später, daß sie durch diese Ausführungen erst über die Bedeutung der Bewegung vollständig aufgeklärt wurden, ja einzelne boten ihre werttätige Hilfe an. Es ist dies ein wichtiger Erfolg, der nur dadurch ermöglicht wurde, daß durch das Entgegenkommen des Schulvereins der Obmann der Tagungen vor einer so überaus zahlreichen Versammlung zu Worte kam.

Abends gab die Stadt Wien ihren Gästen ein glänzendes Festmahl, bei dem Bürgermeister Weiskirchner

den Schutzvereinsgedanken und den Zusammenschluß aller deutschen Kräfte zu gemeinsamer Abwehr der feindlichen Angriffe pries. Mit der Tagung waren auch Besichtigungen der Sehenswürdigkeiten Wiens und der Umgebung, besonders jener Betriebe verbunden, die für die Landwirtschaft von Belang sind. Ein Kommers der deutschen Hochschüler aus den Karpatenländern am Pfingstmontag und ein Abschiedsabend am Dienstag bot willkommene Gelegenheit zum Gedankenaustausch und zur Anknüpfung von Beziehungen zwischen den Karpatendeutschen untereinander und mit ihren Volks-genossen aus dem Westen.

Von den zahlreichen Zeitungsstimmen über die dritte Tagung mögen nur einige Sätze aus einem Artikel angeführt werden, den der bekannte deutschbanater Schriftsteller Otto Alscher (Orsova) im „Südungarischen Generalanzeiger“ veröffentlicht hat: „Der Rektor der Czernowitzer Universität, Dr. Raimund Kaindl, hat diesen Zusammenschluß der Deutschen Ungarns, Sloweniens, Galiziens und der Bukowina ins Leben gerufen, die der Begriff ‚Karpatendeutsche‘ umspannt. Die Zeit war wohl reif für dieses Sichfinden, und doch wären all diese verprengten Deutschen noch vielleicht jahrzehntelang aneinander vorbeigegangen, wenn Prof. Kaindl nicht die historische Notwendigkeit des Zusammenschlusses betont hätte, da er die Führerschaft ergriff. Deshalb wäre wahrscheinlich auch der Versuch jedes andern gescheitert, an Kleinlichen Eifersüchteleien zerplüßert, hätte in der religiösen Verschiedenheit der einzelnen Deutschen den Widerfacher gefunden. ... Es waren nicht bloße Festtage, welche diese Verbrüderung krönten, es lag ein heiliger Ernst über dem Ganzen. Denn alle fühlten, daß hier ein historischer Moment in Erscheinung trat. ... Und nun das politische Ergebnis dieser Tagung, die über alle Erwartung gut ausgefallen ist! Es gipfelt in dem Rufe: ‚Hie Germanen — hie Slawen!‘ Diese Verbrüderung war ein Trennbündnis aller Deutschen gegen jene Macht, die uns von Norden und Süden einzuengen sucht.“

Schulfragen in den deutschen Kolonien Südrusslands.

Von Jakob Prinz in Peseur bei Neuenburg (Schweiz).

Im Schulwesen der deutschen Kolonien Südrusslands zeigt sich in jüngster Zeit ein erfreulicher Fortschritt und namentlich ein bedeutender Zudrang zu den höheren Schulen. Es ist das um so mehr zu schätzen, als die Schule in den Kolonien unter ungünstigen Verhältnissen sich nur langsam und schwerfällig entwickeln konnte. Bei der Ansiedlung vor hundert Jahren richteten zwar die Kolonisten — ausschließlich wenig bemittelte Kleinbauern — bald in allen Dörfern, mit wenigen Ausnahmen aus eigenem Antrieb und aus eigenen Mitteln Dorfschulen ein, über die sie durch ihre wenig zahlreiche Geistlichkeit selbst die Aufsicht führten, da in der kaum eben den Tataren abgenommenen Steppe keine Spur von staatlich organisierter Volksschule anzutreffen war. Die Kolonisten hielten auch konservativ am achtjährigen Schulgang, an den sie in Deutschland gewöhnt waren, fest. Doch hatten nur wenige Gemeinden Lehrer aus Deutschland mitgebracht. In den meisten Kolonien versahen Bauern den Schuldienst und lehrten die Kinder einige Wintermonate hindurch notdürftig lesen und schreiben — in der Bibel und auf der Schiefertafel. Erst nach Jahrzehnten,

nachdem man in der Steppe festgewurzelt war, in den sechziger Jahren, begann sich ein Fortschritt zu regen. Es wurde eine Anzahl „Zentralschulen“ gegründet, in denen eine Auswahl von Kolonistenjöhnen eine etwas bessere Volksschulbildung erhielt, um dann als Lehrer und Dorfschreiber in den Kolonien Verwendung zu finden. Auch wurde die russische Sprache als Fach in diesen Schulen eingeführt.

Einen Markstein mit tief einschneidenden Wandlungen im Leben und auch in der Schule der Kolonisten bildet das Jahr 1871. Bis dahin hatten die Kolonisten unter einer besonderen Verwaltung durch das „Fürsorgekomitee“ in Odessa mit deutschen Beamten und deutscher Amtssprache gestanden und waren als besonderer, durch Privilegien von der übrigen Bevölkerung isolierter Stand und als Deutsche behandelt worden. Nun aber wurden alle bei der Anwerbung auf „ewige Zeiten“ garantierten Privilegien aufgehoben. Die Kolonisten wurden dem russischen Bauernstand einverleibt und ins Militär eingereiht und sahen sich nun in Amtsstube und Kaserne aufs engste mit ihren neuen Standesgenossen verschmolzen.

Der kleinrussische Dialekt, den man sich im geschäftlichen Verkehr angeeignet hatte, reichte nicht mehr aus und man begann die russische Literatursprache auch in den Dorfschulen als Fach einzuführen. Bald nahm der Staat auch die Schulen der Kolonien in Verwaltung. Die Unterrichtssprache wurde russisch mit Ausnahme von zehn Wochenstunden für Deutsch als Fach. Augenblicklich schwebt die noch nicht endgültig entschiedene Frage beunruhigend über den Kolonisten, ob ihnen diese Stunden gelassen oder ob die Muttersprache ganz aus ihrer Schule ausgemerzt werden soll.

Die im allgemeinen bedeutend gehobenen Dorfschulen und auch die Zentralschulen genügen dem heute erwachten Bildungsbedürfnis in den Kolonien nicht mehr. Es gibt heute nicht wenige Kolonisten, die sich für ihre Söhne eine höhere Bildung leisten können, zu der sie auch durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gedrängt werden. Die Bodenpreise sind namentlich durch die Kolonisten so gesteigert worden, daß auch der besser gestellte Kolonist nicht mehr instande ist, für alle Söhne genügend Land zu kaufen. Es bildet sich deshalb in erschreckender Zunahme ein landloses Proletariat, das auf Pächterkolonien in rasch für einige Jahre erstellten Lehmhütten ein aussichtsloses Dasein fristet. Die Industrie, die sich seit einiger Zeit in den Kolonien zu entwickeln beginnt, ist noch zu schwach, um diesen landlosen Nomadenstand aufzufangen. Um nun die Söhne nicht dem hoffnungslosen Pächterschicksal verfallen zu lassen, sieht sich der Kolonist gedrängt, einen oder mehr Söhne studieren zu lassen.

Diesen Verhältnissen suchte man auch in den Kolonien gerecht zu werden durch Gründung entsprechender Lehranstalten. Namentlich seit dem Jahre 1905, das durch seine angekündigten Reformen auch auf die Kolonisten anregend wirkte, ist eine Reihe von Anstalten in den Kolonien gegründet worden, die Kolonisten für die Hochschule vorbereiten oder ihnen eine bessere Berufsbildung geben sollen. So sind in den Kolonien des Gouvernements Cherson drei Progymnasien für Knaben eröffnet worden, nämlich in den Kolonien Karlsruhe, Neufreudental und Selz und ein Mädchenprogymnasium in der Kolonie Landau; in Bessarabien wurde ein Knabenprogymnasium in der Kolonie Tarutino eröffnet und im Taurischen Gouvernement eine Ackerbauschule in Eugenfeld, ein Mädchenprogymnasium in Prischib und eine Handelsschule in Halbstadt. Die genannten Anstalten und die neunzehn Zentralschulen bilden das Höchstmäß, das den Kolonien bis jetzt zugestanden und das von ihnen über die Dorfschule hinaus erreicht worden ist; es kann vorerst höchstens noch um einige ähnliche Anstalten vermehrt werden. Die Anstalten sind von den Kolonisten aus eigenen Mitteln von Gemeinden, Vereinen und Privatpersonen gegründet; die Unterrichtssprache ist russisch, doch ist auch die Pflege der deutschen Sprache ermöglicht.

Aber auch diese Schulen genügen dem Bildungsbedürfnis in den Kolonien durchaus nicht mehr. Für ihre weitere Ausbildung sind die Kolonisten auf die Staatsanstalten angewiesen. Diesen strömt denn auch mit jedem Jahre eine größere Anzahl Kolonisten zu. Ihre Zahl ist niemand bekannt und auch nicht leicht festzustellen. Als man sich vor einiger Zeit in Odessa für die Zahl der an der dortigen Universität studierenden deutschen Studenten interessierte, riet man zuerst auf ein Dutzend und konnte schließlich nach genauen Erkundigungen

die Zahl 125 feststellen. In geringerer Zahl sind die Kolonisten an den andern Universitäten vertreten und eine allerdings wohl nicht besonders große Anzahl studiert an deutschen Hochschulen. Man wird also in der Annahme nicht fehlgehen, daß jeweilig einige hundert Kolonisten höheren Studien obliegen.

Die Kolonisten hätten also im Lauf eines Jahrhunderts eine achtenswerte organische Entwicklung erreicht. Aus dem bei der Ansiedlung ausschließlich kleinbäuerlichen Stand ist eine stattliche Reihe von Grundbesitzern, die Anfänge einer hoffnungsvollen Industrie namentlich landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen und schließlich eine Intelligenz mit höherer Berufsbildung hervorgewachsen. Zu bedauern ist nun aber, daß gerade diese Intelligenz, die Blüte der Kolonien, für diese so gut wie verloren ist, und zwar, weil sie keine Verwendung in denselben finden kann infolge von Verhältnissen, deren Änderung nicht in der Hand der Kolonisten liegt. Nur ein kleiner Prozentsatz der Kolonisten mit höherer Bildung, vielleicht 20—30 Personen, sind heute in den Kolonien tätig als Pastoren, Ärzte und Lehrer. Alle übrigen sind genötigt, außerhalb der Kolonien eine Existenz für sich und ihre Familien zu suchen.

Die Kolonisten hätten mehr Aussicht, wenigstens der inneren Entfremdung ihrer Intelligenz entgegen zu wirken, wenn sie im Ausbau ihres Schulwesens freie Hand hätten. Sie könnten ganz wohl in eigenen Schulen ihre Söhne für die russischen Hochschulen vorbereiten, unbeschadet der russischen Sprache. Dabei würden die jungen Kolonisten mehr gefestigt in deutscher Sprache und Charakter die Hochschule beziehen. Solche Vorbereitungsschulen lägen auch im Interesse des Staates, da sie ja den ganz bestimmten Zweck haben, Kolonisten den russischen Hochschulen zuzuführen. Klarfichtige Beamte haben dies auch eingesehen und in der Eröffnung von Progymnasien usw. ein Hinführen der Kolonisten zur russischen Kultur gesehen und dies Streben entgegenkommend unterstützt. Allein, wie die Dinge heute liegen, können die Schulen der Kolonisten nur schwer mit den Staatsanstalten konkurrieren, nicht weil etwa weniger in denselben geleistet würde, sondern weil ihren Abgangszugangnissen meist alle Rechtskraft versagt ist und ihre Absolventen, wenn sie die Lizenz zum Lehramt für die Dorfschule oder den Eintritt in eine Staatsschule nachsuchen, sich noch einer staatlichen Nachprüfung zu unterwerfen haben. Der Gründungsseifer, namentlich für Progymnasien, hat deshalb auch schon nachgelassen, trotzdem Opferwilligkeit und Mittel sich oft in geradezu überraschender Weise darbieten.

Das Zweckmäßigste wäre wohl für die Kolonisten, ihre Zentralschulen, in denen neuerdings Tüchtiges geleistet wird, auch in der deutschen Sprache, und deren Bestand ihnen wohl gesichert ist, so auszubauen, daß ihren Absolventen leicht das Eintrittsexamen in eine höhere Klasse des Gymnasiums oder der Realschule möglich wäre, daß dieselben etwa nur noch Latein und Französisch hinzuzulernen hätten, was bei den geringen Ansprüchen in diesen Fächern nicht allzuviel Zeit erfordern würde. Dieser Weg durch die Zentralschule wird jetzt schon häufig mit gutem Erfolg eingeschlagen. Die Erfahrung hat dabei ergeben, daß der gewöhnlich sechzehnjährige Absolvent einer jeden Zentralschule nach einem Jahr privater Vorbereitung in die fünfte oder sechste Klasse eines Gymnasiums oder einer Realschule

eintreten und also mit neunzehn oder zwanzig Jahren die Maturitas erreichen konnte. Ja es sind Fälle bekannt, daß ein Absolvent einer Zentralschule nach zweijähriger privater Vorbereitung die Maturitas bestehen konnte.

Der sicherste und kürzeste Weg zur Hochschule führt jedoch bei den heutigen Verhältnissen direkt durch die Staatsanstalten. Er führt jedoch auch am sichersten für immer aus den Kolonien hinaus in die Städte und zur völligen Entfremdung. Der Kolonist tritt dabei mit zehn oder zwölf, oft auch schon mit acht oder neun Jahren in eine untere Klasse des Gymnasiums oder der Realschule ein, noch ehe er einigermaßen richtig deutsch sprechen, lesen und schreiben gelernt hat. Er lernt nur russisch denken und fühlen, nur russisch richtig sprechen und schreiben; Anschauung und Ideengehalt entwickeln sich in Schule und städtischer Gesellschaft ganz unter russischer Prägung, er erhält keine Ahnung von deutschem Geistesleben, kaum von seiner Religion, und mancher rettet dabei nicht viel mehr als seinen deutschen Namen.

Doch suchen viele, namentlich in der reiferen Studentenzeit, sich noch einigermaßen in die deutsche Gedankenwelt einzuleben, und die meisten erhalten den Kolonien auch in der Zerstreuung ein warmes Andenken. Aber auch der Fall ist nicht selten, daß der Student, der nach seiner Metamorphose keinen Platz in den Kolonien und auch keinen Anklang und kein Mädchen mehr findet, das in seine geistige und gesellschaftliche Sphäre hineinpaßt, sich einer reizenden Russin in die Arme wirft und sie heiratet; seine Kinder verfallen der Sprache und Religion der Mutter und entdecken oft erst aus ihrem Namen wieder, und oft mit Verdruss, ihre deutsche Abstammung.

Neuerdings rüttelt der verschärfte russische Nationalismus die Kolonisten aus ihrer nationalen Sorglosigkeit auf, treibt sie aus ihrer Zersplitterung zusammen und lehrt sie, sich als Fremdvölkern zu fühlen und auf die Wahrung ihrer Eigenart bedacht zu sein, und eine ersarkende Presse in den Kolonien beginnt eine immer mehr sammelnde Wirkung auszuüben.

Eine Karte des „ganzen Deutschlands“.

(Mit einer Karte, s. Tafel 7.)

Vogels bekannte „Karte des Deutschen Reichs“ in 1:500000 ist anlässlich ihrer zweiten Auflage zu einer Karte des ganzen deutschen Sprachgebietes in Mitteleuropa erweitert worden, soweit es dem geschlossenen deutschen Sprachboden angehört. Bisher gab es wohl Karten größeren und kleineren Maßstabs des deutschen Landes genug, aber keine, die in gleicher Weise auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens wie auf die des deutschen Volksbewußtseins zugeschnitten war. Die neue „Karte des Deutschen Reichs und der Alpenländer“, die unter Leitung von Prof. Paul Langhans zu erscheinen begonnen hat, will beiden Ansprüchen genügen. Alle Orte, an denen ein irgendwie geartetes Interesse weiterer Kreise haftet, sind mit Hilfe des Ortsverzeichnisses leicht aufzufinden; alle Kampfplätze völkischen Ringens an den Sprachgrenzen, alle Stätten nationaler Erinnerung des deutschen Volkes von seiner Vorgeschichte an bis in die Gegenwart sind verzeichnet. Was die hochentwickelte Technik der Gegenwart geschaffen hat an Verkehrs- und gewerblichen Anlagen aller Art ist mit gleicher Sorgfalt behandelt wie die altertümliche Namengebung der deutschen Gaue, die von den modernen Karten zu verschwinden drohen. Wird doch amtlich nicht mehr Freiburg im Breisgau von Freiburg im Aichtal unterschieden, sondern Freiburg in Baden von Freiburg in der Schweiz! So stellt die neue Karte ein Rüstzeug deutschen Heimatstuhes dar, das gewissenhaft den Namenschatz unserer Vorfahren aus halber Vergessenheit wieder hervorhebt und der Nachwelt vermittelt. Die schon von der ersten Ausgabe in den Jahren 1891–95 her bekannte technische Schönheit der Karte ist durch die wissenschaftliche Klärung des Inhalts gewissermaßen geadelt worden. Mit dieser Karte bietet der berühmte Verlag Justus Perthes dem deutschen Volke innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen ein einzigartiges Standwerk von unerreichter sachlicher und technischer Vollkommenheit.

Die Karte erscheint lieferungsweise in zwei Ausgaben: die Lieferung von je zwei Blättern des Stein- drucks kostet 5 Mark, die des Kupferdrucks 5 Mark (s. den beiliegenden Prospekt).

A. 6.

Den Einfluß des Polnischen auf die preussisch-deutschen Mundarten

untersucht Adam Kleczkowski in dem Aufsatz „Wpływ języka polskiego na dyalekty prusko-niemieckie“ (erschienen in der polnischen Zeitschrift für Prof. Dr. Treliak in Krakau: Pamiątkowa księga ku uczczeniu czterdziestopięcioletniej pracy literackiej prof. dr. Józefa Trojaka, Krakau 1913, S. 119–32).

Seine Quelle ist das Preussische Wörterbuch von Frischbier (2 Bde, Berlin 1882/83), der die Ortsnamen nur wenig berücksichtigt. Es stellt eine wertvolle Materialsammlung dar, die Etymologie ist aber überaus schwach. Sowohl Nesselmann (Thesaurus linguae prussicae, Berlin 1875) wie Frischbier leiten viele preussisch-deutsche Provinzialismen aus dem Preussischen oder aus dem Litauischen, Letztlichen her und berücksichtigen das Polnische gar nicht oder nicht genügend. Frischbier führt an erster Stelle die baltischen Formen an, die polnischen zuletzt und meist falsch, häufig fehlen sie ganz. Eine Zusammenstellung der aus dem Kaschubischen, Russischen und Tschechischen entlehnten Wörter gibt Kleczkowski S. 121f. Aus dem Polnischen sind, obwohl das Sprichwort behauptet, in Polen sei nichts zu holen, gegen 700 Wörter entlehnt, und zwar 590 Hauptwörter, 50 Zeitwörter (davon jedoch mit Sicherheit nur einige zwanzig), fünf Eigenschaftswörter, acht Umstandswörter, fünf Interjektionen, ferner einige wenige Redewendungen und Sprichwörter. Die mit polnischen Präfixen und Suffixen gebildeten Wörter sind dabei nicht mitgezählt. Hier einige von den angeführten Beispielen; 1. Zeitwörter: gnatschen = gniesć, gratschen = grać, falaschen = kaleczyć, gratschen = kroczyć, piettschen = pić, paswälfen, poswollen = pasć wółki (wół), perdeln = pierdolić »coire«, reddeln = radzić, fraffen = srać. 2. Eigenschaftswörter: fus, fusig = kusy, lakómsch, lakummig = lakomy, schiwo = żywo, panjebrätsch = panie bracie. Umstandswörter: bille (wi) = byle (jako), dalle, dalli (auch Interjektion) = dalej, jak-tak = jak-tak, pomále, pomade = pomalu, pritsch, prutsch = precz; prosto, profier = prosto. Ferner: Padem donnek = padam do nog. Er ist das zehnte Wasser vom Kiesel = dziesiąta woda po kisielu. Wie der Herr, so der Kram = jaki pan, taki kram. Jedet Jaszchen heft sin Kaschen = każda Kasia ma swojego Jasia.

Dr. Wilhelm Christiani in Posen.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Deutsche Vorzeit. Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. Von Dr. Erich Blume. Teil 1, 40, VI n. 213 S., mit Textabb. u. 1. K. (Mannus-Bibl., Nr. 8.) Würzburg 1912, C. Kabitzsch. M. 8.

Die Aufgabe, die sich Verfasser mit vorliegender Arbeit gestellt hatte, war eine doppelte. Einmal galt es, ein möglichst vollständiges Bild der Kultur des Oder-Passarge-Gebiets und ihrer Entwicklung während der römischen Kaiserzeit zu geben, und dann, diese Kultur und die in ihr sich abhebenden einzelnen Kulturgruppen mit historisch bekannten Stämmen in Verbindung zu setzen, um so auf archäologischem Wege die Geschichte ihres Werdens und ihrer Ausbreitung zu erschließen.

Mit peinlichem Fleiß hat Verfasser fast das gesamte erreichbare Material herangezogen, mit feinem, für Formenunterschied und Verwandtschaft geschärftem Blick gesichtet und dann die Chronologie der Funde mit sicherem Urteil festgelegt. So gelingt es ihm, ein klares Bild der Kultur jener Zeit und ihrer Entwicklung zu zeichnen, soweit die Bodenfunde Aufschluß geben und der für manche Provinzen noch recht mißliche Stand der Forschung gestattet. Die erhaltenen Funde stammen mit wenigen Ausnahmen aus Gräbern. Da nun im Gegensatz zu dem südlich angrenzenden vandalischen Kulturkreis die Männergräber nur ärmlich ausgestattet sind, vor allem Waffenbeigaben hier ganz fehlen, so beherrschen die Beigaben der Frau das erhaltene Kulturbild.

Das gesamte Kulturinventar ist so angeordnet, daß zuerst die Beigaben, die zur Befestigung der Kleidung dienten, dann Schmuckfachen, zuletzt verschiedenartige Gegenstände behandelt werden. Besonders seien hervorgehoben das Kapitel über die Gewandnadeln, die wegen ihrer Bedeutung für die Zeitbestimmung schon eingehendere Beachtung erfordern, dann das Kapitel über die Gürtelteile und die Schlangenkopfarmbänder. Vor allem in letzterem Kapitel zeigt der Verfasser seine hohe Begabung für die Erkenntnis typologischer Entwicklung und Zusammenhänge der Formen. Das Kulturbild hebt sich von dem der Nachbarkulturen deutlich ab. Den gleichen Unterschied zeigt die Keramik, die für diese Zeit auf ostgermanischem Gebiet Verfasser zum erstenmal im Zusammenhang behandelt.

Innerhalb des behandelten Kulturgebiets weist nun Verfasser einzelne sich deutlich abhebende Kulturgruppen nach. Aus der Geschichte der Kulturen, ihrer Entwicklung und gegenseitigen Verschiebung die Geschichte der Stämme zu erschließen, die ihre Träger waren, ist die letzte bedeutsame Aufgabe der Arbeit, die dadurch auf neue den hohen Wert der ethnographischen Methode Kossinnas für die Völkergeschichte erweist. Als einer der befähigsten Schüler Kossinnas hat Verfasser Methode wie Ergebnisse seines Lehrers nicht in schülermäßiger Unselbständigkeit übernommen, sondern auf Grund eigener wissenschaftlicher Forschungen sich zu eigen gemacht und, wie das dem Werk vorangeschickte Kapitel „Zur ethnographischen Methode“ zeigt, auch teilweise selbständig erweitert. Wohl hatte Kossinna schon früher zeigen können, wie wiederholt von Skandinaviern Volkswellen nach Ostdeutschland strömten, zuerst um etwa 750 v. Chr. die Wandilier, die Träger der ostgermanischen Stein-

kistengräber, dann um etwa 150 v. Chr. von Bornholm die Burgunder mit der neuen Bestattungsform der Brandgrubengräber, ihnen um Christi Geburt die Goten folgend, die Träger der Skelettgräberkultur an der unteren Weichsel. Diesen Ergebnissen schließt sich Blume an, kann aber auf Grund seiner Forschungen für das von ihm behandelte Gebiet genauere Aufschlüsse geben. So vermag er die Ulmerungier des Jordanes an der Weichselmündung zu lokalisieren, als Sitz der Rugier Hinterpommern festzustellen, zeigt, wie die Goten die Ulmerungier unterwerfen, dann schrittweise die Burgunder, als deren Gebiet die östliche Weichselfstrecke Bromberg-Grandenz sich ergibt, nach Südwesten zurückdrängen. Bald greift die gotische Kultur nach Samland herüber, wo die bisherigen Bewohner, die Aisten, von gotischen Stämmen unterjocht werden, während die Sonderentwicklung der samländischen Kultur gegenüber der der Weichselmündung auf Spaltung des gutonischen Stammes zurückzuführen ist und man nunmehr das Gebiet der unteren Weichsel den Gepiden zuschreiben kann, während Ost- und Westgoten bereits Ende des zweiten Jahrhunderts nach Südrußland abwandern und im Samland wieder die alteingesessenen Stämme emporkommen. Bis zum letzten Abwandern germanischer Stämme wird an der Hand ihrer Kulturhinterlassenschaften die Geschichte des Oder-Passarge-Gebiets verfolgt, bis die ersten Spuren slawischer Kultur das allmähliche Einwandern derselben in das von den Germanen freiwillig aufgegebene Gebiet belegen. Damit sei nur kurz das Wichtigste von den reichen Ergebnissen der Arbeit mitgeteilt.

Für die Wissenschaft bedeutet es einen unerseßlichen Verlust, daß eine unselige Mörderhand ein Leben vernichtete, das das Beste versprach. Das vorliegende Werk aber wird stets einen Ehrenplatz einnehmen und für die d. Vorgeschichte einen dauernden Gewinn bedeuten.

Führenwalde b. Brüssow.

Martin Schulte.

Deutsche Vorzeit. Vom germanischen Norden in seiner frühesten geschichtlichen Zeit: Teutonen — Goten — Kimbern. Von W. J. Beckers. (Geogr. Zeitschr. XVIII, Heft 9, S. 502—15.) Leipzig 1912, B. G. Teubner.

Beckers geht von dem bekannten Pytheasfragment bei Plin. n. h. XXXVI, 35, aus und will nachweisen, daß um 350 v. Chr. Goten und Teutonen an der Nordsee in der Elbgegend und in Schleswig-Holstein saßen. Das betreffende Fragment lautet: „Pytheas Guionibus, Germaniae genti, accoli aestuarium oceani Metuonidis nomine spatio stadiorum sex milium; Abalos (= Helgoland) sei eine Tagereise entfernt und sei die Bernsteininsel; (den Bernstein) incolae pro ligno ad ignem uti eo proximisque Teutonis vendere“. In diesem Fragment werden Goten nur dann genannt, wenn man „Guionibus“, schlechten ood. folgend, in „Gutonibus“ umändert; viele Forscher haben aber anders konjiziert: Ingaonibus, Agionibus, Avionibus, Teutonibus usw. Ebenso wie die Erwähnung der Goten ist die Erwähnung der Teutonen in diesem Fragment sehr bestritten. Beckers kann sich also auf dies Fragment nicht berufen, und seine weiteren Belege reichen meiner Ansicht nach nicht aus, die Basis zu sichern. Goten bei Bremen will Beckers noch aus folgenden Gründen nachweisen: 1. Der Codanus sinus habe von

ihnen den Namen „Gotengolf“. 2. Der Weg der Goten nach Schweden müsse sie durch diese Gegenden geführt haben. 3. Pytheas sei nur bis zur Elbe gekommen, so daß, wenn er wirklich Goten nenne, diese nur an der Nordsee gewohnt haben können. Diese Gründe, deren Richtigkeit noch dazu sehr zweifelhaft ist, reichen für mich nicht aus.

Ebenso sucht er seine These von den Wohnsitzen der Teutonen zu stützen: 1. Teuthes nenne Jordanes in Südschweden, 2. Teutonarii an der Nordsee Ptolemäus, 3. erinnere der Teutoburger Wald an sie und ihre alten Wohnsitze. Was endlich Beckers für die alten Zimbern anführt, ist nicht neu. Sodann wird die Frage berührt, ob die Teutonen und Zimbern Germanen waren, was für die Zimbern, nicht aber für die Teutonen, feststeht. (Leider beruft sich Beckers auf das Germanentum der zimbriischen Gemeinden oberhalb Veronas, die er für Nachkommen der alten Zimbern hält.)

Der Nachweis über die Sitze und das Germanentum der Teutonen ist wie bei den Goten meiner Ansicht nach nicht geglückt. Beckers selbst betont die auffallende Unbestimmtheit der Quellen in betreff der Sitze gerade dieses Volkes. MeLa nennt sie (III, 51; 51) in Schweden und an der Nordsee, stets aber treten sie bei derartigen Lokalisierungen als Nachbarn der Zimbern auf. Die Heimat der Zimbern steht fest, von den Teutonen weiß man nichts weiter, als daß sie neben ihnen wohnten. Diese Nachricht scheint aber, da sie eben so unbestimmt ist, nur daraus gefolgert zu sein, daß die beiden Stämme zusammen Italien bedrohten. Die Zimbern besuchte noch des Augustus' Flotte, an die Ambronnen erinnert noch Amrum, aber über die Teutonen im Norden wird uns nirgends eine bestimmte und unbeeinflusste Kunde gebracht. Weil die antiken Geographen (d. h. Pytheas) über die Teutonen nichts wußten, so haben sie nur aus dem gemeinsamen Angriff gemeinsame Heimat mit den Zimbern gefolgert. Nun ist aber zu beachten, daß die Teutonen nicht von Anfang an mit den Zimbern zöhen, sondern sich diesen erst anschließen, als die Zimbern aus Serbien zurück zur Schweiz sich wenden. In der Begleitung der Zimbern sind die Ambronnen, also sicherlich Germanen, in Begleitung der Teutonen dagegen ein helvetischer Gau, also Kelten. Strabo S. 193 läßt deutlich erkennen, daß die „Helvetier“ sich „den Zimbern“, nicht den „Teutonen und Zimbern“ anschließen. Ja, die alte Vermutung, daß die *Tovveto* bei Strabo VII, 295 (IV, 183) identisch sind mit den Teutonen, ist nicht unwahrscheinlich. Ventelust ist das Motiv der helvetischen Auswanderung, also nicht Landnot. Wenn man bedenkt, daß Helvetier vor Jäsar von Basel bis zum Main wohnten, so können die Tontoni (C. I. E. XIII, 6610) gar wohl Reste der alten Teutonen sein, in deren Nähe sich Teile der Zimbern festsetzten (C. I. E. XIII, 6402, 6604/5, 6618, 6742); freilich ist aus den genannten Inschriften mit Sicherheit die Existenz jener Stämme daselbst nur für die Kaiserzeit erwiesen. Das einzige Moment übrigens, das für die Ursitze der Teutonen an der Nordsee angeführt werden kann, sind die Grabfunde in Westholstein (Knorr, Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein, Kiel 1910), aber sie beweisen auch nur, daß um 150 v. Chr. ein Volk plötzlich ansanderte; welches Volk dies war, kann keiner sagen. Ich möchte hiermit schließen, obwohl die Arbeit Beckers' auch in Einzelheiten Irrtümer enthält und auch durch die Benutzung der phantasievollen Arbeiten Mairs und Matthias' nicht gewonnen hat (dagegen möchte ich

die treffliche Arbeit von E. Schmidt, Geschichte der d. Stämme II, 1, Berlin 1911, empfehlen, obwohl Schmidt die Teutonen ebenfalls für Germanen und Nordsee-anwohner erklärt), dabei aber auf eine schöne Vermutung von Beckers aufmerksam machen, nämlich die Namen Amaleius oceanus (Plin. n. h. IV, 94) und Abalos (Helgoland) zusammenzubringen, indem er an die häufige Verwechslung von M und B in der griechischen Majuskel erinnert.

Friedenau.

Dr. Hans Philipp.

Deutsche Vorzeit. Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster. Von Philipp Kropp. Jena. IV n. 152 S. (Forsch. 3. Früh- u. Vorgesch. Europas, H. 2.) Würzburg 1911, C. Kabitsch. M. 8.50.

Der Verfasser hat hier in übersichtlicher Weise und durch zahlreiche charakteristische Abbildungen unterstützt die vorgeschichtlichen Funde eines engbegrenzten Gebiets zusammengestellt. Diese Funde erhärten die von Kossinna aufgestellte Behauptung, daß in Mitteldeutschland die Skelettgräber den Kelten und die Brandgräber den Germanen zuzuschreiben sind. Die hier aufgeführten Skelettgräber können in zwei Gruppen geteilt werden. Der großen Gruppe, die die Grabanlagen von Ranis, Dobian, Wernburg und Modersitz umfaßt, scheint eine kleinere voranzugehen, deren Beigaben mehr auf die Hallstattzeit hindeuten. Es ist die Graberggruppe von Wöhltsdorf bei Ranis. Sie scheint einen zeitweiligen Vorstoß der Kelten in teilweise schon von Germanen besetztes Gebiet darzustellen. Die Lage der Skelette war teils eine gestreckte, teils die Hockerstellung.

Der Begriff einer Grenze war in damaliger Zeit natürlich kein feststehender. Wir müssen hier ein ständiges Flukturieren annehmen, so daß wir dann die Brandgräber bei Ranis und Thiemsdorf wieder als äußerste, vielleicht nur zeitweilige, germanische Vorposten im Keltengebiet erklären dürfen.

Die Gräber gehören der Frühlatènezeit an. Aus ihrem Inventar lernen wir manches über die Sitten und Gebräuche der damaligen Menschen kennen. So sehen wir, daß die beigegebenen Schwerter in den Skelettgräbern in der Mitte stark verbogen waren. Wir dürfen darin vielleicht, wenn wir nicht annehmen wollen, daß dies eine Schutzmaßregel (Unbrauchbarmachung) gegen räuberische Feinde war, einen tieferen mystischen Sinn erblicken. Ein Grab enthielt drei Skelette: zwei männliche und ein weibliches. Das weibliche lag auf dem einen männlichen, dieses mit den Armen umschlingend, so daß wir hier wohl an eine Selbstaufopferung der Witwe denken dürfen, eine uralte indogermanische Sitte. Das zweite männliche Skelett gehörte vielleicht dem Lieblingsdiener an, der seinem Herrn auch im Tode Gefolgschaft leistete. Ein Fund, ein ornamentiertes Gefäß, läßt auf Handelsbeziehungen mit Italien schließen.

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die vorliegende Arbeit recht viel Nachahmung finden würde und die da und dort in Museen oder Privatsammlungen ihren Dornröschenschlaf haltenden Funde zusammengestellt veröffentlicht und so der wissenschaftlichen Beurteilung zugänglich gemacht würden. Denn nur durch diese Kleinarbeit, durch die vorgeschichtliche Durchforschung kleiner abgegrenzter Gebiete, wird es dereinst möglich sein, ein klares Bild über die vorgeschichtliche so reiche Vergangenheit unseres Vaterlandes zu erhalten.

Nördlingen.

Dr. Ernst Friedrich.

Nordschleswig. Sønderjylland. Von Gustav Rosendal. 11 K. Odense 1912, Rasm. Hansens Bogh.

Die Karten sollen dazu dienen, das Interesse der Dänen für Schleswig wachzuhalten und die Leistungen der dänischsprechenden Nordschleswiger in ihrem Widerstand gegen die preussische Regierung zu zeigen. Es sind: 1. Reichstagswahlkreise, 2. Landtagswahlkreise, 3. Sprachkarte (nach den dänischen Untersuchungen, die sich mit den d. nicht immer decken), 4. Wahlkarte von 1912 (durch verschiedene Signatur wird der Prozentsatz der d. und dänischen Stimmen angedeutet), 5. Karte von „Süd-Jütland“ (alle Ortsnamen in dänischer Form, die zum Teil neueren Datums ist, wie z. B. Orlev für Owschlag; die dänischen Versammlungshäuser und freigemeinden Nordschleswigs sind eingetragen, sie zeugen von der ungemein regen dänischen Agitation), 6. Plan der Obstdistrikte, 7. Plan von Sundewitt-Alsen, 8. „Süd-Jütland“ im Mittelalter (das südliche Schleswig ist zum Obstdistrikt gerechnet, was doch zweifelhaft ist), 9. Schleswig und Holstein, politische Einteilung um 1700 (Steinbock wurde damals zwar zu Holstein gerechnet, rechtlich gehörte es aber doch zu Lauenburg), 10. Fredericia und Umgegend, 11. Düppelstellung 1864. Von der ant. Tendenz abgesehen, die sich aus den Karten und den zwei Seiten Text entnehmen läßt, sind die Karten brauchbar. Oslo. Prof. Dr. Reimer Hansen.

Niedersachsen. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde Niedersachsens. Von Dr. Willi Pfeiffer. (12. Jahresber. d. Geogr. Ges. zu Hannover, 1912). 86 S., 6 K., 11 Taf. Kunstdr. u. 50 Planzeichnungen.

„Nach weitverbreiteter Meinung findet sich das reinste Deutschum im Hannoverlande“, sagt der Verfasser auf S. 1, und wenn er auch nicht ausdrücklich dieser Meinung beipflichtet, so kommt er ihr doch ziemlich nahe durch den Zusatz: „Jedenfalls stellt der Körpertypus und die Mundart, großenteils auch der Volkscharakter und die bodenständige Bauweise Niedersachsens im Verhältnis zum Süden und Osten Deutschlands eine dem urgermanischen Wesen nähere Stufe dar.“ Das von ihm bei seinen vergleichenden Untersuchungen herausgearbeitete Gebiet ist zwar überwiegend hannoversch, indessen es kommen auch Teile von Westfalen, Oldenburg und der Altmark sowie Braunschweigs und dann Bremen und Hamburg hinzu. Das ist „Altsachsen“, ein Begriff, den Pfeiffer in terminologischen Auseinandersetzungen nachdrücklich verteidigt und der die Teile Niedersachsens umfaßt, in denen niederländische Mundart und altsächsischer Hausbau mit dem „Kübbungshaus“ (hohes Mittelhaus mit zwei niedrigeren Seitenschiffen) sich decken. Die benachbarten und auch entlegeneren Gebiete zeigen entweder Übergangsformen oder es herrscht in ihnen zwar niederländische Mundart, aber eine fremde Bauweise, etwa die friesische, die von der andern scharf zu trennen ist, und umgekehrt. Die Gründe darzulegen, warum dem so ist, den altsächsischen Hausbau und seine Abwandlungen zu entwickeln, das ist der Hauptgegenstand der Arbeit, erläutert durch die wohlgerateten Kunstdrucke und die Fülle der Planzeichnungen, Grundrisse und Quer- oder Längsschnitte von Hausbauten darstellen. Der letzte Abschnitt (S. 79 ff.) handelt von der Verbreitung der verschiedenen Arten des Fensteröffnens, ob es Gebiete mit Schiebe- oder nach außen, oder aber nach innen schlagenden Fenstern sind, und es gelingt dem Verfasser auch hier, die Bedeu-

tung dieser Sachfragen für die Grenzen der alten Stämme ins rechte Licht zu rücken. Die überaus fleißige Arbeit darf kein Freund der Volkskunde oder, wie Pfeiffer sagt, Ethno-Geographie übergehen.

Linden.

Prof. Dr. Ernst Oehlmann.

Niederjachsen. Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe, vornehmlich im hamburgischen Amte Ritzebüttel. Von Dr. Willi Pfeiffer. (Mitt. a. d. Mus. f. hamburg. Gesch., Nr. 1.) 40, 107 S., 54 Textbilder, 4 Taf., 12 K., Hamburg 1909.

Papier, Druck und Ausstattung des Werkes mit hervorragenden Bildern und Plänen erinnern an die von amerikanischen gelehrten Gesellschaften veranstalteten Ausgaben und erwecken einen günstigen Eindruck von der finanziellen Leistungswilligkeit des Hamburger Museums, welches die Untersuchung über den volkstümlichen Wohnbau in der Landspitze zwischen Elbe und Weser veranlaßt hat, und von der technischen Leistungsfähigkeit des Verfassers, von dem vor allem jene trefflichen Bilder herrühren. Nur für die beiden größeren Karten Nr. 1 und 2 hätte eine bessere Unterlage mit einer einwurfsfreieren Legende und Zeichnung gefunden oder geschaffen werden sollen. Zum erstenmal sehe ich hier ein Kärtchen der Temperamente der Bevölkerung (Nr. 10), da aber Verfasser S. 88 seine Gründe dafür angibt, so braucht es nicht zu überraschen, sondern kann als eine Probe angesehen werden, wie vielseitig er seinen Stoff beleuchtet hat, der in der kurzen Zeit von 5½ Wochen und oben- und unten zur Wintersonne an Ort und Stelle durchforscht wurde. Dabei halfen ihm allerdings frühere Beobachtungen in den Nachbargebieten, namentlich auf dem holsteinischen Elbufer. Alle die kleinen Sachlichkeiten, wie Stubenböden, Butzen, Buttermulden, Truhen, Türen, Fenster, Hackelböden u. a. m. sind ebenso untersucht und bildlich dargestellt wie die ganzen Gehöfte, Hausfronten und Grundrisse. Es ist wohlgetan, daß ein gutes Stück des Heftes der Methode und der Bildung richtiger Begriffe und Grundsätze für die Einordnung dieser Begriffe gewidmet ist, denn ohne das sind Mißverständnisse und Fehlschlüsse bei ethnographischen Folgerungen Tür und Tor geöffnet. Den Siebelzieren, auch den vielberufenen Pferdeköpfen, die nach innen oder nach außen schauen, mißt er nicht die Bedeutung bei, daß aus ihnen Schlüsse für die Stammesgrenzen gezogen werden dürften, wenigstens noch nicht, solange die Beobachtungen darüber nicht verläßlich kartiert worden sind. „Das Bauernhaus ist das wichtigste Stammeszeichen, aber erst auf Grund sämtlicher Volksstammsmerkmale sind stammeskundliche Schlüsse von Wert“ (S. 26).

Linden.

Prof. Dr. Ernst Oehlmann.

Sachsen. Boden und Siedelungen im Königreich Sachsen. Von Dr. Alfred Hennig. (Bibl. d. sächs. Gesch. u. Landesk., herausg. von Dr. G. Buchholz und Dr. A. Köhlsche, Bd. III, Heft 3.) 80, 205 S., mit 4 Skizzen. Leipzig 1912, S. Hirzel. 4 M.

Das Buch ist die Frucht langer Sammelmühe und tiefgründiger Forscherarbeit, darauf deutet schon das ungewöhnlich lange Verzeichnis der benutzten Schriftwerke. Zunächst wird die mannigfaltig geartete Deckfläche des Landes, die reiche Fülle seiner Bodenarten auf Grund der vorzüglichen geologischen Karten Sachsens und der zugehörigen Erläuterungsschriften ausführlich dargestellt, nach bestimmten Gesichtspunkten gegliedert und auf den Kulturwert hin untersucht, um damit die Grundlage zu

gewinnen für das allmählich entstehende Siedlungsbild. Dabei erfahren Lößboden und Aulehm eine gerechtfertigte besondere Würdigung, da sie die Grundbedingungen zu schon uralter Besiedlung gaben. Wie diese bereits seit der jüngeren Steinzeit einsetzte und in langen Zeiträumen sich bis zur Völkerwanderung hin fortsetzte, wird in einem zweiten Hauptteil auf Grund der Funde überaus zahlreicher Kulturgegenstände nachgewiesen. Solchen Beweisstoff hat der Verfasser vielfach selbst als glücklicher Finder dem Boden abgewonnen; bedeutsam erscheinen zumal die Ergebnisse unweit Kommatzsch. Um diese Vorzeit zu veranschaulichen, sind mehrere Kartenskizzen beigegeben, die man allerdings wegen der irreleitenden Zusammendrängung der Fundstätten etwas größer wünschte. Von einer merkbaren Nachwirkung solcher vorgeschichtlichen Niederlassungen kann nun wohl, wie doch Verf. meint (S. 95), keine Rede sein. Mögen die neolithischen Fundstätten, also einstigen Wohnstätten, z. B. westlich von Meissen, immerhin zahlreich sein und die Perioden der Bronze-, Eisenzeit usw. immer neue Fortschritte darstellen, es wird sich nicht behaupten lassen, daß diese Kulturperioden in engem Anschluß hinüberspielten in die folgende Slawenzeit. Von vorgeschichtlichen Ortschaften hat kaum eine bei uns ihren Stand und Namen bewahren können. Was mit wirklich alten Namen bezeichnet ist, abgesehen von ein paar Flußnamen, erklärt sich zwanglos aus dem Slawischen; als germanischen Ursprungs würde allenfalls das an wichtiger Stelle beim Zusammenfluß der beiden Mulden gelegene Sermuth zu gelten haben. Wenn also das Urbild der heutigen Besiedlung Sachsens hergestellt werden soll, können nur zwei Faktoren in Betracht kommen, die Wenden, die zuerst dauernde Dorfmarken schufen, und die D. Inwiefern sollen darum meine teilweise von Hennig auch benutzten Siedlungskarten, die sich mit farbiger Unterscheidung auf die wendischen und d. Siedlungen beschränken und lediglich die von Dauer gebliebene Flurbesetzung veranschaulichen sollen, zum Teil, wie Hennig S. XVII meint, ein falsches Bild geben? Die vorzeitlichen Anbaue gehören da nicht hinein.

Den zwei geschichtlichen Hauptabschnitten läßt der Verfasser eine sehr eingehende Behandlung zuteil werden, indem er beständig auf die Abhängigkeit der geschaffenen Wohnplätze von der Natur ihres Bodens Bezug nimmt. Bei dem ersten dieser Zeiträume hätte etwas mehr Vertrautheit mit dem, was slawische Forschung hier an die Hand gibt, noch gar mancherlei bedeutsame Aufschlüsse vermitteln oder vor unzutreffenden Angaben bewahren können. In dieser Beziehung empfahl es sich, statt der alten sächsischen Kirchengalerie die neue, die wenigstens zur Hälfte vorliegt, auszunutzen; meine dort befindlichen Beiträge über die hauptsächlichsten Ortsnamen wendischer und d. Art mit vielfachen Hinblicken auf die Siedlungsumstände hätten wohl verwertbaren Stoff geboten und manches Neue gegenüber meinen „Siedlungen“ von 1893. So hätte sich das an der alten böhmischen Straße gelegene Gahlenz = Waldlichtung S. 140 nebst Oderan verwenden lassen. So mußte man davon absehen, S. 140 Tragnitz a. d. Mulde wegen altw. draga = Bahn, woher nur dražnice gebildet sein konnte, als Straßenort, Furtstelle geltend zu machen, die Deutung ist unmöglich; ebenso unzutreffend ist S. 129 die Bratschke = ow. brodzik kleine Furt, wo doch die altw. form brodik lautete. Titubuzien = Teitzig S. 152 ist lange abgetan; letzteres = tisk Eibicht. Es

konnte Bezug genommen werden auf die vielen von der Bodenart entlehnten Ortsnamen (von il, glina, horno usw.), auf die Einödhöfe an minder günstiger Stelle, die natürlich leicht eingingen, auf die häufigen Ortsbezeichnungen, die über Mühe und Beschwerde klangen, u. a. m.

Man betont jetzt freilich gern: der slawische Name bezeugt noch nicht eine slawische Siedlung (S. 103 f.). Indes so allgemein hat man den Satz nimmermehr zu fassen. Es ist richtig, beides deckt sich in manchen Fällen nicht, besonders bei Städten oder bei Orten an gleichnamigem Gewässer. Da liegen zumeist d. Gründungen vor, slawisch aber aus gutem Grunde benannt, nicht als ob man schon damals eine Vorliebe für fremde Bezeichnung gehegt hätte (S. 104).

Während für die ältere Zeit, wo die Siedelstätte noch bequem gewählt werden konnte, immer der Zusammenhang zwischen Siedlung und guter Bodenart sich erweisen ließ, mußte von der weiter folgenden, geradezu Bewunderung abnötigenden d. Siedelperiode gesagt werden, daß fast nur noch der Wald- und Heideboden in Betracht kam. Es lohnte sich, dies auch an den Ortsnamen selbst nachzuweisen, überhaupt auch hier die sprachliche Seite der Frage etwas mehr zu betonen. Mit der Nachkolonisation im oberen Erzgebirge und dem heutigen Walddorfbau schließt das verdienstliche, besonderer Anerkennung würdige Werk ab. Erwähnt muß noch werden: hier und da ist der sprachliche Ausdruck nicht in Ordnung. S. 97 liest man: für die folgenden Jahrhunderte, dem Zeitalter der Völkerwanderung; S. 149, 204 nahe des Einflusses, nahe der Kohlenstraße; S. 152 gegenüber von Kasan. Falsch ist zitiert S. 157: Cod. d. Sax. I, 2, 52, anstatt II, 1, 52.

Döbeln.

Studienrat Dr. Gustav Hey.

Westpreußen. Die Ortsnamenänderungen in Westpreußen gegenüber dem Namenbestande der polnischen Zeit. Von Max Bär u. Walter Stephan. 8^o, 131 S. Danzig 1912, A. W. Kafemann. M. 4.

Dem d.-polnischen Ortsnamenverzeichnis der Provinz Posen, das kürzlich an dieser Stelle besprochen wurde, gefolgt sich jetzt eins für Westpreußen. Wie jenes ist es hervorgegangen aus den Vorarbeiten zu einem größeren historisch-geographischen Ortslexikon. Es will Auskunft geben über „alle Ortsnamenänderungen, welche seit der Besitznahme von Westpreußen im Jahre 1772 gegenüber den Ortsnamen polnischer Zeit durch den Gebrauch der Eingewohnten oder durch den Gebrauch der Behörden oder durch amtliche Bestimmungen sich vollzogen haben“, daneben auch über die auf andere Weise als durch Änderung verschwundene Namen. Jeder Ort ist in alphabetischer Folge mit dem alten und dem geltenden Namen aufgeführt, letzterer durch einen Stern kenntlich gemacht. Namen der Ordenszeit sind nur aufgenommen, soweit sie zu polnischer Zeit noch Geltung besaßen.

Die umfangreiche Einleitung bringt neben einer Auseinandersetzung über Anlaß und Anlage des Verzeichnisses und einem Ausblick auf das zu erwartende historisch-geographische Ortslexikon grundsätzliche Betrachtungen über Ortsnamenänderungen, die auch auf die Ordenszeit zurückgreifen und an Beispielen das von den d. und den polnischen Eroberern angewandte Verfahren der Umbenennung oder Namensanpassung zeigen.

Das auf quellenmäßigen Forschungen aufgebaute Werk ist geeignet, einem vorhandenen praktischen Be-

dürftig nach einem solchen Nachschlagebuch abzuheften, kann aber auch allen Fremden westpreussischer Heimatkunde empfohlen werden.

Mersburg.

Dr. Max Koesener.

Ostpreußen. Deutsche Kolonisation in Ostpreußen. (Nach: Die Siedlungen in den Kreisen Braunsberg und Heilsberg. Von Adolf Poschmann. 2. Fortf. [S.-A. aus d. Zeitschr. f. ermländ. Gesch. u. Altertumsf. XVIII, Heft 2, S. 110—154.]) Braunsberg 1912.

Poschmann setzt seine in der D. Erde 1912, Heft 2, S. 60 angezeigten Forschungen über die Siedlungen in den Kreisen Braunsberg und Heilsberg seiner Ankündigung gemäß fort und behandelt nunmehr die Ortsnamen. Er stellt bei seiner Untersuchung folgendes Schema auf: 1. Ortsnamen, abgeleitet von preussischen Bezeichnungen der Felder, Bäume, Tiere u. a., 2. abgeleitet von preussischen Personennamen, 3. von den Namen d. Gutsbesitzer und Schulzen, 4. aus Deutschland übertragene Ortsnamen, 5. die Namen der Städte, wobei Frauenburg als d., die der übrigen fünf (Mehlsack, Wormditt, Braunsberg und wahrscheinlich auch Guttstadt und Heilsberg) als preussisch erklärt werden. Gleich diesem fünften Abschnitt erweisen die vorhergehenden ein Nebeneinander preussischer und d. Namen. Jene haben bei der Übernahme durch die fremden Eroberer und Kolonisatoren oft starke, ein d. Wort vortäuschende Veränderungen erfahren. — Der Wert der Untersuchung liegt in einer gründlichen Sichtung der Ortsnamen. Weiter reichende Ergebnisse, die den Gang der Kolonisation selbst betreffen, werden nicht gewonnen. Erwähnenswert scheint mir die Vermutung Poschmanns zu sein, daß der Bischof und das Domkapitel zu Braunsberg, die ja jene Gegend besiedelten, durch die geforderte, wenn auch nicht erreichte Verdeutschung der Ortsnamen die Germanisierung zu fördern suchten.

Berlin.

Dr. Wilhelm Hoppe.

Schlesien. Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes im polnischen Oberschlesien. Von Konrad Gusinde. (Wort und Brauch, hrsg. von Ch. Siebs und M. Hippe, Heft 10.) 80 S. Breslau 1912, M. u. H. Marcus.

Auf seine Grammatik des Schönwaldischen (man vgl. D. Erde 1911, S. 185 ff.) hat Gusinde eine Behandlung der interessanten Sprachinsel Schönwald bei Gleiwitz nach der historischen und volkskundlichen Seite hin folgen lassen. Nach einer Einleitung über die d. Kolonisation in Schlesien überhaupt, die reichlich erst nach der Zeit des Mongoleneinfalles eingesetzt hat, bespricht er die Gründung Schönwalds. Offenbar bezieht sich schon eine Urkunde vom Jahre 1269, nach der 50 Hufen von einem dem Kloster Rauden gehörigen Walde besiedelt werden sollen, auf Schönwald, das mit diesem seinen d. Namen zuerst 1283 genannt wird. Trotzdem es dem polnischen Kloster Rauden unterstellt war, hat Schönwald allein von den in dieser Gegend gegründeten Dörfern sich d. erhalten. Im weiteren wird dann eine Geschichte der Schule und der Kirche von Schönwald gegeben und einzelne Ereignisse, wie der Streit um die Obergerichtsbarkeit, der Bierkrieg mit dem Kloster und der Stadt Gleiwitz und die Verhandlungen um die Urbarverfassung besprochen.

Von dem heutigen Charakter des Ortes und seiner Bewohner wird eine Schilderung gegeben, vielfach er-

Deutsche Erde. 1913, Heft 2/3.

läutert durch Beigabe von eigenen Photographien. Die Lage und Einteilung der Felder wird mit Nennung und Erklärung der Flurnamen beschrieben. Die Namen der Höfe, die diese nach ihrer Lage oder nach einem früheren Besitzer charakterisieren, dienen heute vielfach zur Bezeichnung der Leute. Die Familiennamen sind, da sie zur Zeit der Einwanderung auf d. Boden noch kaum allgemein entwickelt waren, größtenteils polnisch. Die eigenartige Tracht der Schönwälder konnte, obwohl sie nicht mehr in vollkommen lebendigem Gebrauch ist, doch noch vollständig beschrieben und in Bildern vorgeführt werden.

Für die Volkskunde ist die Ausbeute nicht so reich, wie man vielleicht erwarten könnte. Der Mangel an Berührung mit d. Nachbarschaft und der Umstand, daß die Bauern früher größtenteils als Fuhrleute fern von der Heimat waren, können vielleicht als Ursachen hierfür angesehen werden. Von Volkspoesie können daher nur wenige Verschen angeführt werden. Von volkstümlichen Sitten und Gebräuchen wird vor allem die Hochzeitsfeier eingehend geschildert, bei der Braut und Bräutigam, jeder mit seinem Gefolge, vom andern getrennt, im eigenen Vaterhaus fast die ganze Festzeit zubringen.

Bei Vergleichen zwischen diesem volkskundlichen Material und dem, was sonst aus Schlesien bekannt ist, ergeben sich manche Berührungen. Aber Bestimmtes über Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Schönwälder wird sich daraus nicht erschließen lassen. Darüber kann höchstens die Sprache Auskunft geben, die ja vom selben Verfasser in gleich gründlicher Weise behandelt worden ist.

Marburg a. L.

Dr. Wolf v. Unwerth.

Fläming. Die Geschichte eines Flämingdorfes. Blönsdorf mit Mellnsdorf einst und jetzt. Nach alten Urkunden und Chroniken. Von Otto Böcke. 200 S. Jahna 1911, Albert Stöckner.

Mit großem Fleiße und wurzelechter Liebe hat der Verfasser es unternommen, die Nachrichten über zwei Flämingdörfer südwestlich Jüterbog zusammenzustellen. Ein Werk ist entstanden, das in einfacher, zuweilen volkstümlich breiter Weise von allen den einfachen Dingen erzählt, die sich in Blönsdorf und Mellnsdorf ereigneten, von den Zuständen ehemals und jetzt. Es ist klar, daß ein aufmerksamer Beobachter des Volkes, wie es Böcke, selbst ein Bauernsohn und seit mehreren Jahren Pfarrer in Blönsdorf, offenbar ist, eine Fülle volkstümlichen Stoffes zusammentragen konnte, der für eine Geschichte des d. Dorfes einmal nicht ganz ohne Wert sein kann. Um so schärferer Einspruch muß gegen den die mittelalterliche Geschichte betreffenden Abschnitt erhoben werden. Man darf gewiß von dem Verfasser nicht die Literaturbeherrschung und -durcharbeitung fordern, die dem zünftigen Historiker eigen sein muß. Aber etwas mehr Sorgfalt, etwas weniger Phantasie konnte erwartet werden. Wo ist der Beweis, daß Flämländer Blönsdorf und Mellnsdorf gründeten? Daß der Name „Fläming“ nicht durchweg ursprüngliche Bewohner aus Flämland als sicher hinstellt, ist eine Erkenntnis nicht erst der letzten Jahre. Und wo ist überliefert, daß Blönsdorf „um 1157 bis spätestens 1163, wahrscheinlich jedoch im Jahre 1157“ gegründet wurde? Als ob der Ort sogleich bei der Besitzergreifung des Landes durch die D. entstanden sein muß, von der wir auch nur bestimmt wissen, daß sie nach 1157 und vor 1161 (nicht 1165) statt hatte. Die erste Erwähnung von Mellnsdorf scheint, was

Völke entgangen ist, in einer Urkunde des Magdeburger Domkapitels vom Jahre 1125 vorzuliegen.

Berlin.

Dr. Wilhelm Hoppe.

Karpatenländer. Bericht über die zweite Tagung der Karpatendeutschen. Gr.-8°, 26 S. Czernowitz 1913, Czernowitzer Buchdr.-Ges.

Die „Tagungen der Karpatend.“ sind eine Schöpfung des Czernowitzer Universitätsprofessors Dr. Raimund Friedrich Kaindl, des rühmlich bekannten Verfassers der „Geschichte der D. in den Karpatenländern“. Als unermüdet und verständnisvoller Obmann der Hauptleitung nimmt er fortdauernd auf diese Tagungen den maßgebenden Einfluß.

Die erste derselben fand 1911 in Czernowitz, die zweite 1912 in Ruma in Slawonien, die dritte eben jetzt in Wien statt. Die vorliegende Schrift gibt den Bericht über die zweite. Ruma, wo die Versammlung vom 18. bis 20. August 1912 abgehalten wurde, ist eine schöngelegene, saubere Stadt von 13000 Einwohnern, meist D., deren Ansiedlung durch Kaiser Joseph II. erfolgte. Die d. Bürger zeichnen sich durch Wohlstand, Bildung und stramme völkische Gesinnung aus. So konnten die Volksgenossen aus den Karpatenländern auf freundliche Aufnahme rechnen, die ihnen tatsächlich auch reich zuteil wurde. Zwar war die Abhaltung der Tagung kurz vor dem angelegten Beginn von den Behörden verboten worden, aber dadurch wurde weder der Verlauf noch der Erfolg der Festtage wesentlich beeinträchtigt. Es war doch möglich, bei „zufälligen“ Zusammenkünften Gedanken auszutauschen und Beschlüsse zu fassen, die dem Zweck der Tagungen, Erstarkung der völkischen Beziehungen unter den Karpatend. und Förderung ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Interessen, dienlich waren. „Die Tage von Ruma werden allen Teilnehmern in unvergeßlicher Erinnerung bleiben“, so schließt der Bericht.

Graz.

Dr. Karl Reissenberger.

Ungarn. Hopgarten. Ein populärer Beitrag zur Zipsen Volkskunde. Von Rudolf Weber. (S.-A. a. d. „Karpatenpost“.) Kásmark 1911, Buchdr. Paul Saurer.

Eine der kleinsten d. Sprachinseln in der Zips ist das unweit Eublan gelegene Hopgarten oder Hopdarten, wie es die Bewohner des Ortes nennen, dessen Mundart der gegenwärtig in Ofenpest wohnende Verfasser in der vorliegenden Schrift untersucht; die Arbeit macht keinen Anspruch darauf, als erschöpfende wissenschaftliche Darstellung des Gegenstandes beurteilt zu werden, trägt aber mancherlei Wortmaterial zusammen, das eine Vergleichung der Zipsen mit den mitteld. Dialekten, in erster Linie mit dem schlesischen, erleichtert. Die regelmäßig wiederkehrenden Lautveränderungen werden an einzelnen Beispielen nachgewiesen. Die rein geschichtlichen Angaben sind mit Vorsicht aufzunehmen; so wird an einer Stelle behauptet, daß die Siebenbürger d. Einwanderer „aus Sachsen“ stammen und sich darum so nennen, an anderer Stelle werden sie „aus der Gegend des Siebengebirges“ ins Land geführt, woher sie auch den Namen „Siebenbürgen“ mitgebracht hätten. Die reiche siebenbürgisch-sächsische Literatur auf dem Gebiet der Volkskunde und der Mundartforschung der letzten 25 Jahre ist dem Verfasser nicht bekannt. Die magyarische Form des Ortsnamens auf dem Titelblatt der Schrift (Kásmark) statt Kásmark verrät uns gleich, daß wir es hier mit dem d. Sprachgebiet Ungarns zu tun haben, das der Internationalisierung am zugänglichsten ist. Um

so mehr ist es anzuerkennen, daß der Verfasser dieser Mundart den Zusammenhang mit d. Sprachgeschichte zu sichern sich eifrig bemüht.

Friedenau.

Eug. Korodi.

Siebenbürgen. Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land. Von Friedrich Müller-Langenthal. Buchschmuck von Joseph Windisch. 8°, 176 S. Vereinigung Heimat und Welt. Geschäftsstelle: Alexander Duncker, Verlag, Weimar.

Genane und sichere Kenntnis des Stoffes und geistvolle, selbständige Behandlung desselben zeichnen diese Veröffentlichung aus. Personen und Zeiten sind scharf und anschaulich gezeichnet, ebenso die Örtlichkeiten. Bei aller Wärme für das Sachsenvolk ist das Urteil maßvoll, zwischen den Gegensätzen der Gegenwart sucht es zu vermitteln. Der erste Teil bietet in allgemeinen Zügen die geschichtliche Entwicklung der Siebenbürger Sachsen von der ersten Ansiedlung, die der Verfasser bereits in die Zeit Stephans des Heiligen verlegt, bis auf die Gegenwart. Wie er sich die Zukunft denkt, kündigt er am Schluß: „Wenn sie sich für die Dauer behaupten (die den Sachsen feindlichen magyarischen Kräfte) harren des Sachsentums noch schwere Daseinsstunden. Einen Lichtblick wirft in diese trübe Aussicht die beginnende Organisation des gesamten ungarischen Deutschtums. Wenn die einmal entschiedene Erfolge gezeitigt haben wird, könnte dem Deutschtum in der Erhaltung und Umgestaltung des ungarischen Staates neben dem Magyarentum ein großes Gewicht und eine beachtenswerte Rolle zufallen.“ Der zweite Teil schildert das Land der Siebenbürger Sachsen: die Wohngebiete und wirtschaftlichen Zustände, die gesellschaftliche Gliederung, die Bevölkerungsverhältnisse, die geistige und künstlerische Kultur, die Städte Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg mit ihren Bewohnern und schließlich das sächsische Dorf. Die Eigenart des Verfassers in Auffassung und Darstellung macht das Büchlein auch für jene interessant, die mit dem Stoff bereits vertraut sind und nicht allen Behauptungen darin zustimmen vermögen.

Graz.

Dr. Karl Reissenberger.

Ostseeprovinzen. Heimatbuch für die baltische Jugend. Hrsg. von E. Goerz u. A. Brosse. 2. Teil. 8°, VI u. 255 S. Riga 1912, G. Köffler.

Über Zweck und Anlage des „Heimatbuches für die baltische Jugend“, das auf Anregung des Ersten Deutschbaltischen Lehrertages vom Jahre 1907 von zwei erfahrenen baltischen Pädagogen herausgegeben wird, ist schon in der Anzeige des „Ersten Bandes“ im Jahrgang 1910, S. 187 der D. Erde gehandelt worden, und mußte bereits über den ersten Band Rühmliches gesagt werden, so gilt das auch von dem zweiten Bande, der dazu erst recht Vieles bietet, was selbst erwachsenen Personen zur Belehrung über Land und Leute der Ostseeprovinzen dienen kann, die wohl mit Recht nicht nur als älteste, sondern auch als „trenneste“ deutsche Kolonie bezeichnet worden sind. Von den sechzig Artikeln sind die meisten historischen Inhalts im weiteren Sinne, ein Teil naturgeschichtlichen Inhalts. Die meisten von ihnen allen sind Nachdrucke der besten älteren und neueren Schriftsteller, zwölf sind Originalbeiträge, und zwar neun historischen und drei naturhistorischen Inhalts. Ein Originalbeitrag von außerordentlichem Wert, der ebenso in der besten historischen Zeitschrift hätte gedruckt werden können, ist der 13 Druckseiten umfassende Aufsatz des jüngst verstorbenen hochverdienten Leonid Arbusow (s. den Nach-

raf in der D. Erde 1912, S. 145f.) über „Stilleben der Ordensmeister in Livland“. Tatsächlich befaßt er sich mit der Persönlichkeit des größten livländischen Ordensmeisters Wolter v. Plettenberg (1494—1555), die bis in die kleinsten Charakterzüge hinein in der äußerlich anspruchslosen Schilderung dem Leser nahegebracht wird, aber in einer Weise, welche die vollste Beherrschung des gesamten großen Quellenmaterials zur Voraussetzung hat; und gerade für die Kenntnis Plettenbergs und seiner Zeit ist der Verewigte die erste Autorität gewesen. Von den andern Originalbeiträgen verdient namentlich derjenige von Dr. E. Arbusow jun. über „Die d. Hanse“ hier erwähnt zu werden, zumal er besonders auf die Beziehungen zu Livland und das Hinterland Rußland Bezug nimmt. In den andern Artikeln wird u. a. mehrfach die eigentliche Kulturarbeit der Deutschen unter den Eingeborenen der Ostseeprovinzen erörtert, was gleichfalls weitere Kreise interessieren dürfte. Da der vorliegende zweite Band so viele geschichtliche Arbeiten aufweist, ist ihm eine von E. Arbusow sen. entworfene kolorierte „Historische Karte von Altlivland“ beigefügt, wie übrigens auch eine gleichfalls kolorierte politisch-geographische Karte der gegenwärtigen Ostseeprovinzen, die beide besonders den außerbaltischen Lesern zugute kommen werden, denen das Buch nicht minder zur Kenntnisnahme empfohlen werden mag!

Petersburg.

Friedrich v. Kuegler.

Ostseeprovinzen. Der Dom zu St. Marien in Riga. Von Wilhelm Neumann. Fol., 125 S., 77 Abb. Riga 1912, G. Köppler.

Das vorstehende schöne Buch ist dem „Rigaschen Polytechnischen Institut“, wie das von der Stadt Riga in Verbindung mit den baltischen Ritterschaften gegründete und unterhaltene, zum Teil übrigens noch mit d. Lehrsprache bestehende „Baltische Polytechnikum“ seit seiner Russifizierung offiziell heißt, zur Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums am 2. (15.) Oktober 1912 von der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde“ der Ostseeprovinzen Rußlands gewidmet und in deren Auftrag von dem einstigen Sögling dieser Hochschule, dem Direktor des Rigaschen Städtischen Kunstmuseums, Architekten Dr. Wilhelm Neumann, bearbeitet —, und der alt ehrwürdige „Dom zu St. Marien“ in Riga erscheint einer solchen Festschrift durchaus wert: ist er doch in seinem monumentalen romanischen Stil das größte erhaltene kirchliche mittelalterliche Gebäude der Ostseeprovinzen, ein imposantes Baudenkmal noch aus der Zeit der d. Kolonisation Altlivlands, reich an stolzen Erinnerungen und an eigenartigen künstlerischen Reizen, eine Schöpfung des großen Bischofs Albert (1199—1229), des eigentlichen Begründers des d. Kulturlebens am Ostufer der Ostsee. Als dieser im Jahre 1201 zwischen der unteren Düna und dem Nebenflüssen Rige die Stadt gründete, welche nach letzterem den Namen erhalten hat, hat er dort zunächst einen andern Dom in bescheidenen Dimensionen erbaut, der aber in den Fasten 1215 bei einer vom Chronisten Heinrich von Lettland geschilderten „großen Feuersbrunst“ niederbrannte, und für den zweiten, d. h. gegenwärtigen Dom hat er selbst bereits am 25. Juli 1211 den Platz eingeweiht; vollendet ist dieser Bau erst nach Bischof Alberts Tode, indessen schon bei seinen Lebzeiten benutzt worden, wie er selbst in ihm seine Grabstätte gefunden hat. Die Wohnungen der Domherren, die das Domkapitel ausmachten, waren in einigen großen Gebäuden in südlicher Richtung untergebracht und bil-

deten unter dem Namen eines „Klosters“ mit dem Dom zusammen ein Viereck, innerhalb dessen der von einem schönen Kreuzgang eingeschlossene „Rosengarten“ sich befand. Und als um die Mitte des 15. Jahrhunderts das Bistum zum Erzbistum Riga erhoben ward, war der „Dom zu St. Marien“ zugleich etwa drei Jahrhunderte hindurch die Kathedrale der großen „Rigaschen Kirchenprovinz“ im Küstenlande von der Narowa bis zu den Niederungen der Weichsel, da diese weite „Provinz“ nicht bloß die livländischen Bistümer, sondern auch diejenigen des Ordenslandes Preußen umfaßte. So sind damals die Provinzialkonzile des Erzbistums Riga, zu welchen die Bischöfe und Prälaten Altlivlands und Preußens unter der Leitung des Erzbischofs sich vereinigten, im genannten Dom abgehalten worden; und berücksichtigt man, daß, wie der Erzbischof, so auch die andern livländischen Bischöfe über städtische Territorien als Landesherren geboten (die preussischen Bischöfe haben keine landesherrliche Gewalt bejessen), so ergibt sich, welche bedeutende Macht einst im Domviertel zu Riga konzentriert war! — Aber auf die kulturelle und politische Bedeutung des Rigas Domes wird im vorliegenden Buch nicht eingegangen, ebensowenig auf die Geschichte des ehemaligen Domkapitels; denn für alles das fehlen noch die Vorarbeiten, und auch das Quellenmaterial ist nicht ausreichend publiziert. Geboten wird vielmehr in erster Linie die „Baugeschichte und Baubeschreibung“. Hier mag kurz erwähnt werden, daß nach Einführung der Reformation der Dom nicht nur allmählich seinen reichen Schmuck verlor, sondern namentlich in der nüchternen Aufklärungszeit geradezu der Verwahrlosung anheimgefallen war. Da aber bildete sich im Jahre 1885 als Zweigverein der erwähnten „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde“ der „Rigasche Dombauverein“ mit dem Zweck, den von der Kirchenadministration in Angriff genommenen Restaurationsarbeiten an die Hand zu gehen, welcher Aufgabe er im Verlauf von 25 Jahren mit anerkannter Hingabe und besten Erfolgen nachgekommen ist; und wie der nach seiner radikalen Wiederherstellung in erneuter Ausschmückung prangende, stolze, sieben Jahrhunderte alte Bau, zusammen mit den Baulichkeiten des ehemaligen Domklosters, dem Rosengarten in der Mitte und dem längs diesem sich hinziehenden, vollkommen neu restaurierten Kreuzgang, sich jetzt annimmt, bildet er nicht nur einen der Hauptsehenswürdigkeiten der baltischen Metropole, sondern auch eine Anlage, wie solche bloß in wenigen d. mittelalterlichen Städten anzutreffen sind. Der „Dom zu St. Marien“ hat aber kaum einen kundigeren Darsteller seiner Geschichte, seiner Wiederherstellung und all seines noch vorhandenen Reichtums an künstlerischer Ausstattung, einschließlich des ganzen Inventars bis zu den Goldschmiedearbeiten des Kirchengeschäfts finden können, als Dr. Wilh. Neumann, der selbst an den Restaurationsarbeiten hervorragenden Anteil gehabt und durch zahlreiche frühere Publikationen über ihn und andere Kunstwerke der Ostseeprovinzen sich einen Namen gemacht hat. Das vorliegende schöne Prachtwerk beschränkt sich im wesentlichen auf die kunstgeschichtliche Würdigung des Domes und seines Inventars, und einen besonderen Schmuck bilden die (tatsächlich mehr als) 77 meist zinkographisch, zum Teil koloriert, sehr sorgfältig ausgeführten Illustrationen, welche den Inhalt trefflich veranschaulichen!

Petersburg.

Friedrich v. Kuegler.

10*

Ostseeprovinzen. 1812. Baltische Erinnerungsblätter. Hrsg. von Dr. Fr. Bienemann. 8°, XIV u. 304 S. Riga 1912, Jond u. Poliewsky.

In der baltischen geschichtlichen Literatur, welche dem Andenken an das Kriegsjahr 1812 gewidmet ist, wird das vorstehende Buch immerdar einen hervorragenden Platz einnehmen. Es wendet sich nicht an Fachleute, sondern an einen weiteren Leserkreis, bringt keine zusammenfassende Darstellung, vielmehr eine große Anzahl geschichtl. ausgewählter zeitgenössischer Aufzeichnungen ganz verschiedener Art und gibt so vor allem die Stimmung in jener tief erregten Zeit wieder, als Napoleon mit seiner gewaltigen Heeresmacht bis in das Herz des Russischen Reichs eindrang und in Moskau gar, wie kein Geringerer als H. Caine in seiner „Entscheidung des modernen Frankreich“ zu berichten weiß, zum „Kaiser von Europa“ sich hat krönen lassen wollen! Dieser denkwürdige Plan ist damals allerdings nur sehr wenigen Personen bekannt gewesen, aber die ganze zivilisierte Welt schaute voll Spannung auf den Ausgang des grandiosen Unternehmens, das nun Osteuropa unter die französische Gewaltherrschaft bringen sollte, und durch welches auch die Ostseeprovinzen insofern betroffen worden sind, als Kurland und das südliche Livland tatsächlich mit Kriegsschauplätzen wurden: hier hat namentlich das dem Marschall Macdonald zugehörte Hilfskorps der 20000 Preußen unter General v. Grawert gekämpft, Kurland vorübergehend unter eine französische Verwaltung gebracht und Riga so sehr bedroht, daß dessen Vorstädte auf den Befehl des Generalgouverneurs v. Essen in der ersten Hälfte des Juli niedergebrannt werden mußten. Erst gegen Ende des Jahres 1812 wurde Kurland endgültig geräumt, und dann folgte am 30. (18.) Dezember die berühmte Konvention von Tauroggen durch Grawerts Nachfolger, York, welche den Wendepunkt im Gange der weltgeschichtlichen Ereignisse bedeutete. An ihnen sind also auch die Ostseeprovinzen direkt beteiligt gewesen, und wie richtig man hier von vorn herein die Situation aufgefaßt hat, beweist ein vom Herausgeber Dr. Fr. Bienemann, S. IX f., wiedergegebener Artikel der „Rigaschen Städteblätter“ vom Juni 1812. — Das auf den 304 Textseiten mitgeteilte Material ist in sieben Abschnitte zerlegt: 1. Vorbereitung und Beginn der Kämpfe (14 Nummern, meist offizielle Akten, Aufrufe usw.); 2. Die Kämpfe in Kurland und um Riga (9 Nummern und zwei „Anhänge“, meist persönliche Erinnerungen); 3. Riga und der Brand der Vorstädte (7 Nummern, vornehmlich persönliche Erinnerungen); 4. Stimmung im Herbst (8 Nummern, zum Teil Gedichte); 5. In Kurland während der Okkupation (8 Nummern, Akten und persönliche Erinnerungen, ein Abschnitt auf die Insel Osel bezüglich); 6. Am Ende des Jahres (8 Nummern, die letzte enthält 8 Beiträge unter der Aufschrift „Spott und Satire auf Napoleon“); 7. Nachher (7 Nummern über Leistungen und Verluste, über Maßnahmen nach dem Kriege, den Wiederaufbau der Rigaschen Vorstädte usw.). Eine sehr dankenswerte Beigabe sind die zahlreichen Porträts und Ansichten, auch Kartenskizzen usw., welche den Text ungemein beleben. Das mit viel Fleiß und Sorgfalt zusammengebrachte Werk wird auch in Deutschland Interesse erregen, zumal wegen der erfolgreichen kriegerischen Tätigkeit des erwähnten preussischen Hilfskorps. Vor allem aber veranschaulicht es in trefflicher Weise die bedrängte Lage der Ostseeprovinzen und ist zugleich ein bereites

und ehrendes Denkmal des baltischen kaiser-treuen Patriotismus, der auch in den zwei S. 291 f. mitgeteilten Schreiben der uneingeschränkten landesherrlichen Anerkennung gewürdigt worden ist: in dem auf Allerhöchsten Befehl erfolgten „Rekript des (Generalgouverneurs, des Nachfolgers v. Essens) Marquis Paulucci an den Rat der Stadt Riga“ vom 7. Februar 1813 und dem „Gnadenbrief Kaiser Alexanders I. an den livländischen Adel“ vom 5. Juli 1816.

Petersburg.

Friedrich v. Neuffer.

La Plata-Länder. Ulrich Schmidel. Der erste Geschichtschreiber der La Plata-Länder 1555 bis 1555. Von Dr. phil. et med. Robert Lehmann-Nitsche, Prof. für Anthropologie an den Universitäten zu La Plata und Buenos Aires. 2. Aufl. Gr. 8°, 40 S., mit 17 Abb. der lateinischen Bearbeitung von Schmidels Reisewerk von Hulsius 1599. München 1912, Franz Gais (Kommissionsverlag). Geb. 1.20 M.

Der Verfasser will seinen d. Landsleuten in der alten und neuen Heimat den ersten Geschichtschreiber der La Plata-Länder näherbringen, Ulrich Schmidel aus Straubing und seine „wahrhaftige und liebliche Beschreibung etlicher furnemen Indianischen Landschaften und Inseln, die vormalis in keiner Chroniken gedacht, vnd erslich in der Schiffart Ulrici Schmid von Straubingen, mit großer gefahr erkundigt, vnd von ihm selbstens aufs fleißigst beschrieben und dargethan“, worin uns der kühne Abenteurer, dem seine höhere Schulbildung sehr zuustatten kommt, schlecht und recht den Eroberungskampf um das La Plata-Gebiet und die Bruderkämpfe der Konquistadoren schildert, wie er sie in den Jahren 1555–55 mitgefochten hat. Mit Recht haben die heutigen Geschichtschreiber Argentiniens, an ihrer Spitze der frühere Präsident General Bartolomé Mitre, hervorgehoben, daß ohne die streng sachlichen, genauen, nüchternen, vorurteilsfreien Angaben Schmidels über Tatsachen, Zeiten, Orte und Entfernungen die Geschichte ihres Landes in der Luft schweben würde, und der Herausgeber der neuesten spanischen Prachtausgabe, S. A. Lafone Quevedo (Bd. I, Buenos Aires 1903), bekennet am Schluß seiner Arbeit: „Hätten wir den Bericht unseres Ulrico fabro nicht, so müßten wir eine unerfüllliche Lücke in der Landesgeschichte beklagen.“

In den Abschnitten I–III läßt Prof. Lehmann-Nitsche die Entdeckungsgeschichte der Südostrüste Südamerikas an uns vorüberziehen, um dann in Abschnitt IV Schmidels Teilnahme an dem Unternehmen des Don Pedro de Mendoza zu schildern, der den Auftrag erhielt, „auszuziehen, um die Länder und Provinzen am Rio de Solis, der Silberstrom genannt wird, zu erobern und zu kolonisieren und daselbst einzudringen und über Land zur Südsee zu gelangen.“ Im Anschluß an die ältere Ausgabe von Langmantel (Bibl. d. Literar. Ver. Nr. 184, Tübingen 1889) und an die neueren Arbeiten von Mondschein (Straubing 1881 u. 1895) berichtet der Verfasser über Schmidels Herkunft und späteres Leben, sodann über dessen achtzehnjährige Tätigkeit am La Plata von der Ausfahrt aus Cadix auf einem Schiffe des Sebastian Neithart und Jakob Welfer bis zur Rückkehr nach Straubing, auf der er infolge eines Schiffbruchs das nackte Leben heimbrachte. Die hübsche Schrift von Lehmann-Nitsche wird sicher weitere Kreise für Ulrich Schmidel gewinnen und zum Lesen der Ausgaben von Langmantel und Mondschein (oder des Auszugs in: D. Pfad-

finder des 16. Jahrhunderts von Max Pannwitz (vgl. D. Erde 1912, Heft 4/5, S. 140) anregen.
Münchenstadt i. O. Prof. Dr. Adam Klaffert.

Chile. Die deutschen Kolonien im Süden von Chile. Von Karl Leonhardt, S. J. 49, 53 S. Freiburg i. Br. 1912, Caritasverb. f. d. kath. Deutschland. Der Haupttitel der kleinen Schrift lautet: „Das Auswanderungsproblem“. Die vorliegende Broschüre stellt das fünfte Heft zu dieser Frage dar. Autor ist ein in Puerto Montt wohnender Jesuit. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Schrift einen gewissen tendenziösen Charakter hat, die die Verdienste der katholischen Kirche und ihrer Gläubigen um die Kultur Chiles hervorheben soll. Diese Verdienste erkenne ich durchaus an und habe ich mich bei der folgenden Besprechung der größten Objektivität befleißigt.

Der Präsident des Caritasverbandes, Msgr. Dr. Werthmann, gibt der Arbeit des P. Leonhardt ein kurzes Vorwort mit. In diesem wird gesagt, daß sich die Mitglieder d. Orden, besonders der Jesuiten, Franziskaner und Kapuziner, nicht nur um die Verbreitung des Christentums in Chile und Brasilien seit Jahrhunderten die größten Verdienste erworben haben, sondern in den letzten fünfzig Jahren auch um die Erhaltung und Kräftigung des Deutschtums in den genannten Ländern. Die Broschüre soll aber auch ein Ehrenblatt für d. Fleiß und d. Kulturtätigkeit sein. Ich kann und muß vorweg erklären, daß diese beiden Aufgaben im allgemeinen gelöst werden und diese Broschüre als ein wertvoller Beitrag zu der reichen Literatur über das Deutschtum in Chile zu betrachten ist.

In der Einleitung, die als „Allgemeines“ bezeichnet ist, wird ein Artikel der Zeitung „La Union“, des Organs der clerikalkonservativen Partei, zitiert. In diesem Artikel wird ein Alarmruf erhoben ob der drohenden Germanisierung Chiles. Verfasser wendet sich dann zu Puerto Montt. Dieses habe mit Umgebung etwa 10000 Einwohner, und obgleich in Puerto Montt nur etwa 150 d. Familien wohnen, ist doch der d. Einfluß sehr groß. Die Mehrzahl der Stadtverordneten und der Alcalde sind D. Die Umgebung von Puerto Montt wird beschrieben, der Reichtum des Meeres an Muscheln, Fischen, Hummern usw. hervorgehoben. Puerto Varas mit 1000 Einwohnern ist rein d. Der Lanquihuesee und die d. Ansiedlungen an seinen Ufern werden kurz besprochen. Sehr gut sind die Kapitel „Der Urwald“ und „Die Arbeit der Kolonisation“ geschrieben. Uns interessiert hier aber mehr Kapitel 6: Verhältnisse der Kolonisten zur Justiz- und Landesverwaltung. Hier wird konstatiert, daß von den Chilenen den D. oft die Gastfreundschaft vorgehalten wird, die sie — die D. — in Chile genießen hätten und die es ihnen ermöglicht habe, zum Wohlstand zu gelangen. Die Chilenen vergessen aber, daß der Süden des Landes fast alles den D. verdankt. Von einer wahren Gastfreundschaft gegen die fremden Kolonisten sei zudem wenig oder nichts zu verspüren. Ja es bestehe gegen die D. eine gewisse Abneigung wegen ihrer Überlegenheit. Sehr richtig wird bemerkt, daß sich die gebildeten Chilenen über Deutschland und d. Wesen meist aus französischen Zeitungen und Zeitschriften unterrichten. Sehr gelitten haben die Kolonisten durch die zahlreichen Viehdiebstähle, für die nur selten strenge Verfolgung und Bestrafung zu erlangen war. Eine Besserung ist in neuester Zeit durch die Gendarmerie erfolgt, welche energisch gegen die Banditen vorging. Die schlechten

Fahr- und Reitwege haben meist die Kolonisten selbst gebessert. Vor der Auswanderung nach Chile wird gewarnt, solange nicht das noch heute herrschende Konfessionswesen beseitigt sei, wodurch große Parzellen in die Hände bevorzugter Spekulantengelangten.

P. Leonhardt geht dann auf die religiösen Verhältnisse ein. Im allgemeinen sei das Verhältnis unter den D. in Chile wie im Mutterland, d. h. zwei Drittel seien Protestanten und ein Drittel Katholiken.

Die Anzahl der deutschredenden Personen, wozu auch Österreicher und Schweizer gerechnet sind, schätzt P. Leonhardt auf 30- bis 40000 für ganz Chile. Nach dem Zensus von 1907 gab es 17300 Reichsd. — Für die religiösen Bedürfnisse arbeiten bayerische Kapuziner in Valdivia, Steyler Missionare in Santiago und La Serena, und d. Jesuiten in Puerto Montt. Außerdem sind Paderborner Schwestern in vielen Hospitälern tätig. Die sog. d. Schulen in Chile sind meist protestantisch. D. Salesianer und Franziskaner arbeiten als Missionare unter den Fenerländern.

Tegel.

Dr. Hellmuth Polakowsky.

Indien. Schweizer Söldner im Dienste der Englisch-ostindischen Kompanie um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Joh. Eduard Kilschmann. 80, 64 S. Diss. Bern, Selbstverl. d. Verf. 1911.

In dieser Dissertation wird gezeigt, wie die englische Überlegenheit über den französischen Konkurrenten in Südindien der Tüchtigkeit Schweizer Söldner und der Geschicklichkeit ihrer Führer zu verdanken ist. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sind, obgleich von der Schweizer Bundesregierung verboten, wiederholt Anwerbungen dieses tüchtigen Menschenmaterials von den Direktoren der Ostindischen Kompanie in der Schweiz vorgenommen worden und viele Transporte solcher Soldaten nach Indien gegangen. Ursprünglich wurden sie nur als Infanteristen verwendet, aber später sind auch Artilleriekompagnien aus ihnen gebildet worden. Die schweizerischen Kompanien standen in hohem Ansehen und genossen eine große Reihe von Privilegien, worunter hier die eigene, von den Direktoren unabhängige Strafgewalt ihrer Kommandeure, die von den übrigen Truppen abweichende Uniformierung und gewisse Abgabenerleichterungen erwähnt seien. Diese Anwerbung schweizerischer Söldner dauerte bis 1755, in welchem Jahre die bestehenden Kompanien aufgelöst und die Mannschaften unter die übrigen Truppen verteilt wurden.

Von besonderem Interesse wird das Büchlein durch die Wiedergabe von Namenlisten der nach Indien gehenden Offiziere und Söldner, die neben französischen eine große Zahl d. Namen aufweisen (Baumann, Huber, Meyer, Müller, Wagner, Gerber, Schmidt, Erdmann, Straubinger, Weber, Fleischer u. a. m.), und durch die Erzählung der Erlebnisse eines deutschschweizerischen Söldners, Daniel Frischmann. Dieser Mann brachte es in den Diensten der Kompanie bis zum Oberstleutnant und kehrte nach mancherlei Kriegsschicksalen und nach einer Abwesenheit von 23 Jahren wieder in sein Heimatland zurück (1770). Jedenfalls erwecken die Schilderungen des kleinen Schriftchens die Überzeugung, daß die Schweizer Kompanien einen sehr wesentlichen, wenn nicht überhaupt den Hauptanteil an der Entfaltung und ersten Befestigung der englischen Herrschaft in Indien gehabt haben.

Leipzig.

Dr. Eduard Wagner.

Deutschkunde im schönggeistigen Schrifttum.

(D. d. = Deutsch.)

Steiermark. „Die Hungerglocke“. Roman von Ludwig Mahnert. 2. Aufl. 80, 307 S. Duisburg 1912, Dietrich u. Hermann.

Auch die D. Erde kann an dieser bedeutsamen Erscheinung, einem Roman aus der evangelischen Bewegung in der Steiermark, trotz ihres Standpunktes zwischen und über den Bekenntnissen, nicht vorübergehen wegen seines deutschkundlichen und deutschvölkischen Inhalts und Gehalts. Das Werk wird noch mehr von sich reden machen, ist nach Stoff und Anlage von geradezu dramatischer Wirkung, zur Dramatisierung förmlich herausfordernd. Neben der religiösen Bewegung und sie fördernd geht der völkische Kampf. Der Ansturm des westlichen Zweiges der Südslawen, der Winden oder Slowenen, gegen die D., denen dieses Völkchen von knapp einer Million dankt, was es an Gesittung und Bildung gegen früher gewonnen, friedlich und zufrieden, ehe es durch seine Führer, in erster Reihe Priester und Advokaten, zu wildem Hass aufgepeitscht worden. Von Krain, das sie in ihre Gewalt bekommen, tragen sie die Sturmflagge ins Küstland hinüber mit Hilfe ihrer kroatischen Brüder in Istrien, nordwärts über die Karawankenpässe in das anstoßende windische Landesviertel von Kärnten, vor allem aber in die südliche Steiermark, dem Deutschtum der Städte und Marktflecken dort, bis nach Marburg, das Grab zu graben.

Schauplatz des Romans ist diese alte d. Stadt an der Drau und dem Fuße des Bachergebirges mit ihrer Umgebung, so deutlich bezeichnet (wenn auch der Name nicht genannt ist) wie die Zeit der Handlung, das letzte Jahrzehnt, daß es nahe liegt, auf wirkliche Ereignisse als Unterlage der Erzählung zu schließen. „Sie sind der letzte d. Priester hier. Wir ändern alle, vom Fürstbischof bis zum letzten Jögling der Theologie, wir alle sind Slowenen!“ entgegnet der Vikar dem würdigen, alten Kanonikus Pfeifer, als der auf sein Ansinnen nicht eingehen will und ihm die Hege seiner Landsleute und gerade der Priester entgegenhält, durch welche man selbst ja die D. aus der Kirche hinaustreibt: „Über 1000 haben wir in unserer Stadt schon verloren, und wie viele werden noch folgen?“ Das tut auch der Werkführer Oswald, dessen Gestalt im Mittelpunkt des Romanes steht, ein kernhafter D. aus der oberen Steiermark, dessen Braut von dem slowenischen Priester der d. Domgemeinde, am Sterbebett der Mutter durch Drohen mit Verweigerung der Absolution, der Schwur, katholisch zu bleiben und ihr Verlöbnis zu lösen, abgepreßt wird, ein Schwur, den sie nicht halten könnte, der sie in den Tod treibt. Nicht das ist es, was Oswald zum Bruch mit seiner Kirche bringt, er ist Gottsucher, tritt auch nicht kurzer Hand der evangelischen Gemeinde bei, erst später aus voller Überzeugung. Deutschbewußt ist Oswald von jeher gewesen. „Mit Groll sah er jedesmal die massigen Doppeltürme der (neuen) slowenischen Franziskanerkirche, zu deren Bau frommgutmütige d. Frauen die Backsteine hatten beitragen helfen, den schlanken Eisenturm des windischen Trutzhauses, des Narodny Dom...“ Er weiß, daß das nicht ohne eigene Schuld der D. so weit gekommen: „Langsam, aber ständig drangen die Slowenen mit Beamten, Diensthofen und Lehrlingen in die Stadt und machten sich unter dem Schutz der Regierung in-

folge der trauerseligen Lässigkeit eines großen Teiles ihrer Bürgerschaft darin breit mit einer Glut und Hier, die ihn mit banger Sorge erfüllte. So hatten sie sich fest eingenistet in den lieben und. Ort, indem sie bereits ein Sechstel der Bewohner ausmachten.“ Aus der Stadt führt der Roman auch in die anmutige Umgebung durch d. Orte der Sprachinsel und zu einem evangelischen Berggottesdienst in die Waldeinsamkeit des Bachergebirges, wo wieder Windische angrenzen. Eingehender lehrt die Erzählung den Leser den Kampf der Sprachgrenze kennen in der hartumstrittenen ausgedehnten Gemeinde St. Egidy in den „windischen Büheln“ nördlich von Marburg, wohin zur Einweihung eines Narodny Dom, unfern dem d. Hause, Hunderte von windischen Orlisten mit ihren roten Hemden in einem Sonderzug von Laibach kommen, „bedrohen unsere Volksgenossen und ziehen durch den Ort, als ob er ganz und gar windisch wäre“. „Da müssen wir hin, um ihnen zu zeigen, daß wir auch noch da sind!“ ist nun die d. Lösung in den Nachbardörfern und in Marburg. „Da siedelt die ‚Südmark‘ alle Jahr schwäbische Bauern an, den Norden von unserer Stadt wieder d. zu machen.“ So erleben wir mit Oswald und einem wackeren d. Mädchen, das den Bräutigam durch seine Entschlossenheit beschämt, wegen seiner völkischen Unzuverlässigkeit und Feigheit sogar aufgibt, einen packend geschilderten Ausschnitt aus dem großen Kampf der Sprachen und der Völker, wie er sich neben dem stillen alltäglichen bei besonderen Anlässen mit bis zum Hase gesteigerter Leidenschaft an den Orten, wo sie aneinander stoßen, immer wieder abspielt. Und wir freuen uns mit des Ausblickes auf die Zukunft: „Hinter dem ‚Südmarkhof‘, eine halbe Stunde Weges, träumten die Höfe der schwäbischen Ansiedler...“ Diese hier sind aus dem D. Reiche hereingekommen und nachgefolgt, kinderreiche Familien aus den Rebgebieten um Heilbronn a. N. meist, während in und bei Mahrenberg, einem vorgeschobenen d. Orte, ein paar Stunden oberhalb von Marburg a. d. Drau, „Schwabern“ aus Slawonien angesiedelt worden sind — kleine, aber verheißungsvolle Anfänge.

In erster Reihe Slowene und dann noch lange nicht wirklicher Priester, hatte jener Domvikar sich nicht gescheut, in seiner Zeitung den evangelischen Geistlichen aus dem Reiche — „den Abstinenzler, den protestantischen Pfaff!“, wie ihn ein slowenischer Arbeiter nennt — auch politisch zu verdächtigen: „Dieser Pastor ist ein verkleideter preussischer Offizier, wie die andern auch, die ihre Regierung nach Österreich geschickt hat, damit sie ihr den Weg zur Adria bahnen.“

Sehn, hundertmal soviel als bis jetzt Landwirte, Weinbauern in die Rebberge der „windischen Büheln“, die d. Insel in und um Marburg wieder zu verbinden mit dem geschlossenen d. Sprachgebiet — und weiter hinunter im herrlichen Steirer Unterland! — Handwerker und Gewerbetreibende in die Städte und Märkte! — d. industrielle Unternehmungen bis zum Südmeer und Niederlassungen reichs. Handelshäuser, Reedereien in dem Südhafen des d. Volkes, der einstigen d. Bundesstadt Triest, nicht zuletzt ein kräftiger Arm des großen d. Reifestroms in diese herrlichen Alpenvorlande und ihre südlichen Seegeflüde!

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Siebenbürgen. Wenn Ähren reifen. Dorfbilder aus Siebenbürgen. Von R. Sieglar. 80, 109 S. Berlin 1908, K. Curtius.

Die Verfasserin — der volle Vorname heißt „Regine“ — nebenbei eine Nichte des verstorbenen Sachsenbischöfs Dr. G. D. Teutsch — war nach dem Tode der Mutter „auf d. Urheimatboden“ im Reiche gewesen, sich durch ihre „Kunst eine Existenz zu gründen“. Zurückgekehrt nach Siebenbürgen zu Vater und Geschwistern ins ländliche Pfarrhaus, schildert sie in Briefen an einen Jugendfreund die neuen Eindrücke in der alten Heimat, dem Dorfe Arfeden (Erfed) auf dem Sachsenboden, damit gemeinsame Erinnerungen aus früheren Jahren verbindend — von „der Nachbarstadt mit ihrer stillen Romantik in verschlungenen Gassen und alten Türmen“ und vom Lande. Und dieses „sächsisches Dorfleben“ läßt R. Sieglar nun den Leser miterleben vom Frühsommer bis zur Jahreswende — in dichterisch gestimmten Kleinbildern: dem Abend im Orte mit der Pflanderbank vor dem Hause an der Marktzeile und den flachshaarigen Bauernkindern, dem stillen Frieden der einbrechenden Nacht über Dorf, Wiese, Wald und Bergen — vor allem aber auch solchen, die uns die Eigenart dieses kernigen siebenbürgisch-d. Bauernstammes vorführen, mit Streiflichtern auf die Nachbarn im rumänischen und im Zigeunerviertel, den leidenschaftlichen Tanz der Hora dort und hier die schwermütigen Weisen des rätselhaften Naturvolkes. — Die sächsischen Bauern dagegen, „über deren arbeitsiharten Gesichtern die seltene Erholung sich in breitem Behagen, wie Sonnenschein niedergelassen hat“, auch im Festtagskleid des Sonntags gemessen und ernst; beim erstmaligen Versuch eines Maienfestes am Werktag im Walde „die Alten wortlos und ohne Freude, sich sehnend nach Wirtschaft und Arbeit“, und auch die Jungen „nicht mit rechter Herzenslust“ bei diesem Tanz im Freien, wie sonst am Sonntag im Orte drin — denn so war's man eben gewohnt“, da tanzen sie „mit Inbrunst und einer Ausdauer, die sie wohl bei der Arbeit lernten und nun beim Vergnügen üben“. Jäh hält das sächsische Dorf an der alten Sitte: dem Kranz, der beim Kornschnitt in der Frühkirche auf dem Altar liegen muß — den Liebern beim Heimzug der Schnitter und Schnitterinnen mit „Nun danket alle Gott!“ — im Dorfe endend — dem „Hauftenbringen“ in die Pfarrscheuer, der freiwilligen Garbenspende der ganzen Gemeinde an Stelle des früheren Pfarrzehntens — diesem „Einfügen des Einzelnen in das die ganze Gemeinde umfassende Wirtschaftssystem“, in welchem, „wenn die Vorderen der Gemeinde in stiller Amtsstube ihre Beschlüsse gefaßt haben, und die Arbeit für den nächsten Tag durch den „Borger“ verkündet worden, ein Wille alle Hände lenkt und ihnen Sichel und Sense, Pflug und Egge zu führen gebietet“. — Nach altem festgefügten Brauche erhält der Bringer des ersten Garbenhaufens, ein lediger Bursche, „den Strauß von Lerkojen und Rosen“, den die Pfarrtöchter gebunden, und steht im Schatten des Kastanienbaumes im Pfarrhofe für die Geber ein Tischchen mit Brot und Wein, der Pfarrer mit freundlichem Danke daneben. — „Am selben Abend ist großes Amtessen im Pfarrhause, so will es der alte Brauch, für die zwölf Amtslente in ihren dunkelblauen Tuchjacken, rechts vom Pfarrer der Richter, dann die andern je nach Rang und Würde“ — schweigend, erst beim Weine etwas aufbauend. — So bringen auch in althergebrachter Weise alljährlich zweimal, im Frühjahr und Herbst, die

„Brüderschaftsburschen“ das Pfarrholz, das sie in stammer Arbeit des Morgens im Walde gehauen, nachmittags im Pfarrhof aufspalten und im „Kasten aufsetzen“ währenddem in der Pfarrküche ein „Essen mit Sauerkohl, viel Speck und Fleisch“ zubereitet wird, das sie mit dem zugehörigen Brot und Wein des Abends in der Wohnung des „Altknechtes“ verzehren. — Da klingen schon aus den Höfen die Hackbretter der Frauen, welche die Hanf- und Flachsernte zum Spinnen vorbereiten, durch die Nacht, bis der Nachtwächter, „gravitatisch und breitspurig“, durch sein „hört ihr Leut“ Feierabend bietet. — Im Dezember ist dann die Zeit der Spinnstube — abwechselnd in einem Hause jeder „Nachbarschaft“, alle andern sonst dunkel, in jenen siebenbürgischen Bauernstuben mit ihrem altertümlichen Hausrat, den irdenen Krügen mit blauen Tulpenmustern und den Zinntellern unter der braunen Balkendecke, dem hoch aufgetürmten Himmelbett, den Holztrühen an den Wänden, bemalt mit steifen bunten Blumen. — „Und wenn die Weihnachtsglocken verklungen sind, holt der Mann aus der Kammer den Webstuhl, und nun wird gewebt, was die Hände gesponnen“. — Zu Weihnachten holen zu Roß die Knaben zusammen das Grün im pfeifenden Wintersturm aus dem Walde. — Im Pfarrhause aber, wo in warmer Sommernacht unter den Weinranken der Laube bei Jugendbesuch Studentenlieder erklingen waren, „die der Vater vor vierzig Jahren in Jena und Heidelberg gesungen“, wo ein andermal mit dem nachbarlichen Amtsbruder Erinnerungen an die Hochschulzeit „im d. Mutterland“ ausgetauscht worden — den Schatten „der stets über uns hängenden Madjarisierungsgewölke“ auf Augenblicke zu entweichen —, plaudert nun am knisternden Ofen in der Winterdämmerung der Vater mit dem alten Lehrer von der gemeinsamen Schulzeit in dem damals altväterischen Leben zu Schäßburg, dem blutigen Bürgerkrieg 1848 und von Sagen und Geschichte der Gegend.

„Wenn Ähren reifen“, nennt sich dieser duftige Strauß, den — nach einem Bändchen Gedichte — die Volksgenossin aus dem d. Osten herüber reicht — „es reißt vieles in mir, ich fühle es — es ist Sommerszeit“, schreibt sie im Beginn des Briefwechsels, „beten Sie, daß kein Gewitter meine Ähren knick!“ — Das wünschen wir in sorgenvoller Zeit auch für ihr Volk, die wackeren Siebenbürger Sachsen — für die D. draußen alle.

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Siebenbürgen. Die letzten Sachsen von Klein-Schogen. Von Julius Orendi. 80, 158 S. Hermannstadt 1912, W. Krafft.

Im nördlichen Siebenbürgen liegt Klein-Schogen, eine ehemals auf ungarisch-adligem Gebiet angelegte d. Ansiedlung, die später von den aus dem nahen Gebirge niedersteigenden Rumänen fast ganz überflutet wurde. Um sich vor dem gänzlichen Untergang, wie er im Laufe der Jahrhunderte zahlreichen andern d. Dörfern Siebenbürgens zuteil geworden, zu retten, wanderte das noch übrige kleine Häuflein in eine unfern gelegene, stammverwandte, starke Gemeinde auf freiem Sachsenboden aus. Dies ist der historische Kern der vorliegenden Geschichte. An ihn knüpft der Verfasser noch die Erzählung, wie der einzige Sachse, der in Klein-Schogen zurückblieb, gefesselt von der Liebe zu einem schönen Rumänenweib, das er zur Gattin nahm, durch deren Liebhaber und Geliebten seinen Tod fand. In die Handlung sind mehr

oder minder weit ausgespinnene Reden eingeflochten, welche die lehrhafte Absicht des Verfassers erst recht klar machen. Er will durch den Hinweis auf die Vergangenheit eine eindringliche Mahnung an seine Volksgenossen in der Gegenwart richten, auf ihre nationale Erhaltung ernstlich bedacht zu sein. Das gut geschriebene Büchlein ist geeignet, in diesem Kreise heilsam zu wirken. Aber auch die Fernstehenden werden für die literarische Gabe dankbar sein. Denn sie gewährt einen klaren Einblick in das äußere und innere Volksleben der Siebenbürger Sachsen. Die Zeichnung der Verhältnisse und Personen ist trennend und treffend. Der Verfasser ist in jener Gegend, in welcher die Geschichte spielt, geboren und herangewachsen, und dort hat er auch seine erste Amtswirksamkeit entfaltet. Seinen Stand verrät der pastorale Anschnitt des Ganzen. Zum Nutzen auswärtiger Leser wäre für eine zweite Auflage die Erklärung der in den Reden und Gesprächen vorkommenden eigentümlich siebenbürgischen Ausdrücke zu empfehlen.

Graz.

Dr. Karl Reissenberger.

Rußland. „Nor net lopper g'gewal“ Eine Erzählung aus den deutschen Wolgakolonien. Vom Kol'nijer A. E. 80, 450 S. Saratow 1911, Buchdruckerei „Energie“.

Eine wahre Fundgrube für die Kenntnis von Land und Leuten der großen zusammenhängenden Gebiete d. Tunge mit über einer halben Million Seelen zu beiden Seiten des Mittellaufs der Wolga, zugleich auch eine beachtenswerte Erscheinung durch die Person des Verfassers, der selbst Kolonistensohn ist und als Lehrer an einer d. Schule dort wirkt; wohl der erste Wolgab., der sich auf dem Gebiet des schöngeistigen Schrifttums betätigt oder wenigstens damit an die Öffentlichkeit getreten ist. Es sind gewiß zum Teil eigene Erfahrungen, die er als Lehrer einer Dorfschule gemacht und in dieser Erzählung niedergelegt hat. Viel nicht Erfreuliches: der geistige Tiefstand dieser fernen Landsleute gegenüber unserem Geistesleben ist ja begreiflich; die Nachkommen der vor anderthalb Jahrhunderten unter Katharina II. nach der unwirtschaftlichen Gemeinde- und Bodenverfassung angesiedelten Kleinbauern aus allen Teilen des D. Reiches, besonders aber dem Süden, hatten beinahe alle Beziehungen zu dem Mutterlande verloren, und die Anfänge zu Fortschritten im Schulwesen sind durch ein Viertelsjahrhundert der Verrassung in der Blüte geknickt worden; wer sich höherer Bildung zuwandte, ging meist für sein Volk verloren. Auch d. Lehrer gefallen sich nach dem Bunde in der fremden herrschenden Sprache, haben russische Spiel- und Trinksitten angenommen, sind, mit dem selbstherrlichen leichtsinnigen Gemeindeführer, dem beschränkten Dorfschulzen und besonders dem herrschsüchtigen Pastor (dem Namen nach ein Lette) gerade die Hauptgegner des jungen Lehrers Johannes Walker mit seinen „Neuerungen“, der von der Grimmer Zentralschule und der russischen Lehrprüfung in das Dorf „Eichenwald“ als Schulleiter kommt an Stelle des Trinkers und Fanlenzers Drachenburg und neben den alten schwachen Schulmeister Busch, bei dem er nur ängstlich vorsichtige Hilfe findet in seinem Streben nach Besserung der rückständigen Verhältnisse. Das Ringen und Kämpfen des neuen Lehrers ist trotz alledem nicht ohne Erfolge, ein paar wachere Bauern sehen ihm bei, der Kreis und der Einfluß der Widerpenstigen schwindet allmählich. Walker durchbricht alsbald die eingewurzelte Unsitte, die

Schule im Herbst statt am 15. September erst 15. Oktober zu beginnen, gewinnt die Herzen der von seinem Vorgänger eingeschüchterten Kinder, hebt den Unterricht und erwirkt seitens der Gemeinde Verbesserung der Schulräumlichkeiten (550 Kinder in einem großen ungeteilten Saal für die beiden Lehrer!); er führt auch einen Nachbarlehrer zu einem häuslicheren, geordneten Leben. Und neues Leben kommt überhaupt durch ihn in die geistige Erstarrung dieses zurückgebliebenen, aber in seinem Kern guten Bauernvolkes: für die Wöchnerinnen, die Kranken wird auf des Lehrers Mahnen eine ausgebildete Pflegerin, „Kronsamme“, in der Gemeinde angestellt; von ihm wird der Gemeinde rechtzeitig Belehrung über die neuen Freiheiten des kaiserlichen Manifestes (Revolutionsjahr 1905!) erteilt, im Anschluß daran Einrichtung einer Sonntagschule für Erwachsene betrieben. Da wird seinem Wirken, auch für die Weiterbildung der d. Lehrer selbst, ein jähes Ende bereitet: auf der Rückfahrt von der Stadt verunglückt Walker in einem fürchterlichen Schneesturm, er stirbt mit den Worten seines Wahlspruchs: „Nor net lopper g'gewal“ den ihm in seinen ersten schweren Anfängen der „Vetter Balser“ entgegengerufen.

Vom Beginn eines Winterhalbjahres bis in den nachfolgenden Winter hinein hatte seine Wirksamkeit gedauert. In dieser Zeitspanne von nicht viel mehr als einem Jahr führt die Erzählung durch das ganze bäuerliche Leben eines dieser d. Dörfer an der Wolga, das in den andern im wesentlichen in ähnlicher Weise sich abspielen wird. Wir schauen mit dem Verfasser in die Häuser mit ihrer einfachen aber sauberen Einrichtung, in die schwere Arbeit des Werktages und in die Feier der Sonntage, in die Vorbereitungen und die Begehung des Weihnachts- und Osterfestes, in gute und üble Sitten und Bräuche, in die Herzen der Menschen selbst. Das alles wirkt um so anschaulicher in dem Bunde, als der Verfasser die „Kolonisten“ in ihrer Mundart sprechen läßt, die, im wesentlichen Schwäbisch, auch bei den Nachkommen der nicht aus Schwaben Eingewanderten gegliedert zu haben scheint. Sie ist auch für nicht südd. Leser nicht allzu schwer verständlich, hier und da durch eine Anmerkung erklärt.

Für uns stehen die Schilderungen aus dem Leben der d. Siedlungen an der Wolga von der Feder eines ihrer Söhne bis jetzt, meines Wissens wenigstens, einzigartig da. Ein erfreuliches Zeichen, wie es sich beim Auslandsdeutschtum zu regen beginnt, wo es am wenigsten mehr zu erwarten war, und daß ein solches Werk nicht nur geschrieben worden, sondern auch einen Verleger gefunden, im Lande selbst, in dem Hauptort der Wolgakolonien.

Möge es viele Leser, auch bei uns, finden und den Zweck erreichen, dem es dienen will: diese unsere fernsten Volksgenossen im Osten aus ihrer geistigen und völkischen Rückständigkeit herauszureißen und emporzuheben zu dem Bewußtsein, daß d. sein heißt: vorwärts streben und arbeiten nicht nur für des Leibes Notdurft und zur Mehrung des Besitzes, sondern auch für höhere Gesittung und Bildung.

Noch mehr solcher Arbeiter und Arbeiten wie hier besprochen, und wir dürfen die Hoffnung auch auf diesen Teil unseres Volkstums nicht aufgeben, der in seiner derben Urvärsigkeit und unverbrauchten Volkskraft freilich besser auf einem näheren Posten, an unserer Sprachgrenze, stünde, in der Ost- oder Südmarch!

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Abb. 1

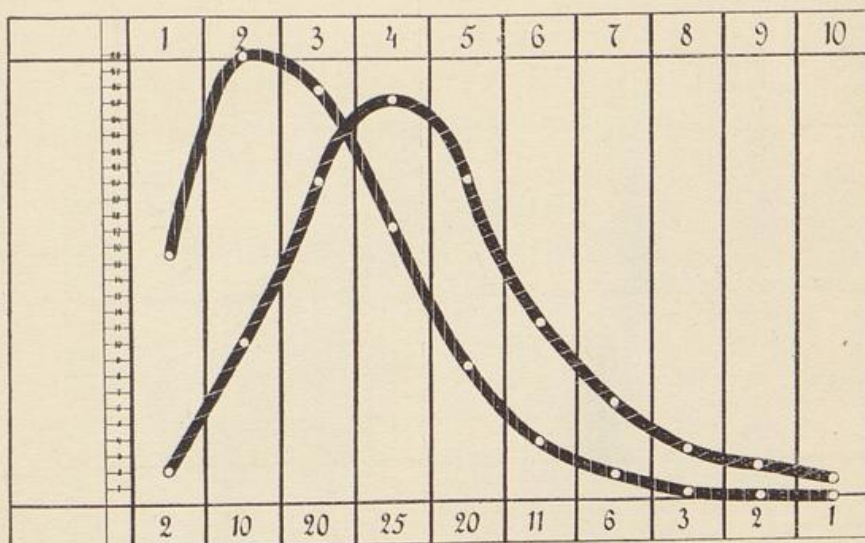
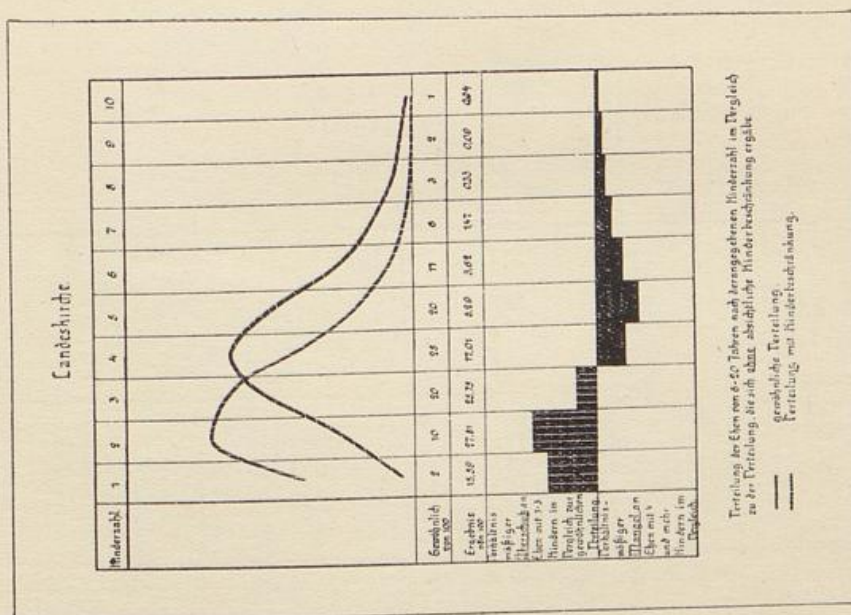


Abb. 2



GOTHA: JUSTUS PERTHES

Abb. 3

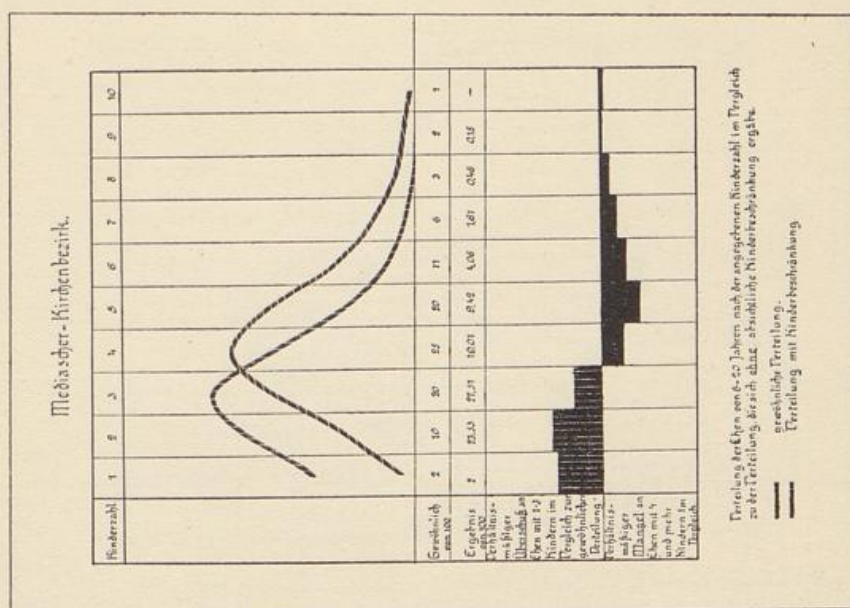
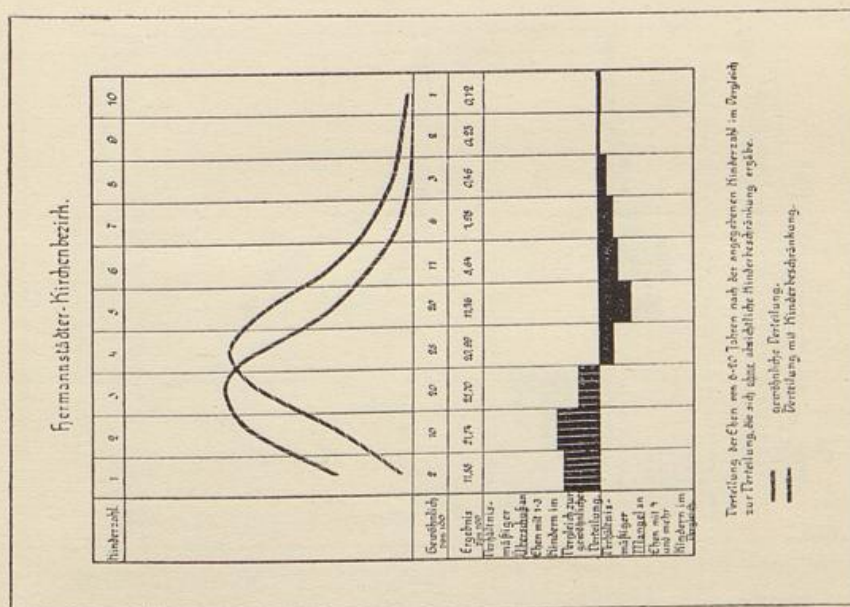


Abb. 4



GOTHA: JUSTUS PERTHES

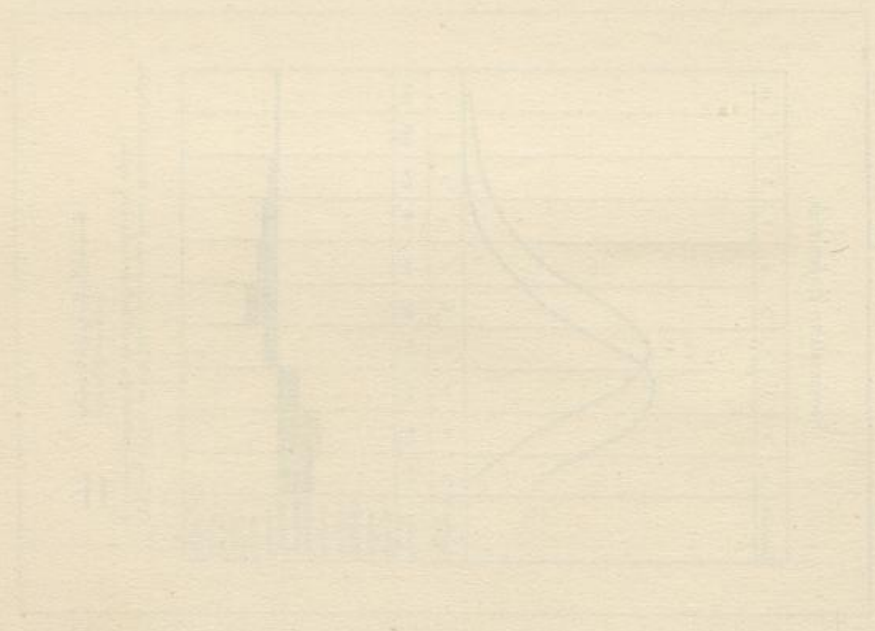
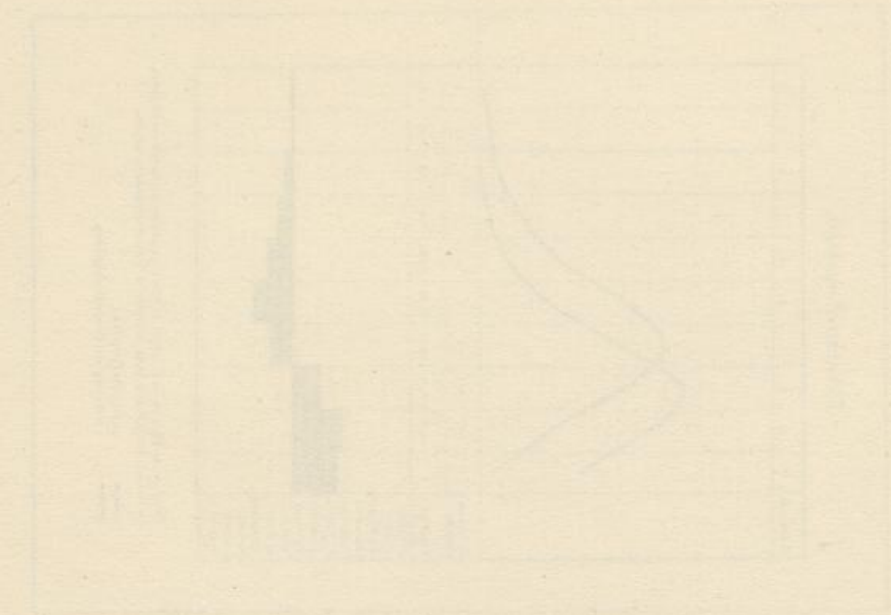


Abb. 5

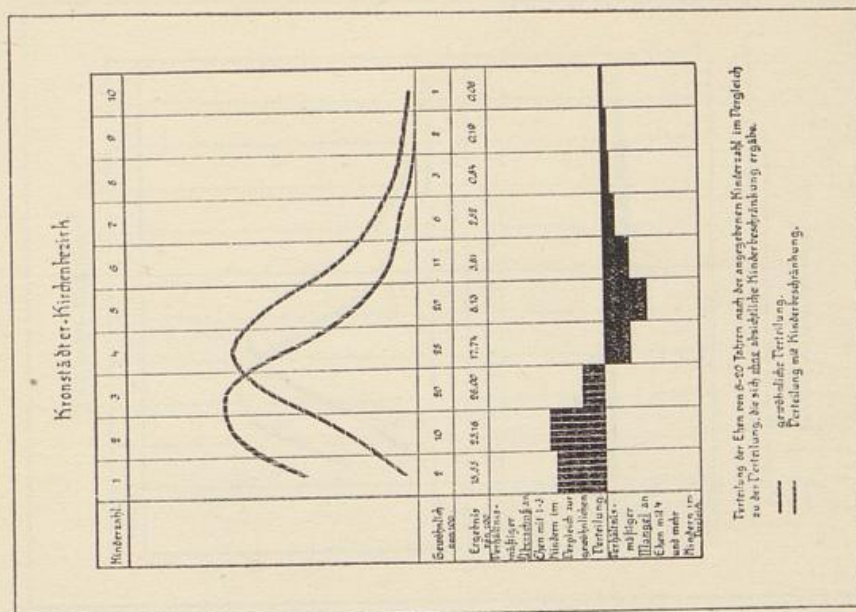
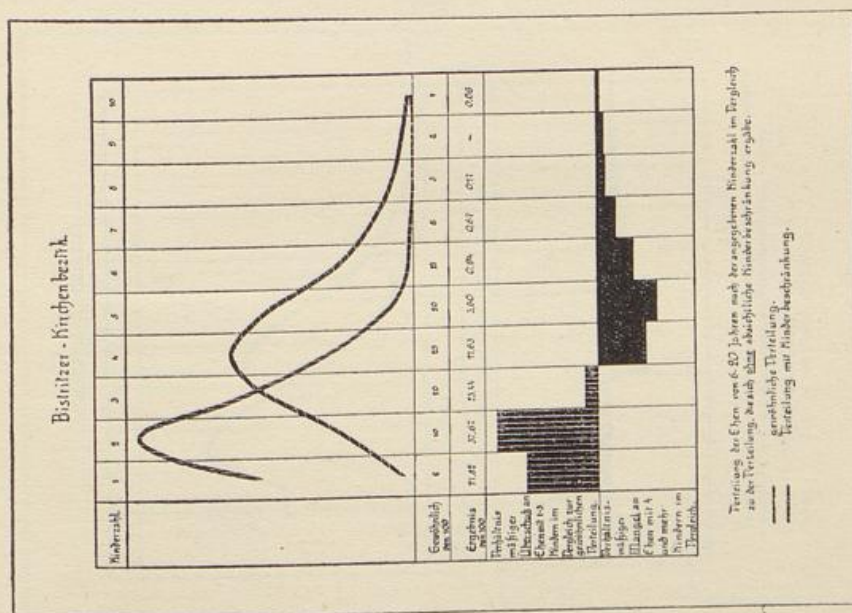


Abb. 6



GOTHA: JUSTUS PERTHES

Abb. 7

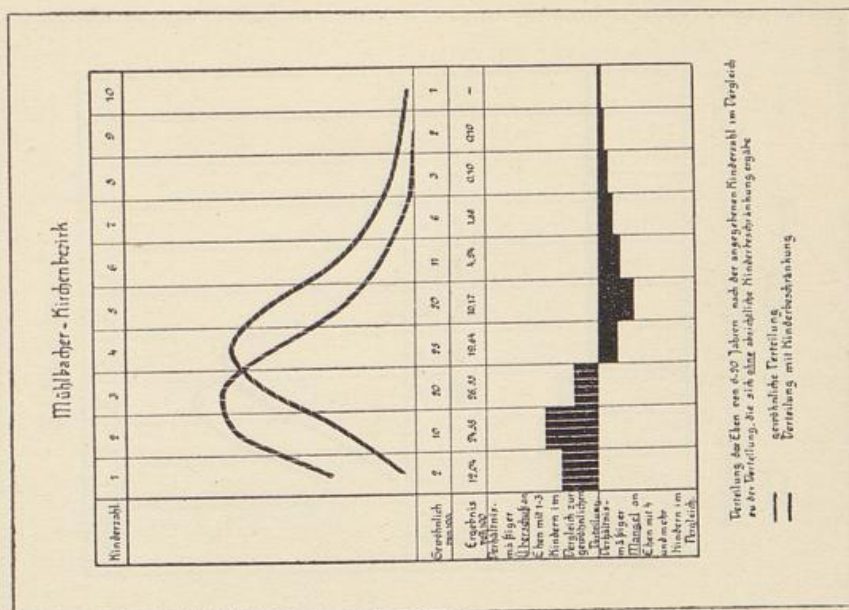
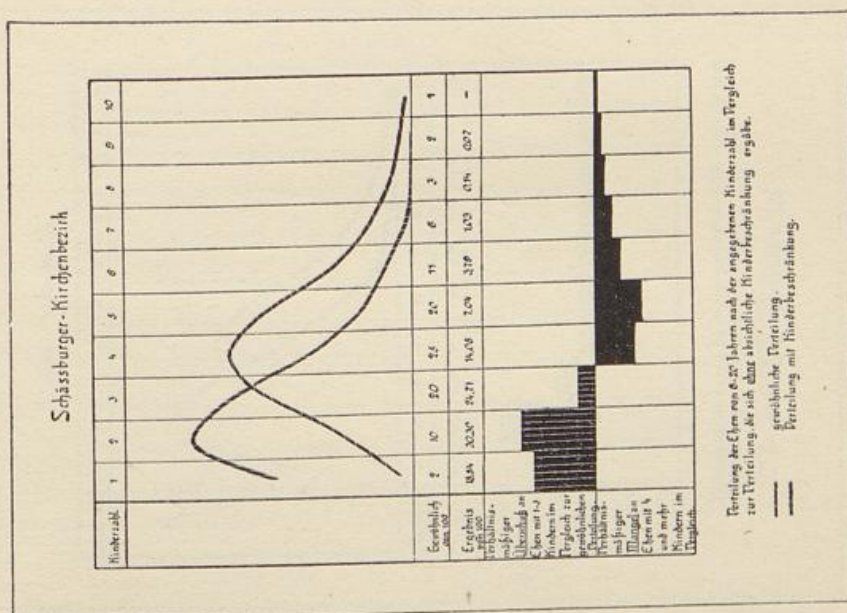
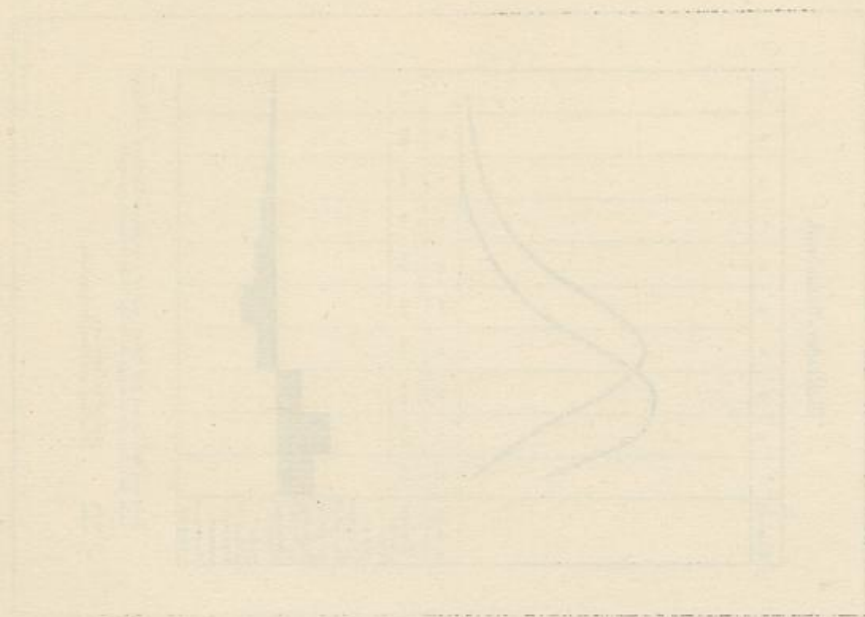


Abb. 8

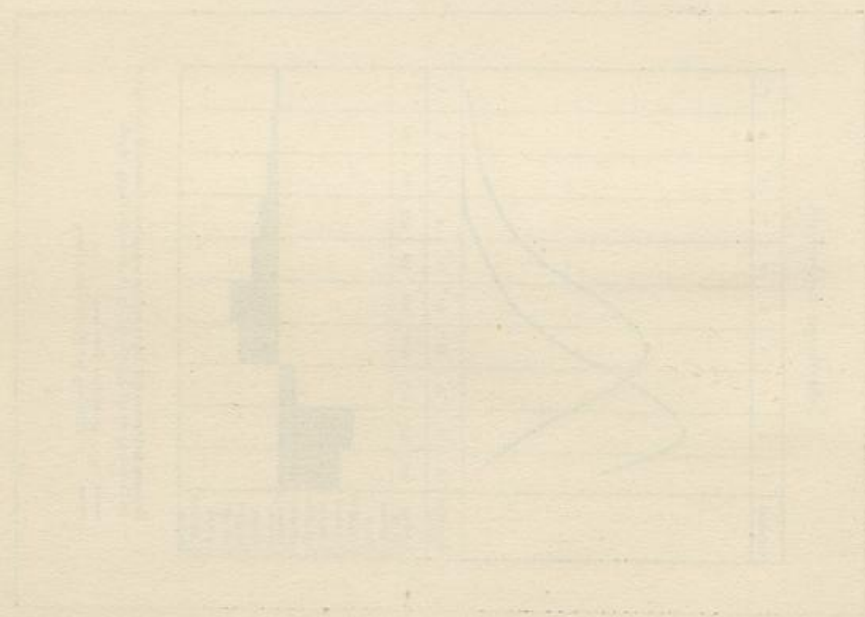


GOTHA: JUSTUS PERTHES

17. April



17. April



17. April 1904

Abb. 9

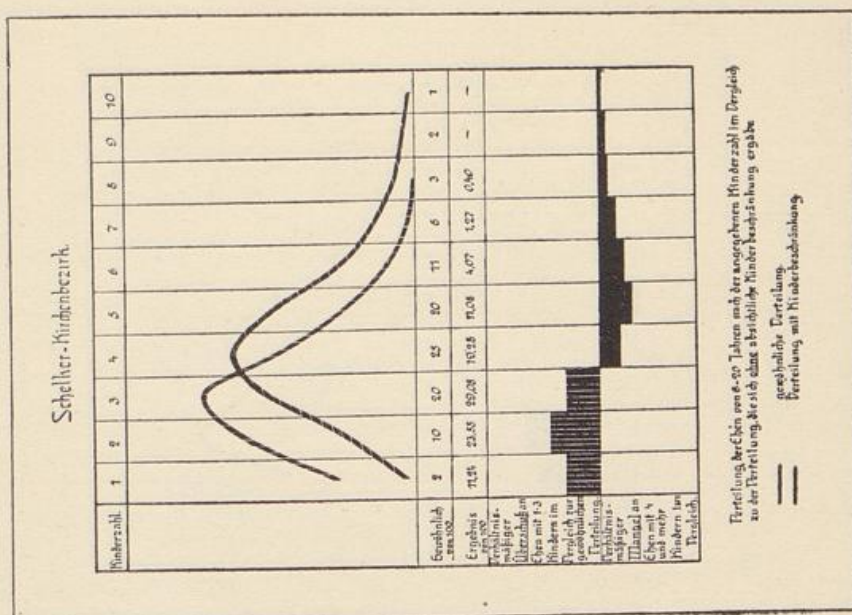
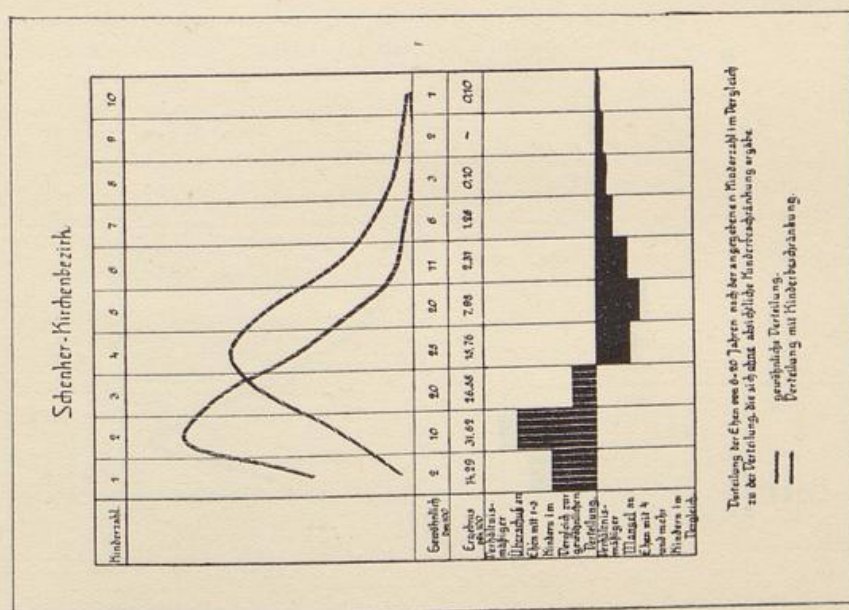


Abb. 10



GOTHA: JUSTUS PERTHES

Fig. 1



Fig. 2

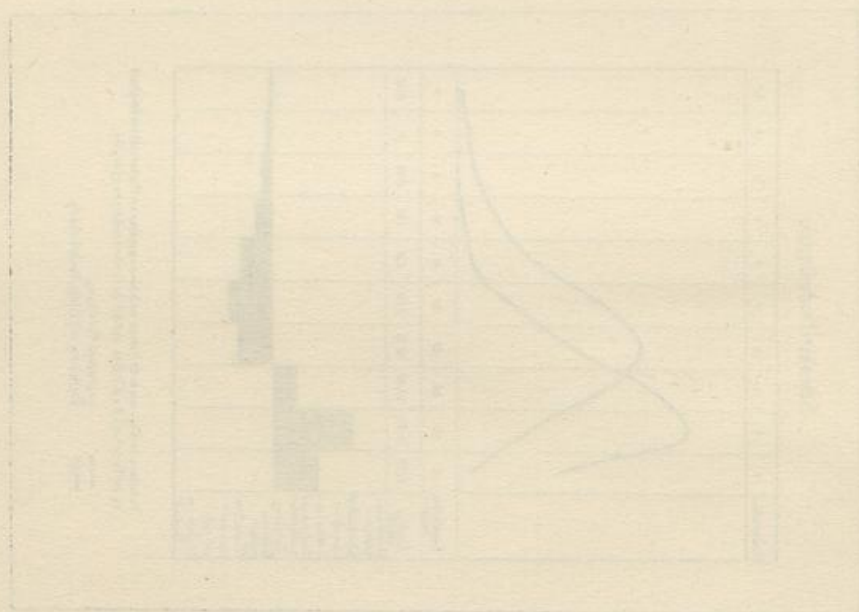


Fig. 3

Abb. 11

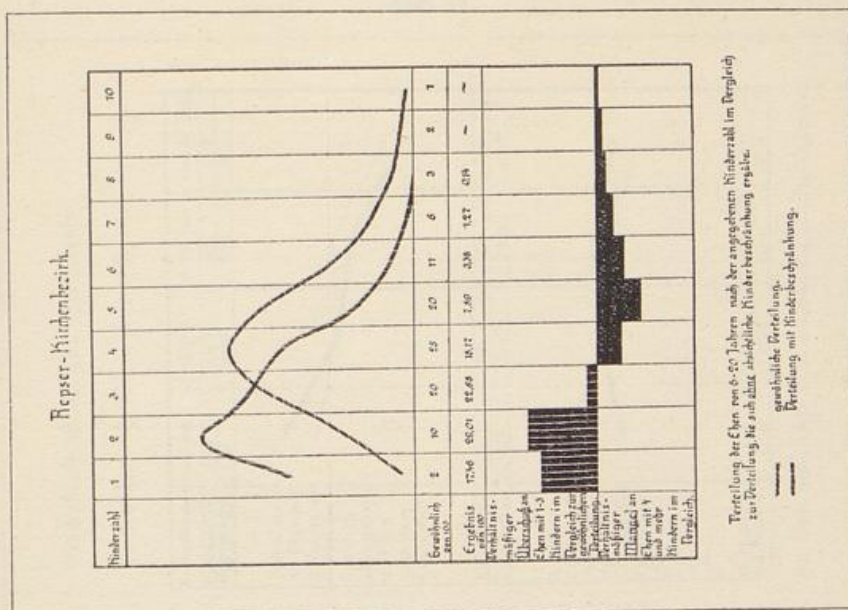
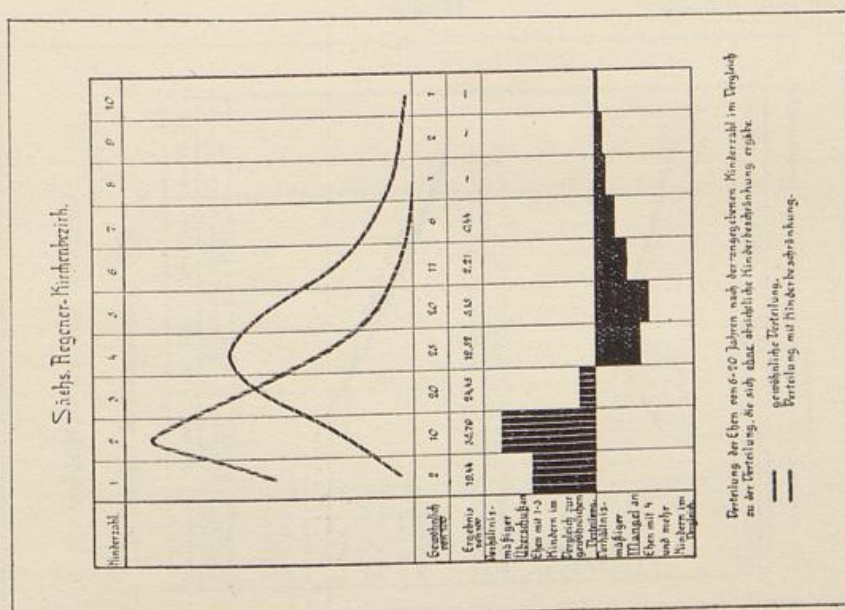


Abb. 12



GOTHA: JUSTUS PERTHES

Fig. 11

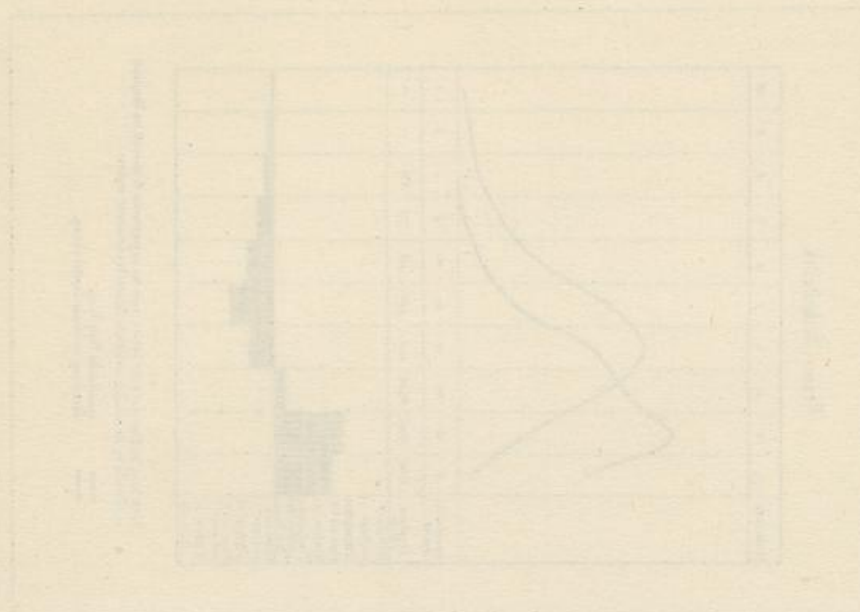
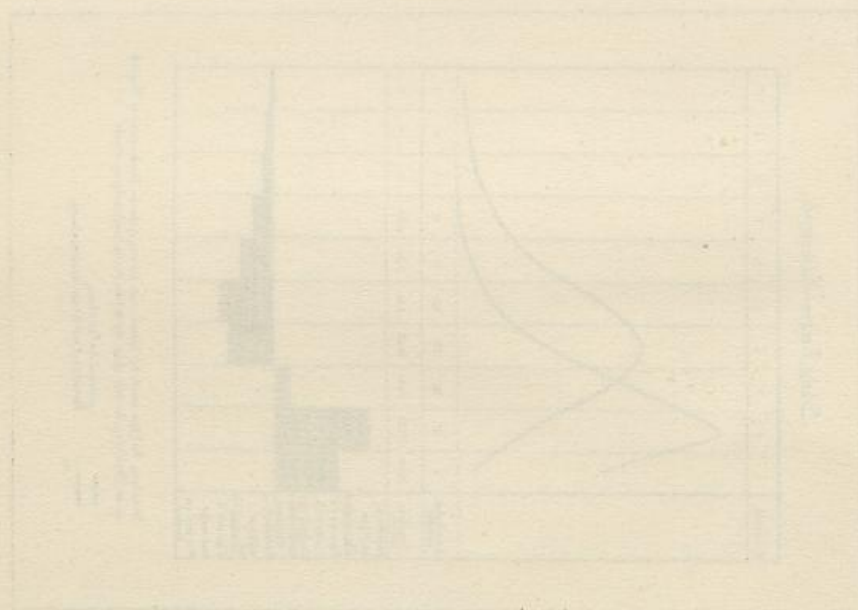


Fig. 12



Journal 1887, Jan 18

Abb. 13

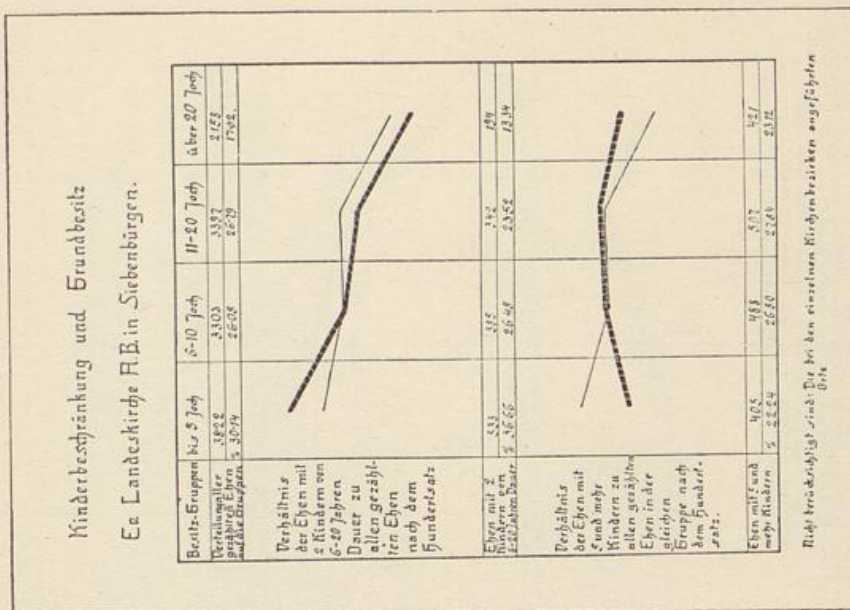
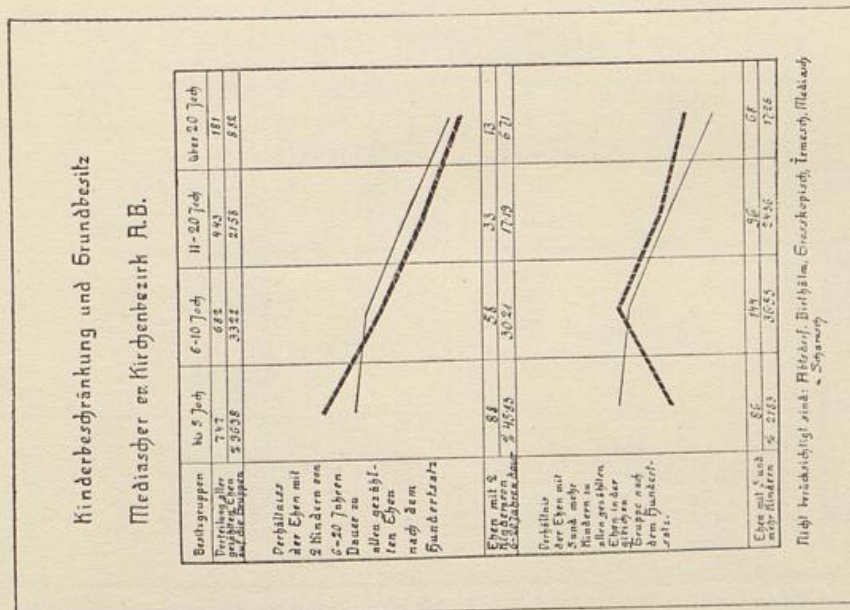


Abb. 14

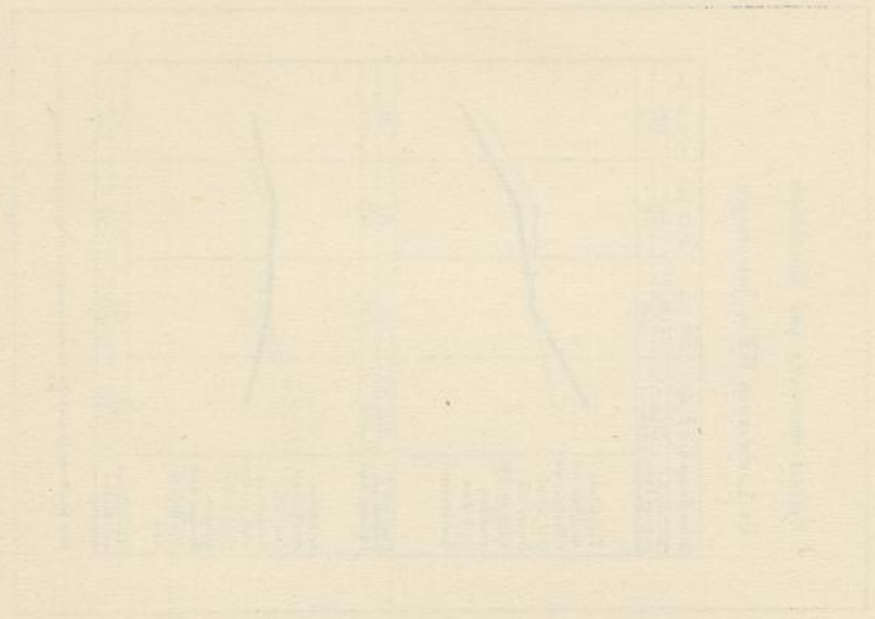


GOtha: JUSTUS PERTHES

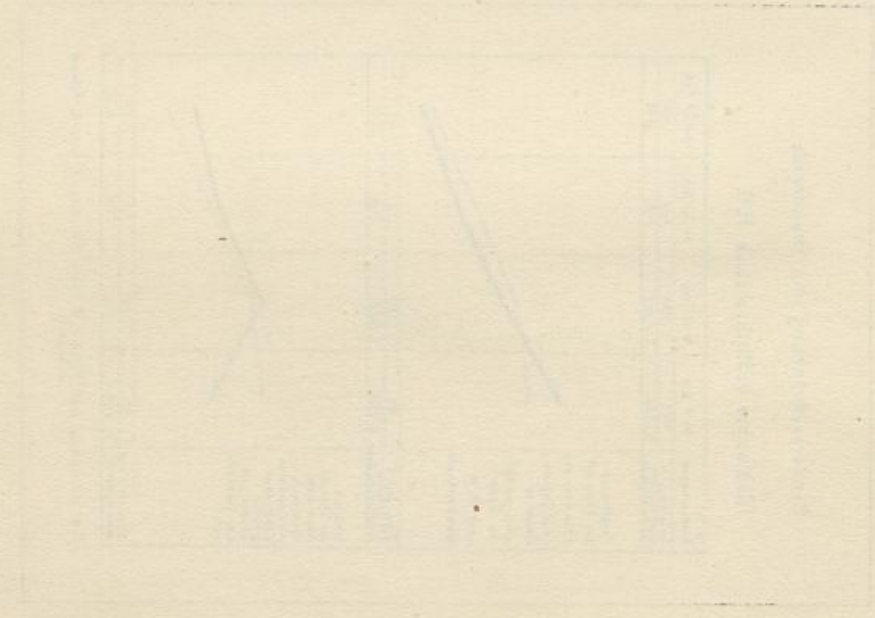
Handwritten text at the top left of the page.

Handwritten text at the top right of the page.

Handwritten text in the center of the page.



Handwritten text in the center of the page.



Handwritten text at the bottom center of the page.

Abb. 15

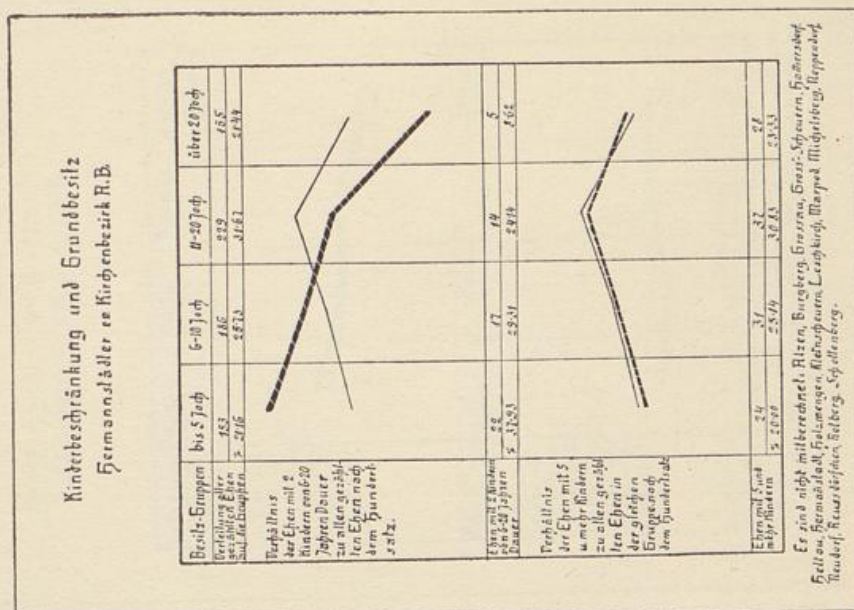
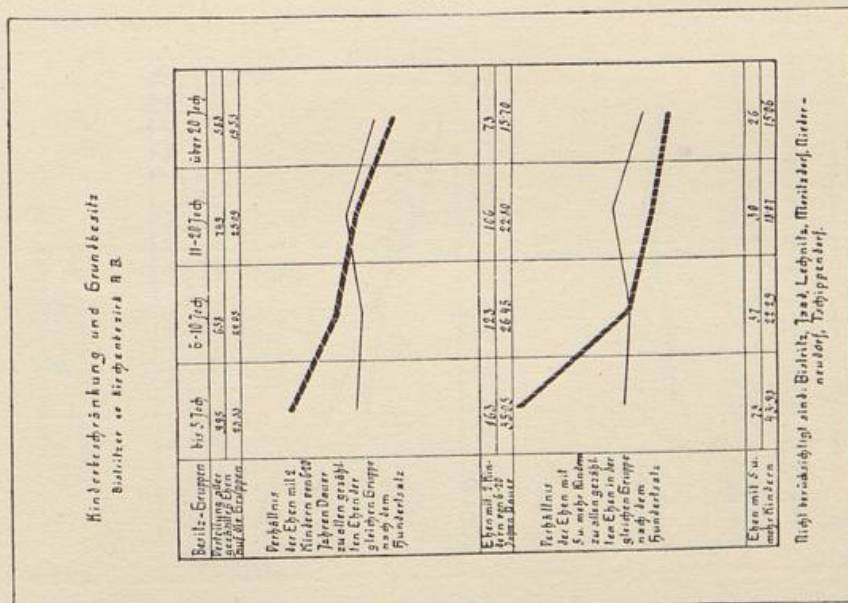


Abb. 16



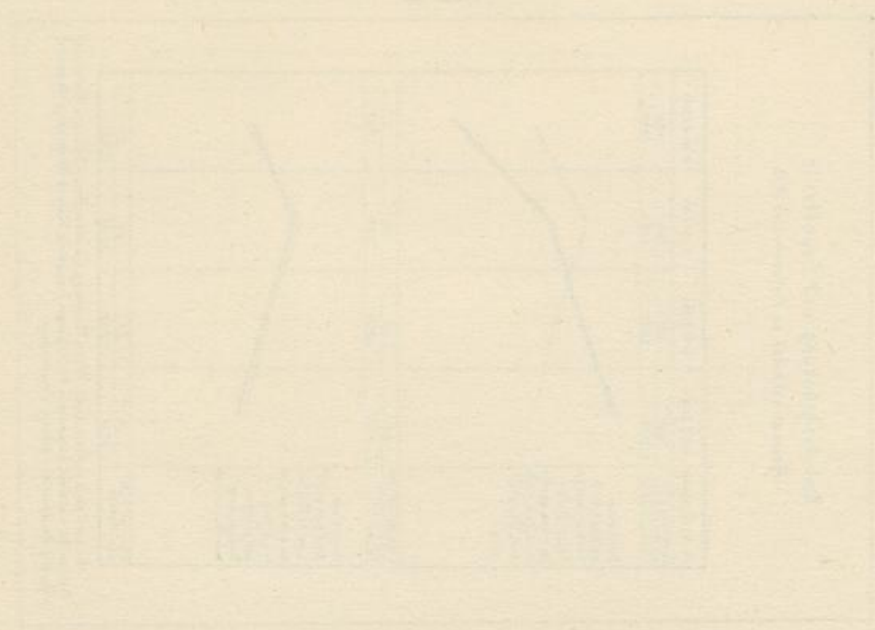
In der 1. senkrechten und 2. wagrechten Zahlenreihe ist statt 23.33 die Zahl 33.33 zu lesen.
Der Beginn des dünnen Striches ist daher um 10 v. H. zu tief gesetzt

GOTHA: JUSTUS PERTHES

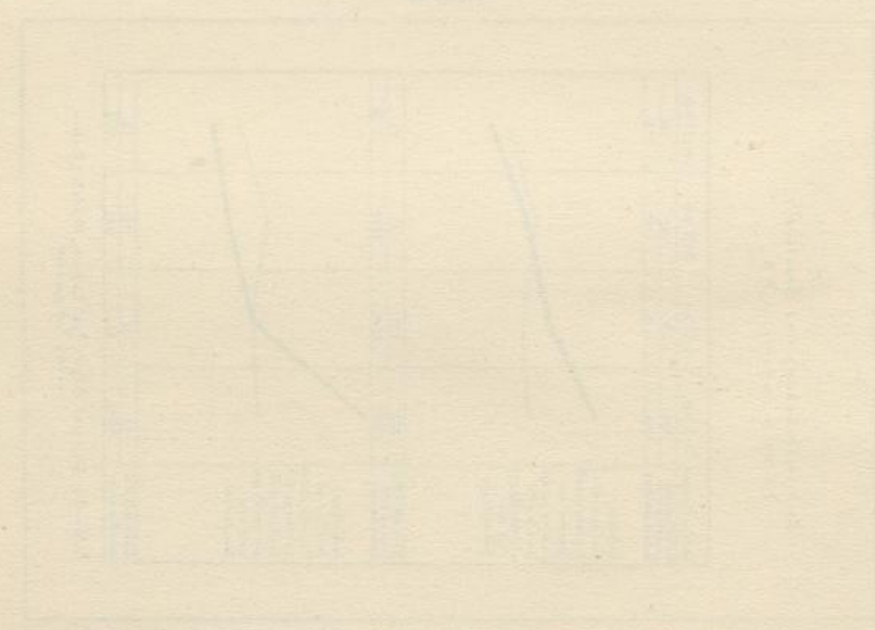
1871

1871

1871



1871



1871

1871

Abb. 17

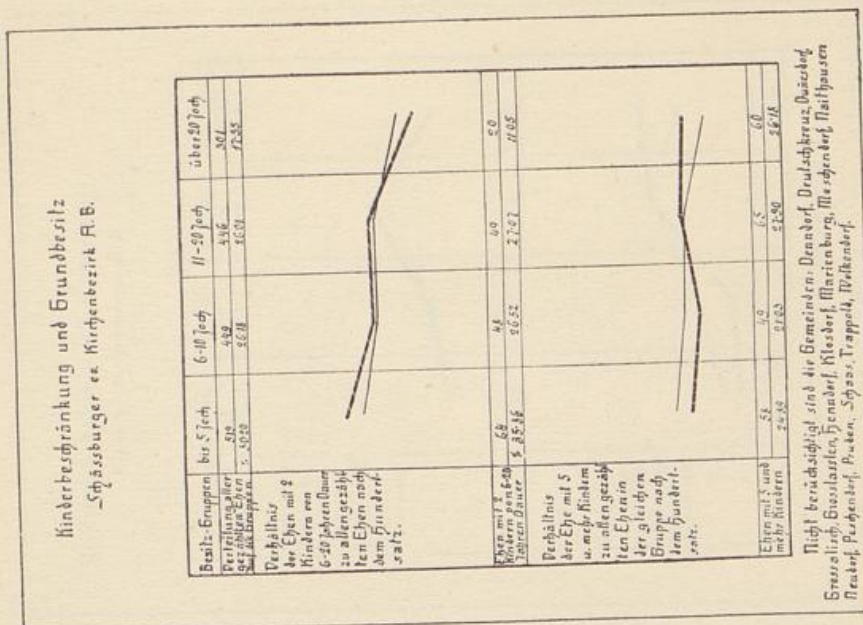
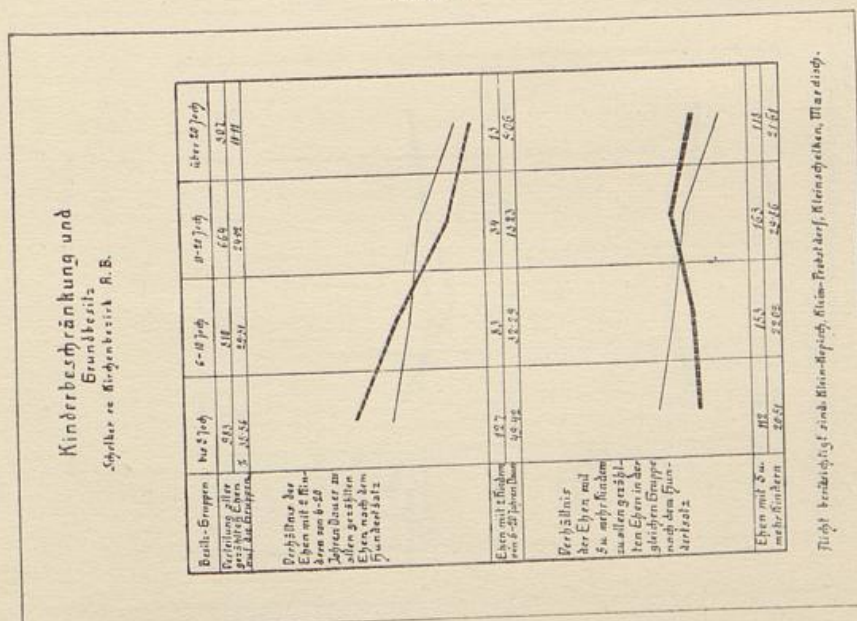


Abb. 18



GOTHA: JUSTUS PERTHES

Abb. 19

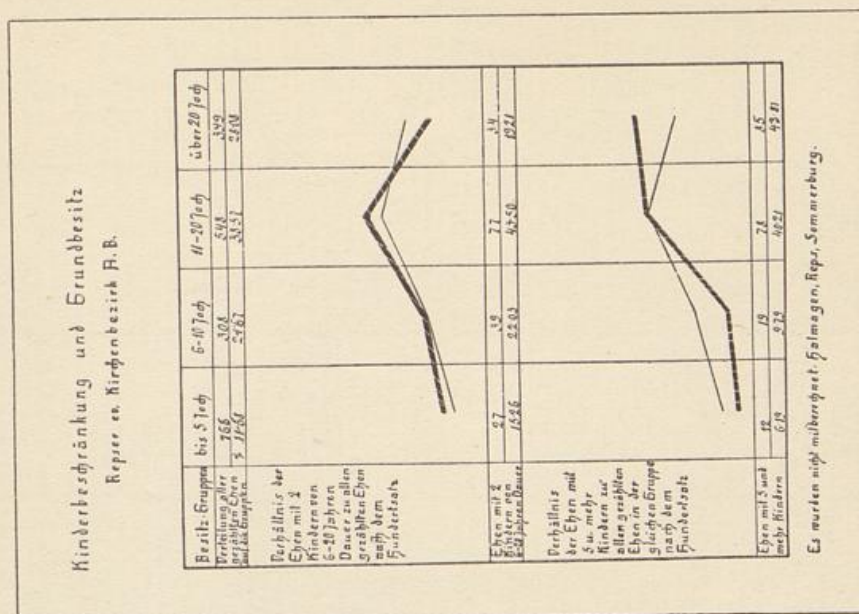
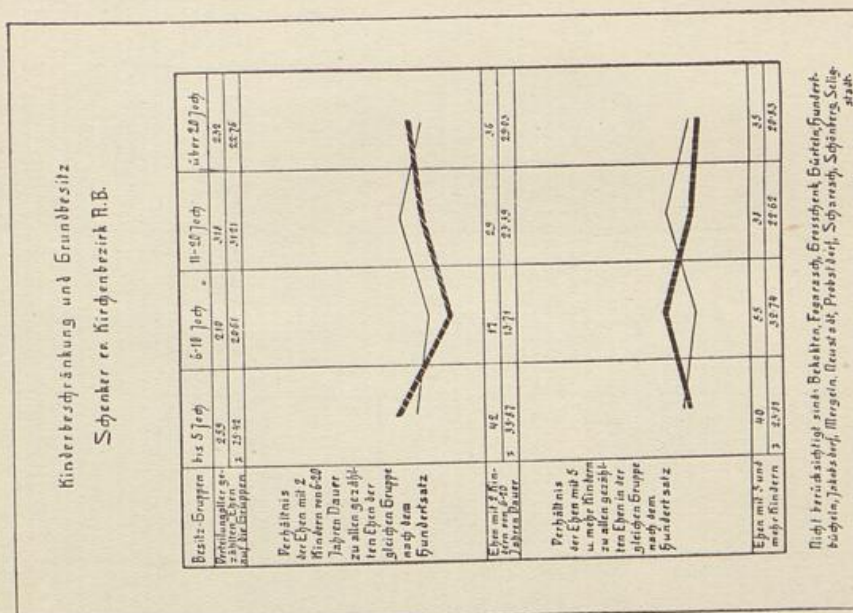
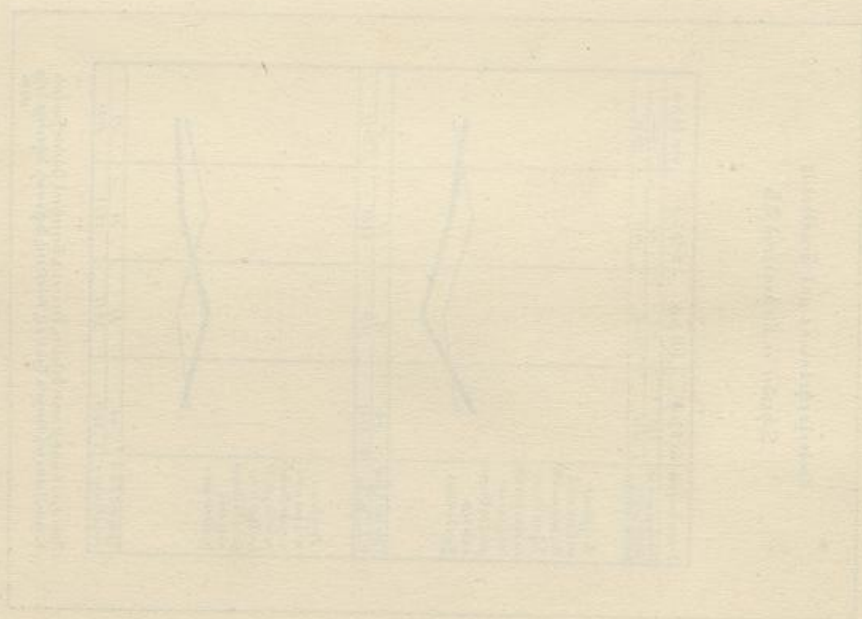
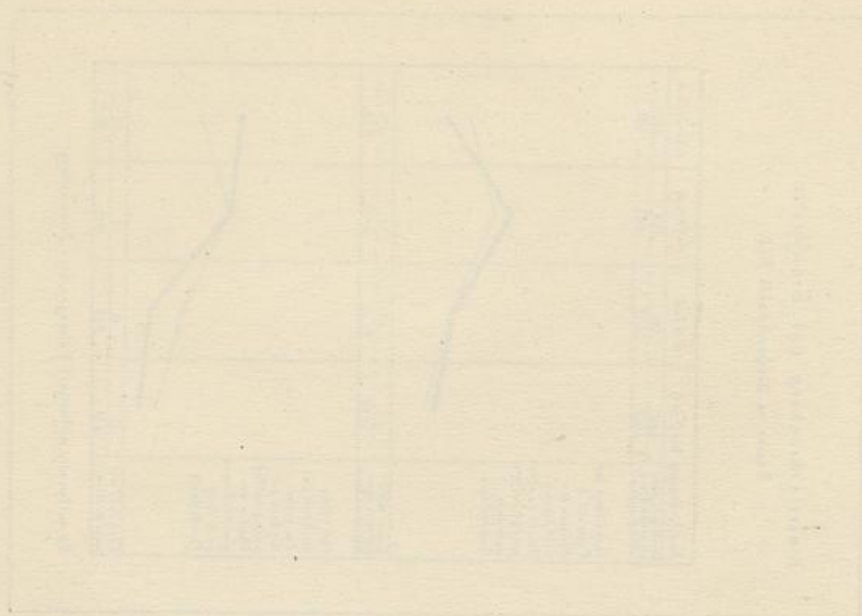
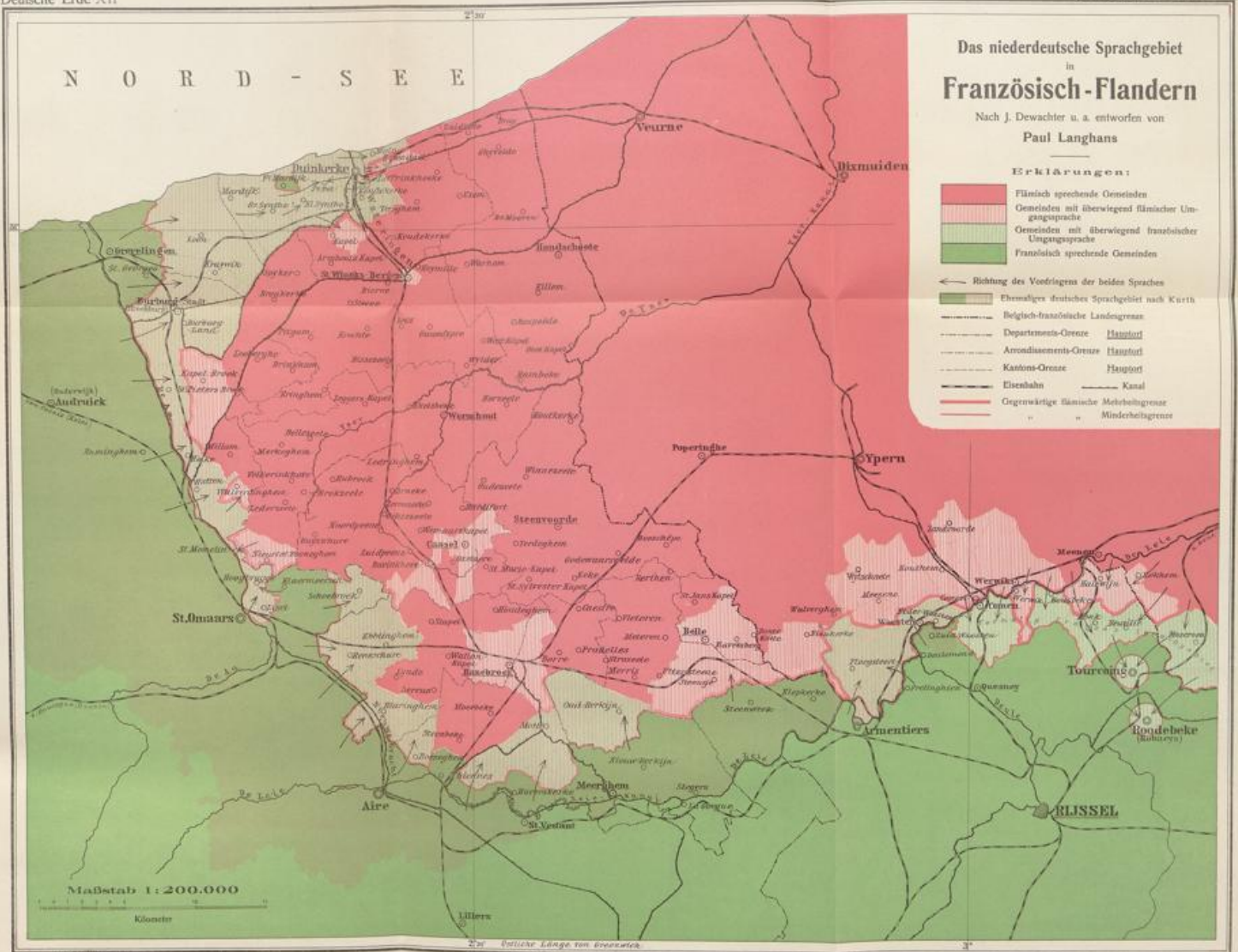


Abb. 20



GOTHA: JUSTUS PERTHES





Leitung: Prof. Paul Langhans.

GOTHA: JUSTUS PERTHES.

Franz Fonck.

Am 21. Oktober 1912 starb in Quilpué bei Valparaíso der Doktor Fonck, ein Mann, der sich die größten Verdienste um das Deutschtum in Chile erworben hat und der sich auch an der botanischen, geographischen und historischen Erforschung des Landes beteiligte. Er war geboren am 11. März 1830 zu Goch in der Rheinprovinz. Er promovierte 1852 als Arzt und wanderte

infolge seiner Vorliebe für Naturwissenschaften und Gebirgsländer im Jahre 1854 nach Chile aus. Damals wurde besonders von den Gebrüdern Philippi in Deutschland eifrig für die Auswanderung nach den neuen deutschen Kolonien in Chile agitiert.

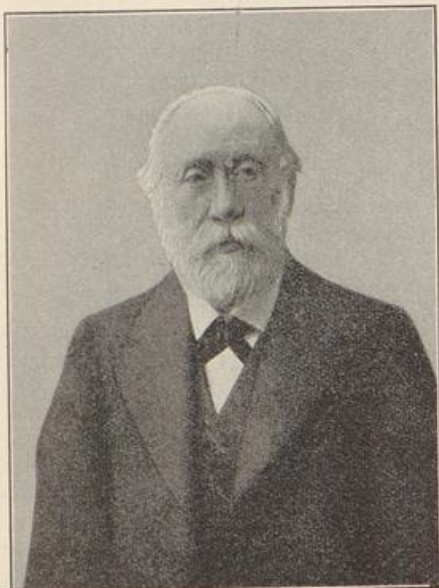


Abb. 6. Franz Fonck.

Bereits Ende 1854 siedelte Fonck von Valparaíso nach Puerto Montt über. Er war von dem rühmlichst bekannten Beschützer und Förderer der deutschen Kolonien in Chile, Perez Rosales, für das schwierige Amt eines Koloniearztes gewonnen worden. Fonck ging mit guten Empfehlungen, darunter auch eine von Alexander v. Humboldt, gerichtet an alle seine Freunde im spanischen Amerika. Auch einen Brief an A. Bonpland nahm Fonck mit. Er kam richtig in die Hände von Bonpland und ist erst 1905 durch einen argentinischen Forscher, der Bonplands Nachlaß bearbeitete, publiziert worden. Mit R. A. Philippi schloß Fonck bald nach seiner Ankunft Freundschaft und diese hat 50 Jahre, bis zu Philipps Tode, gedauert. In Puerto Montt blieb Fonck 14 Jahre lang. Auf seinen ärztlichen Besuchen hatte er Gelegenheit, das noch völlig unerforschte Gebiet genau kennen zu lernen. — Im Jahre 1856 machte er eine Forschungs-

reise nach dem Nahuelhuapi in Begleitung des Ingenieurs Hefz, wobei der alte, früher von den Missionaren benutzte Paß aufgefunden wurde. Fonck nannte ihn Paso Pérez Rosales. Diese Reise bestimmte ihn zu spezielleren Forschungen über die ersten Reisen nach dem Nahuelhuapi von Chile aus und zu Studien über die Konfiguration der Anden im südlichen Chile. Als Frucht dieser Studien erschien etwa 40 Jahre später sein Hauptwerk »Diarios del Fray Francisco Menéndez«, mit sehr wertvollen Kommentaren zu den vier Reisen dieses Missionars.

1857 machte Fonck an Bord der Bergantine »Janequeo« (Kapt. Fern. Hudson) eine Entdeckungsreise nach den Chonos- und Guatecasarchipelen und nach der Halbinsel Taytao. — 1869 ging Fonck auf einige Jahre nach Europa. Nach Chile zurückgekehrt, ließ er sich in Valparaíso nieder und widmete sich bis 1887 fast ausschließlich seiner ärztlichen Praxis. 1887 aber siedelte er nach Quilpué über, wo er sich eifrig mit naturwissenschaftlichen, auch archäologischen Studien beschäftigte.

Prof. Porter, Direktor des Naturhistorischen Museums in Valparaíso, hat in Nr. 8 (1912) der Revista chilena de historia y geografia eine Biographie Foncks nach seinen eigenen Aufzeichnungen publiziert. Daran schließt sich ein genaues Verzeichnis aller Publikationen des Verstorbenen, auch der von ihm in chilenischen Zeitungen veröffentlichten Artikel.

Unter diesen Publikationen verdient besonders eine starke Broschüre hervorgehoben zu werden die sich mit der chilenisch-argentinischen Grenzfrage beschäftigte und speziell gegen den argentinischen Sachverständigen Francesco P. Moreno gerichtet war.

Auf Grund langjährigen (seit 1892) persönlichen Verkehrs und umfassender Informationen schrieb Prof. H. Steffen für die Verhandl. d. Deutsch. Wiss. Ver. zu Santiago de Chile VI, Heft 3, einen warm empfundenen Nachruf. Fonck wird gefeiert als Nestor der akademisch gebildeten Deutschen in Chile, der stets reges Interesse für den genannten Verein dokumentierte. Sein Urteil über Foncks Tätigkeit faßt Steffen sehr gut in folgendem Satz zusammen: „Er trieb Wissenschaft um ihrer selbst willen zum besten seiner Mitmenschen, nicht um damit von sich reden zu machen oder einträgliche Stellen zu ergattern. Bescheiden in seinen Ansprüchen, maßvoll und ‚gentlemanlike‘ in der Bekämpfung Andersdenkender, gern Neues aufnehmend, wenn es auch früher von ihm vertretenen Ansichten zuwiderlief.“ — Als wichtig für die Gebietsansprüche Chiles, für die sich Fonck eifrig bemühte, konstatiert Steffen die Tatsache, daß erst 20 Jahre nach Fonck und Heß der argentinische Forschungsreisende Franc. P. Moreno von Osten aus an den Nahuelhuapi gelangte. Steffen bringt wertvolle speziellere Angaben über die beiden obengenannten Forschungsreisen des Fonck. Er selbst hat zahlreiche naturwissenschaftliche Beobachtungen noch kurz vor seinem Tode in den Verhandl. d. Deutsch. Wiss. Ver. VI publiziert. Fonck war besonders befreundet mit dem Chilenen Coy, der Foncks Nachfolger in der Erforschung der Kordilleren von Elanquihue und des Nahuelhuapi wurde. Auch die Verdienste Foncks um die Wiederauffindung des alten Pajo de Bariloche (1900) werden hervorgehoben. Es war dies der durchweg auf dem Lande nach dem Nahuelhuapi führende Weg. — Interessant ist auch, daß auf Foncks Anregung der Versuch gemacht wurde, im Süden von Chile die Chinarindenbäume zu kultivieren.

Fonck war bereits 1854 aus dem preußischen Untertanenverbanne ausgetreten und 1857 chilenischer Bürger geworden. 1882 war er sogar Ersatzdeputierter für Elanquihue. Trotzdem war und blieb Fonck ein guter deutscher Patriot und in Pflichterfüllung, Menschenliebe und Ehrenhaftigkeit das Muster eines deutschen Mannes. Während seines Aufenthalts in Deutschland (1869–72) war er als chilenischer Vizekonsul in Zehlendorf bei Berlin mit Wort und Schrift tätig im Interesse der deutschen Auswanderung nach Chile. Es gelang ihm auch, eine größere Anzahl von Familien für diesen Zweck zu gewinnen, da änderte aber die chilenische Regierung ihre Ansichten und Dispositionen und wollte keine deutschen Kolonisten mehr.

Dr. Hellmuth Polakowsky in Berlin-Tegel.

Die Pommatter Mundart.

Der fleißige Sammler von Sprachdenkmälern aus den d. Sprachinseln im Nordosten und Nordwesten Oberitaliens, Prof. Baragiola-Padua, bietet in einer aus dem 17. Jahrhundert stammenden Erzählung eine mundartliche Sprachprobe aus der Sprachinsel Bodenmatter, Pommatter oder Pommatt (it. Formazza) im obersten Teil des Eßentales (Tal der Tosa, ital. Toce) in Piemont. (Una leggenda di Formazza. [Estratto da *Lares*, Bull. della Soc. di Etnogr. Ital. I, Heft 1, S. 57–62. Rom 1912, Loescher.]) Er erhielt sie mündlich und schriftlich mitgeteilt von dem dortigen Lehrer Ferrera und verwertete bei der vorliegenden Veröffentlichung auch die Erklärungen, welche ihm Dr. Hubschmied in Zürich hierzu gab. Die Bewohner von Pommatt sind im Mittelalter über den Griespaß aus dem oberen Wallis herübergekommen. Ihre Mundart stimmt deshalb mit derjenigen von Oberwallis überein, nur enthält sie, wie zu erwarten und abweichend von dieser, zahlreiche altertümliche Formen und auch deutliche Spuren italienischer Einflüsse. Der Wert der Veröffentlichung liegt nach der sprachlich-mundartlichen Seite. Eine ausführliche Darstellung der Walliser Mundart, zu der also auch das Pommatter D. gehört, bietet die im Auftrag des

Ausschusses für das Schweizerd. Idiotikon herausgegebene Schrift von Dr. Elisa Völp: „Die Mundart von Visperterminen im Wallis“, Frauenfeld 1910.
München. Dr. Wilhelm Rohmeder.

Der „Russische Invalide“.

Am 15. Februar 1913 konnte die erste und älteste russische Militärzeitung: „Der Russische Invalide“ ein seltenes Fest, ihr hundertjähriges Jubiläum feiern. Der Gründer, Pesarowius, war ein Deutscher, und die Zeitung, die ursprünglich zugunsten der notleidenden Krieger aus den napoleonischen Feldzügen ins Leben gerufen und daher „Invalide“ genannt wurde, erschien während der ersten Jahre in russischer und deutscher Sprache. Nach mehrfachen Wandlungen erhielt die Zeitung in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts amtlichen Charakter und hat diesen bis in die Gegenwart behalten. Die im amtlichen Teile gedruckten Erlasse, Verfügungen usw. treten mit dem Tage der Veröffentlichung in Kraft; den breiteren Teil nehmen die nichtamtlichen Publikationen ein, die alle Gebiete des militärischen Lebens berühren und die das lebhaft, oft leidenschaftliche Streben nach Fortschritt erkennen lassen. (Jahrb. f. d. deutsche Armee u. Marine 1913, Nr. 499.)

Bei den Waldensern — in Württemberg¹⁾.

Von

Dr. Wilhelm Groos in Karlsruhe.

Über deutsche Ansiedlungen im Ausland, insbesondere auch von „Schwaben“ habe ich an dieser Stelle wiederholt berichten dürfen. Dieses Mal sind es Ausländer im Deutschen Reiche, gerade in Schwaben, von denen aus persönlicher Kenntnis ihrer Niederlassungen und ihrer Heimat das für deutsches Volkstum Wesentliche mitgeteilt werden soll. Es ist auch ein Stück „Glaube und Heimat“, ein noch viel erschütternderes als die Geschichte des Auszuges der Salzburger Protestanten, das unter der harmlosen Überschrift sich birgt. Bekannt ist das Wort von der „uralten Ketzerei der Waldenser“, der ersten nachhaltigen Reformbewegung in der mittelalterlichen römisch-katholischen Kirche, die sich unter den Jahrhunderte dauernden Verfolgungen der Päpste und der ihnen den weltlichen Arm leihenden Landesfürsten in die hinteren Alpentäler an der piemontesisch-französischen Grenze hatte zurückziehen müssen, die danach den Namen der Waldensertäler führen. In diesen hat sie, in allerdings stetig abnehmender Zahl der Bekenner, Jahrhunderte lang gekämpft gegen Bannstrahl, Verführung und blutige Gewalt, mit den Waffen notgedrungen gegen ganze piemontesische und französische Heere, nach der Reformation dem Genfer Bekenntnis sich anschließend, den Schutz protestantischer Mächte gefunden und endlich durch die Verfassung 1848 in der piemontesischen Heimat und dann in dem neuen italienischen Staate nicht nur Duldung, sondern volle religiöse und kirchliche Freiheit und bürgerliche Gleichberechtigung durch ihre zähe Ausdauer errungen. In den Jahrhunderten zuvor waren aber viele Tausende ein Opfer ihres Glaubens geworden — hingerichtet, gefallen in den Kämpfen, verschleppt, vertrieben. Von ausgewanderten Waldensern stammen unsere deutschen Waldenser, die in der Zahl von etwa 3000 schon wenige Jahre nach der ruhmreich erkämpften Rückkehr Geflüchteter, der »glorieuse rentrée« (1689), vor die bittere Wahl gestellt, den Glauben über alles, auch über die geliebte Heimat stellten und 1698 entgeltig aus ihren Alpentälern fortzogen. Sie fanden Schutz zunächst bei den Glaubensgenossen in der Schweiz, Unterstützung durch Wilhelm III. von England und die Generalstaaten der Niederlande, dauernde gastliche Aufnahme aber in Deutschland: in Brandenburg, Hessen, Nassau, wohin die Vermögenden weiterzogen; der Großteil, die Ärmern und Ärmsten durch Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg — über 2000. Verhandlungen waren vorhergegangen, zweckmäßige Vorkehrungen getroffen. Nicht nur in der Pfalz und der Markgrafschaft Baden-Durlach, auch in Württemberg waren durch die Raubzüge Ludwig XIV. viele Ortschaften eingeäschert, weite Ländereien nicht mehr angebaut, die Bevölkerung zusammengeschnitten, besonders an der westlichen Grenze gegen Baden. Es gab also da Platz genug für die einwandernden Waldenser, und man siedelte sie als Reformierte in dem ganz lutherischen Herzogtum gerne an dessen äußerem Rande an — vornehmlich in dem Oberamt Maulbronn, dann auch in dem von Kalw und von Brackenheim; teilweise ließen sie sich in schon bestehenden Orten nieder und gründeten kleine französische Dörfer, wie in Wurmberg „Lucerne“, in Dürrenz „Du Queyras“, oder sie bauten auf den ihnen zugewiesenen öden Gemarkungsteilen kleine neue Dörfer, wie Grand und Petitvillars, Corres, Pinache, Serres, Perouche u. a. — Ihr Führer, Henry Arnaud, siedelte sich auf der Markung Otisheim an und gründete das Dörfchen „Des Mâriers“ (= zu den Maulbeerbäumen), das heutige Schönenberg, wo er 1721 starb. — Den äußersten Flügel der württembergischen Waldenserniederlassungen bildete nach Norden Nordhausen bei Heilbronn, nach Süden Neuhengstett bei Kalw, nach Westen war Palmbach (la Balme) vorgeschoben, nur zwei starke Stunden von Karlsruhe, auf einem württembergischen Gebietseinschluß in der Markgrafschaft Baden-Durlach, der 1806 an Baden fiel.

Ob ich durch die Beziehungen zu den württembergischen Waldensergemeinden dazu gekommen, auch deren heimatliche Täler kennen zu lernen, oder umgekehrt, ist schwer zu sagen. 1872 auf einer Italienreise hatte mich in Turin die Inschrift an dem »Tempio Valdese« und

¹⁾ Vgl. hierzu die „Karte der französischen Kolonien im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches“. Nach Sic. Dr. Henri Collins Angaben in 1:2500000 (Nebenkarte der Waldenser Kolonien in Süddeutschland 1:925000) in der D. E. 1902, Tafel 1.

was im Reisehandbuch kurz mitgeteilt war über den Waldenserhauptort Torre Pellice und seine nächste Umgebung, mächtig gelockt, einen Abstecher dahin zu machen; aber es war Winter, kalt auch hier in der Nähe der Hochalpen, und ich hätte wohl nicht viel mehr als dieses Städtchen kennen gelernt. — Versetzung gegen Ende der 1880er Jahre nach Bretten, der Melanchthonstadt, brachte mir dafür die württembergischen Waldenser jenseits der hier keine Stunde entfernten Grenze nahe. Auf meinen abendlichen Spaziergängen knüpfte ich in Groß-Villars im Pfarrhause und bei verständigen Bauern an, freute mich der wohlangebauten Gemarkung im ansteigenden Hügelland mit ihren vielen Obstbäumen, des Blickes auf den waldigen Rücken des bis gegen den Neckar streichenden Stromberges, des freundlichen Ortes, der sauberen Wohnungen mit Holzschuhen vor der Türe und einem Besen für die Stiefel von Besuchenden — aber französisch sprechende oder verstehende lernte ich trotz der meist französischen Familiennamen keine kennen, fand wohl einige alte, insbesondere Psalmenbücher und die Erinnerung an die Herkunft von jenseits der Alpen noch fortlebend oder wieder belebt durch Belehrung in Kirche und Schule im Hinblick auf die bevorstehende Feier der »glorieuse rentrée« in der italienischen Heimat und auf die zehn Jahre nach letzterer erfolgte Gründung der Waldensergemeinden. Genauere Kenntnis ihrer Vorgeschichte zeigten Pfarrer und Lehrer, echte Schwaben, wie es ja in der Mundart die Landleute selbst auch geworden sind, teilweise auch im Blute durch Familienverbindungen mit Urschwaben, die mit der Zeit häufiger geworden sind — im Anfange hat nach den Berichten lange eine strenge Absonderung bestanden, schon durch die andere Art und Sprache, die bescheidenen Vermögensverhältnisse der Einwanderer und durch die kirchliche Sonderstellung als Reformierte gegenüber den alten Angehörigen des durchaus lutherischen Alt-Württemberg. — Im großen und ganzen fand ich das Gesagte auch bei den andern später aufgesuchten Gemeinden zutreffend. — Zunächst war dies das Örtchen Klein-Villars — gut 1½ Stunden südlich von dem größeren Schwesterorte und nahezu ebenso weit von Bretten, über dem lieblichen Wiesental des badischen Grenzortes Ruith — dessen schmuckes Kirchlein aus dem Grün der Baumgärten freundlich zur Bahnlinie Bretten-Mühlacker hinübergrüßt; das einfache Innere zierte an der Rückwand zu Seiten des Altars neben dem Bildnis Luthers das von Henri Arnaud, »pasteur et colonel des Vaudois«, das Chorhemd über dem Brustpanzer, daran erinnernd, daß er die Waffen des Kriegers wie des geistigen Vorkämpfers geführt für die Sache seines Glaubens, geschult unter dem Oranier in den Niederlanden, für die Volksgenossen bei und nach der erkämpften Rückkehr in die Heimat. Arnaud und Luther — das zeigt den allmählichen Ausgleich zwischen der mitgebrachten Glaubensform und dem Luthertum der württembergischen Landeskirche.

Die altehrwürdige Klosteranlage von Maulbronn, in der ein evangelisches theologisches Seminar nach der Reformation eingerichtet worden ist, mit der gotischen Kirche in rotem Sandstein, ihrem Kreuzgang um den stimmungsvollen Klostersgarten und mit dem Fausturm, ist weithin bekannt. Zur Bezeichnung der Lage von Schönenberg (Des mairiers) genüge daher die Angabe, daß es eine gute Stunde von da, südöstlich, nahe der Bahn nach Mühlacker, dem Knotenpunkt der Hauptbahnen Bruchsal-Stuttgart und Karlsruhe-Pforzheim-Stuttgart, liegt. Zu den kleineren der Waldensergemeinden gehörig, hat es für alle eine besondere Bedeutung durch das Grabmal ihres Arnaud, der dort als Pfarrer vom Jahre 1700 bis zu seinem 1721 erfolgten Ableben wirkte. Die neue romanische Kirche mit seinem Grabmal vor dem Altar war deshalb auch ein Hauptort für die Zweihundertjahrfeier (1899) der Einwanderung der Waldenser in Württemberg. Beim Ortsvorstand Talmon, der auch noch die alte Mundart sprach und der Abordnung der württembergischen Waldenser zur Feier der »glorieuse rentrée« (1889) in Torre Pellice angehört hatte, fand ich Kenntnis und Verständnis der Geschichte der Waldenser und des damaligen Standes der evang. Sache in Italien. Das Örtchen, vor der sonnigen Halde des Höhenzuges, die westlich von Maulbronn den feurigen Elfinger Wein reifen läßt, konnte wohl als geeignet erscheinen, die heimische Seidenraupenzucht auch in die neue Heimat zu verpflanzen — ein fehlgeschlagenes Unternehmen, das nur noch in einzelnen Maulbeerbäumen der Gegend Spuren hinterlassen hat. Auch der Anbau der Kartoffel und der Luzerne ist von den Waldensern in diesen Gegenden eingeführt worden. In Corres, einer anderen, zur Gemeinde Otisheim gehörigen Häusergruppe auf der westlichen Seite der Bahnstrecke, sei nun auch wenigstens eine Kapelle, durch die Stiftung eines Herrn aus Norddeutschland waldensischer Abstammung. Die älteren Orte Sengach bei Station

Enzberg der Bahnlinie Pforzheim—Mühlacker und Dürmenz—Mühlacker, in denen auch meist Waldenser angesiedelt worden sind, nur kurz berührend, fuhr ich nach der größeren Gemeinde Pinache, eine Stunde südlich von letzterem Orte. Dahin war ich auf einen Sonntag im Anfang September 1892 gerufen worden. Das ist so gekommen: Im Sommer jenes Jahres hatte ich einen Besuch der deutschen Gemeinden am italienischen Südfuße der Alpen (Macugnaga, Rimella, Rima, Alagna, Gressoney) benutzt, um endlich auch die Heimat der Waldenser kennen zu lernen. Ich war mit der Bahn über Turin und Pinerolo nach Torre Pellice gefahren, dem Hauptorte (5000 Einwohner) der Waldensertäler mit der Casa Valdeje, ihrem Collegio (Mittelschule) und anderen Anstalten, hatte von da das Angrognatal besucht (St. Laurent, Champferens, Serres) bis zur Gola von Pra la tour, dem mehrfach heiß umstrittenen Engpaß, und war in zweitägigem angestrengtem Marsche das Tal von S. Martino hinauf und nach Überschreitung des Col S. Giuliano (2600 m) das Pellicetal hinabgewandert, zurück nach Torre Pellice, so die Mehrzahl der Dörfer und der Erinnerungsstätten der Waldenser berührend (Colletta, S. Germano, Pinasca, Peroza, Pomaret, Clos, Maneille, Macel und die felsenfeste Balziglia, bis dahin unter Führung eines Neffen des Modérateur (ersten Geistlichen) Pons, auf dem Rückwege Praly, Bobbio mit dem Denkmal der Wiese Sibaud, Villare.

Über diese Wanderungen und meine Eindrücke aus den Waldensertälern sollte ich nun auf einer der damals alljährlichen, von Ort zu Ort wechselnden Versammlungen der württembergischen Waldensergemeinden zu Pinache berichten — auf Ersuchen des Ortsgeistlichen, damals Pfarrer Märkt, der mich für meine Waldensersfahrt beraten und mit Empfehlungen versehen hatte. — Das launische Wetter, ein Wolkenbruch, wollte, daß das durch den Eaien von den Stufen des Altars in der kleinen Kirche geschah, während, der großen Zahl der Gäste halber, mit dem Gottesdienste in einem anstoßenden Baumgarten begonnen worden war. Leider habe ich dann, ein Jahr darauf an den Bodensee versetzt, der Zweihundertjahrfeier der Gründung der württembergischen Waldensergemeinden (1899) nicht persönlich anwohnen und deren Entwicklung wie den erfreulichen Fortgang der Waldensersache in Italien¹⁾ nur im Geiste begleiten können, durch Berichte und Veröffentlichungen einigermaßen auf dem Laufenden gehalten. — Nach abermals nahezu zwanzig Jahren wieder in das badische Unterland zurückgekehrt (nach Karlsruhe), nahm ich den unterbrochenen Faden der persönlichen Beziehungen wieder auf, zunächst dort, wo er früher abgerissen war, in Pinache. Wieder an einem Sonntage, diesmal von Pforzheim, meiner Vaterstadt, aus, ging ich von der nahen Station Niefen die 1½ Stunden über Öschelbronn (noch badisch) so zeitig, daß ich eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes in Pinache war. Es war Gottesdienst zur Feier der 25jährigen Regierung Kaiser Wilhelm II., wie schon unterwegs, auch hier in der langen Ortsstraße mit ihren kleinen Giebelhäusern durch Fahnen Schmuck in den Reichs- und Landesfarben und durch den Zusammentritt der Schule zum Kirchgang angekündigt. Unter der Schar der Schulkinder eine überraschende Menge von Blondköpfen, die ja freilich mit den Jahren oft abdunkeln, echt schwäbische Flachsköpfe darunter. Eins der Kinder, das ich deshalb nach dem Namen fragte, hieß freilich Bischoff, die Mutter aber war waldensischer Herkunft mit dem sehr verbreiteten Familiennamen Gille(s). Eine ähnliche Wahrnehmung machte ich übrigens auch bei den Erwachsenen drin in der Kirche, und doch gehört Pinache nicht zu den am meisten schon gemischten Orten. In die überraschende Erscheinung könnte nur eine allgemeine Stammbaumforschung Klarheit bringen. Pinache hatte mit Serres am nächsten bis zuletzt (1825/24), als die Union der Reformierten mit der evangelisch-lutherischen Landeskirche durchgeführt wurde, in Kirche und Schule an der französischen Sprache festgehalten, obwohl es immer weniger Lehrer mehr gab, die sie beherrschten, und man im Hause nur das Patois sprach, das die Geistlichen selten noch verstanden. In der Sakristei der 1721 erbauten und 1812/13 erweiterten Kirche sind auf einer Tafel Namen der Pfarrer aus den Amtszeiten von 1699 ab bis zur Gegenwart verzeichnet, französische bis 1840 mit einer Unterbrechung von 1748 bis 1754 und einer zweifelhaften zwischen 1765—1793 (deutsche Familien- und französische Vornamen), und nun ist gar der jetzige Pfarrer Krolczyk Ostpreuße (mit schwäbischer Frau). Sein Vorgänger, der andauernd für die

¹⁾ Ein halbes Hundert Kirchengemeinden, gegen hundert Predigtstationen und „Filialen“ über ganz Italien, theologische Schule in Florenz, eine „Societe d'histoire Vandoise“ in Turin u. a. m.

Waldenser mit der Feder wirkende¹⁾ Pfarrer Märkt ist jetzt in Birkach bei Hohenheim. — Ich verließ die Kirche, nachdem ich die Festansprache gehört, vor Beginn der eigentlichen Predigt, ein großes Tagewerk lag noch vor mir. Wieder allein wanderte ich ein Stück Straße, dann über Wiesen, den Pfählen einer elektrischen Licht- und Kraftleitung folgend und eine kleine Höhe überschreitend, in einer starken halben Stunde nach Serres, das lieblich in ein grünes Tälchen eingebettet daliegt. Serres, Tochtergemeinde der Pfarre Pinache, ist kleiner als diese (keine 300 Einwohner gegen nahezu 500 dort), bescheidener in der Anlage, aber anmutender, weil seine Ortsstraße nicht so geradlinig wie die des auf einer freien Erdwelle liegenden Pinache, sich an den Lauf des Bächleins anschmiegt, etwas ansteigend und belebt durch die ihr zugekehrte Giebelseite der Häuser in dunkel gestrichenem Fachwerk, durch die satten Farben der Fensterrahmen und -läden und durch das Grün der Hausreben und der Obstbäume vor den Häusern. Hier war ich an Ratschreiber Daniel Gille („Schiele“ gesprochen) als den kundigsten Mann gewiesen, der eben in das Haus seines Bruders ging. Er war dort zum Mittagessen erwartet, an dem teilzunehmen ich nicht ablehnen konnte, wenn ich die Leute nicht verletzen wollte, obschon ich gern den Rücksack erleichtert hätte; ich tat dies dann, indem ich von meinen Bananen als Nachtsich auf das wohl-schmeckende Essen, bei dem die landesüblichen „Spähle“ nicht fehlten, beitrug. So war meine Zeit gut genutzt mit den beiden älteren erfahrenen Männern: Gille gehört mit seinem Bruder zu den wenigen, die noch das Patois sprechen, eine alte provenzalische Mundart, mitten zwischen dem französischen und dem Italienischen stehend, und hatte als einer der zur Feier 1889 nach Torre Pellice Abgeordneten auch die Heimat der Waldenser und deren Verhältnisse kennen gelernt. Und als ich auf seine Mitteilungen von meinen Erlebnissen und Beobachtungen zu erzählen anfang, da leuchtete es auf einmal in den Augen des Mannes auf: „Ja, da sind Sie am Ende gar der Herr Oberamtmann von Bretten, der 1892 in unserer Versammlung zu Pinache gesprochen hat?“ Die beiden Gille führten mich zu der 1761 erbauten und ebenfalls 1913 in gefälliger Weise erneuerten Kirche, klein und schlicht, gleich den Gotteshäusern der Mehrzahl der andern Gemeinden, im Innern aber nicht, wie die alten Waldenserkirchen und jetzt noch die in den italienischen Tälern, des Altars, einer Orgel und jeglichen Schmuckes entbehrend; überall grüßen von der Wand wenigstens die Bildnisse Luthers und Arnauds und das Wahrzeichen der Waldenser, einst von dem Wappen der Grafen von Euferna hergenommen das Licht auf dem Leuchter, von sieben Sternen umrahmt und der Umschrift: »Lux luget in tenebris« (das Licht leuchtet in der Finsternis). — Im Rathause hat Daniel Gille alte kirchliche Bücher gesammelt — andere führten die Einwanderer nicht mit sich — in französischer Sprache meist zu Amsterdam, teilweise auch in Genf gedruckt. Durch die Erbauungsbücher der Genfer Reformation, die theologische Ausbildung junger Waldenser in der französischen Schweiz wie zuvor durch Verwendung französischer Prediger war im Laufe des 13. Jahrhunderts in den Waldensertälern als Kirchensprache die französische angenommen worden, die jetzt allmählich der italienischen weicht. Nachdem ich noch die persönlichen Andenken des Ratschreibers von seiner Reise in die Waldensertäler besichtigt, geleitete mich sein Bruder eine gute Strecke Weges weiter, daß ich nicht fehlgehe, Mönshheim zu (eine starke Stunde), einem altertümlichen Ort in tief eingeschnittenem Tale der Kalksteinausläufer des Schwarzwaldes, von wo ich in zwei Stunden, meist durch schöne Wälder, eine weitere Waldensergemeinde erreichte, Perouse. Beim Heraustreten aus dem dicht anstoßenden Walde sehe ich da mit einem Schlage das ganze Landschaftsbild verwandelt, nicht mehr der heitere Blick über das mählich sich ablenkende schwäbische Land mit der scharf hervortretenden Kuppe des Aspergs bei Ludwigsburg und dem Abschluß durch die blauen langen Bergzüge des Sternberges und hinter dem Neckar — nun der ernste Blick über die dunklen Wälder, der von den Tälern der Würm, Nagold und Enz gefurchten östlichen Abdachung des Schwarzwaldes. Durch seine schöne Lage, den unmittelbar anstoßenden Tannenforst, die reine Höhenluft (etwa 600 m Meereshöhe) und, was dabei auch nicht fehlen darf, ein ordentliches Gasthaus, kommt auch der Ort als eine einfachere Sommerfrische in Aufnahme, worauf schon auf meinem Weg gezeichnete Pfade und Ruhebänke hingewiesen hatten. — Acht Kilometer von der Oberamtsstadt Leonberg gelegen, fünf Kilometer von der nächsten Bahnstation Malmshheim, hat Perouse auch Postverbindung zur Bahn nach Weildesfeld, dem Geburtsort

¹⁾ Märkt: Die württembergischen Waldensergemeinden 1699–1899 (Stuttgart 1899).

des Astronomen Keppler. Es ist die zweitgrößte der Waldensergemeinden (mit rund 430 Einwohnern) und zwei lange, nicht zu regelmäßig nüchterne Ortsstraßen mit Querverbindungen. — Einst »La plus pauvre des colonies« zeigt der Ort mit den sauberen Straßen, den freundlichen Häusern und dem guten Aussehen der öffentlichen Gebäude — Kirche (von 1738), Pfarrhaus, Schule, Rathaus — ein erfreuliches Bild wirtschaftlichen Aufschwungs, dank dem Fleiß und dem guten Geist ihrer Bewohner. Eine besondere Zierde ist ihr der Arnaud-Brunnen aus rotem Sandstein mit der Büste des Helden (1899 zur Jubelfeier errichtet), dem leider regelmäßig fließendes Wasser fehlt, da mit dem auf dieser Höhe kostbaren Naß für die Hausleitungen der 1895 erbauten Wasserversorgung gespart werden muß. Ich hatte im Pfarrhause, beim Kirchenpfleger Roux, einem südländisch dunkeln und lebhaften kleinen Manne und bei einem kleinen Bauern, Simondett, Grüße zu bestellen, dadurch Gelegenheit zur Rücksprache mit den verschiedenen Kreisen, wobei schnell der Mostkrug oder ein Kaffee auf dem Tisch erschien. — Schließlich konnte ich mich noch an der Probe für eine Aufführung zur Feier des Kaisertages erfreuen. — Nach Neuhengstett, der äußersten Waldensergemeinde nach Süden, nahe der Stadt Kalw, reichte aber dieser Tag nicht, auch wenn ich noch die Bahn von der nächsten Station aus hätte benutzen können. — Ein andermal und Schluß für heute mit Perouse! Es waren vier Stunden Weges nach Pforzheim zurück. Den kürzte um eine starke Stunde der Postwagen nach Friolzheim — einmal wieder das Posthorn! Dann einsame Waldstraße durch den meilenweiten »Hagenschieß«, der nach dem 30jährigen und dem orleanschen Erbfolgekrieg sich noch viel weiter erstreckt, auch die Markungen Perouse und Pinache, die aus ihm herausgehauen wurden, wenigstens teilweise überzogen hatte. Pforzheim zu träumen rechts unten im dichten Tannenforst römische Mauerreste, das Römerbad, wie wir als Knaben sie nannten. Römer, Waldenser und heutzutage wieder Tausende von Italienern im süddeutschen Land! Letztere eine weniger erwünschte Zuwanderung (halbgermanische Südtiroler, Zimbern, allenfalls noch Lombarden und Friauler ausgenommen) als die ihrer Landsleute von den oberen Quellflüssen des Po mit ihren französisch klingenden Namen vor zwei Jahrhunderten. Die sind gute Deutsche geworden: treu wie einst ihrem Glauben, dem Landesherren, dessen Ahne sie gastlich aufgenommen, treu nun auch Kaiser und Reich.

Anders als gegen unsere »Schwaben im Osten« die Madjaren, haben die Schwaben in Württemberg — Landesherr, Behörden und Bevölkerung — ihren fremdländischen Gästen gegenüber gehandelt und auch das Richtige in ihrem Verfahren und Verhalten zu ihnen getroffen, indem sie nicht gewaltsam Sprache und Volkstum der fremden Einwanderer zu verdrängen, zu unterdrücken suchten, sondern der Zeit und der Macht der Verhältnisse die allmähliche Eindeutschung überließen.

Und der Erfolg gab ihnen Recht — es floß eben auch in den Adern der alten Waldenser schon zweifellos germanisches Blut — burgundisches, wie auch die Grundregeln ihres Bekenntnisses, Rückkehr zur Grundlage der heiligen Schrift und freiwillige Armut nach den neueren Forschungen nicht in Südfrankreich, sondern in der Lombardei zu suchen sind, dem Lande, das von dem Germanenvolk der Langobarden nicht nur seinen Namen, sondern auch einen starken deutschen Bluteinschlag hat in einem immer noch nicht genügend nach seiner vollen Bedeutung gewürdigten Grade.

Die angeblichen „Wenden“ im Posener Weinland.

Im 9. Jahrg. der »D. Erde« (1910) befindet sich auf S. 24 eine kurze Mitteilung über die Wenden im Posener Weinland, wo das Wendentum im Dorfe Chwalim bei Murnaustadt jetzt eingedeutscht sei.

In der Warschauer Zeitschrift »Ziemia« III, 1912, Nr. 52, S. 854—58 veröffentlicht nun Professor Dr. Kasimir Nitsch, der beste Kenner der polnischen Mund-

arten, einen Aufsatz »Rzekomi 'wendowie' w Wielkopolsce« (Die angeblichen Wenden in Großpolen). Nitsch hat zuerst 1906 und dann im Sommer 1912 Chwalim besucht. Er stellt fest, daß die dort gesprochene slawische Mundart weder mit dem Ober- noch mit dem Niedersorbischen (Wendischen) etwas gemein hat, sondern eine polnische Mundart ist, und zwar eine nord-schlesische.

Dr. Wilhelm Christiani in Posen.

Deutschruth.

Übersicht der noch zugänglichen Angaben über das Schwinden des dortigen Deutschtums.

Von Prof. Johannes Kostial in Görz.

(Mit Karte des deutschen Siedlungsgebiets von Deutschruth-Görz, s. Tafel 21.)

Im Jahre 1218 berief Berthold v. Andechs, Patriarch von Aquileja, Bauern aus der Gegend von Innichen (im tirolischen Pustertal) als Ansiedler in die Berge zwischen der Wocheiner Sau und dem Bache Bača. Die Dörfer des von den Tirolern besiedelten Gebiets heißen: Deutschruth, Stržišče, Grant, Kal, Znojile, Obloke, Podbrdo, Kuč, Trtnik, Hudajužna, Bača, Petrovo-brdo (etwa 45 qkm Flächenraum).

(Ezoernig jun., Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenvereins, 1875, S. 247 f.; Rutar, Zgodovina Tolminskega, 1882, S. 42; derselbe, im „Kres“ II., 1882, S. 524; hingegen behauptet Graf Franz Coronini im Aufsatz „Volksleben in Görz und Gradiska“ im Bande „Küstenland“ des Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, die Gründung dieser Kolonien sei erst im XIV. Jahrhundert erfolgt.)

Aus dem Jahre 1346 besitzen wir eine interessante Urkunde (ein Exemplar in Deutschruth, das andere im Görzer Landesmuseum); mit dieser erneuerte der Patriarch Bertrand gewisse Pflichten und Privilegien der Deutschruther, namentlich bestätigte er das Pachtungsprivileg bezüglich der dortigen landesfürstlichen Güter. (Veröffentlicht von Prof. Turus im „Forum Julii“ II. in den „Regesten“ sub a. 1346, S. 247; früher schon zum größten Teile publiziert von Kocijančič 1855, Della Bona 1856; deutscher Auszug von Ezoernig jun. 1875.)

Für die lange Zeit bis etwa 1825 konnte ich keine Berichte über den Stand des Deutschtums in Deutschruth ausfindig machen; wohl aber haben wir einige Notizen, die in anderer Hinsicht für den Ort und die Gemeinde von Belang sind. Diese finden sich größtenteils in S. Rutar's Arbeiten; er hat sie aus älteren, heute schwer zugänglichen Jahrgängen einiger Zeitschriften geschöpft und so der Vergessenheit entzissen.

In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts wurde die Gemeinde Deutschruth den Venezianern verpfändet; sie war nächst der Gemeinde Tolmein die wichtigste in jenem Gebiet. Der Richter von Deutschruth hatte als Zeichen seiner Macht ein Schwert, während alle andern nur einen Stab führten. (Rutar, Zgod. Tolm., S. 143; Kres II., S. 527.) Dieses Schwert hat jetzt der Gemeindevorstand von Deutschruth in Verwahrung, wie mir 1911 der dortige Schulleiter, Herr Florian Faganelj, mitteilte, dem ich auch für manche andere Angaben und Auskünfte sehr zu Dank verpflichtet bin.

Bis 1760 oder 1770 brauchten die Deutschruther keine Soldaten zu stellen; da sie aber dadurch übermütig geworden waren, ließ der „Richter“ Lukas Kikli einen in den bunten Rock stecken und seit jener Zeit stellen sie Rekruten. (Kocijančič, Slov. Bčela, 1853; Rutar, Zgod. Tolm., S. 141; Kres II., 1882, S. 527.)

Im Jahre 1809/10 verloren die Deutschruther unter der französischen Herrschaft alle ihre Vorrechte und Freiheiten. (Rutar, Zgod. Tolm., S. 196.)

Um 1825 gab es in Deutschruth noch Kinder, die nicht slovenisch, sondern bloß ihre tirolisch-deutsche Mundart sprachen und verstanden. (Ezoernig jun., Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenvereins, Bd. VI, S. 249, Anmerkung.)

Um 1845 gab es in Deutschruth noch erwachsene Leute, die nur den tirolisch-deutschen Dialekt, nicht aber slovenisch sprachen. (Ezoernig jun. a. a. O., S. 249, Anmerkung.)

Im Jahre 1855 schrieb Stephan Kocijančič im „Arhiv za povjestnicu jugoslavensku“ (Bd. III, Agram 1855), auf S. 219: „In Deutschruth spricht man noch heute eine besondere deutsche Mundart, aber auch slovenisch. (Auch in Podbrdo, das einst der Pfarre Deutschruth unterstand, und in anderen zu dieser Pfarre gehörigen Dörfern sprach man noch im verflossenen (18.) Jahrhundert deutsch; jetzt aber ist alles slovenisch.)“ Auf Seite 254: „Die Leute sagen, daß die Wocheiner, Jarzer und Deutschruther (die Wocheiner sollen nämlich auch Tiroler gewesen sein, sind aber ganz slovenisiert; die Jarzer in Oberkrain sprechen noch ein wenig deutsch) vor vielen Jahren (wann?) durch Würmer, Raupen, Schnecken, Käfer u. dgl. Ungeziefer, das ihnen alle Feldfrucht vernichtete, geplagt worden seien. Sie hätten sich deshalb beraten und beschloffen,

Geld zusammenzuschießen und es nach Innichen zu senden, damit dort Messen zu Ehren des hl. Lambrecht gelesen würden, auf daß dieser ihnen bei Gott die Abwendung dieser Gottesgeißel erbittle. Und seit jener Zeit werde jenes Almosen, das 'Käfergeld' immer noch unter ihnen eingekammelt und dorthin geschickt." Etwas weiter unten zählt Kocijančič die Ortschaften auf, die einst deutsch waren: Stržišče mit Kal und Znojile (631 Bewohner), Obloke mit Hudajužna (390 Seelen) und Podbrdo mit Kuč, Tertnič, Bača, Petrovo brdo und zerstreuten Häusern auf dem Pörzen, und schließt: „Alle diese Orte hatten deutsche Ansiedler, die aber schon gänzlich zu Slowenen geworden sind; nur die Bewohner von Nemška Koritnica (= Deutschruth, 392 Seelen) und Grand (136 Bewohner), ein wenig mehr von den Slowenen absondert (abgeschnitten), haben ihre alte deutsche Mundart noch bewahrt.“

Im Jahre 1857 schrieb Ezoernig sen. in seiner „Ethnographie der österreichischen Monarchie“, I, 1, (Wien 1857) auf Seite 33: „In der Grafschaft Görz hat die Gemeinde Deutschruth von Tiroler Abkunft noch ihre Sprache bewahrt.“

Auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung von 1857 sagt Riegers „Slovnik náučny“ Bd. G, 1863, unter Gorice: „... die Dörfer Stržišče, Grand (Ravna) und Deutschruth im Bezirk Tolmein, im Quellgebiet der Bača, sind gemischtsprachig.“ Ähnlich heißt es in Heusler, Cigales „Kratek popis cesarstva avstrijanskega“ (Wien 1861) auf Seite 179: „Deutsche leben, mehr oder weniger slowenisiert, in den Gemeinden Deutschruth und Stržišče an der krainischen Grenze gegen die Wochein.“

Im Jahre 1872 besuchte Deutschruth und die umliegenden Dörfer ein damals kaum 27 jähriger Sprachforscher, J. Baudouin de Courtenay, Universitätsprofessor in Petersburg, um dialektologische Studien zu machen. Seine Erlebnisse erzählte er sodann im Aufsätze „Nektere opazke ruskega profesorja“ (= „Etliche Bemerkungen eines russischen Professors“) in der Görzer Zeitung „Soča“, 1872—73; Sonderabdruck Görz 1873. Er spricht an mehreren Stellen über Deutschruth; Seite 11 des Sonderabdrucks lesen wir: „In keinem andern Dorfe fand ich einen so intelligenten Wirt wie in Koritnica oder Deutschruth; denn im Gasthause ‚zum Blas‘ oder ‚zum Josef‘ fürchtete der Wirt dafür gestraft zu werden, daß ich in seinem Hause Märchen und Volkeln der beiden Deutschruther Mundarten aufzeichnete, der slowenischen und der alten deutschen, in der noch jetzt die Großväter miteinander reden, und trieb mich augenscheinlich aus seinem Hause.“ Da Baudouins Büchlein vergriffen ist, so dürfte es nicht unangemessen sein, daraus noch andere Sätze über Deutschruth anzuführen (in wörtlicher Übersetzung). Auf Seite 12 des Sonderabdrucks erfahren wir, daß Stržišča ein ganzes Menschenalter früher als Deutschruth slowenisch wurde, „so daß es dort keinen mehr gibt, der das alte heimische Deutsch verstünde.“ Auf Seite 35 sagt Prof. Baudouin: „So z. B. bedauern einige in Deutschruth und Stržišča sehr, daß sie ihren alten deutschen Dialekt eingebüßt haben; denn dieser ermöglichte es ihnen, die so verbreitete deutsche Schriftsprache in kurzem zu erlernen, was ihnen mit dem jetzigen, dem slowenischen Dialekt, viel schwerer fällt.“ Schließlich zitiere ich noch den Satz auf Seite 53: „Daß in Podbrdo, Stržišča und Deutschruth die deutschen Physiognomien vorherrschen, ist selbstverständlich.“ Das selbe sagt er auf Seite 52 bezüglich der Wochein (nur daß man daselbst auch viele romanische Typen antrifft). An zwei Stellen erwähnt Baudouin lobend den Thomas Kikel in Stržišča und den 73jährigen Thomas Konzner in Deutschruth, die ihm viel gutes Material geliefert haben.

Im Jahre 1873 schrieb K. Ezoernig jun. in seinem Werke „Görz, Österreichs Nizza, Bd. I: Das Land Görz und Gradiska“ auf Seite 57, in den Gemeinden Deutschruth und „Sterzisa“ haue eine slowenisch-deutsche, gemischte Bevölkerung, und zwar betrage die Zahl der Deutschen in Deutschruth 400 und in Stržišča 250. Auf Seite 700 liest man: „Einzelne Gemeinden im Gebirge waren auch die Zinsleute des Landesfürsten, wie namentlich davon ein Beispiel der deutschen Bewohner von Deutschruth im Bezirk Tolmein bekannt ist.“

Im nächsten Jahre (Juni 1874) besuchte K. Ezoernig jun. Deutschruth und hielt dann am 29. Oktober 1874 in Triest einen Vortrag, der später in der Zeitschr. d. D. u. Ö. Alpenver. 1875, Bd. VI, S. 247—56¹⁾ erschienen ist und viel Interessantes brachte.

Zuerst werden wir über den Weg nach Deutschruth unterrichtet; dann erfahren wir, was sich bis 1874 noch vom Deutschtum erhalten hatte. „Sehr wenig Leute unter 60 Jahren

sprechen noch die alte Talsprache, nur die älteren Leute tun dies, und auch dann meist nur, wenn sie zusammen beim Wein sitzen oder 'raafen' oder einander 'zarren' (S. 249).“ Ezoernig führt sechs deutsche Bergnamen, fünf Familiennamen und etliche Sätze in der Mundart an, die nach Ezoernig dem Pustertaler Dialekt sehr nahe steht, jedoch mit slowenischen Lehnwörtern untermischt ist (S. 251–55).

Ferner berichtet der Autor über die Gründung der Kolonie durch den Patriarchen Berthold (S. 247f.), über die Urkunde von 1546, über die noch vorhandenen Quittungen von Pfarrern in Innichen über empfangene Almosen (das sog. Käfergeld), über den ausnehmend schönen Kirchengesang, der auch schon 1872 dem Sprachforscher Baudouin aufgefallen war, dann über den echt deutschen Typus der Einwohner und einiges über die benachbarten deutschen Kolonien (Jarz und Davča = Deutsch, gegründet 1283 vom Freisinger Bischof Emicho).

Im Jahre 1882 erschien im „Kres“, II, S. 524–29 Simon Rutars historische Abhandlung »Nemški rut na Goriškem«, die auf Della Bonas, Kocijančič und Ezoernigs Arbeiten fußt und einiges hinzufügt (z. B. daß die Deutschruther, wenn sie von Orten sprechen, die nicht zu den ehemals deutschen Kolonien gehören, den Ausdruck po Slovenjem oder na Slovenjah = „im Slowenischen“ gebrauchen usw.).

In demselben Jahre erschien Rutars »Zgodovina Tolminskega«; was darin über Deutschruth gesagt ist, habe ich größtenteils schon erwähnt, soweit es von Interesse ist. Daß die einstige Sprachinsel 1882 schon vollständig slowenisiert war, sagt er in diesem Buch auf S. 43 und in der oben erwähnten Abhandlung im „Kres“ auf S. 524 und 528, wo er aber hinzufügt: „Die älteren Deutschruther verstehen noch jetzt ihre tirolische Mundart, sprechen aber hört man sie nur selten in diesem Dialekt.“

Im VII. Bande des Archivs für slawische Philologie, 1884, schreibt J. Baudouin de Courtenay auf S. 387: „Der ... Dialekt des Görzer Deutschruths (Nemški Rout, nordwestlich vom Cirkljanischen Dialekt) ... Dieser letztgenannte ganz eigentümliche Dialekt wird von den unlängst slowenisierten Deutschen gesprochen.“

Im Jahre 1891 erschien der Band „Küstenland“ des Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“; da schreibt Graf Franz Coroni im Aufsatz über das Volksleben auf S. 162: „Die Ortschaften Deutschruth, Starzišce (sic) und Podberda (sic) wurden durch sie (d. h. durch die Pustertaler Deutschen) bevölkert. Ihre Einwohner blieben zwar mit größerer Fähigkeit (nämlich im Vergleich mit den im Carnovener Walde angesiedelten deutschen Holzarbeitern aus Niederösterreich!) der alten Stammesart getreu, sind aber heute, viele Namen ebenfalls abgerechnet, vollständig Slowenen geworden. Trotzdem bezeichnen sie noch immer viele Gegenstände des täglichen Gebrauchs mit deutschen Ausdrücken und ihre Aussprache des Slowenischen unterscheidet sie einigermaßen von den ursprünglichen Slowenen der Nachbarschaft, die sie selbst 'pravi Slovenci' (rechte Slowenen) nennen.“

Im Jahre 1905 besuchte Deutschruth und Jarz Dr. Primus Lessiak, Prof. der germanischen Sprachwissenschaft an der Universität in Freiburg (jetzt in Prag) und berichtete kurz über die Ergebnisse seiner Nachforschungen in der D. Erde 1905, Heft 5, S. 176. Er stellt fest, daß Deutschruth, Strzišce und Znojila vollständig slavisiert sind, fügt aber hinzu, daß man doch noch Greise antrifft, die sich ihrer alten Muttersprache noch erinnern und in gebrochenen Sätzen zu antworten imstande seien. Aus der Unsicherheit im Gebrauch der Biegeformen, des Geschlechts usw. gehe hervor, daß hier die Leute früher slowenisiert worden sein müssen als in Jarz, wo die Alten das Deutsche noch verhältnismäßig recht geläufig sprechen; östlich von Jarz (in Danje-Huben, Ravne-Eben, Ja Brdom und Torka) habe sich das Deutsche in den meisten Familien sogar noch als Hausprache erhalten und werde auch von den Kindern noch gesprochen. — Lessiak bestimmt in seinem kleinen Aufsatz auch die Grenzen, bzw. Endpunkte der alten deutschen Siedlungen: die nördlichste war Deutschgereut (bei Wocheiner Feistritz), von den Jarzern besiedelt; die südlichste Obloke-Eönklein, die westlichste Deutschruth (genauer: Grant); im Osten reichte die deutsche Zunge nicht ganz bis Tali Log, welches zwar von

¹⁾ Der Aufsatz „Die vergessene deutsche Sprachinsel Deutschruth“ bildet den II. Teil der Abhandlung „Aus dem oberen Monzo-Gebiete“.

den deutschen Nachbarn einen besonderen deutschen Namen (Stuben) erhielt, aber trotzdem jedenfalls seit jeher slowenisch war, ebenso Davča. Für Koritnica hat Essiak zwar eine deutsche (oder doch verdeutschte) Namensform Gritte aufgespürt, schließt aber diesen Ort vom ehemals deutschen Sprachgebiet aus. Zweifel hegt er betreffs Petrovo brdo (Gemärk).

Am 4. Dezember 1911 hielt sich der Gefertigte in Deutschruth auf, um zu konstatieren, was noch vom Deutschtum daselbst übrig geblieben sei. Die Ergebnisse hat er in der Zeitschrift „Adria“, die von Josef Strader in Triest herausgegeben wird, im 7. Heft des 4. Jahrgangs (1912) unter der Überschrift „Ein Ausflug nach Deutschruth“ zusammengestellt. — An die deutsche Vergangenheit der Deutschruther Sprachinsel erinnert heute noch folgendes:

1. Der deutsche Typus (namentlich bei den Knaben): hohe Stirn, große Augen, Backenknochen nicht hervorstehend; bei der Jugend hellblondes Haar, wie schon Tzoernig jun. 1874 konstatiert hatte.

2. Eine beträchtliche Anzahl von alten Namen¹⁾ (weiter unten namentlich angeführt), und zwar: 15 Familien-(Schreib-, Zu-)namen, 24 Vulgo-(Haus-)namen, 20 Namen von Bergen, Hügeln und Höhen, 5 Nachnamen, 24 Namen von Feldern und Äckern, 9 Namen von Felsen, 32 Namen von Wiesen, Weiden und Triften.

3. Bruchstücke eines Liedes, in dem die Einwohner des Nachbarortes Grant (Grant), der auch einst deutsch war, geneckt werden. Darin finden sich folgende spöttische Bezeichnungen: Keschpenbeschlager (Keschpen sind Holzschuhe, die natürlich nicht beschlagen werden), Mälichverschlafajer (d. h. Siebenschläfer, der die Stunde des Melkens verschläft), Krotenverschlicker; ferner „Housen zerrissen“, „Grantaren plantieren“ (d. h. die Bewohner von Grant gehen krumm, hinken).

4. Zwei alte Leute sprechen noch etwas tirolisch-deutsch: der 83jährige „Eufele“, Lukas Drolle und die alte Kösowka, vulgo Koder (angeblich viel jünger als Eufele). Jene Ortsinsassen, die das Deutsche erst in deutschen Gegenden, wo sie Arbeit gefunden hatten, erlernt haben, kommen hier selbstverständlich nicht in Betracht.

5. Die Deutschruther verwechseln beim Sprechen die Zischlaute s, c, z mit den Palatalen š, č, ž und diese Aussprache ist den Nachbarn, die nicht deutscher Abstammung sind, sehr auffällig, daher Gegenstand des Hänseleins und Spottes.

6. Außer mehreren hundert deutschen Lehnwörtern, die in allen Mundarten des Save-, Songo-, Idria- und Bačatales gang und gäbe sind, fand ich in Deutschruth noch viele andere, die auf diese ehemalige deutsche Sprachinsel beschränkt und den anderen Slowenen nicht bekannt sind. Von besonderem Interesse dürften folgende sein: Schpinnschtuba, Rauchschtuba = Dörflammer, haiprachten = Heu schleifen oder fahren, prechlat = Flachs brecheln, furjausnat = Vorjaus einnehmen, furjaufung = Vorjaus (Gabelfrühstück), schlufat = schlafen und andere, die ich zum Teil in der „Adria“ a. a. O. aufgezählt habe.

7. Endlich lebt unter den Deutschruthern noch die mündliche Überlieferung ihrer deutschen Abstammung fort.

Verzeichnis der Personen- und Flurnamen.

a) 15 Familiennamen: Standler, Ständler (auch in Jarz), Ruter (im Jahre 1673 auch aus Gottschee belegt), Mesner, Drolle (in Jarz Droll), Kemperle (auch in Jarz und Ravne [Ebendlein]), Dachskobler, Dargkobler (auch in Jarz), Lanzner, Lonzner, Kusterle = kleiner Mesner (auch in Gottschee), Burger (auch in Oberkrain, z. B. bei Jaier), Presel (in Danje [Hueben]), Pressel, Torker (auch in Torka bei Jarz), Gasser (auch in Jarz, Danje, Torka und Zabrdom), Mauer (in Gottschee und bei den „Simbern“ Maurer), Wolf, Volf (auch in Gottschee), Troyer, Trojer (auch in Jarz, Danje und Ravne, Troje in Gottschee).

b) 24 Haus- und Vulgonamen: Kaiser, Kebler (vgl. Kobler in Jarz, Köfler in Gottschee), Kaltenegger (auch in Tirol), Seitler (in Tirol Seidler), Ilfenzer (auch in der Schweiz), Reifler, Pertowler (in Tirol Pertoller), Kastner (auch in Jarz und Gottschee), Piegler (in Tirol Biegler), Troyer (auch in Jarz usw., auch in Tirol), Paistwer, aus Badstuber (auch in Tirol Badstüber), Tschumerle, Eurzile (vgl. Eurz in Tirol), Fultele (vgl. Fulterer in Kastelruth [Tirol]), Penkerle.

¹⁾ Darunter viele Diminutiva auf -le (schwäbisch), -li (alemannisch) und -l (tirolisch und allgemein bairisch-österreichisch).

Schusterle, Jelerle, Lufele, Hanja (erinnert an gottscheerisch Hansche), Putsch (vgl. Putz in Tirol), Fot (vgl. Futech [Futez] in Sarz?), Maure (vgl. Maurer in Gottschee), Zweck, Teitscher (vgl. Teltcher in Tirol oder Teutschmann in Gottschee?).

c) 20 Namen von Bergen, Hügeln und Höhen: Hochbüchel, Hochkobel, Windischkobel, Prantekfili, Shmounekfili (sh = franz. j, slawisch ž), Wonnekfili, Pärnpof, Pärnpod, Pärntol, Lufenskobel, Turn, Kebele, Gebell, Spizkobel, Klousche, Sattel, Toulach, Ochsenrast, Steckfili, Zum Eck, Rockalm.

d) 5 Bachnamen: Mühlpach, Olsterpach, Kerschpach, Driftelpach, Katzenpach.

e) 24 Namen von Feldern und Äckern: Mühlacker, Schmalacker, Lonacker, Gerfili, Krickfili, Rinfili, Padronli, Eckfili, Dickstauda, Jegerode, Pouden (Poden), Uniwand, Mildran, Podreitel, Flanzing, Grantegg, Huba, Eha, Rejma, Peinta, Ablecken, Steffen, Birbling, Mischleroun.

f) 9 Namen von Felsen: Kieglplatz, Wiesle, Stoudli, Steckfili, Mühlkogel, Teitsch, Wühlroun, Plaie, Grantegg.

g) 32 Namen von Wiesen, Triften, Weiden: Pamaschekfili, Eiznekfili, Kouznekfili, Kipli, Pächli, Schlichtele, Holderneck, Wellereck, Grantek, Wunschek, Graseck, Stoudlek, Toneck, Prokobel, Padskobel, Hoprada (aus Hopfgarten), Wespen, Sättile, Pretoulach, Tiefental, Holdertal, Ziefe, Pärschlag, Shwentre, Shwentelze, Sheitel, Widershumma (= sonnseitiges Grundstück), Koschia, Stuck, Leite, Klame, Wittzeita.

Schlußbemerkung: Verschiedene Namen des Ortes: slowenisch Nemški Rut (Rovt), d. i. „Deutsch-Gerent“ oder „Deutsche Rodung“, auch (Nemška) Koritnica, d. h. „das (Deutsche) Mulden-dorf“ (tatsächlich liegt das Dorf in einer Mulde!); dem südlicher gelegenen Dorfe Koritnica, nahe der Einmündung des gleichnamigen Baches (Koritnica = „Muldenbach“) gibt man selten die unterscheidende Beifügung Slovenska. Der deutsche Name Deutschruth¹⁾ findet sich auch latinisiert als Ruthae teutonicae oder Ruth teutonicum²⁾, doch findet man auch mitten in lateinischen Texten den slowenischen Namen „Nembscheruth“, etwas verballhornt; so in den Akten des »Processus vicinorum et hominum de N. cum D. Petro A. Coronini« aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — Auf der Landkarte, die dem friaulisch-italienischen Lexikon von Pirona beigegeben ist, liest man statt Deutschruth den Namen „Ober-Koritniza“ (im Gegensatz zu „Unter-Koritniza“, welches südlicher liegt). Im Kirchenbuch zu Deutschruth, dessen älteste Aufzeichnungen infolge eines Kirchenbrandes nur bis 1745 zurückreichen, wird der Ort lateinisch »Corithniza theutonica« genannt. In der Urkunde, die vom Patriarchen Bertrand am 1. April 1346 zu Udine ausgestellt wurde, wird Deutschruth »Coritnich« genannt; das ebendort erwähnte „Trenanich“ (wie Della Bona, Ezoernig jun., Kocijančič lesen) oder „Trentinich“ (so lesen Rutar und Turus) ist nach Rutar = Trtnik, und „Gradischa“ (bei Turus „Tradischa“) ist nach Kocijančič das heutige Stržišče (einst Strazišča), nach Rutar aber (sehr unwahrscheinlich) das Dorf Grant (Grand).

Ebendort liest Della Bona »et Loca Teuthonii«, Rutar »loca theutonica«, Turus »Loca Reutharii«, Kocijančič »Loco Rutharii«; dies deutet Rutar (Kres II, 1882, S. 525) als „andere deutsche Ortschaften“, Ezoernig jun. aber als „Loka“. Adhuc sub iudice lis est.

¹⁾ Nicht zu verwechseln ist dieses Deutschruth mit Deutsch-Gerent, einer ebenfalls schon slowenisch gewordenen deutschen Ansiedlung bei Wodheiner-Feistritz; noch jetzt sind dort mehrere deutsche Familiennamen.

²⁾ So in einer Urkunde von 1649.

Das Deutschtum in Galizien an der Hand der Karte der deutschen Siedlungen in Galizien.

Von Dr. Hans Pokorny in Lowce.

Die Ergebnisse der Volkszählung der letzten Jahre scheinen für das Deutschtum in Galizien äußerst ungünstig zu sein. Im Jahre 1880 zählte man in Galizien unter tausend Einwohnern noch 54,6, im Jahre 1910 nur noch 11,3 Deutsche, so daß ihre Anzahl im Verlaufe von dreißig Jahren auf ein Fünftel herabgeschmolzen wäre. Da jedoch alle Amtshandlungen in

Galizien unzuverlässig sind, entbehren auch derartige Aufzeichnungen der vollen Beweiskraft. Die wichtigste Ursache des Abganges dürfte darin zu erblicken sein, daß sich die sehr zahlreichen Juden früher zum Deutschtum bekannten, nun aber als Polen gelten wollen, was ja auch in dem unverhältnismäßigen Wachstum der angeblich polnischen Bevölkerung seinen Ausdruck findet.

Gewiß, durch Abwanderung nach Amerika und Posen und durch Polonisierung mag das Deutschtum manche Einbuße erlitten haben, im ganzen jedoch dürfte in der letzten Zeit eine erhebliche Verminderung nicht stattgefunden haben. Ein anschauliches Bild des galizischen Deutschtums, insofern es in geschlossenen ländlichen Siedlungen auftritt, bietet die neue vom Bunde der christlichen Deutschen in Galizien herausgegebene Siedlungskarte¹⁾. Schon der erste Blick auf diese Karte überzeugt, in welcher überaus unzweckmäßiger, ja gänzlich unverständlicher Weise, die von Kaiser Josef II. angebahnte Besiedlung des Landes mit Deutschen geschehen ist. Nicht in geschlossenen Massen, sondern in vereinzelt, weit im Lande zerstreuten Ortschaften, ohne Zusammenhang untereinander wurden Deutsche der verschiedensten Stämme plan- und ziellos angesiedelt. Noch vor wenigen Jahren wußte die eine Gemeinde nichts von der anderen und so war jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit, jedes zielbewußte Vorgehen der Deutschen unmöglich. Man suchte nun diese Abstände mit der Absicht Josefs II. zu entschuldigen, das Land nicht etwa deutsch zu machen, sondern ihm musterhafte Landwirte und Handwerker zuzuführen. Aber wie weit konnte in jenen Zeiten der mangelhaften Verkehrsmittel der Einfluß einer deutschen Gemeinde mitten im slawischen Meere reichen? Und waren diese Deutschen, vereinsamt, in der Fremde, ohne jeden Zusammenhang mit ihrem Mutterlande, in der Lage, für die Dauer ihre Musterwirtschaften aufrecht zu halten, waren sie nicht der Gefahr der Entdeutschung ausgesetzt, welche, wie die Erfahrung lehrt, den Verlust der Tüchtigkeit und Verlässlichkeit und aller sonstigen Nationaltugenden fast mit Notwendigkeit nach sich zieht? Tatsächlich wurden zahlreiche deutsche Siedlungen mit der Zeit polnisch und unterschieden sich von nun an in keiner Weise von ihrer Umgebung, der sie doch Muster und Beispiel sein sollten. Ganz anders handelte Friedrich der Große in den an Preußen gefallen polnischen Ländern. Er wies den Gedanken zurück, die deutschen neu in das Land gekommenen Bauern mit den Polen zu vermischen, damit sie ihnen ein gutes Beispiel gäben, sondern verfügte die Ansiedlung deutscher Zuwanderer in geschlossenen Massen.

Diese für die Deutschen in Galizien äußerst ungünstigen Verhältnisse verschlechterten sich noch, als die österreichische Zentralregierung seit dem Jahre 1867 ihrem Einflusse auf Galizien immer mehr zu Gunsten der polnischen Adelskaste entsagte. Die Fähigkeit ist zu bewundern, mit der die deutschen Bauern trotz aller Hindernisse und Widrigkeiten an deutscher Art und Sprache festhalten. Ihr Grundbesitz wird auf mehr als 100 Millionen Mark bewertet und die 205 Bauerndörfer, in denen sie wohnen, sind deutsch erhalten. Sie haben deutsche Volksschulen, Raiffeisenkassen, Ortsgruppen des Bundes der Deutschen in Galizien, was alles auf der sehr sorgfältig ausgeführten Karte angegeben ist. Wünschenswert ist, daß auf der Karte bei jeder Siedlung auch die Anzahl der deutschen und der anderssprachigen Einwohner angeführt wird. Tausende von Deutschen, die nicht in den Siedlungen, sondern vereinzelt in Stadt und Land als Großgrundbesitzer, Gutspächter, Fabrikanten, Kaufleute, Handwerker, Beamte ansässig sind, konnten nicht berücksichtigt werden. Es

gibt aber große deutsche Minderheiten mit eigenen mehrklassigen Privatvolkschulen in den Städten Lemberg, Krakau, Stanislaw, Stryj, Neu-Sandey, Kolomea, Dolina, Bolecho und Przemyśl und es wäre zu begrüßen, wenn bei den Namen zu mindest dieser Städte die Anzahl der dort wohnenden Deutschen verzeichnet wäre.

So lehrt denn auch ein Blick auf diese Karte, daß das Deutschtum in Galizien, wenn auch in ganz unzweckmäßiger Weise angesiedelt, doch entwicklungsfähig und der Unterstützungen würdig ist, die ihm seit den letzten Jahren von volksbewußten Kreisen zu Teil werden. Der Gustav-Adolf-Verein, der Deutsche Schulverein in Wien, der Bund der Deutschen in Lemberg arbeiten nach Kräften, um die Stellung der Deutschen im Mutterlande kaum eine Ahnung hatte, zu befestigen. Freilich, die vereinzelt in den Städten wohnenden deutschen Familien sind von der Gefahr der Verpolung besonders bedroht. Auch der Mangel einer deutschen Mittelschule ist recht empfindlich; das sogenannte deutsche Gymnasium in Lemberg ist nach Art und Nation der Lehrer und Schüler eine gemischt-sprachige Verpolungsanstalt. Strebt nun ein galizischer deutscher Bauernsohn höhere Bildung an und ist er nicht in der Lage, in Deutschland zu studieren, so wird er auf Galiziens mittleren und höheren Schulen mit aller Gewalt zum Polen gemacht und es wiederholt sich, was in früheren Jahrhunderten schon so häufig geschah: das polnische Volkstum schöpft seine geistige Kraft aus deutschem Blute. Es hat sich zwar ein Verein „Mittelschule“ gebildet, der die Gründung einer deutschen Mittelschule in Galizien anstrebt, inzwischen aber deutsche Jünglinge in Deutschland studieren lassen will, doch ist bei der Geringfügigkeit der verfügbaren Geldmittel auf ein gedeihliches Wirken noch lange nicht zu hoffen. Sehr schwierig ist ferner die Lage der katholischen Deutschen in Galizien, da die katholische Geistlichkeit durchaus polnisch-national und bestrebt ist, die Söhne irdischer Ansiedler mit allen, selbst geistlich unzulässigen Mitteln dem Polentum zuzuführen. Leider erstreckt sich dieser verderbliche Einfluß nicht nur auf die Kirche, sondern auch auf die Volksschule. Nachdem im Jahre 1867 die österreichische Regierung Galizien den Polen ausgeliefert hatte, gingen die Polen, unterstützt von dem polnischen Klerus, daran, die deutschen Schulen polnisch zu machen. In den evangelischen deutschen Siedlungen wurden wenigstens die bestehenden deutschen Schulen meist aus kirchlichen Gründen mit Hilfe evangelischer Vereine im Deutschen Reiche als evangelische Schulen deutsch erhalten, aber in den katholischen deutschen Dörfern, welche ganz unter dem Einfluß deutschfeindlicher Pfarrer standen, wurde eine Schule nach der anderen polnisch gemacht. Die Polen brachten es sogar zu Wege, ein Landesschulgesetz zu beschließen und die Sanktion des österreichischen Kaisers dafür zu erwirken, wonach an öffentlichen Schulen in Galizien nur die polnische oder ruthenische, nicht aber die deutsche Unterrichtssprache eingeführt werden kann, woraus sich die Ungeheuerlichkeit ergibt, daß die deutsche Sprache in Galizien zwar als Landes- und Amtssprache, nicht aber als Unterrichtssprache anerkannt ist. Seit dem Jahre 1867 sind 35 deutsche Schulen, wovon bezeichnenderweise 34 auf katholische und nur eine auf evangelische Gemeinden entfallen, polonisiert worden.

Fast noch ärger als in der Schule ist die Unduld-

¹⁾ Verlag des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien, Lemberg.

jamkeit des polnisch-katholischen Klerus in der Kirche. Es ist erst zwei Jahre her, da wurde ein Deutscher, weil er sich unterfing, in der deutschkatholischen Kirche seiner Gemeinde ein Kirchenlied in deutscher Sprache anzustimmen, das der Pfarrer in polnischer Sprache singen ließ, infolge der Anzeige des Pfarrers wegen Verbrechens der Religionsstörung zu einer Kerkerstrafe von mehreren Wochen verurteilt. Man merke: Kaiserlich königliche österreichische Richter polnischer Nation erblickten darin, daß ein Deutscher in seiner deutschen Heimatskirche ein Kirchenlied in seiner deutschen Muttersprache sang, also eine nach religiösen und kirchlichen Begriffen gewiß gottgefällige Handlung beging, das Verbrechen der Religionsstörung und Angehörige ganz derselben polnischen Nation schlagen Lärm darüber, wenn ein Lehrer in Wreschen oder sonst in Preussisch-Polen die gesetzlich zulässigen und gebotenen Zwangsmittel anwendet, um seinen polnischen Schülern die Kenntnis der für sie unentbehrlichen deutschen Weltsprache pflichtgemäß beizubringen. Den Deutschkatholiken in Galizien kann nur durch Einsetzung deutscher Pfarrer geholfen werden. Aber es mangelt an geeigneten deutschen Bewerbern, und wenn es solche gäbe, würde der polnisch gesinnte Episkopat des Landes ihrer Ernennung unbefiegbaren Widerstand leisten. So sind denn die katholischen Deutschen in Galizien vor die Wahl gestellt, entweder ihrem katholischen Bekenntnis oder ihrem deutschen Volkstum untreu zu werden. Der protestantische Gustav-Adolf-Verein hat zur Hebung der nationalen Wohlfahrt der deutschen Protestanten in Galizien Erhebliches geleistet. Möge doch das römisch-katholische Deutschtum im Deutschen Reiche in ähnlicher Weise für

Galiziens deutsch-katholische Bevölkerung wirken und hierdurch beweisen, daß es nicht nur gut katholisch, sondern auch gut deutsch ist.

Die 205 deutschen Bauernndörfer in Galizien sind ein Teil der deutschen Erde. Nicht nur der Vorteil, sondern auch die Ehre der deutschen Nation erfordert, daß von dieser deutschen Scholle nichts verloren gehe. Aber noch mehr: die Erstarbung der Deutschen in Galizien ist für das Deutsche Reich in politischer Hinsicht eine Notwendigkeit. Vor wenig Monaten drohte ein Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Rußland und es war möglich, daß das deutsche Heer Schulter an Schulter mit dem österreichischen auf galizischem Boden gegen Rußland hätte kämpfen müssen. Wie aber soll solch ein Krieg geführt werden, wenn die Beamten der galizischen Eisenbahnen, Post- und Telegraphenämter, der politischen Behörden und Gemeindevertretungen usw. der deutschen Sprache entweder überhaupt nicht oder doch in äußerst mangelhafter Weise kundig, wenn sie unverläßlich und allem, was deutsch ist, feindlich gesinnt sind? Damals, als der Krieg drohte, erörterten die galizischen Polen ganz ungestört in öffentlichen Versammlungen die Frage, ob sie sich im Kriegsfall an Österreich oder an Rußland anschließen sollten. Zwar es zeigte sich, daß die Anhänger Österreichs in der Überzahl waren, aber es gab viele Polen, die sich für Rußland entschieden, weil sie in diesem ärgsten Bedrücker ihres eigenen Volkes den mächtigen Feind Deutschlands schäzen. Die Vorsicht gebietet, die treuen und verlässlichen deutschen Vorposten in Galizien bei Zeiten zu stärken. Nicht nur in Posen, auch in Galizien steht die Grenzwehr des Deutschtums und des Deutschen Reiches.

Deutsche Rittergrabmäler in Lucca und Pisa¹⁾.

Von Dr. Karl Heinrich Schäfer in Rom.

Über neue wertvolle Funde zur Geschichte des Deutschtums in mittelalterlichen Italien soll hier die erste vorläufige Anzeige erfolgen²⁾. Bei meinen Studien zur Geschichte des deutschen Adels in Lucca entdeckte ich im dortigen Staatsarchiv nicht nur mehrere lange Listen der unter Ludwig dem Bayern und Johann (Kaiser Heinrichs VII. Sohn) von Böhmen nach Lucca gekommenen deutschen Ritter aus den Jahren 1328/29, 1334 und 1339 mit über 500 deutschen Namen, sondern auch die Kirche unserer ritterlichen Landsleute, wo sie ihre Andacht verrichteten und ihre gefallenen oder verstorbenen Gefährten beisetzen, ähnlich wie St. Georg in Verona, Parma, Pisa u. a. In Lucca war anscheinend die ehemalige, jetzt völlig zerstörte, St. Georgskirche nicht das bevorzugte Gotteshaus der Ritter, sondern die unmittelbar neben der einstigen gewaltigen Stadtburg (Augusta) gelegene uralte Kirche des hl. Romanus, eines unter Diokletian zum Märtyrer gewordenen christlichen Ritters. In dieser Kirche sind noch sieben Marmorgabmäler deutscher Ritter aus dem 14. Jahrhundert auf dem Fußboden des Kreuzschiffes erhalten. Drei von ihnen lassen die in starkem Relief sorgfältig herausgemeißelten Gestalten und Inschriften deutlich erkennen. Sie sind in ganzer Ritterrüstung, mit Schild

und Helmszier, Kettenhemd und Wappenrock, Schwert und Sporen dargestellt mit unter der Brust gekrenzten Händen. Ich habe davon Abbildungen machen lassen, die an anderer Stelle vorgelegt werden sollen. Die Wappenbilder auf den Schilden wurden zur Zeit der französischen Revolution aus Haß gegen den Adel weggemeißelt, haben sich aber glücklicherweise in einem dem 17. Jahrhundert angehörigen Manuskript der Luccaner Staatsbibliothek erhalten, ebenso wie die Wappen und Inschriften der damals noch leserlichen andern deutschen Ritterdenkmäler. Aus dem Jahre 1338 stammt das Grabmal des Ritterhauptmanns Burkhard v. Freiburg, von 1327 das des Ritters Heinrich Sohn Hugos v. Trostbeck, aus dem Jahre 1333 das eines Otto Huns aus den Grafen von Augsburg (de comitibus de Augusta), vom Jahre 1345 das Grabmal Johans v. Geispolzheim genannt Speirer. Dieser dotierte auch laut mehrerer noch erhaltenen Pergamenturkunden und einer prächtigen gotischen Steinschrift die Katharinenkapelle von St. Romano, damit dort zu seinem Seelenheil täglich für ewige Zeiten das Messopfer dargebracht würde. Andere deutsche Rittergrabsteine stammen vom Jahre 1329 (der Edelmann Johann Bertram Reimener v. Ulm), 1348 (Herr Sigherus Morle Ritter) und 1340 (Name nicht mehr leserlich). Schließlich ist noch ein Grabmal des Matthias Hermann Sohn des Herrn Georg v. Guttenberg aus dem Jahre 1341 in derselben Kirche erhalten. Andere dort ehemals

¹⁾ Ergänzung zu meinem Aufsatz „Das römische Deutschtum im 14. Jahrhundert“ in Heft 2/3.

²⁾ Näheres wird mein im Druck (Paderborn) befindliches „5. Buch der deutschen Ritter in Italien“ bringen.

beigesetzte deutsche Ritter (aus andern Quellen nachweisbar) hatten wohl auch ihre Grabmäler. Diese aber sind teils gänzlich verschwunden, teils völlig unkenntlich geworden.

Auch in Pisa, der getreuesten Anhängerin des Reiches (*imperio fidelissima*, wie sie sich selbst in einer Urkunde vom Jahre 1316 nennt), hatten die dort zahlreichen Ritter irgendwo anders stehenden deutschen Ritter — ich fand in den Archiven der Stadt über 4000 (!) Namen — ihre St. Georgskirche. Durch die gütige Mitwirkung des emeritierten Staatsarchiv-Direktors Prof. Dr. Lupi und die weitherzigste Öffnung der ausgezeichnet geordneten erzbischöflichen Archive durch Kardinal Maffi gelang es u. a., eine in mehrfacher Hinsicht hochinteressante Urkunde über das Patronatsrecht der deutschen Ritter an dieser Kirche und die Erwählung des Geistlichen durch sie vom Jahre 1337 ausfindig zu machen. Es ist also anzunehmen, daß sie in der St. Georgskirche auch ihre gefallenen oder verstorbenen Gefährten beigesetzt und ihnen, wie in St. Giorgio zu Verona und St. Romano zu Pisa, Denkmäler in Stein oder Bild errichtet haben.

Um so bedauerlicher bleibt es, daß diese Kirche ebenso wie St. Georg in Lucca, völlig zerstört worden ist.

Glücklicherweise haben wir einen wenigstens teilweisen Ersatz in der prächtigen Katharinenkirche Pisas. Wie die Fresken der deutschen Ritter in Verona zeigen, hatten manche unserer Landsleute diese Heilige von Alexandrien, neben St. Georg, zu ihrer Schutzpatronin erwählt. Daher mag es kommen, daß der eine oder andere bei St. Katharinen auch beerdigt werden wollte. In der Tat ließen sich unter den ältesten Grabmälern auf dem Fußboden der Kirche ihrer drei als Deutsche nachweisen. Da sieht man in ganzer Ritterrüstung den

„nobilis vir Antonius de Bacinich, conestabilis ultramontanus“, der im Jahre 1344 dort beigesetzt wurde, mit einfachem, großem Kreuz im Schilde. Er war ein Edelmann aus dem kölnischen (Bessenich) und befehligte zusammen mit dem Ritter Johann v. Köln ein deutsches Ritterfähnlein, das im Jahre 1344 laut der noch vorhandenen Pferdeverlustliste im Kampfe gegen die Feinde Pisas fast ganz aufgerieben wurde.

Unweit von ihm, gerade vor dem Hochaltar der Kirche, sieht man den prächtigen Grabstein einer deutschen Gräfin, die sich durch Wappen und Inschrift als die Gattin des Reiterführers Grafen Konrad v. Aichelberg zu erkennen gibt. In der Nähe liegt ein arg abgetretener Stein, der nur noch die Umrisse einer Rittergestalt und den Wappenschild zeigt. Der letztere ist identisch mit dem des genannten Edelmanns Anton v. Bessenich. Da nun in den Pisaner Akten auch ein Hauptmann Hermann v. Bessenich erscheint, so dürfte das Grabmal auf diesen zu beziehen sein.

In einem kleinen Dorfe zwischen Lucca und Pisa namens Avane, wo sich ein von Friedrich Barbarossa der erzbischöflichen Tafel von Pisa geschenktes Reichslehen befand, ist an der Außenseite der Kirche dann noch ein hervorragend schönes Denkmal eines deutschen Heerführers und Grafen Konrad erhalten, in voller Rüstung mit feldherrnstab, Schild und Helmszier. Das Wappen zeigt zwei Schrägrechtsbalken bzw. fünf schrägrechte Streifen und einen fittich als Helmszier. Herr Prof. Lupi in Pisa hat sich vorbehalten, weiteres über dieses Grabmal später mitzuteilen. Hier mag nur noch erwähnt werden, daß Graf Konrad laut Inschrift im siegreichen Kampfe an der Spitze seiner deutschen Ritter gefallen ist: „Teutonicos, qui duxerat agmine victor“.

Deutsche Hochschüler und Hochschullehrer in Pavia.

Von

Dr. Wilhelm Groos in Karlsruhe.

Wer in Padua gewesen, weiß, daß unter der mittelalterlichen Studentenschaft dieser Hochschule auch die Deutschen (unter den „Ultramontani“) namhaft vertreten waren, erinnert sich, daß ihm unter den Wappenschildern im Kreuzgang des Universitätsgebäudes auch das Albrecht von Wallensteins (das Waldsteinsche) gezeigt worden ist. — Weniger bekannt ist es, daß auch Pavia noch im 18. Jahrhundert deutsche Hochschüler und Lehrer gehabt hat. Die Welt vergißt rasch, auch von einer damaligen Leuchte der ärztlichen Wissenschaft, die dort den Lehrstuhl geziert und viele Fremde der Heilkunde sich Widmende hingezogen hat, fand ich in Kreisen der Fachgenossen leider keine Kenntnis mehr. Und doch ist nicht viel mehr als ein Jahrhundert seitdem vergangen, können noch Großväter unter uns Lebender zu Füßen des in drei Reichen in einflußreichen Stellungen tätig gewesenen Lehrers von Weltruf gesessen sein.

Nur — dem Nichtfachmann — ist der Name Johann Peter Frank nur zufällig durch meine Familienschriften aus mehr als drei Jahrhunderten bekannt geworden, die ich meist vor dem Feuerod errettet habe, und ich habe auch näheres über ihn, seinen Sohn, deren deutsche Schüler in Pavia und über wissenschaftliche Beziehungen zwischen italienischer und deutscher ärztlicher Wissenschaft ersuchen können aus den zahlreichen Pavianer Briefen meines väterlichen Großvaters, des 1768 zu Karlsruhe geborenen und im Alter von 84 Jahren 1852 zu Eberbach im Odenwald verstorbenen Hofrates Dr. Friedrich Groos. Jüngster Sohn des Markgräflisch badischen Verwaltungsbekannten Geheimrat Immanuel Groos, der von 1777 bis 1799 der Herrschaft Badenweiler mit Amtssitz in Müllheim vorstand, war er, wie sein älterer Bruder Georg († Karlsruhe) als Geh. Rat im Großherzogtl. Geh. Kabinett) dem „Akademischen Institut“ unseres deutschen

fabeldichters Pfeffel anvertraut gewesen (1784–85), Göthes Lese als Lehrers sich erfreuend, und hatte zunächst (von 1788 ab vier Jahre) in Tübingen und auf der „Hohen Karlschule“ zu Stuttgart Rechtswissenschaften studiert — ungern, dem Willen des Vaters folgend, schließlich nahe daran, dem Zwang sich entziehend, ins „neue Land der Freiheit“, nach Amerika zu gehen — bis er dann endlich dem Studium der Heilkunde, zu dem es ihn selbst hingezogen, sich widmen durfte, zunächst in Freiburg i. B. Im Herbst 1793 hat er dann die Universität Pavia bezogen nach umständlicher dreiwöchiger Reise, zu Fuß und zu Pferd, über den Vierwaldstättersee in schwankendem Segelboot, über welche ein deutsch geschriebener Bericht für seine Geschwister bei den hinterlassenen Schriften ist. Nach beinahe dreijährigem Studium in Pavia und Ablegung der Doktor- und der staatsärztlichen Prüfung 1797 und 1798 zu Freiburg und Karlsruhe und Ausübung des ärztlichen Berufes an mehreren Orten (Gochsheim, Odenheim und Schwezingen) war Friedrich Groos weiter beruflich tätig als Leiter der Irrenanstalt in Pforzheim (1814–26) und dann der neu errichteten Irrenklinik an der Universität Heidelberg (bis 1837), zu gleicher Zeit, besonders aber im Ruhestand, auch schriftstellerisch auf dem Gebiete der Seelenheilkunde und religiös-philosophisch.

Den Studenten hat anscheinend, wie manche andere junge Deutsche, der wissenschaftliche Ruf des Professors Joh. Peter Frank an die Universität Pavia geführt; dabei wird aber ein auch bei seinen Vor- und Nachfahren besonders lebhafter Trieb, etwas von der Welt zu sehen, mitgewirkt haben, unterstützt durch heimatische Beziehungen zu dem hervorragenden Lehrer und Arzt der medizinischen Fakultät, denn Frank war (1745) zu Rodalben geboren, das in der linksrheinischen Pfalz liegt, aber damals (Herrschaft Grävenstein) zur badischen Markgrafschaft gehörte, und hatte von 1768 bis 1784 als Arzt und man darf sagen als Leiter des polizeilichen Medizinalwesens in Rastatt und Bruchsal gewirkt¹⁾.

Eine Reihe von Briefen des deutschen Studenten — in französischer Sprache, wie auch früher schon immer an den Vater vom Kolmarer Aufenthalt an; nach noch nicht einem Jahr aber schon in italienischer — berichtet über das Leben und die Studien in dem Lande jenseits der Alpen, besonders aber über seinen hauptsächlichen Lehrer J. P. Frank — 1793 war dieser erst Anfang November von Wien zurückgekehrt — die Lombardei war ja nach dem spanischen Erbfolgekrieg 1756 an Österreich gekommen, die Nachricht des Sieges ihm aber vorausgeeilt, wie aus einem Brief vom 27. Oktober 1793 zu ersehen, aus dem ich absichtlich den französischen Wortlaut wiedergebe:

»Mr. Frank a triomphé sur ses ennemis, dont un, professeur de la médecine, est cassé et un autre, professeur de la matière médicale est suspendu pour 4 mois. Mr. Frank jouit de la plus grande renommée.«

Es haben Umtriebe an der welschen Universität gegen den bevorzugten deutschen Hochlehrer gespielt, deren Grund nicht etwa die Vortragssprache gewesen sein kann, denn die war, wie damals noch allgemein an den Universitäten, die lateinische (in Pavia Chemie und Naturgeschichte aufgenommen). — Um so willkommener der junge Landsmann:

„Herr Frank . . . hat mich aufs freundlichste aufgenommen und mir seine Dienste angeboten, in was es auch sei. Er ist ein Mann von vornehmem und lauterem Charakter und nicht im mindesten anspruchsvoll. Er zeigt eine große Anhänglichkeit an sein Heimatland und seinen Fürsten und bedauert, daß er die Stelle nicht annehmen konnte, die man ihm unsererseits angeboten hat, nämlich als erster Arzt »Protomedicus« des Landes mit dem Titel „Geh. Hofrat“ und einem Gehalt von 2000 fl. Er sagte, daß er es nicht habe tun können, ohne undankbar gegen den Kaiser zu werden, der ihm eben eine glänzende Genugtuung gegeben. Übrigens wären seine Verhältnisse in Karlsruhe sehr zurückgefallen gegenüber dem seines hiesigen Postens, denn er hat hier einen Gehalt von 4000 Kaisergulden, einige andere Vorteile und vor allem eine Praxis, die ihm mehr als das Doppelte seines Gehalts einbringt — ein Mann von 40–50 Jahren.“

Danach hatte also nicht nur die deutsche Wissenschaft bei der damals allerdings noch deutschen Regierung in Wien den Vorzug, sondern auch die ärztliche Kunst Frank's bei der italienischen Bevölkerung. Italien war eben nicht mehr die Lehrmeisterin, deutsches Geistesleben

¹⁾ Dr. Joh. Peter Frank von Dr. K. Doll. Verhandl. des naturwissensch. Vereins in Karlsruhe 1808/09 und Akten des Gr. Generallandesarchivs in Karlsruhe.

war mächtig wieder aufgeblüht und das deutsche Volk in zäher Arbeit wieder emporgestiegen aus der Verwüstung und Verrohung des 30jährigen Krieges. Hatte ein früherer Vorfahre Groos, der damals zwischen 1637 und 1649 als Handwerker durch den größeren Teil von Europa gekommen ist, in seinem hinterlassenen Schweinsledergebundenen Tagebuch besonders hervorheben zu müssen geglaubt, daß im Spital zu Rom der eintretende Kranke „ein reines Hemde und ein eigenes Bett“ erhalte — die deutsche Rückständigkeit gegen Italien war nun überwunden, Deutschland diesem gegenüber schon weit auf dem Wege, der gebende Teil aus einem nur empfangenden zu werden. Auf seinem, dem ärztlichen Gebiet, hat jedenfalls Frank ein gut Stück mit dazu beigetragen. Die andauernde Schätzung seiner Bedeutung zeigt auch die Weiterführung des Namens Frank im Konversationslexikon (Meyers großes) bis jetzt, mit folgenden Mitteilungen über seinen Lebenslauf:

„Peter Frank, geb. 14. 3. 1745 zu Rothalben in der Pfalz, studierte in Metz und Pont-à-Mousson Philosophie, dann zu Heidelberg und Strassburg Medizin, ward 1784 Professor der Physiologie und der medizinischen Polizei in Göttingen, 1785 Professor der Klinik in Pavia, wo er die medizinischen Lehranstalten und das gesamte Medizinalwesen des Landes reformierte. 1795 ging er nach Wien, um das Medizinalwesen der Armee zu reformieren und wurde Direktor des allgemeinen Krankenhauses und Professor der Klinik an der Universität, errichtete hier auch ein anatomisches Museum. — 1804 wurde er Professor zu Wilna und 1805 Staatsrat und Leibarzt des Kaisers zu St. Petersburg, kehrte jedoch 1808 nach Wien zurück. Er schrieb“ (Selbstbiographie Wien 1821.) —

Auch von Franks Sohn Josef sprechen die Briefe, der, noch in Deutschland geboren (1771 zu Rastatt), nachdem er in Göttingen, Mailand und Pavia Medizin studiert, neben seinem Vater in Pavia wirkte, später auch in Wien und Wilna, und, seit 1826 in Como lebend, 1842 dort verstorben ist, sein Vermögen der Universität Pavia überlassend — also jedenfalls ohne Nachkommen, die in Como auch kaum der Verwelschung entgangen wären. — Auch ein Neffe von Frank war dem berühmten Lehrer und Arzt nach Pavia gefolgt, später Arzt am Großen Spital in Pavia und nach etwas abenteuerlichen Fahrten Leiter des Medizinalwesens im Herzogtum Parma. —

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, wollte ich auch nur auszugsweise aus den Briefen mitteilen, was der deutsche Student in Pavia eingehend dem Vater schreibt über den Studiengang an der Universität (sechs Jahre für die Mediziner!), die Art und Zahl der gehörten Vorlesungen — sechs Stunden täglich, dabei alsbald auch *«la pratique au lit de malade»* —, die Lebensweise und die Preise. — 300 (badische) Gulden rechnet er dem Vater als voraussichtlichen Jahresaufwand vor (12 Livres monatlich Zimmermiete, 25 Soldi für die Nahrung), muß sich aber bald berichtigen wegen der durch die große österreichische Besatzung gesteigerten Preise und sonstiger größerer Ausgaben (Bücher, Bestecke und die hohe Fracht des Koffers, 45½ L., dabei sechs Wochen unterwegs). Er braucht doch gegen 400 fl., *«pour vivre honnêtement»*. Dabei ist von irgend welchem eigentlichen Studentenleben keine Rede, er trinkt nur, wie es ihm Frank wegen des schlechten Wassers empfohlen, ein Glas Wein zum Mittagstisch, kennt nur fünf oder sechs deutsche Studenten (wieviel überhaupt damals dort waren, habe ich nicht ermitteln können¹⁾), pflegt beinahe ausschließlich die Bekanntschaft mit italienischen, schon um möglichst rasch die Landessprache zu erlernen — scheint es damit auch gut getroffen zu haben; denn diese Beziehungen dauerten auch nach seiner Heimkehr fort in Briefen und zwar in deutsch geschriebenen einzelner dieser Freunde, in denen sogar wegen weiterer Ausbildung an deutschen Hochschulen und über Anstellungsverhältnisse angefragt wird. — Daß diese italienischen Beziehungen nicht ganz einseitig männliche waren, dabei aber auch der gereifte Mann nichts zu verschweigen hatte, zeigt ein von ihm beigehefteter *«tua cara Adelaide»* unterschriebener Brief von Pavia nach Karlsruhe. — Bei den großen Kosten und Umständen einer Reise ist es selbstverständlich, daß Groos auch in den

¹⁾ Ein Schüler Franks war u. a. auch der spätere Professor an der Universität Wittenberg, Titius, der Übersetzer einer der Frank'schen Schriften. — Über die früher, besonders zu Beginn des Mittelalters zahlreichen deutschen Studenten in Pavia vgl. Burckhardt's *„Kultur der Renaissance“* (2. 4. 160). — *„Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien während des 14. Jahrhunderts“* von K. G. Schäfer (Paderborn 1911, S. 4). — *„Quellen zur Geschichte deutscher Rechtshörer in Italien“* von Eusebius von Ebengreuth (K. Akad. d. Wissensch. in Wien).

langen Sommerferien nicht nach Hause ging — er nutzte sie, mit Fußwanderungen nicht nur Mailand, sondern auch Turin und Genua und die Gegenden auf dem Wege kennen zu lernen, auch die Spitäler dort und die Bibliotheken regelmäßig zu besuchen.

„Als im Jahre 1796 Bonaparte mit Adlerflügeln in Italien eindrang und plötzlich alle Fremden Pavia nach 24 Stunden verlassen mußten — denn Hannibal ante portas — eilte ich nach dem mir lieb gewordenen Mailand, ließ vorläufig mich als Nationalgardist einschreiben, mußte auch 24 Stunden meinen Dienst versehen und zog endlich nach Eugano, um dort Nachrichten und Geld zur Heimreise von meinem Vater zu erhalten.“

In der 1881 erschienenen „Autobiographie“ des damals 81-jährigen Greises tritt der Einfluß hervor, den auf seine nachherige ärztliche Tätigkeit das Studium in Pavia ausgeübt, der zu jener Zeit neben Edinburg berühmtesten medizinischen Schule in Europa, an der außer J. P. Frank, Scarpa, Spalanzini, Volta u. a. als Lehrer hervorglänzten, für deren Beziehungen zur deutschen Wissenschaft auch Voltas und Scarpas gemeinschaftliche Reise (1782) nach Deutschland spricht. — Für den vielseitig gebildeten Vater, in dessen Amtszeit das Römerbad zu Badenweiler entdeckt und freigelegt worden ist, hat Groos in den genannten Städten auf den großen Bibliotheken nach Bilderwerken alter römischer Bauten und nach etwa noch erhaltenen ähnlichen Bauresten selbst geforscht. Ob sich aber bei der damaligen unvollständigen Bildung der junge Deutsche bewußt war, in Pavia auch auf für das Deutschtum bedeutsamem Boden zu stehen, ist unwahrscheinlich, aus den Briefen nicht zu ersehen. Wohl nennt er den „Palast Theodorichs“, gedenkt aber mit keinem Worte der 200-jährigen (572–774) Herrschaft der Langobarden über einen großen Teil Italiens von dieser ihrer Hauptstadt. Früher Ticinum geheißen, hat sie gerade von den Langobarden ihren neuzeitigen Namen erhalten: Papia, Pavia. Daher auch die Bezeichnung »liber Papinianus« für das »liber legis Langobardorum«, im welchem das Edictum Rotharis und die zwei Jahrhunderte nach dem Ende des Langobardenreichs entstandenen Sammlungen der in Italien noch geltenden langobardischen Kapitalarien zusammengeschmolzen worden sind, durch eine rege juristische Tätigkeit gerade auch in Pavia. Es wird der gleiche Palast gewesen sein, umgebaut und erneuert, den die Langobardenherzöge und -könige, wie die ostgotischen Vorgänger bewohnten, und der unter dem Namen Castello (1360–66) von Galeazzo II. Visconti neu aufgeführt, jetzt noch besteht (als Kaserne), die nicht durch den Po gesicherte Nordseite des mächtigen mittelalterlichen Mauer- und Wallringes mit seinen einst hundert (nun noch zwölf) Türmen verstärkend. Pavia war in den Kämpfen des 11. und 12. Jahrhunderts meist — gegen Mailand — auf der kaiserlichen Seite gestanden, unter Führung der ghibellinischen Geschlechter der Beccaria, deren durch seine Schrift »dei delitti e delle pene« berühmt gewordener Nachkomme C. de Beccaria auch in Deutschland auf eine menschlichere Entwicklung des Strafrechts und -verfahrens Einfluß geübt hat. Mit einem urkräftigen deutschen Einschlag, wie sie begonnen, schließt die mittelalterliche Geschichte der alten Langobardenhauptstadt — der glänzenden Waffentat der deutschen Landsknechte unter Georg von Frundsberg in der Schlacht bei Pavia 1525, die den französischen König Franz I. gefangen in die Hand Kaiser Karls V. gab.

Was liegt nicht alles begraben für das deutsche Volk in dem verlockenden Lande jenseits der Alpen! Und doch — von wie wenigen der Hunderttausende deutscher Besucher unserer Zeiten wird es beachtet, wenn es nicht ganz offen zu Tag liegt. Dem, der ein Auge darauf hat, bieten eine reiche Quelle solcher Erkenntnis schon die ihm ungesucht entgegentretenden Personen, Orts- und Familiennamen, namentlich in Oberitalien. In Pavia eröffnen so zwei Paläste einen Ausblick, des Geschlechtes der Malaspina, die E. Woltmann („Die Germanen in Italien“, Leipzig 1905) als deutschen Ursprunges bezeichnet, ohne Angabe freilich ihres einstigen deutschen Namens, und der Ghislserie-Gisler, Giseler. Und es hat nicht nur das bayrische Geiselhöring seinen Doppelgänger Ghislarengo in der lombardischen Ebene, sondern noch mancher deutsche Ortsname mit der „patronymischen“ (Sippen-) Endung „ing“ („ingen“): Pasing Pazengo, Mering Marengo, Menzing Menzengo, Tüßling Dossolengo¹⁾ und ähnlich in Gossolengo, Gottolengo, Martinengo (Casal) Pusterlengo, dem meines Wissens am weitesten westlich vorgeschobenen langobardischen „ing“, im Mittelalter im Besitz der Familie Pusterla (ein auch mehr deutsch als römisch klingender Name,

¹⁾ Die Sippen-(-ing-)Namen in der Münchner Umgebung von M. Kl. Menghini, München. Deutsche Erde 1913, H. 1.

bekannt durch den geschichtlichen Roman Margherita Pusterla von Cesare Cantù). Dazu die zahlreichen -pergo (Berg), besonders in Friaul, und -ago (Aach) in Südtirol und der Poebene, von anderen zu schweigen. Gewiß haben nähere Zusammenhänge gerade zwischen den Stämmen der Langobarden und der Bajuwaren bestanden — wenn nicht schon von altersher, so doch von der Zeit an, da sie in Südtirol aneinander anrainten und der Langobardenfürst Authari die bayerische Königstochter Theodolinde freite und damit den Übertritt des ganzen Langobardenvolkes vom Arianertum zur römisch-katholischen Kirche anbahnte. Wie merkwürdig, um nur ein Beispiel aus den Personennamen zu nennen, daß Bajuwaren- wie Langobardenfürsten wiederholt „Garibald“ geheißen haben. Viel länger als unsere Schulweisheit uns ahnen ließ, für welche die Langobarden mit der Unterwerfung ihres Reiches 800 durch die Franken abgetan waren, hat ihre Sprache bestanden und darüber hinaus ihr besonderer Rechtsstand und ihr Recht selbst, wie wir gesehen, weiter gewirkt, auch weiter hinunter in Italien, in Toskana und besonders ihren Herzogtümern Spolati und Breuvent. Auf langobardischer Rechtsgrundlage ruhten auch die „*Leges Statutae Reipublicae Sancti Marini*“ (mit ihrem „*arringum*“ u. a. m.), deren letzten, vor mir liegenden Druck — *forolivi* (Forlì) MDCCCXXXV — ich einst als Errungenschaft eines Besuches in der Republik San Marino und der Audienz bei dem einen der „zwei regierenden Capitane“ (Consoli) freudestrahlend den Berg nach Rimini hinabtrug, und die, nach den „*Ricordi storici*“ de Marino *fattore* (Napoli 1869), erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch einen „*Codice penale della Repubblica di San Marino*“ (Pesaro .), soweit entgegenstehend, außer Kraft gesetzt worden sind. So lange also hat langobardisches, deutsches Recht fortgewirkt, und es wäre insbesondere für das Pavia des Mittelalters auch ein starker Bruchteil deutscher Hochschüler und wohl auch Hochlehrer festzustellen, wenn für diese Universität einmal etwas nur annähernd ähnliches geleistet würde wie in dem über 3000 kurze Lebensabrisse deutscher Studenten gebenden Werke „*Deutsche Studenten in Bologna* (1289—1562) von Gustav C. Knod (Berlin 1899) — eine Riesearbeit deutschen Forschergeistes und Gelehrtenfleißes, der so wieder einmal der italienischen Wissenschaft zu Hilfe kommt.

Die Anfänge deutscher Einwanderung in Nordamerika¹⁾.

Von

Otto Lohr in Newyork.

Vom Beginn des 17. Jahrhunderts ab trifft man Deutsche über die ganze atlantische Front Nordamerikas verstreut. Das Schicksal, das diesen Zeitgenossen des Dreißigjährigen Kriegs nur eine Rolle zweiten Ranges in diesen Breiten zugebracht, konnte nicht verhindern, daß ihrer eine stattliche Reihe bei der Erschließung der Nordhälfte der neuen Welt und bei der Verpflanzung der europäischen Zivilisation in die amerikanischen Kolonien mit Hand anlegte. Diese ersten Vertreter des Deutschamerikanertums, die zur Zeit, als in Germantown die erste rein deutsche Niederlassung entstand, zu einem guten Teil nach einem Leben voll Arbeit und Plage sich zu den Vätern versammelt hatten, bilden eine typische amerikanische Pionierschaft. In der Gesamtsumme ihrer Errungenschaften sowohl wie in bemerkenswerten Einzelercheinungen, sowie auf Grund dessen, was ausgesprochen deutsch an ihrer Lebensarbeit war, stehen diese Landsleute vollwertig neben den anderen Bevölkerungsteilen der Frühzeit der Kolonien, verdienen sie entsprechende Berücksichtigung seitens der Geschichtsschreibung. Selbst da, wo diese ersten deutschen Einwanderer in beschränkter Zahl oder in unscheinbarer Stellung waren, hat die Chronik besondere Dinge von ihnen zu vermelden. Die eigentliche deutsche Arbeit dieser Epoche verteilt sich auf wenig mehr als ein Menschenalter. Unter denen, die sie vollbrachten, waren einige führende Kolonisatoren und Beamte, ein paar Erforscher des Landes und Siedlungspioniere. Auf allerlei Gebieten des Neulandbetriebs waren sie überhaupt die ersten. Die Mehrzahl der Deutschen, der nur Aufgaben des täglichen Lebens zu lösen gegeben war, erwies sich als brauchbares Werkzeug des grundlegenden Zivilisationswerks und der wirtschaftlichen Erstarbeit. Nicht das geringste ihrer Verdienste aber ist es, daß sie über die Bedürfnisse des Werktags hinaus eine reindutsche Einrichtung ge-

¹⁾ S. Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter 1912.

schaffen haben, die so recht eigentlich den Anfang deutschen Lebens auf amerikanischem Boden vorstellt. Jamestown in Virginien, die Wiege des angelsächsischen Amerikanertums, ist es, in der die ersten Landsleute (im Jahre 1608) uns begegnen, geschulte Handwerker, die man in der Glasfabrikation beschäftigte. Im Jahre 1620 wurden vier Mühlenbauer aus Hamburg zur Errichtung von Sägmühlen in dieselbe Pflanzung geschickt. (In England herrschte damals noch der Brauch, Bauholz mit der Hand zu sägen.) Drei von ihnen starben bald nach ihrer Ankunft, der letzte kehrte nach Haus zurück. Die Deutschen, die späterhin um die Mitte des Jahrhunderts in beträchtlicher Zahl in der Kavalierekolonie ansässig waren, scheinen hauptsächlich durch den Tabakhandel angezogen worden zu sein. Der gebildetste Bürger des Bezirks Nordhampton um die fünfziger Jahre war allem nach Dr. Georg Nikolaus Harke, ein Kölner von Geburt. Thomas Harmanson, von dem eine der hervorragenden Familien des Oststrandes (Eastern Shore) abstammt, um 1641 in Brandenburg geboren, erhielt durch einen Beschluß der Volksversammlung am 24. Oktober 1684 das Bürgerrecht verliehen. Johann Sigismund Cluverius, Eigentümer einer großen Plantage im Bezirk Norfolk, stammte offenbar auch aus deutschen Landen. Die Deportation der holländischen Besatzung von Neuniederland nach dessen Wegnahme durch die Engländer (1664) dürfte eine Anzahl deutscher Angehöriger dieser an Wallensteins Lager erinnernden Soldateska in die Old Dominion gebracht haben, wo sie unter die Pflanzler verteilt wurden. Ähnliches gilt am Ende auch von den Verschiffungen der königstreuen Kriegsgefangenen zu Beginn der fünfziger Jahre (vgl. Heinrich von Uechtritz auf Barbados). Die Feindseligkeiten, denen nach Ausbruch des Krieges zwischen England und Holland um dieselbe Zeit die „Dutchmen“ am virginischen Oststrand seitens der englischen Bevölkerung begegneten, mögen wohl dazu beigetragen haben, daß die Deutschen ihre Herkunft aus dem Reich besonders betonten. (Sonst ist diese Gesplogenhait im 17. Jahrhundert selten anzutreffen; Ausnahme machen Augustin Herrman, Pastorius und Leisler.)

Neuengland erhielt nachgewiesenermaßen seine ersten Deutschen im Jahre 1630 mit der Gründung der Kolonie in der Massachusettsbucht. Der Beweis für diese Tatsache, mehr noch für den Einfluß dieses ersten Häufleins, findet sich in einer der wertvollsten Flugschriften, die das neuenglische Kolonisationswerk gezeitigt hat, „The Planter's Plea“. In dieser kurz nach Abfahrt der Winthrop'schen Puritanerflotte in London gedruckten Schrift, als deren Verfasser John White, der „Patriarch von Dorchester“ und der „Vater der Massachusettskolonie“ gilt, heißt es im siebenten Abschnitt, in dem von den Plänen der Pflanzler die Rede ist: „... Es ist nicht unwahrscheinlich, daß zum Teil aus Rücksicht auf einige Deutsche, die mit ihnen hinübergegangen, und die weiteren, die ihnen zu folgen gewillt sind, selbst diejenigen, die sonst von selbst kein besonderes Verlangen nach Neuerung haben, um des Friedens und der Eintracht willen ... ihre Zustimmung zu etlichen Änderungen der Formen und Bräuche unserer Kirche nicht versagen werden.“ Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier Persönlichkeiten mit hereinspielen, die bei den Anfängen der Baptistenbewegung Gevatter gestanden haben. Die Heranziehung der neuen Welt zur Mitarbeit an den Kulturaufgaben der Ökumene knüpft sich zum Teil an deutsche Namen, an den deutschen Freundeskreis Miltons, die Haak, Hartlib, Oldenburg. Über die Person des jungen Winthrop, Gouvernors von Connecticut, läßt sich eine Brücke von den Bildungsbestrebungen Neuenglands zu der Gelehrtenarbeit dieser Deutschen in Altengland, denen man ja auch die ersten Schritte zur Gründung der Royal Society zuschreibt, und bis zum Kontinent hinüber schlagen zur Gelehrtenwelt Deutschlands und zu Comenius. Anfangs der sechziger Jahre hielt sich der Züricher Schiffsarzt Spöri vorübergehend in Rhode Island auf; sein Bericht über Neuengland gehört zu dem Wenigen aus deutscher Feder über die amerikanischen Kolonien der Frühzeit, das wir heute noch besitzen.

Neuschweden am Unterlauf des Delawareflusses im Bereich der heutigen Staaten Pennsylvania, Delaware und Newjersey, zu dessen Begründung Gustav Adolf und nach seinem Tod Orenstierna einleitende Schritte auf deutschem Boden getan und dessen europäische Verwaltung in den Händen eines deutschen Schatzmeisters und eines deutschen Buchhalters lag, hatte während seines siebenjährigen Bestandes (1638–55) einige Deutsche unter seinen Beamten. Auch eine Anzahl Kolonisten, meist Soldaten, fand sich mit ein, nach den neuesten Ermittlungen allerdings nicht so zahlreich, als man früher angenommen. Der erste Statthalter war Peter Minuit aus

Wesel; sein Schwager Hendrick Huygen aus Kleve unter ihm und später Kommissar. Von 1640 bis 1645 unterstand die mit großen Kosten unternommene, aber nie so recht lebenskräftig gewordene Kolonie einem jungen Offizier, Peter Hollender Ridder mit Namen, der sehr wahrscheinlich Deutscher war. Als letzter Faktor Neuschwedens waltete seines Amtes in musterhafter Weise, wenn auch nur kurze Zeit vor dem Zusammenbruch, Heinrich von Elswich, von Haus aus ein Lübecker Kaufmann. In den Listen der Bewohner der einzelnen Siedlungen am Delaware, die der neueste Historiker Neuschwedens, Amandus Johnson, aus den schwedischen Archiven ausgegraben, sind nur wenige ausdrücklich als Deutsche angeführt; meist solche, die den Besatzungen der einzelnen Forts angehörten, darunter ein paar Hamburger, ein Holsteiner, ein Stralsunder, ein Brandenburger, ein Königsberger, ein Revaler. Also größtenteils Leute aus den Städten und Landschaften, die Willem Uffeling bei seiner Probearbeit zu gunsten einer deutsch-schwedisch-amerikanischen Pflanzungsgesellschaft besucht und bearbeitet hatte. Es verbleiben allerdings noch solche, deren Namen unzweifelhaft auf Deutsche schließen lassen; aber viele sind es nicht, zwei, drei Duzend, wenns hochkommt. Danach würde die Verhältniszahl der Deutschen in Neuschweden mit 1:10 festzusetzen sein. (Das gilt jedoch nur von den Deutschen, die mit den Schweden herüberkamen; im Zusammenhang mit der Kolonisation Neuniederlands ist jedenfalls auch der eine und andere Deutsche auf neuschwedisches Gebiet gelangt.) Johnson hat leider wenig oder gar nichts über die Verteilung der verschiedenen Nationalitäten zu sagen. Von einigem Interesse ist die hierher gehörige Bemerkung: „Die Unterweisungen der Offiziere waren schwedisch, deutsch und holländisch abgefaßt. Die holländischen und deutschen Offiziere, Soldaten und Siedler beherrschten das Schwedische einigermaßen und eigneten sich allmählich mehr davon an, aber alle die Geschichtsbücher und die meisten der noch erhaltenen Rechnungen sind holländisch oder deutsch geschrieben“. Die Labadisten Dankers und Sluyter (eigentlich Vorsmann), letzterer ein Deutscher aus Wesel, die auf ihrer Suche nach einem Zufluchtsort für ihre europamüde Sekte die Kolonien von Massachusetts bis Maryland durchforschten und eifrig Notizen machten, kamen 1679 auch an den Delaware, in dessen Nähe die Labadistenkolonie später sich auftrat. Sie trafen dort mehrere Deutsche, meist Holsteiner, besonders den ehemaligen Medicus Otto Ernst Koch, nunmehr Richter und Besitzer der Insel Tinicum. Als Pastorius nicht ganz dreißig Jahre nach der Wegnahme Neuschwedens durch die Holländer nach Pennsilvanien kam, fand er allda „etliche Hochdeutsche ... die bereits 20 Jahr diß Land bewohnet, und sich also gleichsam naturalisiert, nämlich Schlesier, Brandenburger, Holsteiner, Schweizer etc., auch einen Nürnberger, Namens Jan Jacquet“. Den letzteren, Jean Paul Jacquet, dessen Vater aus Genf nach Nürnberg zugezogen war, hatte Stuyvesant nach dem Abzug der schwedischen Beamten zum stellvertretenden Statthalter (Vizedirektor) am Südufer ernannt (so nannten die Holländer den Delaware im Gegensatz zum Hudson, dem Nordufer).

Marylands erste Deutsche kamen größtenteils aus Virginien, Neuniederland und Neuschweden. Die bekanntesten unter ihnen sind die Familien Herrman und Hacke, sowie Johann Lederer. Augustin Herrman, dessen wichtigste Lebenszeit in seinen Neumsterdamer Aufenthalt fällt, ist als der erste Vermesser Marylands (und Virginien) bekannt und der Zeichner der ersten Karte dieser Kolonie, Arbeiten, die mit einer großen Landschenkungen im Bezirk Cecil belohnt wurden (Boehmia Manor). Er erhielt das Marylander Bürgerrecht im Jahre 1660. Johann Lederer vom Bezirk Calvert wurde 1671 naturalisiert; ein Hamburger von Geburt, hat er sich als Erforscher des virginischen Tales verewigt. Die Labadisten erwähnen den Wiener Commegys und einen auf einer Plantage hausenden Hochdeutschen, der als Anwalt in den Gerichten tätig war.

Der erste Deutsche, der den Boden von Karolina betrat — soweit wir von solchem genaue Kunde haben —, war Johann Lederer. Das geschah im Jahre 1670. Im folgenden Jahr, vielleicht im Zusammenhang mit Lederers Erkundungsreisen und auf Grund seiner Berichte erhielt die Kolonie Zuwachs aus Newyork, und zwar werden die betreffenden Binnenwanderer in den Akten als „Dutch“ bezeichnet. Nach Bernheim, dem Historiker der Deutschen in Karolina, der darin den Angaben der Chronisten gefolgt sein will, wären es sogar größtenteils „Dutch Lutherans“ gewesen. Damit ließe sich das Verschwinden verschiedener deutscher Lutheraner aus Newyork zum Teil erklären.

Eine deutsche Bevölkerung in bemerkenswerten und der Forschung erreichbaren Massen besaß von allen nordamerikanischen Kolonien der Frühzeit einzig und allein NeuYork. Diese Provinz mit ihrem gleichnamigen Hauptort, vor 1664 Neuniederland und Neuamsterdam — wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß ersteres ursprünglich größere und kleinere Teile von NeuJersey und Connecticut umschloß —, war im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts Haupteinwanderungsziel der Deutschen.

Der erste Weiße, der sich im Bereich des Staates dauernd niederließ, Heinrich Christiansen, stammte aus der deutschen Stadt Kleve. Dieser deutschamerikanische Arpionier war es, der Henry Hudsons angefangene Arbeit vollendete; wie dieser als Entdecker, so ist jener als Erforscher des Hudsongebiets anzusehen. Christiansens fast unmittelbar an Hudsons Entdeckungsfahrt sich anschließende elf Reisen nach der Hudsonmündung stellen die erste Pendelverbindung mit dem Mutterlande her. Sein tragischer Tod raubte ihm, der dem Pelzhandel, der Haupteinnahmequelle der Pflanzung, die Wege geebnet, sowohl die Früchte seiner Arbeit als auch ein gut Teil seines Nachruhms. Keine Ortsbezeichnung erinnert an ihn.

Die Anfänge bürgerlicher Ordnung und sachgemäßer Zivilisationsarbeit auf Manhattan knüpfen sich an den Namen Peter Minuit. Dieser tüchtige und ehrenfeste erste Generaldirektor von Neuniederland, einer der großen Kolonisatoren des 17. Jahrhunderts, war in Wesel zu Hause, offensichtlich französischer Abstammung, vertritt aber als Persönlichkeit und Beamter durchaus holländische Kultur. Unter seiner Führung wurde der Handelsposten, das Stelldichein der Jäger und Händler, der bisher vom Vaterland aus verproviantiert werden mußte, zur Pflanzstätte im zweifachen Sinn des Wortes, zur sich selbst ernährenden Ackerbaukolonie. Unter Minuits Beamten und Soldaten, unter den Händlern und Bauern waren Deutsche.

In die Amtszeit Minuits fällt die Errichtung des Patronats Rensselaerswyck bei Fort Orange (Albany). Das Menschenmaterial, aus dem sich die Grundschicht der heutigen Staatshauptstadt am Hudson bildete, dürfte, weil von dem vorsichtigen Amsterdamer Handelsheeren Rensselaer zum großen Teil selbst ausgewählt, nicht das schlechteste gewesen sein, das in die neue Welt kam. Von etwa anderthalbhundert erwachsenen männlichen Einwanderern — aus einer Gesamtsumme von nicht ganz 250 — die zwischen 1630 und 1653 sich dort einfanden, läßt sich mit einiger Sicherheit der Herkunftsort angeben. Mehr als die Hälfte davon kommt aus den niederländischen Provinzen. Die Deutschen machen etwas weniger als ein Viertel aus. Die Skandinawier und Engländer (einen Iren und einen Schotten eingerechnet) bilden zusammen ein Siebentel. Ein Franzose und ein Kroat ergäßen das buntscheckige Nationalitätengemisch.

Mit dem Ende der dreißiger Jahre, da „Siedler von ausgezeichneter Beschaffenheit“ (Fiske) ins neue Niederland strömten, setzt auch eine deutlicher sichtbare Einwanderung deutscher Kolonisten am Hudson ein. Diese Zuwanderung, die ein gutes Vierteljahrhundert anhält, liefert die erste greifbare deutschamerikanische Bevölkerungsgruppe. Die Eingliederung ging im Rahmen der holländischen Kolonisationsbestrebungen vor sich; der dreißigjährige Krieg gab den düsteren Hintergrund dazu ab. Man war nachgerade auch in deutschen Landen auf Nordamerika bzw. Neuniederland aufmerksam geworden. Uffeling hatte nicht umsonst die Nord- und Ostseestädte von Emden bis Reval besucht, die deutschen Fürstentage und Kreisversammlungen bearbeitet. Neuschweden, für das man Geld und Leute warb, lag in derselben Richtung wie Neuniederland. Und wie Johann Moritz von Nassau, Statthalter in Brasilien, im Jahr 1637 der westindischen Gesellschaft riet, vertriebene Deutsche, die in Holland Zuflucht suchten, in Südamerika unterzubringen, so ging Graf Solms mit dem Gedanken um, seine durch den Krieg versprengten Untertanen in Neuniederland anzusiedeln. Die Aufhebung des Pelzhandelsmonopols seitens der westindischen Gesellschaft im Jahr 1639 lockte manchen Deutschen aus den Hansestädten nach Manhattan.

Eine Handhabe, den Einschlag des Deutschtums in Neuamsterdam genauer zu umgrenzen, gibt eine Art halbamtlicher Statistik, die, wenn sie auch nicht die Gesamtbevölkerung umfaßt, so doch eine Verhältniszahl abzuleiten gestattet: die Liste der Trauungen der reformierten Kirche, die glücklicherweise in einer Abschrift vom Ende des 17. Jahrhunderts erhalten geblieben ist. Diese Liste gibt für die Jahre 1639—1664, die Zeit der Holländerherrschaft, die Namen von 626 Eingewanderten mit Herkunftsbezeichnung. Von diesen sind 123 mit ziemlicher Bestimmtheit als

Deutsche festzustellen (darunter 12 deutsche Paare). Danach stellten die Deutschen nicht ganz ein Fünftel der Einwanderungsziffer¹⁾.

Den Mittelpunkt dieses mit den Jahren entstandenen Deutschtums bildete seit dem Ende der vierziger Jahre die lutherische Gemeinde in Neuamsterdam, die vor der zweiten Hälfte der fünfziger an Bresche um Bresche in die Unduldsamkeit des kalvinistischen Regiments zu legen begann. Führer und Ratgeber der deutschen Lutheraner war Paul Schrick von Nürnberg, ein wohlhabender Kaufherr. Er war es, der die Berufung des ersten lutherischen Pastors veranlaßte. Die frühesten Akten dieser lutherischen Organisation, die in der jetzigen St. Matthäus-Gemeinde bis auf unsere Tage fortlebt, sind verschwunden. Aber soviel läßt sich aus zeitgenössischen Zeugnissen zusammentragen: die leitenden Persönlichkeiten bei der Bildung der Gemeinde und in den Kämpfen mit der tonangebenden Kalvinistenkirche waren Deutsche; die Pastoren Gutwasser, Fabricius, Arens waren (mit Ausnahme eines schwedischen Stellvertreters) Deutsche; die Gemeindemitglieder waren in überwiegender Mehrzahl deutsch; die deutsche Sprache galt als Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die hochdeutsche Sprache beim Gottesdienst Verwendung fand²⁾.

Wie dies heute noch der Fall, rekrutierten sich die ersten Deutsch-Newyorker aus allen Klassen der Gesellschaft; neben dem zielbewußten Unternehmer großen Stils, der abenteuernde Habenichtss, Kaufleute und Gewerbetreibende, Vertreter gelehrter Berufe, Bauern, Dienstboten, Seeleute und Soldaten. Diese Landsleute stammten aus allen deutschen Gebieten Mitteleuropas, selbst aus der Schweiz, den österreichischen Landen und den deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Dreiviertel von ihnen waren Niederdeutsche, die in Sprache und Art den Holländern mehr oder minder verwandt, sich bald heimisch machten. In diesen wagemutigen und nicht selten weiserfahrenen Männern aus den Seestädten, aus Ostfriesland, Oldenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen und den Rheinlanden lebte der Geist und strebte die Kraft, die im Hansegebiet Seewesen und Handel zu hoher Geltung gebracht und das Bürgertum auf eine glänzende Macht- und Kulturstufe gehoben hatten.

Bedeutend über seine Zahl hinaus erscheint dieses Deutschtum, wenn man die mannigfaltigen Errungenschaften und Verdienste seiner Hauptvertreter oder gewisser Kreise ins Auge faßt. Gerade das Deutsche an diesen gab ihnen nicht zu unterschätzende, die Gründungsarbeit des ausschlaggebenden holländisch-englischen Elementes unterstützende und ergänzende, Pioniereigenschaften. Deutsch war an ihnen der religiöse Unterton, das lutherische Bekenntnis, das im Kampf mit dem offiziellen holländischen Calvinismus diesem die ersten Duldungszugeständnisse abrang, deutsch der hanseatische Geist im Großen und im Kleinen, deutsch der Gemein Sinn, deutsch der bürgerliche Freisinn und Unabhängigkeitsdrang, der an den drückenden Fesseln bürokratischer Bevormundung und patriarchalischer Vorrechte rüttelte.

„Vielleicht keine Schicht der ersten Einwohnerschaft Neuamsterdams gelangte so auffallend rasch zu Reichtümern und gesellschaftlichen Ehren in der Adoptivheimat, als die Männer, die aus den alten Handelsstädten Deutschlands kamen. Zu vorderst in der Reihe, zu der u. A. die Häupter der Familien Van der Beek, Santford, Ebbing, Feisler und Schrick gehörten, stand Nicolaus de Meyer, ein geborener Hamburger“ (Edwin R. Purple in *The New-York General. an Biogr. Record* IX, 1878, S. 13). In dieser Liste fehlt Augustin Herrman aus Prag, vielleicht die eigenartigste Erscheinung unter diesen Handelsgrößen. Die Geschichte seines Lebens und Wirkens gibt interessante Aufschlüsse über die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der Kolonien zu einander. Durch seine Heirat mit einer Tochter der mädchenreichen Familie Verleth kam er in verwandtschaftliche Beziehung zu Van der Beek, Schrick und Hacke. Seinen eigenen Angaben

¹⁾ Im »Annual Report of the American Historical Association for the year 1909« untersucht Ruth Putmann (*The Dutch Element of the United States*, p. 205—218) dieselbe Quelle auf ihre ethnische Mischung, kommt dabei aber auf Ziffern, die nicht ganz einwandfrei sind. So zählt sie unter den ersten hundert Heiratskandidaten 1639 bis 1645 16 Deutsche, im zweiten Hundert findet sie 9 (meine Zählung ergibt 11), im dritten Hundert wiederum 9 (statt 16), im 4. Hundert 10 (statt 17), im fünften Hundert 6—8 (statt 12), im sechsten Hundert 5—6 (statt 19!), zusammen also (von Ende 1639 bis Mitte 1659) etwa 58 Deutsche (nach meiner Zählung 91!).

²⁾ Die Belege hierfür, wie für die anderen Angaben dieses Artikels, findet man in »The first Germans in North America and the German Element of New-Netherland«, by Otto Lohr. G. E. Stechert u. Co. New-York 1912.

zufolge ist er der Begründer des virginischen Tabakhandels. Herrman war Mitglied des Bürgerausschusses von 1647 und wurde wiederholt zu diplomatischen Sendungen verwandt, so 1652 nach Rhode Island, 1653 nach Boston, 1654 nach Virginien und 1659 nach Maryland. Vorkämpfer der fortschrittlichen Bürgerschaft im Streit mit den Statthaltern Rieft und Stuyvesant, war (neben Cornelis Melyn) der Deutsche Johann Petersen Ruyter aus Ditmarschen, der im Jahre 1659 mit seinem Freunde Jones Bronck eingetroffen war und dem Landwirtschaftsbetrieb den ersten starken Ruck gegeben hatte. Er gehörte den ersten Bürgerausschüssen von 1641 und 1643 an, war der erste Hauptmann der Bürgerwehr (im Indianerfeldzug 1644), Mitglied der Schulbehörde und nahm überhaupt an allen gemeinnützigen Veranstaltungen teil. Eine letzte Ehrung, die man in Amsterdam ihm zugedacht, die Ernennung zum „Schout“ (Sheriff), traf erst nach seinem Tode ein, der im Indianeraufstand des Herbstes 1655 erfolgte.

Im Verwaltungskörper der Kolonie finden wir außer den schon Erwähnten noch: Ulrich Leopold aus Stade, Gysbert Opdyck aus Wesel, sowie den aus einer Kölner Familie stammenden aber in Holland geborenen Wilhelm Beekman. Letzterer, sowie der obengenannte Meyer, bekleideten nachmals das Amt eines Bürgermeisters der Stadt Newyork. Der Schiffs- und Kolonialarzt deutscher Herkunft ist eine aus den Akten und Relationen des 16. und 17. Jahrhunderts in außereuropäischen Weltteilen wohlbekannte Erscheinung. Wir treffen in der nordamerikanischen Frühzeit mindestens ein Duzend, so in Neuniederland Hans Kierstede aus Magdeburg, Paul van der Beek aus Bremen, Wilhelm Trophagen aus Lemgo. Juristische Bildung besaß der Hamburger Hieronymus Ebbing, als Notar amtierte Tillman van Vleck aus Bremen. Unter den Schulmeistern sind deutscher Geburt: Jacob Joosten in Esopus-Kingston und Engelbert Steinhäusen in Bergen; Hans Stein, Schulmeister in Neuniederland, war allem Anschein nach ebenfalls ein Deutscher. Der erste Lehrer der lateinischen Schule ebendort war Alexander Karl Curtius aus Littauen. Auch der eine oder andere Prediger der reformierten Kirche scheint deutscher Abstammung zu sein. Natürlich geht man nicht fehl, wenn man im soliden Mittelstand, unter Handwerkern und Geschäftsleuten, nach Deutschen sucht. Drei der meistgenannten alten Newyorker dieser Kategorie sind: der Gastwirt „Sergeant“ Eitscho aus Köslin in Pommern, der Schmied Burger Jorissen aus Hirschberg in Schlesien und der Seilermeister Johann Haberdink aus Bocholt in Westfalen, dem zu Ehren John-Street in Newyork ihren Namen trägt und aus dessen Vermächtnis die holländische reformierte Kirche ein fürstliches Einkommen bezieht.

Von heute noch blühenden Geschlechtern des Landes gehen eine ganze Anzahl — wie ja schon aus diesem oder jenem früheren Hinweis ersichtlich — auf jene ahnungslosen deutschen Einwanderer der neuniederländischen Kolonialperiode zurück. Gute alte Namen sind darunter, denen man das Deutsche nicht mehr anmerkt, wie ja auch deren Träger allem Deutschen längst entwöhnt sind. Und Familien, die zum Teil mit den besten des Kontinents versippt und verschwägert sind. Eine kurze Auslese aus dem bisher nicht verwendeten Namenmaterial: deutsche Ahnherrn hatten die Familien: Bussing, Cramer, Citmars, Dyckman, Hoffman, Low, Mehler, Meyer (Adolf Meyer aus Ulfen in Westfalen), Van Norstrand, Remsen, Schoomaker, Schureman, Swits, Van Buskirk, Ten Broeck, Wessel, Zabriskie.

Diese Untersuchung der Anfänge deutscher Einwanderung im Bereich der heutigen Vereinigten Staaten von Amerika legt eine Neueinteilung des ersten Jahrhunderts der deutsch-amerikanischen Geschichte nahe, etwa in folgender Art:

1. Vereinzelt Vorkommen von Deutschen in den nordamerikanischen Kolonien, von 1608 ab.
2. Zusammenhängende, andauernde Einwanderung von Deutschen, regelmäßiger Zuzug in Neuniederland und Verteilung auf die Nachbarkolonien, Behauptung deutscher Eigenart, 1637 bis 1664.
3. Anfang der Sekteneinwanderung und Gründung einer geschlossenen deutschen Siedlung in Germantown, Pennsylvania, 1683.
4. Erste Masseneinwanderung, 1710.

Ludwig Schmidts Geschichte der deutschen Stämme.

Von Prof. Dr. Rudolf Much in Wien.

In ausführlicherer und eingehenderer Darstellung behandelt das vorliegende Werk¹⁾ denselben Gegenstand wie des gleichen Verfassers „Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts“ über die wir in dieser Zeitschrift 1910, Heft 2, S. 58 berichtet haben, und das Lob, das dort gegenüber jenem Buche ausgesprochen wurde, ist auch auf dieses anwendbar; ebenso sind seine Mängel zum Teil verwandt.

So wäre auch hier mancher Irrtum vermieden worden, wenn der Verfasser geschulter Germanist wäre. Freilich, wenn er Ptolemäus fälschlich beschuldigt, Landschaftsnamen als Völkernamen zu verwenden, ist er zu seinem Irrtum gerade durch Germanisten, wie Holz und Brenner, verleitet, die von *Ba(r)ozai* bei Ptolemäus behauptet haben, es sei der mißverständliche Landesname *Boiohaemum*, ohne zu beachten, daß die Bewohner Böhmens auch ahd. *Bêheima*, ahd. *Bêheim* heißen und daß ja sogar unser Böhmen der erstarrte Dativ dieses Volksnamens ist. Auf eine in Fachkreisen noch weiter verbreitete Meinung kann sich Sch. stützen, wenn er sagt: „Daß der Germanenname keltischen Ursprungs ist und zunächst die deutschen Nachbarstämme der Gallier, dann aber alle Deutschen bezeichnete, darf als ausgemacht gelten.“ Es gilt in der Tat als ausgemacht, aber gewiß nicht mit Recht. Ist denn *Graeci* lateinischen, *Allemands* romanischen, *Welsche* germanischen Ursprungs? Der Name Germanen kommt ursprünglich einem germanischen Nachbarstamm der Kelten zu, den *Germani cisrhenani*, setzt aber für die Übertragung auf die germanische Gesamtnation selbstverständlich eine Zeit voraus, in der jene *Germani cisrhenani* noch nicht keltisiert waren — sonst hätte ja das *tertium comparationis* nicht mehr bestanden —, aber doch schon Germanen hießen und gewiß eher mit einem germanischen Namen, als mit einem keltischen. Wäre er keltisch, so hätten ja von Anfang an die benachbarten Kelten mit ihm schon den Begriff der einzelnen Völkerschaft verbunden, was seiner weiteren Bedeutungsentwicklung hinderlich gewesen wäre. Und daß ein germanischer Stamm einen germanischen Namen hat, ist doch auch das Normale. Auf seine Etymologie einzugehen — ein keineswegs aussichtsloses Unternehmen — muß ich mir für einen andern Ort sparen. Wäre übrigens auch der Sinn des Namens nicht zu ermitteln, so spräche das nicht gegen seine germanische Herkunft, da ja auch die Versuche, ihn aus dem Keltischen zu erklären, sämtlich mißlungen sind. Was ich nicht bestreiten möchte, ist die allgemeine Annahme, daß nur Kelten und nach ihrem Vorgang Römer alle Angehörigen der germanischen Sprachgenossenschaft als Germanen bezeichneten.

Ein recht schwacher Punkt sind in der Einleitung die Ausführungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Germanen, und auch später spielen des Verfassers rückständige Ansichten über diese Dinge gelegentlich herein. Nur mit Staunen liest man Sätze wie die folgenden: „Daß das Vieh bei der Feldbestellung Verwendung gefunden hat, ist eine durch nichts zu begründende An-

nahme“, oder: „Schwerlich ist der für die spätere Zeit charakteristische deutsche Pflug zur Anwendung gelangt; die Bodenbearbeitung erfolgte höchstwahrscheinlich durch einen von Menschen bewegten steinernen Haken.“ Das sind Vorstellungen, die wir doch höheren Töchtern überlassen sollten. Ein Versuch mit solcher Bodenbearbeitung würde so kläglich scheitern, daß gar nicht erst die Frage ernstlich aufgeworfen zu werden braucht, wo denn in den Funden solch steinerne Haken zutage gekommen sind. Auch ist der mit Rindern bespannte germanische Pflug durch Beweise aller Art so gesichert, daß man Sch. nur den Rat geben kann, sich mit diesen Fragen eingehender zu beschäftigen. Einen Anfang hat er schon gemacht. S. 361 bekennt er selbst, daß durch Hoops ausgezeichnetes Buch „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum“ manche von ihm früher vorgetragenen falschen Ansichten berichtigt werden. Er wird hier aber noch viel weitergehende Zugeständnisse machen müssen.

Schwerer noch als diese schiefen Ansichten über die germanischen Kulturzustände fällt es ins Gewicht, daß Sch. in die Psyche der Germanen sich nicht hineinfindet. Ihren Nationalcharakter, dünkt mich, beurteilt er nicht immer richtig und nicht gleichmäßig. Er spricht mit Recht bei Alarik von einer edlen, humanen Gesinnung, „deren ein Römer nicht fähig gewesen wäre“. Ebenso weiß er von Berichten, die in bezug auf Westgoten mehrfach vorgekommene Fälle von großer Menschlichkeit hervorheben, die die Barbaren geübt und die den Römern unbegreiflich erschienen, „weil ihnen trotz der Einwirkungen des Christentums der Begriff der Humanität völlig fremd war“. Auf der andern Seite aber findet er, die Begründung der Schonung und Auszeichnung des gefangenen genommenen Schwabenkönigs Künimund durch Theodemer bei Jordanes, der sie auf reine Barmherzigkeit zurückführt, sei „für einen Barbaren zu ungewöhnlich, um glaubhaft erscheinen zu können“. Zwar wird man hier wirklich nicht an Barmherzigkeit, wohl aber möglicherweise an Ritterlichkeit denken dürfen, eine Eigenschaft, die Griechen und Römern fremd und erst durch die Barbaren des Nordens in die Welt gekommen ist. Ebenso steht es mit dem bei den Westgoten Bemerkten in Widerspruch, wenn von den Gepiden gesagt wird: „Wie alle außerhalb des römischen Einflusses stehenden germanischen Stämme zeichneten sie sich durch ungezähmte Wildheit und Gewalttätigkeit aus“, und ebenso die Rugier ein „rohes, unbändiges Volk“ genannt werden, „der erste Typus eines von der römischen Kultur noch unbeeinflussten Germanenstammes“. Ich zweifle sehr, ob uns das geringe Material, das uns zur Verfügung steht, das Recht gibt, Gepiden und Rugier auf eine tiefere Stufe zu stellen als andere Ostgermanen. Was erstere betrifft, erinnere man sich doch auch, wie hoch die epische Überlieferung der Langobarden, also ihrer Feinde, den Edelsinn ihres Königs Thurisind einschätzte. Hat aber die römische Kultur überhaupt auf die Germanen sittlich veredelnd gewirkt und konnte sie es? Die Römer brachten ihren Göttern allerdings keine Menschenopfer mehr, aber das wird hundertfach aufgewogen durch die Lustmordorgien ihrer Zirkusspiele. Auch die Anwendung der Folter im Gerichtsverfahren gehört bekanntlich zu den Dingen, welche die „rohen“

¹⁾ Prof. Dr. Ludwig Schmidt: Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. (Quellen u. Forsch. 3. altgerm. u. Geogr., herausg. von W. Sieglin, Heft 7, 10, 12, 22, 24, 27.) 89, 2 Bde, 220 S. Berlin 1904—15, Weidmannsche Buchh.

Deutsche Erde, 1915, Heft 4.

Germanen erst von den Römern kennen lernten. Verglichen mit Völkern auf ähnlicher Zivilisationsstufe, verdienen die Germanen am wenigsten die Bezeichnung „roh“; ja das ausgehende Mittelalter und die beginnende Neuzeit sind verhältnismäßig viel „roher“, als es Rugier oder Gepiden gewesen sind. Wichtig ist das eine, daß die aus sehr fern gelegener Heimat stammenden Heruler, die weit mehr Nord- als Südgermanen sind, und bis zu einem gewissen Maß auch die Langobarden, die vielleicht auch aus höherem Norden in ihre Sitze an der Elbe eingerückt sind, uns mit weit altertümlicheren Zügen entgegentreten, viel kulturrückständiger sind als die übrigen Germanen, aber schon als die von Cäsar und Tacitus geschilderten. Hier ist es also eine ältere Kulturströmung, nicht erst römischer Einfluß, wodurch die rauhen Sitten der südlicher wohnenden gemildert wurden.

Aber Claudius sagt Sch.: „Mit Recht wurde sein Sieg über die Donaugermanen als ein Ereignis von hervorragender Wichtigkeit gefeiert; denn diese kulturfeindlichen Elemente haben es auf ein Jahrhundert hinaus nicht wieder gewagt, in großen Massen die Grenze zu überschreiten.“ Auch das gibt sehr leicht zu Mißverständnissen Anlaß; denn es handelt sich um sehr bildungsfähige Elemente von hochstehender Rasse. Und wäre die Menschheit heute ärmer oder reicher, wenn damals die Balkanländer so gotisch geworden wären, wie später Britannien angelsächsisch wurde?

Vd. I, S. 162 wird gesagt: „Daß Trenbruch nicht nur von den Römern, sondern ebenso auch von den Germanen häufig begangen wurde, ist nicht hinwegzuleugnen; eine von chauvinistischen Anwandlungen freie, objektive Erwägung wird zugestehen müssen, daß die vielgerühmte deutsche Treue mehr der nationalen Dichtung als der Wirklichkeit angehört.“ Hier ist schon an dem Worte „deutsch“ in Anwendung auf andere Germanen Anstoß zu nehmen, aber auch am Inhalt der Behauptung. Das Verhalten des ostgotischen Theoderik, an das sich obige Bemerkung Sch.s knüpft, soll keineswegs beschönigt oder andere Fälle von Trenbruch in Abrede gestellt werden. Von dämonischem Machtsstreben erfüllte Fürsten sind aber in ihrem Verhalten kaum typisch, so wenig man daraus, daß solche sich nicht selten über die Leichen ihrer Brüder oder Halbbrüder den Weg zum Throne bahnen, schließen darf, daß damals Brudermorde etwas Gewöhnliches waren. Auf der andern Seite hätten die Germanen innerhalb des Römerreichs als Soldaten, Offiziere, Beamte nicht jene große Bedeutung erlangt, wenn sie sich nicht gleicherweise als tapferer wie als zuverlässiger erwiesen hätten als andere. Der selbstbewusste Anruf friesischer Gesandter in Rom „nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse“ war keineswegs eitle Ruhmrede, die Geschichte bestätigt ihn vollauf, und hundert Schlachtfelder, auf denen Germanen im Dienste des römischen Staatsgedankens und sehr oft gegen ihre eigenen Stammesgenossen gestritten haben, sind der blutige Spiegel ihrer Treue. Wir verweisen hier auch auf Bang: Die Germanen in römischem Dienst, S. 93 f., wo der Sachverhalt ganz anders als von Sch. und weit zutreffender beurteilt wird, besonders auf dem Satz: „Was der Franke Magnentius versucht und auch für kurze Zeit erreicht hatte, was bald darauf von seinem Volksgenossen Silvanus mit Recht oder Unrecht geargwöhnt und für ihn zum Todesurteil geworden war, das konnte jederzeit einer der germanischen Generale, die die Macht in Händen hatten, von neuem unternehmen. Daß hundert-

fünfundzwanzig Jahre verstreichen konnten, ehe wieder — diesmal freilich auf lange Zeit hinaus — der römische Kaiserthron einem Germanen anheimfiel, stellt der Treue und Zuverlässigkeit jener Männer, die das Vertrauen ihres Herrschers auf die höchsten und einflussreichsten Posten, Posten, wo das Wollen auch schon Können war, gerufen hatte, ein schönes Zeugnis aus.“

Aber den gerügten Mängeln stehen augenfällige Vorzüge gegenüber. Im Vergleich zu andern älteren Geschichtswerken, die denselben Stoff behandeln, liegt ein großer Fortschritt darin, daß der Verfasser aus den Schalen der Überlieferung den Kern der historischen Tatsachen vielfach besser herauszuholen verstanden hat als seine Vorgänger, ja schon darin, daß er den Quellen überhaupt mit eigenem Urteil gegenübersteht. Das ist früher eine Seltenheit, zumal wenn der Gewährsmann einer der alten „Klassiker“ ist. Von einem solchen wurde das Unnützigste, Unmöglichste ruhig hingenommen. Weil Cäsar so berichtet, wird es z. B. auch in Mommsens Darstellung der Schlacht von Pharsalus, in der Legionen gegen Legionen stritten, als Tatsache hingestellt, daß das Heer des Pompejus dem Cäsars an Fußtruppen um mehr als das Doppelte, an Reiterei um das Siebenfache überlegen war, und ferner, daß 15 000 Pompejaner tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld lagen, während die Cäsarianer nur 200 Mann vermißten. Man muß sich da fragen, ob denn Geschichte mit Ausschaltung des gesunden Menschenverstandes geschrieben wird. Gerade den überlieferten Zahlen gegenüber, bei denen wie sonst nirgends Irrtümer und Lügen unterlaufen, macht sich bei Sch. unter Delbrücks Einfluß überall kritisches Mißtrauen bemerkbar. So schätzt er z. B. entgegen Cäsars unglaublichen Mitteilungen die Zahl der Germanen Ariovists, die den 30- bis 40 000 Römern im Kampf gegenüberstanden, auf etwa 25 000 und wird dabei der Wahrheit nahekommen, ja vielleicht noch zu hoch greifen. Für die starke, numerische Überlegenheit der Römer, bei diesem Zusammenstoß spricht nach meiner Meinung nebst anderem auch der Umstand, daß die Germanen auf den Flügeln und im Rücken ihrer Schlachtordnung alle ihre Wagen und Karren auffuhren, was nicht, wie Cäsar angibt, geschehen sein kann, um sich jede Hoffnung auf Flucht abzuschneiden, die ja dann durch diese Vorkehrung auch nicht gehindert wird, sondern nur, um sich für den Fall einer Umgehung an den Seiten und im Rücken einigermaßen zu decken. Doch kann auf einzelnes hier nicht eingegangen werden.

Wenn wir zum Schluß im Sinne der Sprachpflege noch auf einzelne Mängel des Ausdrucks aufmerksam machen, glauben wir dem Autor einen Dienst zu erweisen, da es eine alte Erfahrung ist, daß man in eigenen Arbeiten solche Dinge viel leichter übersieht als in fremden. Besonders unangenehm berührt es natürlich, wenn es gleich im ersten Satz heißt: „Wohl kaum ein Kulturvolk ist in der Lage, seine Entwicklung . . . so weit zurückverfolgen zu können.“ Ein ähnlicher Fehler begegnet uns S. 108: „Es ist unmöglich, dieser Darstellung irgendwelchen geschichtlichen Wert beizumessen zu können, umso weniger als“ usw. Auch das umso weniger ist hier zu beanstanden. Man darf auch nicht sagen „Die . . . unter Gallus stattgefundenen großen Goteneinfälle“ oder „Die in der Heimat bestandenen, im Glauben wurzelnden Gegensätze.“ Das sind sicher Flüchtigkeiten, und als solche möchte ich es auch ansehen, wenn der Verfasser I, S. 213 und 301 „jeither“ statt

„bisher“ und „seitherig“ statt „bisherig“ gebraucht. Wenn er es ganz bewußt täte, befände er sich übrigens in diesem Falle in einer ziemlich großen Gesellschaft, während für das Sprachgefühl der Mehrheit der Deutschen und darunter des Referenten diese Verwendung von „seither“

und „seitherig“ höchst auffällig und anstößig ist. In der Sprache entscheidet ja schließlich der Gebrauch. Darum gilt hier der Satz: *principiis obsta!* Unser Deutsch würde ärmer, wenn der gerügte Anflug sich durchsetzte.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Das Deutschtum im Ausland. Von Prof. Dr. Robert Hoeniger. (Aus *Natur u. Geisteswelt*, 402. Bbchn.) 127 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geb. 1,25 M.

Das Büchlein gibt eine gute und übersichtliche Darstellung der geschichtlichen Entwicklung wie der heutigen Lage und Bedeutung des Deutschtums außerhalb des Reiches. Es hält sich von Schönfärberei und Schwarzseherei in gleichem Maße fern, schildert und beurteilt die Dinge sachlich, ohne Voreingenommenheit und Gefühlspolitik und sieht sie so, wie sie sind. Vortrefflich sind die Ursachen der heutigen Lage der D. in Österreich und der Verluste des Deutschtums in der Zersprengung dargestellt und begründet. Für das nordamerikanische Deutschtum ergeben sich keine günstigen Ausichten. Noch ungünstiger steht es in den britischen Kolonien, obwohl die englische Regierung keinen Druck ausübt. Zu berichtigen sind S. 12 die Angaben über das Vordringen des italienischen Volkstums im Tessin und in Graubünden. Gerade hier sind erhebliche Fortschritte des Deutschtums festzustellen. Es liegt wohl eine Verwechslung mit der Verdrängung der Italienischschweizer durch die reichsitalienische Einwanderung vor (vgl. D. Erde 1911, S. 86–91).

Es ist absichtlich wenig Ziffernwerk dem Text eingefügt. Für eine Neuauflage empfiehlt sich die Beigabe einiger Seiten übersichtlicher statistischer Tabellen als Anhang. Auch das Literaturverzeichnis bedarf einer Erweiterung.

Planen i. V.

Prof. Dr. Johannes Gemmrich.

Allgemeines. Die deutsche Sprache im Leben Preußens und des Deutschen Reichs. Von Staatsanwalt R. Baumgarten. 89, 31 S. Berlin 1913. Vaterl. Schriftenverband. 40 Pf.

Mit diesem Werkchen, das nun schon die 26. Folge der von dem rührigen Vaterländischen Schriftenverband (Vorsitzender General Keim) veranlaßten und verlegten Schriften bildet, hat der Verfasser eine verdienstvolle Arbeit geliefert. Sie gibt zum erstenmal eine Übersicht darüber, inwieweit sich im D. Reiche in Gesetzgebung und Verwaltung die d. Sprache als einheitlich amtliche Sprache durchgesetzt hat. Daß sie darauf ein natürliches Recht habe und daß vom Standpunkt deutschvölkischen Empfindens ihre alleinige Geltungsraft als selbstverständlich zu fordern sei, ist der Grundgedanke der Schrift. In Verfolgung dieses Gedankens wird auf Lücken in dem heutigen Stande der bestehenden Vorschriften hingewiesen, die noch hier und da, besonders in gemischtsprachigen Landesteilen, das Eindringen fremder Sprachen in amtlicher Sprachanwendung gestatten. Als Ostmarkkundiger geht der Verfasser hierbei besonders auf die Ostmarkverhältnisse ein. Dankenswert ist, daß er in diesem Zusammenhang auch auf den Inhalt des Zsurufes, den unter dem 15. Mai 1815 Friedrich

Wilhelm III. an die polnische Bevölkerung seiner neuen Landesteile richtete, näher eingeht und die Bedeutung darlegt, die er in Wirklichkeit nationalpolitisch hat und von vornherein haben sollte; wer die Ostmarkverhältnisse aus eigener Anschauung kennt, hat ja oft genug erfahren müssen, daß dieser Zsuruf, der seit Jahrzehnten der nationalpolnischen Bewegung immer wieder den Anlaß zur Berufung auf das „natürliche und verbriefte Recht der Muttersprache“ gegeben hat, gerade die gebildeten Kreise der Ostmarkdeutschen zu nationaler Weichherzigkeit hat bestimmen können. Die Zusammenstellung alles verfügbaren Stoffes ist sehr sorgsam erfolgt. Meines Wissens ist dabei alles berücksichtigt, was von Belang sein könnte.

Kassel.

Staatsanwalt Martell Spag.

Allgemeines. Deutsches Siedlungswesen. Von Prof. Dr. Otto Schlüter. (S.-A. aus *Reallexikon d. german. Altertumsf.*, hrsg. von Joh. Hoops, Bd. I, S. 402–59.) Straßburg 1911–13, Karl J. Trübner.

Der Verfasser, der vor einem Jahrzehnt eine gründliche und vielfach vorbildliche Untersuchung über die Siedlungen im nordöstlichen Thüringen als ein Beispiel für die Behandlung siedlungsgeographischer Fragen hat erscheinen lassen und seitdem erfolgreiche Studien zur historischen Geographie der Rheinlande begonnen hat, bietet in knapper Zusammenfassung vom vornehmlich geographischen Standpunkt aus eine Darstellung des Siedlungswesens auf heute d. Boden im germanischen Altertum und im Mittelalter bis zum Ausgang der Bewegung ost. Kolonisation. Die klar und anschaulich geschriebene Arbeit beruht auf voller Kenntnis des gegenwärtigen Standes der Forschung, deren mancherlei oft weit voneinander abweichende Aufstellungen mit treffendem Urteil verwertet werden, und enthält namentlich unter geographischer Problemstellung neue eigene Untersuchungsergebnisse und Anregungen. Der erste Hauptteil behandelt die Entwicklung der Besiedlungsfläche und gliedert den Stoff nach vier Zeitabschnitten: im Altertum, in der Zeit bis 500 n. Chr., weiter von 500 bis 800 bzw. 900 und endlich von 800 bis 1300. Die wichtigsten geschichtlichen Vorgänge der Besiedlung werden vorgeführt; ein geographischer Überblick über die Siedlungsverhältnisse in den verschiedenen Teilen Deutschlands mit Heraushebung der charakteristischen Unterschiede schließt sich in jedem Abschnitt an; auch einzelne kritische und methodische Erörterungen fehlen nicht, unter denen die Ortsnamenforschung gewidmete Auseinandersetzung die größte Bedeutung hat. Besonders bemerkenswert ist trotz des in dieser Veröffentlichung nur möglichen kleinen Maßstabs der erste bisher gewagte Versuch, eine Karte der Besiedlungsfläche in Deutschland nach dem Ende der letzten großen germanischen Wanderbewegungen um 500 n. Chr. zu entwerfen: der besiedelte Raum bleibt darauf weiß, Wald und Sumpf in damaliger Ausdehnung sind schraffiert, der heutige Waldbestand ist farbig grün ein-

getragen. Die kritischen Unterlagen dafür bieten außer einigen Beobachtungen nach Fundergebnissen und geschichtlichen Nachrichten teilweise die Eigentümlichkeiten der Bodenarten selbst, teilweise die als Quellen der historischen Geographie verwendbaren jüngeren Orts- und Flurnamen. Der zweite Hauptabschnitt, in dem die Siedlungsformen besprochen werden, ist wesentlich kürzer gehalten als der erste, da den Begriffen Einzelhof, Dorf, Häufendorf, Rundling, Stadt usw. eine besondere Behandlung im Reallexikon vorbehalten worden ist. In zeitlicher Hinsicht gliedern sich die Ausführungen ebenso wie bei der Entwicklung der Besiedlungsfläche. Doch äußert sich der Verfasser über die historischen Zusammenhänge, über Ausbildung und Übertragung der Siedlungsformen mit vollem Recht nur in vorsichtiger Zurückhaltung. An seiner früheren Aufstellung des westlichen d. Ursprungs der dörflichen Rundformen hält er fest und betont dafür die Bedeutung des Ripuarienlandes; bemerkenswert sind auch die Ausführungen über die Entwicklung der Häufendörfer aus einfacheren Formen und über den an der Ausgrabung von Burganlagen zuerst feststellbaren Einfluß der Formen römischer Befestigungen auf die Ausbildung d. Siedlungsformen. — Die Auffassung mancher Probleme bleibt natürlich heute noch strittig. In allem Wesentlichen ist mit sicherem Takt das Richtige getroffen; einzelne verbesserungsbedürftige Stellen finden sich im Abschnitt über die osid. Kolonisation: die Zeit Herzog Ottos aus dem Hause der Eudolfinger (880—912); einen Wettiner Otto den Erlauchten gab es nicht) bedeutet schon den Wiederbeginn des d. Vordringens an der mittleren Elbe; die sechs Holländer, die 1106 den Ansiedlungsvertrag mit dem Erzbischof von Bremen schlossen, sind als Kolonistenansatz, nicht als Unternehmer im Sinne der späteren Lokatoren anzusehen.

Kelpzig.

Prof. Dr. Rudolf Köpcke.

Allgemeines. Geschichte der Germanenforschung von Th. Vieder. I. Teil: Einleitung. — Die Germanenforschung in Frankreich und Italien. (Beiträge zur Rassenkunde, Heft 11.) Hildburghausen 1913, Thüringische Verlagsanstalt.

Vieder hat in der früheren Abhandlung (Heft 7: Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanenheimat) bewiesen, daß die „allgemein gültige Auffassung, nach welcher Gobineau der Gründer der Lehre vom Unterschied der Menschenrassen war, einer erheblichen Korrektur bedurfte“. Auch in dieser Arbeit lernt man ältere Quellen kennen, die schon auf diesem richtigen Wege waren, und dann handelt Vieder über „Kelten und Germanen, Frankreich und die Germanenforschung“. Wir erfahren darin sehr wichtige Einzelheiten, so aus dem Leben Nicolaus Frerets (1714 in die Académie des inscriptions et belles-lettres aufgenommen), der die den französischen Politikern so willkommene Theorie, daß Deutschland gewissermaßen als Kolonie Frankreichs anzusehen sei, zu Fall brachte und als Lohn eine sechsmonatige Gefangenschaft in der Bastille dafür erhielt. Ferner auch aus den Zeiten der Hochflut der Keltomanie; so zeigt sich denn, daß der Mittelpunkt für diese Studien in der anthropologischen und „in der Rassenforschung liegt, die von einer Anzahl bedeutender Männer schon vor Gobineau entwickelt, durch Gobineau befestigt wurde und in Dr. Vilmann ihre umfassendste Ausprägung erhalten hat“. — In dem Teile „Italien und die Germanenforschung“ erfährt

man von dem literarischen Ausmerzen des Germanentums und von dem Wüten der Klerisei gegen die freien Denker Italiens, das sich ebenfalls als ein Kampf des Römertums gegen „germanische Infiltration“ herausstellt. So ist Giordano Bruno nicht nur dem Namen nach Germane, sondern seine Worte „Ich bin kein lügnerhafter Schmeichler, wenn ich den volleren Reichtum des d. Geistes und seine helleren Augen preise. Seit das Reich zu den D. gekommen ist, findet man hier mehr Genie und Kunst als bei den anderen Völkern“ zeigen wohl auch seine innere Übereinstimmung mit der germanischen Natur, als er diese schönen Worte schrieb. — Die ganze Arbeit Vieders dreht sich eigentlich um die herrlichen Worte H. St. Chamberlains „Nicht ein rinascimento war das, was die dilettierenden Velletristen in übertriebener Bewunderung ihres eigenen literarischen Zeitvertreibes vermeinten, sondern ein nascimento, die Geburt eines noch nie Dagewesenen“... (nämlich die sogenannte Renaissancezeit). Das sind „goldene Worte, die gewissermaßen die Quintessenz des ganzen hier behandelten Themas abgeben“. So sind denn auch die anderen Forscher auf diesem Gebiete berücksichtigt, und daher ist diese Arbeit ein Lobgesang auf die Arier und Germanen, die leider zu sehr in den Hintergrund gedrängt waren und zum Teil noch werden, durch die vielen Stiftungen für Ausgrabungen im semitischen Orient!

Breslau.

Dr. Artur Hoffmann-Kutschke.

Deutsche Freiheit. Die Namen der Völkerstämme Germaniens und deren Deutung. Von Guido Eist. (Guido-Eist-Bücherei, 1. Reihe: Forschungsergebnisse Nr. 4, S. 118). Wien 1909, Guido-von-Eist-Ges. Wenn G. Eist in der Einleitung sagt: „Von dem Grundsatz ausgehend, daß jeder Name zur Zeit seines Entstehens aus ganz bestimmten Ursachen entstanden und deshalb auch einen ganz bestimmten Begriff zum Ausdruck gebracht haben mußte, versuchte ich es, diese Namensworte selbst auf ihren verborgenen Sinn zu prüfen, um durch deren Begriffsdeutung den Schlüssel zur Klärung seines scheinbar so planlosen Völkergewirres zu finden und womöglich System in jene Stämmegliederungen zu bringen“, so dürfte jeder besonnene Forscher auf dem Gebiet der germanischen Sprachwissenschaft ihm nur bis „zu prüfen“ folgen, denn wie so er durch Deutung der Namen den Schlüssel zur Klärung des planlosen Völkergewirres finden und System in die Stämmegliederung bringen zu können hoffen dürfte, wird wohl kaum ein wirklicher Forscher einsehen.

Meines Erachtens muß jeder ernste Mitarbeiter auf dem Gebiete der Namensforschung von vornherein Deutungen ablehnen, wie Ing-fo-onen (statt Ingaevones), „Die aus dem Ahnenursprung hervorgegangenen Fortzeuger und Erhalter“, Armanen (statt Herminones), „Die Sonnen- oder Rechtsmänner“, Istaevones „Die ins Dunkel Gehenden durch Änderung des Schicksals“, Chauken, Dulgubiner Belgiae (statt Belgae) Suaven = Suaven(!), Bastarner, Riga, Reval, Wiborg, Wologda, Wilna, Kiew, Charkow, Turinsk, Tobolsk. Solche Deutungen sind Unsinn, wie er schlimmer nicht gedacht werden kann, da der Verfasser keine Kenntnis der früheren Namensformen derselben Orte und Völker besitzt und über wirkliche Sprachenkenntnis nicht verfügt. Richtig ist es natürlich auch, wenn der Verfasser sagt: „Die römischen

und griechischen Autoren waren eben keine Philologen in unserm Sinne (wobei mich höchstens sein „unfer“ stört, denn er ist doch eben kein Philologe oder überhaupt kein Forscher) ...“. Wenn er aber dann weiter sagt: „Es ist darum ein wohlberichtigtes Beginnen, die Namen, die sie uns hinterlassen haben, zu berichtigen, denn nur der D. allein (!) kann in dieser seiner ureigensten Sache Richter sein“, so meine ich, daß diese letzte Äußerung denn doch wieder zu weit geht; ein französischer oder schwedischer, oder ein niederländischer Germanist z. B. dürfte meines Erachtens doch auch erfolgreich Namen deuten können; jedenfalls besser als ein Laie mit List's blühender Einbildungskraft.

Breslau.

Dr. Artur Hoffmann-Kutschke.

Schleswig-Holstein. Das Gesicht der Heimat. Natur- und Kulturbilder aus Schleswig-Holstein. Von Theodor Möller. Gr. 8°, 118 S., 1 K., 158 Abb., 1 Kunstbl. Kiel 1912, Schlesw.-Holst. Verlagsanstalt. 6 M.

Zwar bringt das Buch nichts wissenschaftlich Neues, aber durch den sehr ansprechenden volkstümlichen Text und besonders durch die vorzüglichen Abbildungen, fast sämtlich nach eigenen Photographien, die von dem Schönheitsgefühl des Verfassers zeugen, wird es die Heimatsliebe wecken helfen und dazu beitragen, die Wertschätzung des Absterbenden zu fördern und mit dem leider oft notwendig gewordenen Nennen des gediegene Alte zu verbinden. Manches, was dem Untergange geweiht ist, findet sich hier im Bilde erhalten, z. B. der alte Ochsenweg durch die schleswigsche Heide und eine Reihe alter Bauernhäuser. Möller gibt die eigenartigen Schönheiten des Landes nach den drei Teilen: dem buckeligen Hügelland des Ostens, dem flachen, an Mooren und Heiden so reichen Mittelstück, der Marsch im goldenen Ringe, d. h. dem fruchtbaren Seedeich. Die verschiedenen Bauernhausformen behandelt er nicht systematisch, hat aber treffliche Beispiele gewählt: die nordschleswigsche geschlossene Hofanlage, die mit der fränkischen Bauart Ähnlichkeiten aufweist (Bild 95, Norderwallum), ein altes friesisches Haus aus 1634 in Moltres (Bild 159), Kütt Jens Warf aus der friesischen Marsch, wo der Westwind den Baumwuchs hemmt (Bild 128), „Heuberge“ in Eiderstedt (Bild 145 ff.), das Süddangler Bauernhaus mit seinen Hängehölzern auf der First (Bild 57) und zahlreiche altfriesische Bauernhäuser, die sich auch im südlichen Schleswig finden. Irrtümlich ist das sächsische „flett“ von dem „gepfästerten“ Estrich hergeleitet; niederdeutsch heißt Pflaster „Pflaster“. flett ist ein altes germanisches Wort, schon althochdeutsch flezzi = geebener Boden, mit dem englischen flat = eben zusammenhängend.

Bad Oldesloe.

Prof. Dr. Reimer Hansen.

Rheinland. Deutsche Erde. Herausgeg. von Eva A. v. Arnim. Bd. III: Rheinisches Grenzland. Von Hermann Ritter. 8°, VIII u. 554 S., m. 1 K. Berlin 1912, f. Fontane u. Ko. Geb. 6 M.

Die Fortsetzung des vor kurzem besprochenen Schriftchens über das Jülicher Land ist vom Verfasser in demselben flotten Plaudertone geschrieben und enthält eine Unmenge Einzelheiten über das zwischen Aachen und Echternach gelegene Grenzgebiet. Bei der Eigenart des politisch zerstückelten Geländes ist es nicht verwunderlich, daß weniger geographischer als vielmehr geschichtlicher und heimatkundlicher Stoff dargeboten wird. Vornehmlich drängen sich dem Verfasser auf seinen Wander-

fahrten Betrachtungen und Vergleiche über die seit der napoleonischen Zeit erfolgten Veränderungen auf; er findet deren auf dem Gebiet der Sprachkunde und Volkskunde eine große Zahl und weiß sie mit feingezichneten Landschaftsbildern abwechseln zu lassen. Unter diesen ist wohl der „Sommertag im Eifelhochland“ die schönste Perle. Aus den übrigen Einzelschildereien möchten wir die Sprache und Volksitten von Malmedy, die Plaudereien über Engenburger und Eupener Mundart und die Streifzüge durch Aachen hervorheben. Mit liebevoller Versenkung ist die Chronik und Geschichte behandelt, und auch die Industrie findet verständnisvolle Betrachtung. So haben wir hier wieder einen wertvollen Beitrag zur Heimatkunde des rheinischen Landes, an dem ich nur tadeln möchte, daß der sonst so d. gesinnte Verfasser die welsche Schreibweise nur für das flüßigen Ur beibehalten hat.

Essen (Ruhr).

Dr. Viktor Steinede.

Sachsen. Die Besiedlung des südwestlichen Sachsens nach den deutschen Flurnamen. Von Dr. Oskar Philipp. (Zeitschr. f. d. Mundarten, 1912, Heft 3, S. 226—49.)

Der Verfasser folgt einer Anregung, die ich 1905 in der „D. Erde“ gegeben habe, wo ich über die „Herkunft der d. Siedler im Königreich Sachsen nach den Ortsnamen und Mundarten“ schrieb, ohne die doch so wertvollen Flurnamen heranziehen zu können. Wer sich zur Feststellung der Siedlungsverhältnisse ihrer bedient (und Philipp hat das für ein beschränktes Gebiet mit großem Fleiß getan), wird notwendig zu einer genaueren Bestimmung der Grenzlinien zwischen oberd. und mitteld. Kolonisation gelangen. Schon die Tatsache, daß neben Dutzenden von Flurnamen innerhalb eines Rodbezirks nur ein Name zum Ortsnamen wird, sichert erstere das Übergewicht der Zahl. Nicht ganz unbedenklich ist bei dem benutzten Material (Erbbücher, Veranlagungsakten, Steuerkataster, Flurbücher) freilich der Umstand, daß sich meist nur schwer, oft sogar überhaupt nicht feststellen läßt, ob wirklich die volkstümliche Form des Namens vorliegt oder die vom Schreiber des Aktenstücks für angemessen erachtete.

Philipp hat das natürlich wohl erkannt (vgl. S. 230). Auch lassen sich Ortsnamen im allgemeinen aus viel früherer Zeit belegen als Flurnamen. Der Verfasser zieht aus seiner Untersuchung den Schluß, daß erstens das häufige Vorkommen der mitteld. Flurnamen auf -rode und -hain im Vogtlande mehr thüringische Siedler voraussetze, als die Ortsnamen (und man darf hinzufügen: die Mundart) vermuten lassen, daß zweitens der Strom oberfränkisch-oberpfälzischer Siedler nach dem Zeugnis der Flurnamen auf -reut und -brunn weiter nach Norden und Osten vorgedrungen sei, als wiederum die Ortsnamen (und die Mundart) erkennen lassen, daß drittens Zuwanderer desselben Stammes in ziemlicher Stärke bis ins westliche Erzgebirge vorgedrungen seien, wo der Flurname „Knock“ für sie spreche. Letztere Ansicht deckt sich mit meiner Überzeugung (vgl. auch D. Erde, 1905, S. 85 f.), und ebenso wird man mit einem gewissen Vorbehalt auch den beiden andern Schlußfolgerungen zustimmen können. Zu untersuchen bleibt eben immer noch, ob und inwieweit Willkür oder Modeströmungen (vgl. D. Erde 1905, S. 85) die eine oder andere Form des Flurnamens (z. B. -brunn oder -born) begünstigten. Immer deutlicher aber zeigt sich, daß im Südwesten Sachsens sich ein buntes Gemisch d. Kolonisten

zusammengefunden hat, wie es die Lage der Landschaft zu den Hauptwerbegebieten der Lokatoren ganz natürlich erscheinen läßt. — Bei den Flurnamen auf -rode, -rot, -roh, -ruh, -ruhe usw. halte ich übrigens eine genaue Nachprüfung in jedem einzelnen Falle für unerlässlich; sie dürfte wohl ergeben, daß weit öfter, als Philipp annimmt, nicht an Rodung zu denken ist; das Radeland bei Cauritz (S. 236) ist offenbar keine niederd. Form (vgl. meinen Aufsatz: „Radeberg und sein Name“ in *Über Berg und Tal*, Dresden 1913, Nr. 4 u. 5).

Dresden.

Prof. Dr. Alfred Meiche.

Ostdeutschland. Die ethnographische Stellung der ostdeutschen Haustypen. Von Rob. Mielke. (*Zeitschr. f. Ethnol.* 1912, S. 367–88.)

Zur Aufstellung der Haustypen im d. Osten und zur Lösung der Frage, ob sie mit ethnischen Provinzen sich verbinden, hat Mielke mit Hilfe einer Stiftung von Dr. James Simon erneut Hela, Ermland, Litauen und Masuren durchforscht.

Auf Hela kann nur das vereinzelt auftretende, geviertförmige Fischerhaus aus Fachwerk eine selbständige Stellung beanspruchen, das im wesentlichen aus zwei Räumen, dem Hausraum mit Herd und dem rückwärts gelegenen Wohnraum besteht. Es trägt verwandte Züge mit den holländischen Häusern in Saandam und auf Marken, ohne daß jedoch eine direkte Beeinflussung nachzuweisen ist. — Obwohl der größte Teil des Verbreitungsgebiets des ermländischen Hauses niederd. spricht, zeigt das oft mit prachtvoller Holztechnik versehene ermländische Laubenhäuser mittel-d. fränkischen Einschlag. Die Vertiefung der Vanserräume ist aber keine Eigentümlichkeit des ermländischen Bauernhauses, wie Mielke glaubt; sie ist vielmehr vielen größeren fränkisch-mittel-d. Gehöften eigentümlich.

Auch im litauischen Haus am Kurischen Haff hat das Eindringen fränkischer Bauart die ursprünglichen Einzelhäuser, den Namas, die Stuba, die Maltuwe und Klete zusammengeschweisst und zu mannigfachen Abarten mit vielartiger Benennung umgestaltet. Die Lucht, die große Öffnung über dem Herd, ist fast ganz verschwunden. Das Fischerhaus hat durch Einbeziehung des Stalles technisch reizvolle Sonderformen herausgebildet. Charakteristisch für die alten Häuser ist ein weit über die Blockwände vorragendes Strohdach und eine auf geschweiftem Ständerwerk ruhende Vorhalle. Der Haupteingang befindet sich noch an der Giebelseite. Mielke nimmt vier Entwicklungsphasen des litauischen Hauses an, die mit Hilfe sprachlichen Materials vielleicht schärfer gefaßt werden können.

Weniger scharf läßt sich das polnisch-masurische Haus ethnographisch abtrennen, das Lehm- und aus dem Blockbau hervorgegangenen Ständerbau mit weit überragendem Strohdach aufweist. Das rein slawische Wohnhaus besteht nur aus Flur und ungeteilter großer Giebelstube, die zugleich als Küche dient. Angebaute Ställe sind auf d. Einfluß zurückzuführen. Als weiteren Unterschied vom d. Haus bezeichnet Mielke die Mittelpunktlage des Herdes, der stets mit dem Stubenofen verbunden ist.

Das Vorkallenhaus, das in Westpreußen noch häufiger ist, lehnt auch Mielke als spezifisch slawischen Typ ab und stellt als ältere Form das stalllose Vorkallenhaus hin. Ostgermanischen Ursprungs, habe es die Zeit des Slaweneinbruchs überdauert und sei zugleich ein Beweis für das Zurückbleiben beträchtlicher Germanen-

massen in der alten Heimat. Das Bauernhaus bleibt ein wertvolles Hilfsmittel zur Aufhellung der Siedlungsverhältnisse in früher Zeit. Aber Eile tut not, auch im deutschen Osten das noch lange nicht erschöpfte Material altüberkommener Bauformen zu sammeln und zu retten. Möchten sich hierzu tatkräftige Helfer finden!

Leipzig.

Dr. Alfred Hennig.

Ungarn. Deutsche Ortsnamen in Ungarn. 12^a. S. 32. Wien 1912, Selbstverl. d. Ver. zur Erhaltung d. Deutschtums in Ungarn. 60 Heller.

Mit diesem kleinen, zwei Bogen starken Büchlein hat der Verein einen wertvollen Beihelf zur Benützung der alten d. Ortsnamen in vielen Gegenden Ungarns geboten, die das ungarische Ortsnamengesetz und der blinde Eifer chauvinistischer madjarischer Postbeamten vom Gebrauch ausschließen möchte und d. Gleichgültigkeit und Lässigkeit außer Gebrauch kommen läßt. Die zweite Auflage ist leider nicht frei von Druckfehlern. Die Bezeichnung der Komitate — bei d. Ortsnamen unumgänglich nötig — durch Nummern ist erschwerend für die Benützung und ein Irrtum beim Nachschlagen leicht möglich. Der Raum für die Angabe des Komitats wäre gegeben. Der Ausdruck Gespanschaft ist zu widersprechen, denn er ist so gut wie ganz abgekommen und verdrängt die madjarischen Postbeamten, deren bösen Willen herauszufordern doch unnötig ist. Im Gegenteil sollte ihnen die Auffindung d. Ortsnamen, die in neuen Auflagen des amtlichen Ortslexikons überhaupt gar nicht mehr vorkommen, weil sie ja dem Charakter des angestrebten aber vorausgenommenen einheitlichen madjarischen Nationalstaates widersprechen, dadurch erleichtert werden, daß auch die d., nicht bloß die madjarischen Ortsnamen in alphabetischer Ordnung aufgeführt werden, was allerdings den Umfang des Heftchens um einen Bogen erweitern würde. Denn im d.-madjarischen Ortsverzeichnis brauchten Komitat und letzte Post nicht angeführt zu werden. Vom Zweckmäßigkeitsstandpunkt sollten die letzten Posten sämtlich in madjarischer Bezeichnung angeführt sein, um den Postbeamten die Aussucht zu benehmen, die deutsche Bezeichnung sei gänzlich unbekannt. Das wäre auch in vielen Fällen die reine Wahrheit. Denn nicht bloß Chumelsberg ist, wie in Klammer angegeben, nicht gebräuchlich, sondern es gilt dies für noch manche Ortsnamen. Es ist sehr zu bezweifeln, daß auch nur ein Bewohner von Dinga weiß, daß dieser Flecken einmal Theresiopolis getauft worden ist, Magistratspersonen ausgenommen, die mit alten Akten zu tun haben. Aus historischen Gründen ist allerdings die Aufrechterhaltung derartiger obsolet gewordenen d. Ortsbezeichnungen immer sehr wünschenswert und verdienstlich. Am einwandfreiesten dürften nach dieser Richtung die d. Ortsbezeichnungen in Siebenbürgen sein, die sich auf reichliches Aktenmaterial stützen. Die neuesten Ortsnamenmadjarisierungen, die ja noch immer nicht ganz abgeschlossen sind, sondern der zu diesem Zweck entsendeten Kommission noch immer Kopfzerbrechen verursachen und zu den schlimmsten Willkürlichkeiten und lächerlichsten Schnitzern Gelegenheit geben, wird der Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn in einer späteren Auflage sorgfältig zu berücksichtigen haben. So weiß die vorliegende zweite Auflage noch nicht, daß es kein Nemet-Gurab mehr gibt, sondern daß Eisgrub im Preßburger Komitat jetzt, angeblich auf Wunsch der Einwohner, die von ihrer d. Herkunft patriotischerweise nichts mehr wissen wollen, auf madjarisch Magyar-Gurab

heißt. Jedenfalls legt das Verzeichnis der d. Ortsnamen, die man behördlich gern vollständiger Vergessenheit übergeben möchte, sprechendes Zeugnis von dem d. Leben ab, das in Ungarn so viele Jahrhundert geherrscht hat, zum Teil noch heute herrscht und hoffentlich noch lange herrschen wird.

Klosterneuburg.

Edmund Steinacker.

Brasilien. Aus Südbrasilien. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Dr. W. Breitenbach. S. XVI, 251. Brackwede i. W. 1913, Selbstverlag. M. 2,50.

Der Verfasser und Verleger dieser Schrift weilt von 1881—84 nach Beendigung seiner Universitätsstudien in Südbrasilien, vornehmlich in Porto Alegre, wo er sich als Lehrer und Schriftsteller betätigte. Nach seiner Heimkehr hat er in zahlreichen d. Städten Vorträge über Südbrasilien und die d. Kolonien daselbst gehalten und auch als naturwissenschaftlicher Fachgelehrter eine rege Tätigkeit entwickelt.

Er hat zur Kenntnis Südbrasilien, unter welchem Namen er allerdings im Gegensatz zu andern Autoren nur die Staaten Rio Grande do Sul und Santa Katharina versteht, wesentlich beigetragen und bietet seinen Lesern auch in der vorliegenden Schrift eine gediegene Monographie jener Landesteile dar. Dieselbe zeichnet sich durch Klarheit und Sachlichkeit aus, wenngleich sie mehr aus dem Born der persönlichen Erinnerung schöpft, als sich mit der gegenwärtigen Lage beschäftigt.

Wer die d. Kolonien von heute kennen lernen will, muß sich schon nach andern Werken umsehen, aber des Verfassers allgemeine Urteile über Land und Leute sind, weil auf guter Beobachtung beruhend, auch heute noch von Wert, und seine Schrift kann darum allen, die sich für jene Gebiete interessieren, aufs wärmste zum Studium empfohlen werden.

Auf einige Irrtümer möchten wir aber doch aufmerksam machen. Wenn auf S. 26 gesagt wird, daß gelbes Fieber und Malaria in Südbrasilien ganz oder doch fast ganz unbekannt waren und sind, so kann das nur in bezug auf das gelbe Fieber gelten, während die Malaria leider nicht nur in den sumpfigen Küstenstrichen von Santa Katharina, sondern leider auch zuweilen im Innern dieses Staates mit großer Heftigkeit auftritt. Der Unterzeichnete hat sie dort schlimm genug am eigenen Leibe erfahren müssen, hält aber ihr Verschwinden bei Durchführung geeigneter hygienischer Maßregeln ebenso für möglich, wie man durch sie das gelbe Fieber in Rio de Janeiro überwunden hat.

Das Zitat auf S. 33 aus A. v. Eyses Schrift „Der Auswanderer“ ist schönfärberisch und darum irreführend. Es gibt nämlich in Santa Katharina „weder die Kiefer der d. Nadelwälder, noch die Dattelpalme des Nils, und auch die köstlichen Trauben von Malaga, Madeira und Zypern“ habe ich in Santa Katharina nirgends zu sehen und zu schmecken bekommen, vielmehr läßt sich die dort angebaute Cantabarebe wegen der ungleichen Reife ihrer Beeren nicht im entferntesten mit der von Rio Grande do Sul vergleichen.

Auf Irrtum beruht es auch, wenn da auf S. 47 gesagt wird, daß der Matebaum in Südbrasilien nicht angepflanzt werde; denn seit mehr als einem Jahrzehnt hat man hiermit durchaus glückliche Erfolge erzielt, die zu einer beständigen Zunahme der Mateplantagen in Santa Katharina und Paraná geführt haben.

Wir lassen es bei diesen Einwürfen bewenden, zumal dieselben nur nebensächliche Dinge betreffen und die allgemeine Bedeutung des Werkes für die Kenntnis Südbrasilien nicht herabmindern. Möchte diesem eine weite Verbreitung beschieden sein!

München.

Kol. Direktor Albrecht Sellin.

Deutschkunde im schöngestigen Schrifttum.

(D. d. = Deutsch.)

Südösterreich. „Der von der Vogelweide“. Roman von Franz Karl Ginzkey. 80, 387 S. Leipzig 1912, E. Staackmann.

Als volkstümliches Trutzwahrzeichen an der umstrittenen Sprachgrenze hat das Trienter Standbild Dantes, des Ghibellinen und Götensprosses aus dem Geschlecht der Aligern, weniger innere Berechtigung als das Denkmal, das die Bozener Walter von der Vogelweide, dem volks- und kaisertreuen Sänger und Kämpfer gegen und. Wesen und welsche Arglist, ein paar Jahre vor jenem errichtet haben. Sie wollten den deutschesten Dichter, zugleich ihren Landsmann ehren, nehmen sie ihn jedoch für ihr Tirol in Anspruch nach einer Überlieferung; denn wo er geboren, ist nicht festgestellt.

Mit den Bozenern läßt Ginzkey Walter vom Vogelweidhof im Laiener Ried bei Bozen stammen, wo sein Vater einen alten Edelsitz innegehabt habe. Walter ist der Held des Romans, der auch in der Hauptsache auf Tiroler Boden spielt. Dort an der Nordgrenze bei Schwaz tragt er mit seinem Knappen aus dem Walde und findet gastliche Aufnahme in einer Burg und auf Schloß Amras unterhalb von Innsbruck, einem damals noch unbedeutendem Orte bei dem Kloster Wilten. Im Gefolge der Gräfin Uta von Tirol und der Tochter des Burggrafen von Säben reitet er dann südwärts über den Brenner der Heimat zu und weilt längere Zeit als Gast

in der trutzigen Feste ob Klausen. Mit dem Ritt durchs Pustertal, durch Kärnten und Friaul nach Aquileja und einer Meerfahrt an der istrischen Küste bis Pola schließt das Werk, wenigstens deutschkundlich für uns; denn kurz noch wird der Leser mit ihm zum neu aufsteigenden Stern, dem Stauferjüngling, zur Königskronung in Frankfurt geführt und dann, in den Kreuzzugsvorbereitungen, noch einmal nach Südtirol an die Stätte, wo sich vor Jahren die Herzen Walters und der Tochter seiner Jugendgeliebten gefunden.

Der Roman führt uns vor Augen, was das d. Volk auch noch seitdem eingeblüht, selbst hier an einer Straße der Römerzüge. D. waren noch die Herren das sonnige Etschland hinunter bis nach Trient, dessen streitbarer Bischof Friedrich von Wanga (Wangen) „die rebellischen Ritter am Gardasee, die Herren von Arco und Beseno gezwungen hat, aufs neue den Vasalleneid zu leisten“, der unerkant bei einem ritterlichen Stechen zwischen den Herren vom Etschtal und jenen vom Gardasee die „Wälschen Stück für Stück aus dem Sattel hebt.“ — Eine Fülle farbenreicher Bilder aus dem ritterlichen und höfischen Leben auf den Burgen und auch in Bischofsitzen zur Zeit des Minnesanges rollt der Roman vor unsern Augen auf; er spiegelt aber auch andere Zeitererscheinungen jener bewegten Jahrzehnte wieder: läßt uns den wahnwitzigen Kinderkreuzzug schauen und andere

Verirrungen des religiösen Bedürfnisses, bühende Einsiedler und üppige Geistliche, das fahrende Volk der Scholaren und Pilger wie der Gaukler. Er läßt Einblicke tun in die Handelszüge der Kaufleute und in vornehme Kreise des Bozener Bürgertums, in die Lage der Landleute und zu dem „Bauernvölkchen mit besonderer Sprache“ (die Ladin im Grödenertal), unter dem Recke Albertus Jant mit der sarazenischen Gattin auf seinem Edelsitze haust, der Führer des Staufers durch die Eiszüfte des Berninapasses. In Aglei aber, der alten Römerstadt Aquileja, finden wir, wie vor ihm eine lange Reihe, einen D. als „Patriarchen, Fürsten des Reiches, Markgrafen von Istrien, Metropolit von 17 Bischöfen“, den alten Degen Wolfer aus dem uralten Bayernstamm derer von Engelbrechtskirchen, der dem Kaiser versprochen hat, zu Aglei Patriarch zu werden, „damit nicht etwa allhier ein wälscher Mann das Reich an Rom verrate“, der d. vom Scheitel bis zur Zehe „in knirschender Ohnmacht und blutenden Herzens“ sich quält, den Innocenz VIII. geleisteten Eid mit der Pflicht gegen Kaiser und Reich zu vereinbaren. Auf des Patriarchen Kriegsgaleere fährt Walter mit zu dessen wehrhafter Stadt Pola, dem heutigen österreichischen Kriegshafen, durch den für das nahezu ausgegangene istrische Deutschum neue Zukunftshoffnungen erwachsen sind. Die eingeflochtene Begegnung mit dem Kanonikus Thomasin von Circlaria, einem Friauler von Geburt und Verfasser des großen mittelhochd. Lehrgedichtes zeigt den Einfluß der d. Sprache in jenen Länden.

Karlsruhe. Dr. Wilhelm Groos.

Belgien. Till Ulenspiegel und Lamme Goedzak. Von Charles de Koster. Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. 80, 598 S. Jena 1910, E. Diederichs.

„Legende von ihren heroischen, lustigen und ruhmreichen Abenteuern im Lande Flandern und andern Orts“. Dieser flämische Till Ulenspiegel hat bei seinen Schelmenstreichen einen ergreifenden und oft bis ins tiefste erschütternden Hintergrund eines Stückes niederd. Zeitgeschichte. De Koster verlegt seinen Till Ulenspiegel um 200 Jahre, vom 14. ins 16. Jahrhundert, in die Zeit der Glaubens- und Freiheitskämpfe in den Niederlanden und ihrer blutigen Unterdrückung in der belgischen Adhäsität unter Karl V. und Philipp II. von Spanien. Die niederd. Flämen sind zwar schließlich auch frei geworden von der spanischen Herrschaft, aber in ihrer großen Mehrheit trenn geblieben der Kirche und ihren Geistlichen, denen das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, lange die einzigen Hüter der Volkssprache gegen die von den wallonischen Staatsgenossen betriebenen Verwelschung gewesen zu sein, wenn auch ebensowohl aus Gründen der Klugheit, als im Bewußtsein ihres Niederdeutschums.

Der Haß gegen die Unterdrücker war es auch, der dem Verfasser bei diesem seinem Lebenswerke die Feder geführt hat, aber entsprungen der glühenden Liebe für sein gemartertes Volkstum, gemartert von den Spaniern, mit Füßen getreten aber auch unter den nachfolgenden Regierungen. Und dieses sein Volk lehrt uns de Koster in dem Roman — „nicht die Legende eines Menschen, sondern das Gedicht einer Rasse“ — kennen und verstehen in seiner harmlosen Gutmütigkeit und unbekümmerten Genußfreude, wie der zähen Widerstandskraft gegen welsche Unterdrückung und der überschäumenden Leidenschaft, wenn das Maß der Geduld voll ist. So nur, aus seiner Geschichte heraus, lassen sich die schein-

baren Widersprüche des flämischen Volksgeistes, auch in der neueren Zeit, erklären, da dieser niederd. Volksstamm, arglos wie ein Kind, von den verwandten Nordniederländern sich trennen und einem neuen, der Verwelschung dienbaren Staatswesen willig einfügen ließ, dann aber, aufgerüttelt aus seinem Träumen, unermüdlich Schritt für Schritt seine ihm verkümmerten Volksrechte zurück zu erkämpfen begann.

Und es wird, gestählt durch den Kampf, nicht weiter d. Sprachboden am Ärmelmeer verloren gehen und vom Welschen sich umgarnen lassen, eingedenk des alten Spruches seiner Väter: „wat walsch is, walsch is.“

Karlsruhe.

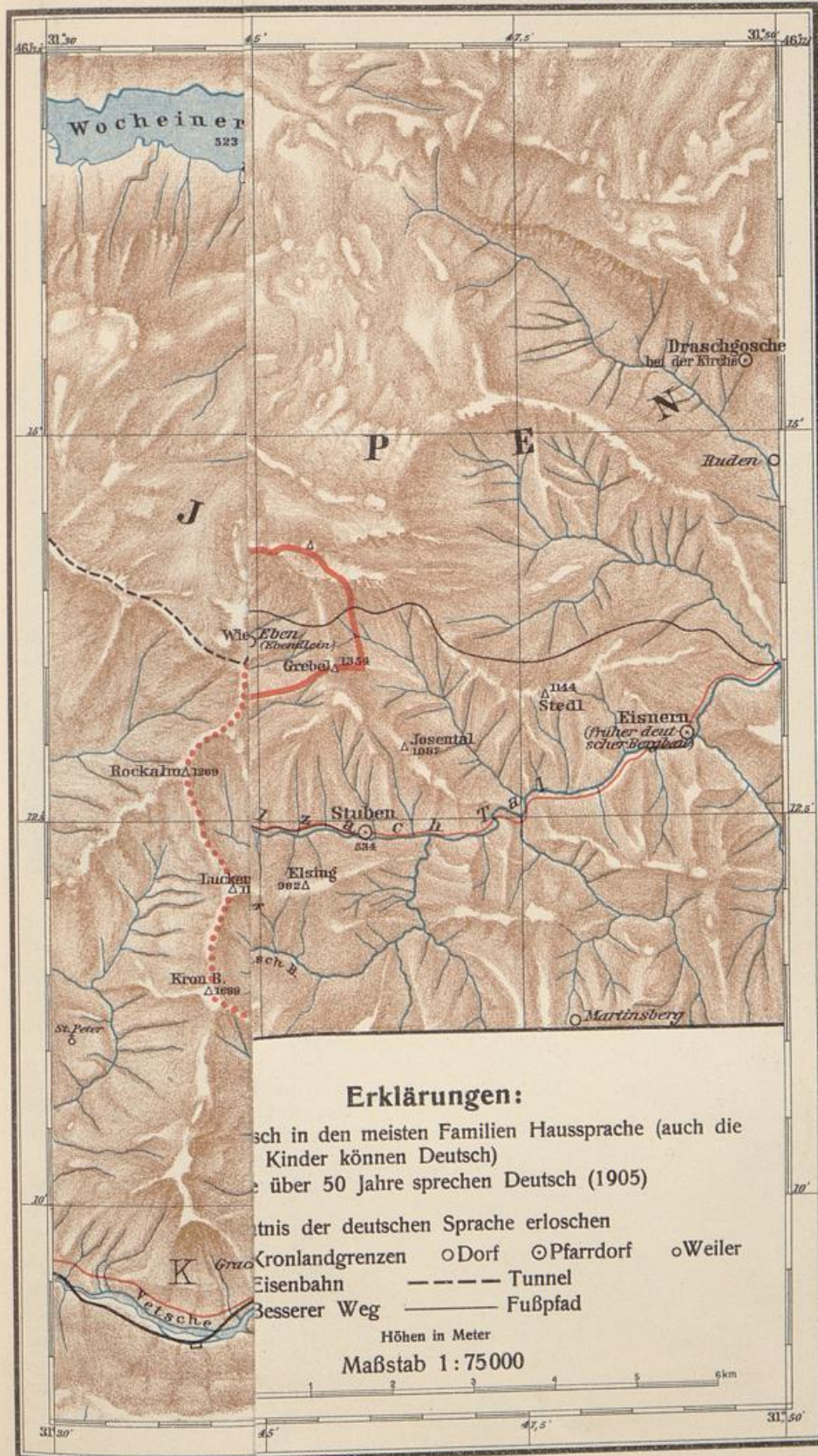
Dr. Wilhelm Groos.

Kanada. The Amishman. Von Clyde Smith. 132 S. Toronto 1912, W. Briggs.

Der „Amishman“ ist der Titel einer romanartigen Erzählung, welche sich auf den Schicksalen und den Eigentümlichkeiten der Amishsekte in Kanada aufbaut. Diese leitet ihren Namen von dem ihres Begründers, Jakob Amman, ab, eines Mennonitenpredigers aus Bern, der seinen Anhängern unter andern vorschrieb, eine bestimmte Kleidung zu tragen und diese nicht mit Knöpfen zu schließen, sondern mit Hasen und Hesteln. Die Anhänger Ammans wurden daher auch „Hasler“ genannt, während diejenigen Mennoniten, welche diesem Brauche nicht huldigten, als „Knöpfler“ bezeichnet wurden. Auch führte Amman die Fußwaschung bei der Kommunion ein. Die Amishleute verließen die Schweiz und wandten sich zunächst nach Elsaß-Lothringen und der Pfalz, welche letztere bekanntlich das gelobte Land mennonitischer Sektiererei war. In der Zeit von 1820 bis 1850 wanderten die meisten nach Amerika aus, und zwar zunächst nach Pennsilvanien und von da weiter nach Ontario, weil sie hier billigeres Land bekommen konnten. Von Anfang an huldigten die Amishleute der vollsten religiösen Freiheit; jede Gemeinde war durchaus selbständig. In den Zeiten der ersten Niederlassungen vereinigten sie sich in Privathäusern oder Schuppen zum Gottesdienst, bei dem die Bohnensuppe nicht fehlen durfte. Später errichteten sie einfache Kirchen im Quäkerstil. Ihre Gemeindeverwaltung ist eine Art Theokratie mit einem Bischof an der Spitze, der zugleich die richterliche Tätigkeit versieht. Der Bischof wird durch das Los bestimmt; sein Amt ist unbezahlt, ebenso wie das der Prediger und der Diakone, die ebenfalls gewählt werden, ohne daß sie eine besondere Ausbildung durchgemacht haben. Auch heute ist die Kleidung der Leute noch einfach und knopflos. Die Männer müssen den Bart wachsen lassen, nur die Oberlippe muß rasiert werden. Unter sich sprechen die Amishleute Pennsilvanisch; Englisch lernen sie nur in der Schule. Die Vorschrift von Matthäus: „Wenn dich jemand auf die rechte Backe schlägt, so halte ihm auch die linke hin“ halten sie fest und sind also jeder Gewalttätigkeit von sich aus abhold. Am politischen Leben nehmen sie keinen Anteil, was wegen ihrer Tätigkeit zu bedauern ist. Der Held der obigen Erzählung, welche in alle Einzelheiten des Lebens und Glaubens der Sekte einführt, stammt aus der Familie Noder, deren Ahne, Salomon Noder, aus dem Elsaß nach der Grafschaft Lancaster in Pennsilvanien ausgewandert. Nachdem er hier eine Zeitslang auf einer Farm gearbeitet und sich verheiratet hatte, zog er über das Alleghanygebirge nach Norden und ließ sich in dem dichtbewaldeten mittleren Ontario nieder, wo die Geschichte spielt.

Bremen.

Prof. Dr. Alwin Oppel.

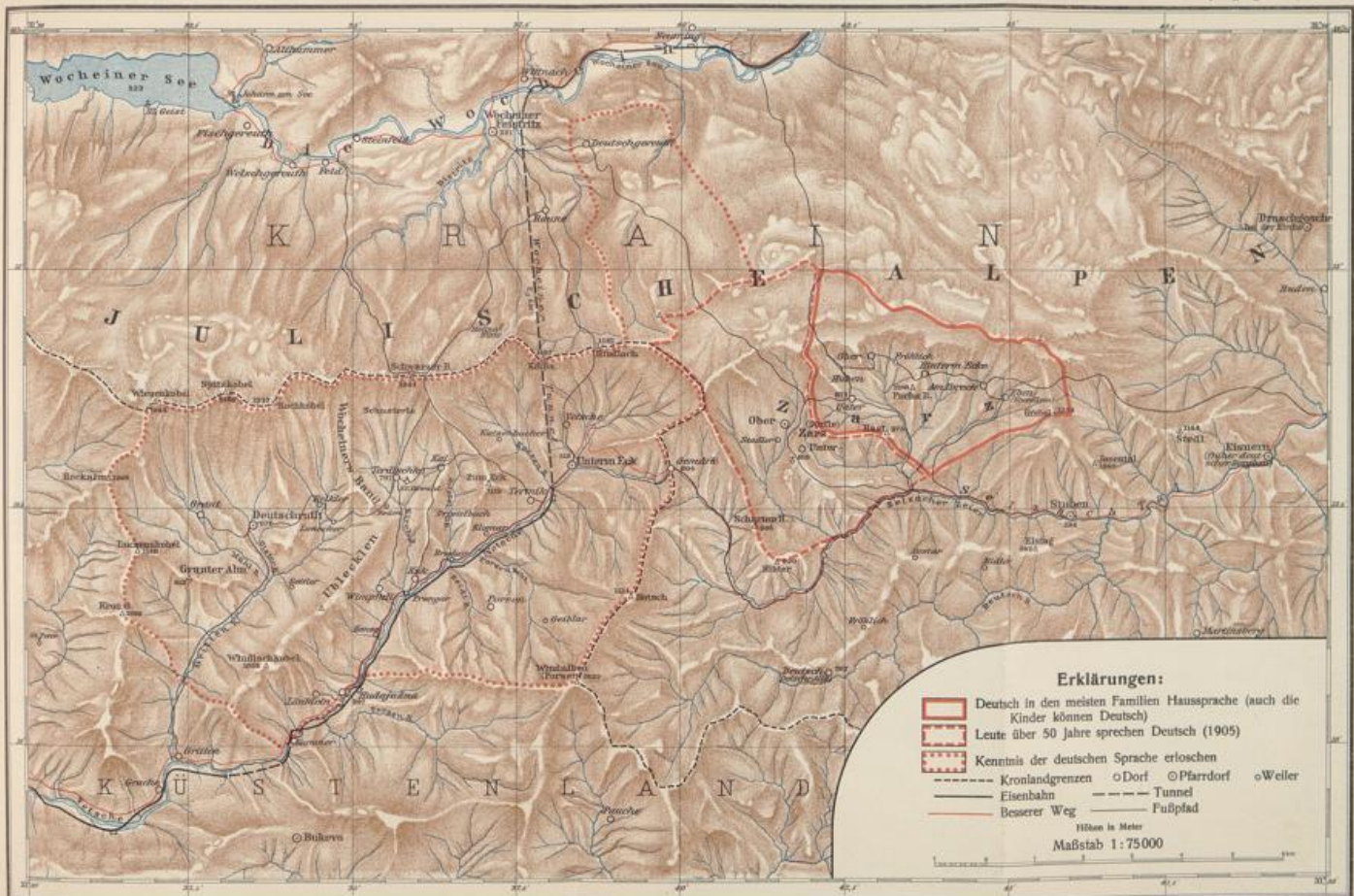


Die einseitige deutsche Sprachinsel Deutschthal-Zarl in den Julischen Alpen

Deutsche Erde XII

Nach allen vorhandenen Quellen entworfen von Paul Langhans

Jahrgang 1913, Tafel 21



GOtha: JUSTUS PERTHES

Hermann v. Ihering.

Unter den deutschen Forschern, welche in Südamerika der deutschen Wissenschaft Ehre machen, steht in erster Reihe Hermann v. Ihering, der Direktor des Museu Paulista in São Paulo in Brasilien.

Geboren im Jahre 1850 in Gießen, Sohn des berühmten Rechtslehrers R. v. Ihering, späteren Professors in Göttingen, begann er seine wissenschaftlichen Arbeiten mit anthropologischen Studien unter Virchow und arbeitete dann in den zoologischen Laboratorien von Göttingen und Leipzig unter Claus und R. Leuckart auf dem Gebiet der vergleichenden Anatomie. Er habilitierte sich dann in Erlangen, siedelte aber 1880 nach Brasilien über und ließ sich als praktischer Arzt in Rio Grande do Sul nieder. Daß der junge deutsche Naturforscher sich in der wunderbar reichen und wissenschaftlich beinahe vollständig unbekannten Natur des südlichsten Brasiliens nicht lange auf seine ärztliche Praxis beschränkte, ist selbstverständlich. Von Anfang an wandte er sich der Anthropologie und Ethnographie zu und ist seitdem unablässig bemüht gewesen, die Erfahrungen über die Ureinwohner Südbrasilien in Verbindung zu bringen mit den archäologischen Funden in den berühmten Knochenhöhlen und den Berichten der alten Schriftsteller. Andererseits aber drängte ihn der Kampf, den seine zahlreichen Landsleute in den deutschen Bauernkolonien — Rio Grande hatte damals schon etwa 60000 deutsche Einwohner — gegen die wissenschaftlich noch ganz unbekannten Feinde und Schädlinge in ihren Kulturen führten, zur Beschäftigung mit der ökonomischen Entomologie, welche damals in Brasilien noch so gut wie keine Vertreter hatte. Seine erste



Abb. 7. Hermann v. Ihering.

Arbeit, 1881 im „Zoologischen Anzeiger“ erschienen, galt dem Giftapparat der gefürchteten Korallenschlange. Ausgedehnte Untersuchungen über die Biologie der gesellig lebenden Hymenopteren, Bienen, Ameisen, Termiten folgten. Aber auch die Säugetiere wurden nicht vergessen, besonders die schädlichen Kleinnager und ihre Verheerungen.

Auch politisch-ökonomisch betätigte sich v. Ihering: durch den Streit um die ehemalige Kolonie S. Feliciano und seine Erforschung des Camacuandeltas trat er dem Herausgeber dieser Zeitschrift näher, mit dem zusammen er in Peterm. Mitt. 1887 das fragliche Gebiet behandelte. Eine Zeitlang leitete er nach v. Koseritz' Tode auch dessen „Deutsche Zeitung“.

Die Revolution von 1893 verleidete v. Ihering die Tätigkeit in Rio Grande; der Bürgerkrieg brach aus, und obschon er sich ganz von der Politik zurückzog, waren, wie er in einem mir vorliegenden Brief schreibt, seine Sympathien für die Federalisten doch zu bekannt, als daß er nicht ernstliche Unannehmlichkeiten und sogar Lebensgefahr zu befürchten gehabt hätte. Da kam von der aufstrebenden Provinz São Paulo, wo man auf den deutschen Forscher längst aufmerksam geworden, an ihn der Ruf, unter sehr günstigen Bedingungen die Leitung des dortigen Naturhistorischen Museums, Museu Paulista, zu übernehmen, und er zögerte nicht, dem Ruf Folge zu leisten. Er war nicht der einzige tüchtige Mann, den die nördlichere Provinz an sich zog. Er schreibt über seine Übersiedlung: „Das Schiff, das mich nach São Paulo brachte, war voll von politischen Flüchtlingen, und mit mehreren derselben stehe ich heute noch in freundschaftlichen Beziehungen.“

In São Paulo wurde ich anfangs zum Sektionschef in der geographisch-geologischen Kommission bestellt, aber schon im folgenden Jahre wurde ich zum Direktor des neugegründeten Staatsmuseums ernannt und mit dessen Organisierung, Aufstellung und Einrichtung beauftragt. Zur Verfügung stand mir der Prachtbau auf dem Ipiringahügel, einige Kilometer vor der Stadt, aber durch einen elektrischen Tramway mit ihr verbunden. Eine Eisenbahn ist nur eine halbe Stunde davon entfernt. Ein plätschernder Bach versorgt die Station mit frischem Wasser, auch elektrisches Licht ist vorhanden. Eine offene Veranda umgibt das ganze Gebäude und bietet einen herrlichen Blick auf das Gebirge, die Strandzone bei Santos und das weite Meer. Es ist dies die erste biologische Station in Südamerika, welche sich die Aufgabe stellt, das Leben im Urwaldgebiet zu erforschen; bedeutende Ländereien gehören zu ihr und ermöglichen die Anlage einer Reservation für intakte Erhaltung eines Stückes Urwald und des Lebens in ihm, aber auch Versuche zur Wiederbewaldung abgeholzter Höhen." Die herrschende Kaffeekrisis macht es der Regierung leider unmöglich, größere Summen auf die Station zu verwenden, aber freiwillige Spenden haben es doch möglich gemacht, das Programm bis heute durchzuführen. Eine eigene Publikation, die „Revista do Museu Paulista“, enthält die auf der Station ausgeführten Arbeiten; sie hat sich rasch einen geachteten Namen erworben. Die Paulistas, die Bewohner des Staates São Paulo, die sich durch Energie und geistige Regsamkeit auszeichnen, sind stolz auf ihr Museum und dessen Leiter. — v. Iherings Sohn Rudolf ist sein tüchtiger Mitarbeiter und Kustos des Museums, auch ein reizendes Töchterchen unterstützt die Bestrebungen des Vaters. Seine Gattin hat er leider durch den Tod verloren. Bei einem Aufenthalt in Deutschland 1907 schloß er mit einer Jugendfreundin, der Tochter des Physikers Buß in Gießen, einen neuen Ehebund.

Er hat die brasilische Staatsangehörigkeit erworben und viele seiner Schriften, besonders die ökonomisch bedeutenden, sind in portugiesischer Sprache geschrieben, aber im Grunde seines Herzens ist er ein Deutscher geblieben.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit ist sehr umfassend geworden; ein Verzeichnis seiner Schriften, das er in 1911 herausgab, zählt 270 Nummern. Der Heimatkunde dienen sie sämtlich; aber sie sind zwiespältig geblieben. Die einen sind rein systematisch, der Erforschung der heimatischen Fauna gewidmet. Die andern gehen, obwohl auf heimatlicher Grundlage erwachsen, weit über die Grenzen Brasiliens hinaus, sie behandeln, von der Verbreitung der heutigen und der fossilen Tiere, namentlich der Weichtiere, ausgehend, die Urgeschichte Südamerikas, seine Entstehung aus einem Archipel von mindestens fünf größeren Inseln und sein Verhältnis zu den wichtigsten Fragen der Erdgeschichte, der Atlantis und Helenis und der Antarktis, und haben v. Ihering eine führende Stellung unter den Erforschern der Paläogeographie errungen.

Prof. Dr. Wilhelm Kobelt in Schwanheim.

Die Deutschen in der Bukowina am 31. Dezember 1910.

Umgangssprache der österreichischen Staatsangehörigen (Zivil und Militär).

Politischer Bezirk	deutsch	polnisch	ruthen.	rumän.	magyar.	zus.
Czernowitz (Stadt)	41560	14893	15254	13440	57	85458
Czernowitz (Umg.)	12924	3565	57136	29563	—	103306
Gurahumora	15706	2935	1287	42684	607	61242
Kimpolung	17967	689	7535	33091	6	59364
Kotzman	4049	1373	39432	120	—	45107
Radatz	23822	845	8533	54762	2502	90635
Sereth	9956	2274	26819	19199	7050	65347
Storozynetz	13819	3997	17845	33469	—	69147
Suczowa	11723	1636	6327	46529	169	66408
Waschkoutz	5625	1700	34670	242	—	42252
Wiznitz	11359	1185	42779	90	—	55462
Zastawna	2541	1118	47466	65	—	51201
	1910: 168851	36210	305101	273254	10391	794929 ¹⁾
	1900: 159186	26857	297798	229018	9516	723504 ¹⁾

¹⁾ Davon 1005 tschechisch (596), 80 (108) slowenisch, 1 (6) serbokroatisch, 36 (119) italienisch (die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf 1900). p. 2.

Das Deutschtum in der Provinz Posen und die Ansiedlungskommission.

Eine statistische Arbeit von Staatsanwalt Richard Baumgarten in Nordhausen.

Am Ausgang des verfloßenen Jahrhunderts befand sich in der Provinz Posen das Deutschtum zwar in keinem grundzahlen, aber in einem verhältnismäßigen Rückschreiten. Man zählte am 1. Dezember 1890 dort unter Berücksichtigung der Muttersprache bei 1751642 ortsanwesenden Personen 692172 Deutsche oder 39,5 v. T. der Bevölkerung, 10121 oder 5,8 v. T. polnisch und deutsch Sprechende und 1048124 Polen oder 59,1 v. T. Zu den Polen sind hier die Masuren und Kassuben gerechnet, welche meistens, aber nicht stets in den amtlichen Statistiken besonders aufgeführt werden. Ich rechne sie deshalb zu den Polen, weil beide polnische Volksstämme sind, im Deutschen bei der Nationalitätenstatistik auch nicht zwischen den einzelnen Mundarten unterschieden wird und endlich von der Bevölkerung selbst nicht stets der Unterschied zwischen den drei Mundarten scharf und gleichmäßig gezogen worden ist, denn sonst könnte man die Zahlenschwankungen zwischen diesen drei Mundarten bei Zählungen in West- und Ostpreußen nicht verstehen. Sprachlich stehen alle polnischen Mundarten im Gegensatz zum Deutschtum. Für die Provinz Posen spielen die Masuren mit 79 Köpfen im Jahre 1890 und 64 im Jahre 1900 ebensowenig wie die Kassuben mit 636 oder 312 Personen irgendeine Rolle. Der Anteil der Masuren an den Doppelsprachigen ist mit 16 im Jahre 1890 und 28 im Jahre 1900, derjenige der Kassuben mit 101 oder 9 ebenfalls bedeutungslos.

Bis zum Jahre 1900 vermehrten sich die Deutschen zwar auf 718421, die polnisch und deutsch Sprechenden auf 10593 Personen, aber das Polentum wuchs bedeutend schneller, auf 1157242 Köpfe an, so daß sich ein verhältnismäßiger Rückgang der Deutschen um 14,5 v. T., auf 380,7 v. T., der polnisch und deutsch Sprechenden um 0,2 v. T. auf 5,6 v. T., herausstellte, während der Anteil des Polentums um 15 v. T., also auf 615,1 v. T. stieg. Das Vorschreiten des Polentums erfolgte auf der ganzen Linie, es beruhte hauptsächlich auf seiner größeren Kinderzahl; kamen doch im Jahre 1900 auf je 10000 Personen des preußischen Staates bei den Deutschen 1314 Kinder im Alter bis zu fünf Jahren, bei den Polen hingegen 1617. Außerdem war die Auswanderung in andere Teile des Deutschen Reichs bei den Deutschen größer als bei den mehr bodenständigen Polen der Provinz.

Zur Stärkung des Deutschtums in den Provinzen Westpreußen und Posen wurde durch ein preußisches Gesetz vom 26. April 1886 die staatliche Ansiedlung Deutscher seitens einer staatlichen Behörde, der Kgl. Ansiedlungskommission in Posen, geschaffen. In den ersten Jahren war die Ansiedlungstätigkeit nur schwach, sie wurde allmählich gesteigert. Ende 1910 waren in beiden Provinzen zusammen 18127 Ansiedlerstellen zu Rente oder Pacht vergeben, davon allein 14202 im Jahrzehnt von 1901 bis 1910. Noch im Jahre 1901 waren es bloß 418 Stellen gewesen. Im nächsten Jahre setzte mit 1211 Stellen die verstärkte Besiedlung beider Provinzen ein. In jedem folgenden Jahre bis 1910 einschließlich wurden zwischen 1386 und 1660 Stellen vergeben. Für die Volkszählung von 1900 konnte mithin die damals noch schwache jährliche Besiedlung keine erhebliche Bedeutung haben. In der Zeit von 1890 bis 1900 wuchs in der Provinz Posen verhältnismäßig das Deutschtum lediglich in den Kreisen Wreschen, Jarotschin, Schroda, Adelnau, Kempen, Znin, Wongrowitz, Gnesen und Witkowo. In sämtlichen Kreisen, außer Kempen, hatte die Ansiedlungskommission damals schon Güter aufgeteilt und Deutsche angesiedelt. Die Besiedlung und ebenso das Wachstum des deutschen Volkes im Kreise Schroda war nur schwach. Der Fortschritt im Kreise Kempen war so gering, daß er einem Stillstand gleichsteht. Im Kreise Adelnau wurde im Jahre 1900 die große staatliche Ansiedlung um die Stadt Raschkow herum begonnen, was aus meiner Tafel III nicht ersichtlich ist.

Ich will gleich hier voranschicken, daß diese Tafel auf Grund der amtlichen „Denkschrift für das Jahr 1910 über die Ausführung des Gesetzes vom 26. April 1886“ aufgestellt ist. Die Flächenangaben sind unverändert aus dieser Denkschrift übernommen. Die Anzahl der Ansiedlerstellen habe ich selbst zusammengerechnet. Die Anlage XIII der Denkschrift zählt kreisweise die von der Kommission erworbenen Besitzungen auf und erwähnt dabei u. a., wieviel Stellen bis zum Jahre 1910 einschließlich auf jeder Erwerbung eingerichtet und vergeben sind. Die Anzahl der bis 1910 einschl. vergebenen Stellen ist in Spalte 5 der Tafel III enthalten. Im übrigen gibt

die Denkschrift aber nicht kreisweise an, wieviel Stellen in jedem Jahre oder wie viele bis zum Jahre 1900 einschl. besetzt sind, sondern es wird lediglich gesagt, in welchen Jahren die Besiedlung begonnen und beendet ist. Zum Beispiel heißt es bei Raschwege im Kreise Adelnau, es sei besiedelt von 1900 bis 1905; es erhellt aber nicht daraus, wieviel Ansiedler schon 1900 angelegt sind. Deshalb erscheinen, da keine Ansiedlung im Kreise Adelnau bis 1900 beendet war, alle Adelnauer Stellen in Spalte 6. Maßgebend für diese Spalte ist also nicht die endgültige Vergebung der Einzelstelle, sondern die Beendigung der Besiedlung der ganzen Ortschaft oder des ganzen Gutes. Mit andern Worten: die Zahlen der Spalte 6 sind, wenn man die einzelnen, nach 1900 besetzten Stellen im Auge hat, teilweise zu hoch gegriffen.

Kehren wir zum Kreise Adelnau zurück. Außerdem verdeutschen hier allmählich evangelische Polen, wie ich in D. Erde 1911, Heft 5, S. 138 erörtert habe. Im Kreise Schroda ist die Besiedlung zweier Dörfer vor Ende 1900 begonnen, aber erst in späteren Jahren beendet. Bei den übrigen sechs Kreisen erklärt sich die Zunahme des Deutschtums im Jahrzehnt 1890 bis 1900 durch die Tafel III, bei der sich aus dem Vergleich der Spalten 5 und 6 ergibt, daß diese Kreise schon vorher kräftig besiedelt worden sind.

Wenden wir uns den beiden Muttersprachenzählungen von 1900 und 1910 zu.

Wie ich schon oben erwähnt habe, fällt die Haupttätigkeit der Ansiedlungskommission in die Zeit nach dem Jahre 1901. In dem Jahrzehnt von 1900 bis 1910 nahm endlich nach längerer Zeit wieder das Deutschtum in der Provinz Posen verhältnismäßig stärker als das Polentum zu. Die preußische Regierung verfolgte nachdrücklich die Richtlinien der von Otto v. Bismarck eingeleiteten Polenpolitik. Man versetzte zahlreiche polnische Beamte in westlichere Landesteile Preußens, zog dafür aus andern Provinzen deutsche Beamte herein, unterstützte deutschen Handel und deutsches Gewerbe, förderte wissenschaftliche, künstlerische und gesellige Vereine und Bestrebungen, suchte die Deutschen in der Ostmark festzuhalten; den Beamten bewilligte man zu diesem Zwecke Ostmarkenzulagen und Erziehungsbeihilfen. Ein Erfolg mußte bei solchen Anstrengungen eintreten. Das Deutschtum der Provinz Posen stieg bei einer auf 2 099 831 gewachsenen Einwohnerzahl auf 806 720 Köpfe oder 38,4 v. T. der Bevölkerung, das Polentum sank bei einem schwachen Wachsen auf 1 278 949 Menschen verhältnismäßig, nämlich auf 60,9 v. T. In meiner Tafel II sind die Masuren und Kassuben nicht mit enthalten. Die Zahlen sind dem Statistischen Jahrbuch für den Preussischen Staat, Jahrgang 1912, entnommen. Dort sind bei der Sprachenstatistik der Posenschen Kreise die Masuren und Kassuben nicht mitgerechnet. Ihre Anzahl, 24 Masuren und 35 Kassuben in der ganzen Provinz, ist so gering, daß sie gar keine Rolle spielt. Die Menge der polnisch und deutsch Sprechenden ist auf 11796 Personen ziffernmäßig gestiegen, aber verhältnismäßig gleich geblieben. Der Unterschied der Verhältniszahlen der Deutschen bei den Volkszählungen von 1900 und 1910 ergibt die Zu- oder Abnahme des Deutschtums; er ist auf Tafel III in der letzten Spalte gezogen.

Auf der Tafel I sind von mir kreisweise die nach dem Geschlecht getrennten Grundzahlen aus dem Bande 177 der Preussischen Statistik zusammengezählt und die Verhältniszahlen in Tausendsteln berechnet. Die Zahlen dieser Tafel umfassen die Masuren und Kassuben mit. Vergleichen wir einmal die Tafeln I und II miteinander, so finden wir, daß die Einwohnerzahl nur in dem Kreise Schwerin a. d. Warthe zurückgegangen ist. In diesem Kreise hat bis 1910 einschließlich die Ansiedlungskommission überhaupt keine Erwerbungen gemacht; er ist fast rein deutsch; das Deutschtum ist erheblich, nämlich um rund 3 v. H., zurückgegangen. Grundzahlen und verhältnismäßig ist sonst noch das deutsche Volk in den Kreisen Neutomischel, Grätz, Fraustadt und Rawitsch zurückgegangen. Es sind dies mit Ausnahme von Grätz Kreise, welche an der Grenze des dichteren deutschen Sprachgebiets liegen. Es ist natürlich, daß die durch die staatliche Besiedlung verdrängten Polen in die deutschen oder stark gemischten Grenzkreise eindringen. Der Kreis Neutomischel hat den verhältnismäßig größten Rückgang des Deutschtums; er erfuhr aber auch keine staatliche Besiedlung, der Kreis Grätz nur eine ganz schwache, Fraustadt eine unbedeutende. Auffallend und mir nicht erklärlich ist der starke Rückgang (über 3 v. H.) im Kreise Rawitsch; hier haben sich von 1900—05 die deutschen Katholiken vermindert; die Zahlen von 1910 sind noch nicht bekannt. Die Fortschritte des Deutschtums in den Kreisen Wreschen, Schroda, Posen, Ost und West, Obornik, Birnbaum, Schmiegel, Kosten, Gostyn, Pleschen erklären sich wohl haupt-

sächlich aus der staatlichen Ansiedlung. Auffallend ist, daß der stark polnische Südzipfel der Provinz Posen (die Kreise Adelnau, Ostrowo, Schildberg, Kempen) ein so erhebliches Wachstum des deutschen Anteils aufweisen. Erstens spielt wohl der gesteigerte Verkehr und die verbesserten Eisenbahnverbindungen eine Rolle, welche die Menschen mehr durcheinander würfeln. In diesen vier Kreisen gibt es evangelische Polen, die politisch zum Deutschtum neigen. Ferner mögen die Beamtenversetzungen mitgewirkt haben. Im Kreise Ostrowo erfolgte durch den Bahnanschluß nach Rußland eine erhebliche Beamtenvermehrung; wurde doch an der Grenze neben dem alten polnischen Dorfe Skalmierschütz ein neues deutsches Beamtendorf gegründet. Ferner wurde je eine neue Bahn von Ostrowo nach Adelnau (und weiter nach Groß-Graben), von Schildberg über Grabow nach Deutschhof gebaut. Für Adelnau und Kempen hatte die staatliche Ansiedlung Bedeutung. Die Ansiedlungsdörfer des Kreises Jarotschin sind sämtlich vor Ende 1900 begonnen und mit einer einzigen Ausnahme bis dahin vollendet. Das Wachsen des deutschen Volkes dort beruht in diesem Jahrzehnt in der Hauptsache auf der Entwicklung Jarotschins zu einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt. Die Besiedlung des Kreises Schrimm fällt in die Wende des Jahrhunderts, ist vor Dezember 1900 begonnen aber nach 1900 beendet. Schrimm hat ebenso wie Wreschen ein Bataillon Infanterie in Garnison bekommen. Trotzdem ist das Deutschtum nicht so sehr gestiegen, daß es dem polnischen Wachstum gleichsteht. Freilich hatte Schrimm im Vorjahrzehnt einen deutschen Verlust von über 2 v. H. der Bevölkerung. In der Stadt Posen arbeitet die Ansiedlungskommission nicht. Bisher erstreckt sich ihre Tätigkeit im wesentlichen nur auf das Land und landwirtschaftlich genutzten Grundbesitz. Die starke Vermehrung der Einwohner in der Stadt Posen hat am meisten dem Polentume genützt. Es ist klar, daß eine Stadt, die in überwiegend fremdsprachiger Umgebung liegt, allmählich den Charakter ihrer Umgebung annehmen muß. Seit den siebziger Jahren wird Posen jahraus, jahrein polnischer. Abhilfe könnte nur die Ausdehnung der staatlichen Siedlungspolitik auf die Städte schaffen. Auffallend ist der verhältnismäßige Rückgang des Deutschtums in den Kreisen Samter und Krotoschin trotz staatlicher Besiedlung. Von Krotoschin ist mir bekannt, daß die Stadt durch häufigen Übergang von Geschäften und Häusern in polnischen Besitz immer stärker verpolnischte. Um die Stadt herum liegen die großen Besitzungen des Fürsten von Turn und Taxis. Zwar betätigt sich die fürstliche Verwaltung durchaus in deutschem Sinne, zwar sind meines Wissens alle ihre Gutspächter Deutsche, aber der einzelne deutsche Pächter mit seinem Inspektor bedeutet für die Volkszahl wenig gegenüber der Menge der polnischen Gutsarbeiter und der polnischen Bauern.

Das allgemeine Ergebnis ist für den Regierungsbezirk Posen ein ungünstiges. Trotz rund 5000 Ansiedlern ist das Deutschtum seit 1890 in stetem Rückgang geblieben. Man kann deshalb nur sagen: nicht „Abbau“ der Ansiedlungskommission sondern „verstärktes Weiterbauen“ ist in diesem Regierungsbezirk nötig. Die bisherige Anzahl der Ansiedler hat uns hier nur vor noch schlimmeren Verlusten bewahrt, aber bisher keine Fortschritte gebracht.

Daß solche möglich sind, zeigt der Regierungsbezirk Bromberg. Hier sehen wir ebenfalls, daß die überwiegend deutschen Kreise den stärksten Angriff des Polentums auszuhalten haben. Die Kreise Filehne und Czarnikau haben eine unzureichende Ansiedlung erfahren. Der Kreis Kolmar, zu welchem die Stadt Schneidemühl gehört, hatte im Jahrzehnt 1890—1900 rund 1 v. H. der Bevölkerung deutschen Verlust; durch die erst in den letzten Jahren begonnene Besiedlung ist dieser Rückschritt fast zum Stillstand gebracht. Im Kreise Wirsitz ist die Besiedlung jüngerer Alters; sie mag noch nicht voll gewirkt haben. Dieser Kreis hatte früher von den südöstlich liegenden, stärker besiedelten Kreisen eine erhebliche polnische Zuwanderung. Die Stadt Bromberg gibt ein ähnliches, wenn nicht gleich trübes Bild wie die Stadt Posen. In Bromberg strömen immer mehr polnische Arbeiter zusammen, die nicht mehr verdeutsch werden. Ähnlich steht es mit seiner zum Landkreis gehörigen näheren Umgebung. Während im Jahrzehnt 1890 bis 1900 das Deutschtum im Landkreis um mehr als 1 v. H. verhältnismäßig zurückgegangen ist, gelang es im letzten Jahrzehnt, durch eine tatkräftige Besiedlung die polnische Flut einzudämmen. In Wittowo, wo im früheren Jahrzehnt das Polentum 6 v. T. der Bevölkerung durch die Ansiedlung verloren hatte, hat diese leider etwas nachgelassen, so daß sich wieder ein schwaches Vorschreiten der Polen bemerkbar macht. Die Kreise Mogilno, Żnin, Gnesen, besonders aber Wągrowitz zeigen, daß bei energischer Arbeit ein Erfolg nicht ausbleiben kann. Hier, wo ein Fünftel

bis fast zwei Fünftel der Kreisfläche angekauft, hier, wo die Zahlen der Ansiedler (ohne Familienangehörige in Tafel III angeführt) im Verhältnis zur Einwohnerzahl die größten sind, waren auch die Fortschritte des Deutschtums am größten, so daß der ganze Regierungsbezirk Bromberg mit einem Gewinn für die Deutschen von 13,5 v. T. abschneidet und den verhältnismäßigen Verlust im Regierungsbezirk Posen überreichlich gut macht. Jedoch auch diese Kreise zeigen die gesunde polnische Volkskraft. Grundzahlenmäßig ist sogar in ihnen wie in sämtlichen übrigen Kreisen das Polentum gewachsen. Das gibt zu denken! Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich sage, daß mit der Stärke der staatlichen Besiedlung in der Provinz Posen das Deutschtum steht oder fällt.

Zum Schluß bringe ich noch eine kleine Aufstellung über die Beteiligung der Glaubensbekenntnisse an der Bewegung des Deutschtums in der Provinz Posen. Kreisweise Veröffentlichungen in dieser Richtung über die Volkszählung von 1910 gibt es bisher nicht.

Im Jahre 1900 wurden gezählt:

In	Deutsche überhaupt		Evangelische Deutsche		Katholische Deutsche		Deutsche Juden	
	Grundzahl	v. T. der Bevölkerung	Grundzahl	v. T.	Grundzahl	v. T.	Grundzahl	v. T.
Bezirk Posen	385 500	521,7	280 144	233,8	82 801	69,1	22 090	18,4
„ Bromberg	332 921	485,2	274 950	399,3	43 593	65,0	12 921	18,7
Provinz Posen	718 421	580,7	555 094	294,1	126 194	66,9	35 011	18,6

Im Jahre 1910:

Bezirk Posen	427 252	519,8	318 587	258,3	90 320	67,7	16 915	12,7
„ Bromberg	379 488	496,7	317 050	415,0	50 331	65,9	9 531	12,3
Provinz Posen	806 720	584,2	635 417	302,6	140 651	67,1	26 444	12,6

Aus diesen zwei kleinen Zahlengruppen ergibt sich zunächst, daß die Vermehrung der evangelischen Deutschen stärker als die der katholischen Deutschen ist. Sogar im Regierungsbezirk Posen haben die evangelischen Deutschen ein anteilmäßiges Wachstum gehabt. Hand in Hand hiermit geht eine Verminderung der evangelischen Polen des Bezirks von 10736 auf 9151, trotz fehlender nennenswerter Abwanderung. Die Zahl der deutsch- und polnischsprechenden Evangelischen ist in demselben Jahrzehnt von 710 auf 1037 gestiegen. Auffallend ist die Vermehrung der katholischen Deutschen im Regierungsbezirk Bromberg, und zwar um so auffälliger, als bis Ende 1910 in diesem Bezirk keine einzige Ansiedlerstelle mit einem Katholiken besetzt ist. Man muß deshalb an eine Verdeutschung eines Teils der in das überwiegend deutsche Sprachgebiet eingewanderten Polen glauben. Hingegen hatten vor 1901 im Regierungsbezirk Posen die Kreise Jaroschin katholische Ansiedlungen mit 74, Pleschen mit 48 und Wreschen mit 27, nachdem die Kreise Bomst solche Siedlungen mit 22, Fraustadt mit 7, Meseritz mit 47, Pleschen mit 150, Schmiegel mit einer und Wreschen mit 79 besetzten Stellen erhalten. Die Ansiedlung der Katholiken war in dem Regierungsbezirk verhältnismäßig noch schwächer als die der Evangelischen. Daß in der Gegenwart eine nennenswerte Anzahl katholischer deutscher Familien in der Provinz Posen polnisch werde, halte ich für ausgeschlossen. Grundzahlenmäßig ist auch gar kein Verlust eingetreten. Das Wachstum der deutschen Katholiken ist vermutlich infolge geringerer Geburtenanzahl und Abwanderung besonders aus den südwestlichen Kreisen hinter dem der katholischen Polen zurückgeblieben. Für die ganze Provinz ergibt sich noch ein kleiner Fortschritt zugunsten des katholischen Deutschtums. Die Anzahl der deutschen Israeliten ist in beiden Regierungsbezirken stark zurückgegangen. Ihre Abwanderung ist so groß, daß dadurch im Regierungsbezirk Posen der verhältnismäßige Rückgang des Deutschtums entstanden ist. Der Fortzug der Juden erklärt sich nicht nur durch den sie als Geschäftsleute besonders treffenden polnischen Boykott, sondern auch durch die wirtschaftliche Erstarkung des polnischen städtischen Mittelstandes und durch das bei Deutschen und Polen sich gut entwickelnde Genossenschaftswesen. Auch mag es im Wesen des Juden, der meist nur ein vorsichtiger Anhänger des Deutschtums in den Ostmarken ist, liegen, daß er heißen Kampfboden lieber meidet.

Daß eine tatkräftige Polenpolitik selbst bei geheimen Wahlen ihre günstigen Folgen äußert, haben wir im Januar 1912 erlebt. Trotzdem die Wahlen das vorletzte Mal zum Reichstag im Sommer erfolgten, wo zahlreiche Polen der Provinz auf Augenarbeit in andern Gebieten des Deutschen Reichs verweilten, was im Winter nicht der Fall ist, trotzdem die polnische Bevölkerung

zahlenmäßig gewachsen war, sind bei der letzten Reichstagswahl die polnischen Stimmen im Posenschen um etwa 5500 zurückgegangen. Beharrlichkeit führt zum Ziele! Hoffen wir daher, daß die preussische Regierung und das deutsche Volk im Kampf um das Deutschtum der Provinz Posen nicht nachlasse!

Tafel I. Am 1. Dezember 1900 zählte man:

1. Im Kreise	2. Orts- anwesende	3. Deutsche		4. Polen		5. Deutsch u. polnisch Sprechende	
		a) Grund- zahl	b) v. T.	a) Grundzahl	b) v. T.	a) Grund- zahl	b) v. T.
Wreschen	55464	5700	160,7	29696	837,4	48	1,4
Jarotschin	47509	7900	166,4	39416	829,7	169	3,5
Schroda	44394	5318	119,8	38961	877,6	102	2,3
Schrimm	55420	9509	177,2	43553	815,3	351	6,6
Posen-Stadt	117033	51006	435,8	64745	553,2	1020	8,7
Posen-Ost	59159	10757	274,3	28184	720,1	186	4,7
Posen-West	36471	4526	124,1	31786	871,5	154	3,7
Obornik	50352	19578	388,8	50713	610,0	45	0,9
Samter	60412	15867	262,7	44285	755,0	244	4,0
Birnbaum	27586	15315	482,6	14175	515,8	87	3,1
Schwerin a. W.	22094	20804	941,4	1157	52,4	125	5,7
Meeritz	49822	39456	791,9	10041	201,5	524	6,5
Neutomischel	55189	16270	490,1	16915	509,7	2	0,1
Grätz	34420	6227	180,9	28088	816,0	99	2,9
Bomst	59654	30076	504,2	29066	487,3	474	7,9
Fraustadt	28086	20205	719,3	7715	274,6	160	5,7
Schmiegel	34216	5984	174,9	27968	817,4	246	7,2
Koßen	42980	4629	107,7	38254	890,0	95	2,2
Lissa	40315	25702	657,6	14360	356,2	240	6,0
Kawitsch	49149	22206	451,2	26785	544,9	147	3,0
Gosyn	42858	5491	128,1	37097	865,9	255	5,9
Koschmin	31251	5428	175,7	25780	824,9	41	1,3
Krottschin	45281	15700	346,7	29384	648,9	175	3,9
Pleschen	35660	5120	152,1	28467	845,7	72	2,1
Ostrowo	37420	7416	198,2	29811	796,7	175	4,7
Adelnau	35480	2895	86,5	50126	899,8	455	3,6
Schildberg	34021	5468	101,9	30470	895,6	91	2,7
Kempen i. Posen	34593	4966	145,9	29129	842,5	307	8,9
Regierungsbezirk Posen	1198252	585500	521,7	806123	672,7	5857	4,9
Filehne	32322	23259	719,8	8961	277,2	94	2,9
Czarnikau	59585	28672	724,3	10787	272,5	124	3,1
Kolmar i. P.	66843	54177	810,5	11800	176,5	831	12,4
Wirsitz	61889	32287	521,7	28965	468,0	630	10,2
Bromberg-Stadt	52204	42924	822,2	8285	157,7	919	17,6
Bromberg-Land	82665	50400	609,7	31607	383,6	629	7,6
Schubin	45176	19305	427,3	25499	564,4	366	8,1
Hohenalza	74405	26705	358,9	47387	656,9	299	4,0
Strelno	34245	5948	175,7	28226	824,3	69	2,0
Mogilno	45248	10498	240,4	32455	749,9	507	7,1
Inin	35857	7955	221,8	27758	774,1	157	3,9
Wongrowitz	45756	10468	228,9	35180	769,2	82	1,8
Gnesen	48552	15905	329,0	52253	666,9	158	3,5
Wittowo	26520	4424	166,8	22002	829,6	91	3,4
Regierungsbezirk Bromberg	689023	532921	483,2	551119	509,6	4756	6,9
Provinz Posen	1887275	18421	580,7	1157242	615,1	10593	5,6

Tafel II. Es wurden am 1. Dezember 1910 gezählt:

Wreschen	59878	7720	195,6	31859	798,9	290	7,3
Jarotschin	51626	9256	178,9	42168	816,8	197	3,8
Schroda	49176	6201	126,1	42870	871,8	92	1,9
Schrimm	57483	10017	174,2	47088	819,2	566	6,4
Posen-Stadt	156691	65319	416,9	89351	570,2	1311	8,4
Posen-Ost	49119	14102	287,1	34795	708,4	174	3,5
Posen-West	45129	7574	171,0	35474	822,5	256	5,5
Obornik	55880	22450	401,8	55159	595,0	245	4,4
Samter	66856	17071	255,4	49589	741,7	143	2,1
Birnbaum	28887	14069	487,0	14515	502,4	264	9,2

1. Im Kreise	2. Orts- anwesende	3. Deutsche		4. Polen		5. Deutsch u. polnisch Sprechende	
		a) Grund- zahl	b) v. T.	a) Grundzahl	b) v. T.	a) Grund- zahl	b) v. T.
Schwerin a. W.	21 620	19 729	912,8	1 722	79,7	142	6,8
Mejeritz	55 506	41 059	770,2	12 207	229,0	—	—
Neutomischel	54 292	15 700	457,8	18 481	538,0	109	5,2
Grätz	56 485	5 997	164,4	50 280	830,0	191	5,2
Bomst	65 120	30 980	490,8	31 794	505,7	214	5,4
Fraustadt	28 914	19 665	680,0	8 902	307,9	352	11,5
Schmiegel	59 583	9 626	182,1	29 544	812,0	207	5,7
Koßen	47 525	5 149	108,8	42 091	889,4	50	1,1
Łissa	44 579	27 451	615,8	16 659	375,7	426	9,6
Rawitsch	50 523	21 255	420,7	29 150	577,0	92	1,8
Gostyn	48 526	6 528	135,1	41 720	865,3	70	1,4
Koschmin	55 519	5 719	170,6	27 685	826,0	58	1,7
Krotoschin	46 874	15 822	337,6	30 709	655,1	324	6,9
Pleschen	57 562	6 200	165,9	50 965	828,8	128	3,4
Olkowo	45 887	9 713	221,3	35 970	774,0	165	5,8
Adelnau	56 506	4 681	128,9	51 557	868,7	87	2,4
Schildberg	57 290	5 470	146,7	51 100	854,0	718	19,2
Kempen	57 050	5 955	160,1	50 697	828,5	256	6,1
Regierungsbezirk Posen	1 355 884	427 252	519,8	900 059	675,8	6867	5,1
Filehne	55 655	23 504	698,5	9 918	294,7	216	6,4
Czarnikau	42 287	50 016	709,8	12 027	284,4	176	4,2
Kolmar i. P.	76 020	61 600	810,3	15 957	185,6	422	5,5
Wirsitz	67 219	34 255	509,3	32 446	482,7	494	7,4
Bromberg-Stadt	57 696	46 720	809,8	9 550	162,0	1546	26,8
Bromberg-Land	96 475	58 785	609,3	57 049	584,1	590	6,1
Schubin	48 504	21 055	435,5	26 799	554,8	405	8,3
Hohensalza	77 294	28 594	567,3	48 599	628,8	258	3,3
Strelno	57 620	7 437	197,7	50 109	800,3	67	1,8
Mogilno	49 255	14 274	289,8	54 659	705,7	192	3,9
Żnin	40 210	10 906	271,2	29 156	725,1	155	3,8
Wongrowitz	52 574	16 509	310,2	35 955	685,9	212	4,0
Gnesen	56 250	21 461	381,5	54 645	615,9	129	2,3
Witkowo	29 094	4 814	165,5	24 164	850,5	91	5,1
Regierungsbezirk Bromberg	765 947	579 488	496,7	578 851	495,9	4429	6,5
Provinz Posen	2 099 851	806 720	584,2	1 278 890	609,0	11 796	5,6

Tafel III. Die Tätigkeit der Ansiedlungskommission und die Zu- oder Abnahme der Deutschen.

1. Kreis	2. Gesamte Kreisfläche in km	Erwerb der Ansiedlungs- kommission		5. Ansiedler- stellen über- haupt	6. Nach 1900 beendete Besiedlungen Stellenzahl	7. Zu- oder Ab- nahme d. Deutsch. von 1900—10 in Tausendteilen
		5. Fläche	4. Anteil am Kreise v. T.			
Wreschen	56 108	11 404	205,3	426	169	+ 32,9
Jarotschin	72 016	5 527	76,7	191	41	+ 12,5
Schroda	101 477	5 178	51,0	216	190	+ 6,3
Schrimm	92 809	2 441	26,3	89	89	— 5,0
Posen-Stadt	945	74	78,8	Nicht vergebenes Baugelände		
Posen-Ost	45 675	9 645	211,2			
Posen-West	65 617	4 967	78,1	461	421	+ 12,8
Obornik	109 481	15 781	125,9	327	327	+ 46,9
Samter	109 215	6 508	59,6	674	595	+ 15,0
Birnbaum	64 205	2 044	31,8	521	277	— 7,3
Schwerin a. W.	65 048	—	—	140	140	+ 4,4
Mejeritz	115 258	2 552	22,1	—	—	— 28,9
Neutomischel	52 518	—	—	60	58	— 21,7
Grätz	42 676	828	19,4	—	—	— 52,3
Bomst	105 641	8 726	84,2	14	12	— 16,5
Fraustadt	47 958	1 887	39,3	289	268	— 15,4
Schmiegel	55 445	6 502	115,6	43	45	— 29,3
Koßen	60 690	2 649	45,6	175	155	+ 7,2
Łissa	52 151	5 885	74,5	85	70	+ 1,1
Rawitsch	49 540	5 286	66,6	167	76	— 21,8
				171	113	— 50,5

1. Kreis	2. Gesamte Kreisfläche in ha	Erwerb der Anstellungs- kommission		5. Anstellers- stellen über- haupt	6. Nach 1900 beendete Besiedlungen Stellenzahl	7. + 5a. — Ab- nahme d. Deutsch. von 1900—10 in Tausendteilen
		3. Fläche	4. Anteil am Kreise v. C.			
Gostyn	60026	2565	42,7	158	158	+ 7,0
Koschmin	45274	4508	99,6	212	116	— 5,1
Krotoschin	50137	3094	61,7	180	180	— 9,1
Pleschen	48029	5085	105,9	239	165	+ 15,8
Astrowo	41305	519	12,6	45	45	+ 25,1
Adelnau	47960	4132	86,2	229	229	+ 42,4
Schildberg	51940	1590	30,6	2	—	+ 44,8
Kempen	45773	2701	59,0	65	65	+ 16,8
Regierungsbezirk Posen	1750889	115876	66,2	4977	3998	— 1,9
Filehne	76028	1296	16,9	50	50	— 21,1
Czarnikau	80314	4161	51,8	100	100	— 14,5
Kolmar i. P.	109444	5086	46,5	267	267	— 0,2
Wirsitz	115981	13699	118,1	471	471	— 12,4
Bromberg-Stadt	1287	—	—	—	—	— 12,4
Bromberg-Land	158925	10398	74,8	651	651	— 0,4
Schubin	91410	10453	114,3	591	520	+ 8,2
Hohenalza	105846	12346	118,9	654	562	+ 8,4
Strelno	61440	5925	96,4	290	290	+ 24,0
Mogilno	75328	15251	208,0	855	784	+ 49,4
Gnin	74127	19735	266,2	925	608	+ 49,4
Wongrowitz	103691	22559	217,4	1069	952	+ 81,3
Gnesen	56164	21954	390,9	1201	956	+ 52,5
Witkowo	58896	5205	88,4	254	100	— 1,3
Regierungsbezirk Bromberg	1144881	148046	129,3	7544	6271	+ 15,5
Provinz Posen	2895770	263922	91,1	12521	10269	+ 3,5

Ausfertigung von Arbeiterlegitimationskarten für ausländische Wanderarbeiter im Deutschen Reiche.

(Nach dem Berichte über die Tätigkeit der Deutschen Arbeiterzentrale im Geschäftsjahr¹⁾ 1911/12.)

Arbeiterlegitimationskarten wurden ausfertigt an Wanderarbeiter						
aus	für Landwirtschaft		für Industrie		insgesamt	
	1910/11	1911/12	1910/11	1911/12	1910/11	1911/12
1. Rußland	251493	274445	25375	34389	276868	308852
darunter:						
Polen	237720	259292	15425	22521	255145	281813
Ruthenen	247	81	141	67	388	148
Deutsche	11035	10254	8878	7705	19915	17957
Litauer	2491	2921	933	761	3424	5682
Sonstige	—	1915	—	5337	—	5252
2. Österreich	114446	101180	124032	161764	238478	262944
darunter:						
Polen	61236	56346	16351	19505	77567	75851
Ruthenen	47710	40952	35008	36959	82718	77911
Deutsche	4672	2647	55718	51906	58590	54555
Tschechen	828	1061	18975	25784	19805	26845
Sonstige	—	174	—	27610	—	27784
3. Ungarn	5944	6818	11445	16207	17389	25025
darunter:						
Deutsche	—	1395	—	4354	—	5747
Sonstige	—	5425	—	11855	—	17278
4. Schweiz	1175	1505	2206	2541	3579	3846
5. Italien	22	32	47668	52145	47690	52177
6. Niederlande, Belgien	10381	10305	55362	55310	65745	65615
7. Dänemark, Schweden, Norwegen	3251	3258	6818	6220	9849	9458
8. Frankreich, Luxemburg	39	51	754	878	795	909
9. Uebrigtes Ausland	1175	14	56665	2757	57856	2771
Zusammen	587902	597364	508125	552211	696025	729575

¹⁾ Das Geschäftsjahr läuft vom 1. Oktober bis 30. September.

Die Tätigkeit der Kgl. Ansiedlungskommission in Westpreußen und Posen 1912¹⁾.

Von Realschuldirektor Prof. Dr. Moritz Gehre in Werdan i. S.

Der Ansiedlungskommission wurden im Jahre 1912 307 Güter mit 115 007 ha und 379 bäuerliche Grundstücke mit 15 120 ha, zusammen 686 Besitzungen mit 130 127 ha zum Kauf angeboten oder als angeblich verkäuflich angemeldet. Im Jahre 1911 betrug das gesamte Landangebot 157 088 ha, 1910 121 201 ha, 1909 126 614 ha, 1908 123 595 ha und 1907 166 537 ha. Die Durchschnittsgröße der angebotenen Güter war 1912 375 ha, 1911 370 ha, 1910 302 ha, 1909 343 ha, 1908 405 ha und 1907 339 ha.

Erworben wurden 1912 2 Herrschaften, 10 Rittergüter und 12 sonstige Güter mit einem Flächeninhalt von 22 009 ha und 17 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 573 ha, zusammen 22 582 ha. Sämtliche Besitzungen wurden freihändig angekauft. Außerdem wurden 8 Staatsdomänen mit 2759 ha gegen Entschädigung übernommen. Für die gesamten 25 321 ha wurden 35 440 887 M. bezahlt. Die Landerwerbungen im Regierungsbezirk Marienwerder umfaßten 4504, im Regierungsbezirk Posen 10 822 ha und im Regierungsbezirk Bromberg 9995 ha. Aus polnischer Hand wurden eine Herrschaft, 3 Güter und 11 Bauernwirtschaften mit zusammen 8475 ha angekauft.

1911 wurden erworben 8938 ha für 12 472 567 M., 1910 14 898 ha für 16 393 669 M., 1909 21 085 ha für 26 827 616 M., 1908 14 093 ha für 16 644 475 M. und 1907 9390 ha für 14 160 774 M.

Mit den Erwerbungen aus den Jahren 1886—1911 umfaßt der Landerwerb der Ansiedlungskommission am Schlusse des Jahres 1912 391 415 ha in Gütern und 28 304 ha in bäuerlichem Besitz, zusammen 419 719 ha oder 74 Geviertmeilen. Für diese Fläche wurden bezahlt 414 682 495 M.

Aus deutscher Hand stammen 539 Güter und 329 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 299 150 ha (71,3 v. H. des Gesamterwerbs), aus polnischer Hand 197 Güter und 240 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 120 589 ha (28,7 v. H. des Gesamterwerbs).

Der Durchschnittspreis stellte sich 1912 auf 1400 M. für das Hektar. 1911 betrug der Durchschnittspreis für ein Hektar 1395 M., 1910 1114 M., 1909 1272 M., 1908 1181 M., 1907 1508 M.

Im Regierungsbezirk Danzig wurde bisher nur in fünf Kreisen Grundbesitz erworben: in Berent (7511 ha), in Preußisch-Stargard (4549 ha), in Dirschau (4078 ha), in Danziger Höhe (2198 ha) und Karthaus (1932 ha).

Im Regierungsbezirk Marienwerder fand nur in den Kreisen Stuhm und Deutsch-Krone kein Grunderwerb statt. In den übrigen 13 Kreisen wurden meist sehr ansehnliche Flächen erworben, am meisten in den Kreisen Briesen (18 464 ha), Schwetz (17 662 ha), Strasburg (10 455 ha), Konitz (9664 ha), Thorn (9594 ha), Graudenz

(8956 ha), Tuchel (8495 ha), Kulm (7217 ha), Löbau (6968 ha), Flatow (5489 ha) und Rosenberg (3121 ha).

Im Regierungsbezirk Posen wurde nur in den Kreisen Schwerin und Neutomischel weder ein Rittergut noch eine Bauernwirtschaft erworben, in allen übrigen 26 Kreisen erfolgten Landankäufe, am meisten in den Kreisen Obornik (15 719 ha), Wreschen (11 404 ha), Posen-Ost (9944 ha) Samter (9865 ha), Lissa (9414 ha), Bomst (8726 ha), Schmiegel (6302 ha), Posen-West (5938 ha), Jarotschin (5527 ha), Rawitsch (5358 ha), Schroda (5178 ha), Pleßchen (5085 ha), Koshmin (4508 ha), Adelnau (4132 ha) und Krotoschin (3126 ha).

Im Regierungsbezirk Bromberg fanden Ankäufe in allen 13 Landkreisen statt. So wurden z. B. erworben in den Kreisen Wongrowitz 23 989, Gnesen 22 060, Znin 20 550, Wirßig 16 388, Mogilno 15 850, Hohenfals 12 535, Schubin 10 863, Bromberg-Land 10 501, Czarnikau 10 168, Strelno 6401, Kolmar i. P. 5629 und Witkowo 5205 ha.

Die Nachfrage nach Ansiedlerstellen war 1912 wie in den früheren Jahren sehr lebhaft, denn es wurden 8128 neue Ansiedlungsanträge gestellt (1911 8485 und 1910 8276). Bedauerlich ist es, daß nur 1074 Verträge geschlossen und nur 864 Stellen endgültig vergeben werden konnten, nämlich 772 Renten- und 92 Pachtstellen. 1911 wurden noch 1443, 1910 1598, 1909 1386, 1908 1526 und 1907 1660 Ansiedlerfamilien angefragt. Bis Ende 1912 waren im ganzen 18 104 Renten- und 2330 Pachtstellen, zusammen 20 434 Ansiedlerstellen vergeben, dazu 159 Häuslerstellen in staatlichen Arbeitermietfamilien. Von den sämtlichen angefragten Renten- und Pachtanbietern stammten aus den Ansiedlungsprovinzen selbst 5176 (aus Posen 2897, aus Westpreußen 2279), aus dem übrigen Deutschland 10 074, nämlich aus Ostpreußen 151, aus Pommern 1256, aus Schlesien 664, aus Brandenburg 997, aus Sachsen 1480, aus Schleswig-Holstein 27, aus Hannover 809, aus Westfalen 1885, aus Hessen-Nassau 336, aus der Rheinprovinz 206, aus den außerpreussischen Bundesstaaten 2263, aus dem Ausland (Rußland und Galizien) 5184. 19768 Ansiedlerfamilien waren evangelisch, 666 katholisch.

Bei einer Durchschnittsstärke der Familie von sechs Köpfen zählten die Ansiedlerfamilien rund 123 550 Köpfe. Ende 1912 waren außerdem 238 ledige deutsche Arbeiter und Handwerker und 918 deutsche Arbeiter- und Handwerkerfamilien — unter ihnen 497 Rückwandererfamilien und 91 einzelne Rückwanderer — auf den Ansiedlungsgütern eingestellt, zusammen 5135 Köpfe. Weiter haben nach den angestellten Ermittlungen ungefähr 1646 deutsche Handwerker- und Arbeiterfamilien, und 6660 einzelne Arbeiter und Arbeiterinnen, zusammen 16 500 Personen, ihren dauernden Wohnsitz in den Ansiedlungsgemeinden. Die gesamte deutsche Bevölkerung der Ansiedlungsgüter und Ansiedlungsgemeinden beträgt demnach ungefähr 145 000 Personen.

Die Größe der Ansiedlerstellen ist ganz verschieden. Von 20876 Stellen hatten eine Größe bis zu 2 ha 2551, von 2—5 ha 1165, von 5—10 ha 2734, von 10—15 ha 6287, von 15—20 ha 5240, von 20—25 ha 1702, von

¹⁾ Nach: Denkschrift des Jahres 1912 über die Ausführung des Gesetzes, betr. die Beförderung deutscher Ansiedlungen in den Provinzen Westpreußen u. Posen, vom 26. April 1886 nebst Änderungs- und Ergänzungsgesetzen vom 20. April 1898, 1. Juli 1902 und 20. März 1908. 4^o, 20 S. und 293 S. Anlagen. Berlin 1913.

25—50 ha 1185, von 50—100 ha 147 und von mehr als 100 ha 70.

Die seit 1886 zu Ansiedlerrecht vergebene Fläche beträgt 295 794 ha oder fast 51,78 Geviertmeilen. Für öffentliche Zwecke (Gemeinde-, Kirchen- und Schuldotationen, Wege usw.) sind 29 742 ha verwendet. An den Domänen- und forstfiskus und an Nichtansiedler sind 50 014 ha veräußert. Zur späteren Verwertung als Zulagestücke, Dotationen, Baupläze usw. sind auf den besiedelten Gütern 7490 ha zurückbehalten. Von den 425 152 ha Gesamterwerbungen sind also 381 040 ha = 90 v. H. verwendet. Noch unverwendet sind 44 112 ha. Davon sind 19 507 ha für die bäuerliche Besiedlung ungeeignet oder auf längere Zeit verpachtet oder aus wirtschaftlichen und politischen Gründen bis auf weiteres ungeteilt zu erhalten und deshalb noch nicht zur Besiedlung verwendbar, so daß Ende 1912 ein Stellenlandvorrat von 24 605 ha vorhanden war. Mindestens 1000 ha sind davon zur Bildung von Restgütern bestimmt; 3000 ha sind auf die für Dotationen und Wege notwendigen und auf die an Nichtansiedler abzugebenden verwertbaren Flächen zu rechnen. Die verbleibenden 20 600 ha reines Stellenland werden für ungefähr 1700 Ansiedler genügen. Soll die Arbeit der Ansiedlungskommission in größerem Maßstabe wie von 1903—11 weitergeführt werden, so muß unbedingt mehr Land, sei es durch freihändigen Ankauf, sei es durch Enteignung, erworben werden.

In eigener Verwaltung des Staates wurden 1912 89 Gebäude zu öffentlichen Zwecken für 982 000 M. und 616 Gebäude zum Einzelgebrauch für 2 598 200 M. gebaut. Unter den öffentlichen Gebäuden befinden sich 6 Kirchen, 1 Bethaus, 2 Pfarrgehöfts-Ergänzungsbauten, 21 Schulgehöfte und 8 Ergänzungsbauten, 51 Gebäude für Gemeindezwecke. Seit 1886 sind im ganzen 56 Kirchen, ein Glockenturm, 33 Bethäuser, 53 Pfarreigehöfte und 7 Ergänzungsbauten, 455 Schulgehöfte und 59 Schulerweiterungsbauten und 599 Gebäude für Gemeindezwecke errichtet worden.

Die wirtschaftliche Lage der Ansiedler und die Entwicklung der Ansiedlungen war im Jahre 1912 im allgemeinen günstig. 361 Pächter konnten ihre Stelle zu eigen gegen Rente erwerben. Von dem 12 151 000 M. betragenden Gesamtfohl an Renten, ferner an Rückzahlungen und Zinsen von Restkaufgeldern, Darlehen und veranschlagten Kosten sowie an Pacht- und Mietzinsen ist am 31. Dezember 1912 nur ein Rest von 58 480 M. (= 0,48 v. H.) geblieben. 9 Brennerei- und Molkereigenossenschaften, 8 landwirtschaftliche Vereine und 11 Spar- und Darlehnskassenvereine wurden gegründet. In 9 Ansiedlungsdörfern wurden öffentliche Drainagegenossenschaften gebildet. Der Obstbau ist wieder gefördert worden. Es wurden 29 943 Obst-, 2070 Nuß- und 4145 Zierbäume in Ansiedlergärten und 14 852 Obst- und 6928 Wildbäume an Wegen und öffentlichen Plätzen gepflanzt sowie 91 Mustergärten mit 4426 Obstbäumen angelegt.

21 Ansiedler und Ansiedleröhne (im ganzen bisher 60) sind zu Baumwärttern ausgebildet worden.

Bis Ende 1912 wurden auf 343 Gütern Dränagen im Umfang von 54 185 ha (= 32 v. H. der beteiligten Fläche) mit einem Kostenaufwand von 9 456 832 M. ausgeführt. Auf 12 Gütern sind im Umfang von 1099 ha Dränagen in der Ausführung begriffen, auf 6 Gütern sind die Dränagen eingeleitet. Auf 92 Gütern wurden bis Ende 1912 4874 ha Moorkulturen und 480 ha Wiesenmeliorationen mit einem Kostenaufwand von 2 562 480 M. ausgeführt. In der Ausführung begriffen sind auf 17 Gütern 466 ha Moorkulturen und 182,5 ha Wiesenmeliorationen.

Im Jahre 1912 wurden auf 49 Gütern 39 528 m Wegestrecken mit einem Kostenaufwand von 632 448 M. durch Pflasterung oder Chausseierung befestigt, im ganzen bisher auf 238 Gütern 371 465 laufende Meter Wege.

Von den mehr als 650 neuen Ansiedlungen sind etwa 580 in selbständige Landgemeinden umgewandelt worden. Etwa 270 hat man mit kleinen Landstädten und älteren Landgemeinden vereinigt. Viele neue Ansiedlungsdörfer haben nur 20—30 Gehöfte, aber es sind auch solche mit 80—150 Stellen vorhanden. Die meisten katholischen Ansiedlungen finden sich in den Kreisen Pleschen, Wreschen, Konitz und Tuchel. Besser wäre es sicher gewesen, die katholischen Kolonisten in der Nähe von deutschen katholischen Gemeinden anzusiedeln.

Aus dem Verzeichnis der geänderten Ortsnamen ist zu ersehen, daß ein großer Teil der neuen Ansiedlungen rein deutsche Namen erhalten hat, z. B. Wilhelmsau, Ludwigsdorf, Marienbrunn, Brückenau, Friedrichsdank, Deutschrode, Wolfskirch, Dornbrunn, Herrenhofen, Neuhäusen, Eigenheim, Ebenfelde, Ebenhausen, Königsfeld, Walrode, Ostwehr, Mittenwald, Eitelsdorf, Hohenstein, Neuheim, Kaisertreu, Schönherrnhäusen, Hirschdorf, Bismarckfelde, Camthof, Weizenfeld, Waldmark, Korntal, Almenhof, Grünau, Hagenau, Glücksburg u. a. Bei andern Ansiedlungsdörfern hat man den slawischen Namen der deutschen Junge angepaßt, so ist aus Prochy Bruchhöf, aus Orchow Orschheim, aus Kobdowo Kobendau, aus Ludowiz Leutsdorf, aus Michalcza Michelsdorf, aus Owiezki Owieschön, aus Bielawy Bielau, aus Chlondowo Klondau, aus Cienkowo Zinsdorf, aus Czarnepiontkowo Pontkau, aus Kiekrz Ketsch, aus Dubielno Dübeln, aus Hajezierze Scherze geworden.

Die Befestigung des alten deutschen Besitzes in den Ansiedlungsprovinzen hat weiter gute Fortschritte gemacht. In Westpreußen wurden bis Ende 1912 3567 bäuerliche Grundstücke mit 79 424 ha und 110 größere Güter mit 44 769 ha, in Posen 4220 bäuerliche Grundstücke mit 71 878 ha und 54 größere Güter mit 54 065 ha befestigt.

Die Gesamtausgaben des Ansiedlungsfonds betrugen bis Ende 1912 825 847 000 M., die Gesamteinnahmen 260 782 000 M., die reinen Ausgaben mithin 565 065 000 M.

Eine beachtenswerte echte Fassung des Vaterunsers in drawechnischer Sprache mit plattdeutschem Einschlag.

Von Prof. Julius Koblischke in Warnsdorf (Deutschböhmen).

Als man um das Jahr 1700 daran ging, die aussterbende Sprache der Drawechnen um Lüchow und Dannenberg (Osthammer) wenigstens teilweise aufzuzeichnen, ließ man auch das Vaterunser, welches mindestens seit der Einführung der Reformation von den Wenden zu Hause und in der Kirche ausschließlich in deutscher Sprache gebetet worden war, eigens in die in voller Auflösung begriffene drawechnische Sprache übersetzen, wobei es selbstverständlich bei der geringen sprachlichen Schulung der befragten Wenden zu argen Mißverständnissen kommen mußte. Es entstanden damals mehrere Fassungen des Gebets des Herrn, über deren Wert man bis in unsere Zeit ganz im unklaren war. In allzu großer Vertrauensseligkeit ahnte man nicht, daß bei dieser Altertumsforschung auch durch falschen Ehrgeiz hervorgerufenen Betrug eine Rolle spielen könnte. Den Stempel der Echtheit, das heißt solche Merkmale, aus denen man auf die Übersetzungsarbeit eines wirklichen Wenden schließen muß, tragen zwei Versionen, die Mithoffsche aus dem Jahre 1691 und die Hennig-Eckardsche aus dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Um 1740, als die wendische Sprache nur noch einigen wenigen Greisen in einzelnen Dörfern des Drawehn höchst mangelhaft bekannt war, ließ sich der damalige Bürgermeister von Lüchow, F. Müller, von falschem Ehrgeiz dazu verleiten, mit Hilfe des Hennigschen Wörterbuchs (Platowabschrift) ein „Wendisches Vaterunser“ selbst herzustellen. Er behauptete allerdings, dieses Gebet nach dem Diktat seiner Großmutter niedergeschrieben zu haben. Die ziemlich plumpe Fälschung wurde von mir im Archiv für slawische Philologie (Bd. XXVIII, 1906) zur Evidenz nachgewiesen; nur bezüglich der Person des Fälschers schwankte ich damals noch, aber auf Grund schriftlicher Mitteilungen Dr. Muckes kann heute mit voller Sicherheit behauptet werden, daß der Bürgermeister Müller tatsächlich der Fälscher gewesen ist. Der Nachweis der Fälschung ist, wie mir z. B. Dr. Mücke und Dr. Lorenz, der bekannte Kaschubenforscher, ausdrücklich bestätigten, unwiderlegbar.

Um 1740 entstand aber noch eine neue Version des Vaterunsers, die sogenannte Buchholzische, weil sie von Buchholz in seinem „Versuch in der Geschichte des Herzogtums Mecklenburg“ (1755) auf S. 86 veröffentlicht wurde. Bezüglich dieser Aufzeichnung herrschten bis jetzt unrichtige Vorstellungen, die ich selbst in Unkenntnis des Textes lange geteilt habe. Dr. Mücke bemerkt in seiner „Bibliographie der Literatur über die Lüneburger Wenden“ (Zeitschr. d. Histor. Ver. f. Niedersachsen 1908, S. 180): „Das Buchholzische Werk enthält einen fehlerhaften Abdruck des von Müller gefälschten ‚Wendischen Vaterunsers‘.“ Daß diese Ansicht vollkommen unrichtig ist, wird sich aus dem folgenden ergeben; Mücke hat den Text, der auf den ersten Blick tatsächlich höchst barbarisch aussieht, offenbar nicht genauer mit dem Müllerschen Fälskate verglichen und zu entwirren versucht. Als ich im Jahre 1911 mit Prof. Dr. Franz Tegner, dem bewährten Fokloristen, bekannt wurde, übersandte er mir auf einer Postkarte den Buchholzischen Text, von dem er bemerkte, daß er wirklich aus wendi-

schem Munde stamme; zugleich forderte er mich auf, den Text kritisch zu prüfen und sprachlich zu erklären. Ich komme erst nach vollen zwei Jahren dazu, die Ergebnisse meiner Untersuchung, die Tegers Urteil glänzend bestätigen, zu veröffentlichen.

Schon der flüchtige Blick auf die beiden Texte M. (Müller) und B. (Buchholz) läßt erkennen, daß sie miteinander gar keine gemeinsamen Berührungspunkte aufweisen, daß sie ihrer Entstehungsweise nach grundverschieden sind, da Müller aus dem Hennigschen Wörterbuch, Buchholz jedoch aus dem allerdings schon recht lückenhaften Wortschatz eines Lüneburger Wenden geschöpft hat. Ich will nun das Verhältnis zwischen M. und B. kurz kritisch beleuchten. „Vater unser“: M. eyta nossi, B. noos l'olga, also verschiedene Wiedergabe von Vater (M. eyta, B. l'olga), abweichende Behandlung und Schreibung des „unser“ (M. nossi, B. noos). „Der du bist in dem Himmel“: M. tang toy bist en Neby (jeder erkennt sofort die deutschen Ausdrücke „bist in“), B. tatta jis wannowü, die für M. charakteristischen deutschen Ausdrücke fehlen gänzlich, dafür die echt wendischen jis wa! „Geheiligt werde dein Name“: M. Sjenta werde tija geyny, aber B. bietet ganz abweichendes geiljona wadatu jan mank; es ist ganz ausgeschlossen, daß B. durch „fehlerhaften Abdruck“ aus M. entstanden sein könnte, denn sjenta kann auch von dem liederlichsten Segner nicht in geiljona, geyny niemals in jan mank verballhornt werden. „Zukomme uns dein Reich“: M. kommoja tija Ritgo (drei Wörter!), B. ta Nom kumm tü Ritjo (fünf Wörter!); man beachte auch die verschiedene Schreibweise Ritgo, Ritjo. Es sei nur noch der vierte Abschnitt und der Schluß verglichen, da es ohnedies einleuchtet, daß das Buchholzische Vaterunser und das Müllersche Fälskate nicht in dem geringsten Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen. M.: tia Wilja blyoye kook en Neby koick en Simea, aber B.: tü Wilje neke bung te kak dak noosim. Die Doroogie bei M. müssen wir bei der Vergleichung unberücksichtigt lassen, weil sie bei B. fehlt, es heißt daher der Schluß „sondern erlöse uns von dem Übel“ in M. sseze die sölwa nos de ggröck, aber in B. noom witung skes deta; hier stimmen die beiden Texte nicht in einem einzigen Worte überein! Ich gehe nun zur sprachlichen Erklärung des Buchholzischen Textes über.

Noos l'olga = noos l'olja ist wendischer als nos wader (niederd. Vader) der andern Versionen. Tatta jis wannowü ist richtiger zu schreiben ta ta jis wa newü. Das erste ta = altslaw. ta (der), auch Hennig-Eckard bringen dasselbe Wort, das zweite ta = toy (du), wobei die Schreibweise mit a durchaus einwandfrei ist, da auch Parum-Schulze, einer der letzten Vertreter des Wendischen (um 1740) im Dörfe Sühten, häufig genau auf dieselbe Art betontes oy durch a wiedergibt, z. B. kara = karoy. Jis = bist, wa = in, newü, einfacher Schreibfehler für nobü (Himmel): „im Himmel“ ist echt wendisch wa nibisjeu, der Gewährsmann des mecklenburgischen Historikers vernachlässigt aber die ihm schon unbekannte Biegung, gerade so wie nur allzuhäufig Parum-Schulze in seinen Aufzeichnungen; beachtenswert ist auch der gerundete Laut

ü in nebü, was wieder an den Sühtener Dialekt erinnert, wo ü vorherrschte, während die Wustrower Enttundung vorzogen, also nebi für nebü sagten. Geiljona wadatü jan mank ist zu schreiben geiljona wada tü jäumank. Geiljona (geheiligt) ist eigentlich cheiljona auszusprechen, nach norddeutscher Art wurde slaw. ch durch g wiedergegeben, vgl. Golin < cholm, Gain (ein Wald im Wendland) < chojna. Es ist bekannt, daß die Wendländer anlautendes deutsches h nicht sprechen, also Ans für hans, eiligen für heiligen. Wenn sich aber ein Wende bemühte, deutsches h zur Geltung zu bringen, so verfiel er in den Fehler, statt des h ein ch zu sprechen, was man auch bei Niederlausitzern und Polen beobachten kann. Ein solches cheiligen für heiligen, drawechnisch cheiljot, ist voranzusetzen, davon ist das Mittelwort der Vergangenheit cheiljona regelrecht gebildet. Wada = warda, slawisiertes deutsches werde; zum Schwund des r vor d vgl. mundartliches d. Hänngadde (Herrgarten). Tü (dein) wäre richtig tüji, da „Name“ im Wendischen sächliches Geschlecht hat, aber die Vernachlässigung des grammatischen Geschlechts fällt bei den letzten Vertretern des Drawechnischen nicht auf. Jäumank = jäumang bei Parum-Schulze, sonst jeimang (Name). Ta Nom kumm tü Ritje: ta verschrieben oder verhört für ka (zu), nom (uns, 3. Fall), kumm, richtiger kumma = deutsches komme; tü wie oben = dein; ritje entweder direkt aus älterem niederd. Rike (gewöhnlich Rik das Reich) oder wie bei Müller durch Verwechslung mit dem Eigenschaftswort ritje (ein Reicher) zu erklären. Tü Wilje neke bung te kak dak noosim ist zu lesen tü Wilje neke bungte kak dak noo sim. Tü (dein) wie oben, richtig wäre tūja, da „Wille“ im Wendischen weibliches Geschlecht hat; wilje = wilja (Wille); neke ist genau so zu beurteilen wie bei Hennig nek gang tok (es sei also), oberlausitzisch njeoh je tak, neke bungte = nech bungde (geschehe) entspricht genau der kirchenslawischen, russischen, serbischen, polnischen und tschechischen Wiedergabe der Stelle, unsere spätdrawechnische Version ist also an dieser Stelle slawischer als alle andern Fassungen, die nur Umschreibungen und deutsche Ausdrücke kennen; kak = wie; nach kak haben wir die erste Lücke, der Ausdruck „im Himmel“ wurde an dieser Stelle nicht übersetzt, obwohl er in dem ersten Abschnitt bereits als wa nebü enthalten ist; dak = tak (so, ebenso), noo = auf, sim = sime (Erden), die Endung -e ist abgefallen, wie z. B. bei Parum-Schulze wa let für wa lete. Die weiteren Bitten weisen alle Lücken auf, es fehlen namentlich Zeitwörter. Noos daaglitja Seeibe dok: die Verbindung „unser täglich Brot“ ist hier nicht besser oder schlechter wiedergegeben als bei den übrigen Sammlern, es treten uns dieselben grammatischen Fehler entgegen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll. Noos = unser, daaglitja, bei Mithoff daglitia = niederd. daglik (täglich); seeibe = stjeibe (Brot), zur Wiedergabe des stj durch se vgl. bei Pfeffinger szüp für stjüp; dok ist doch zu lesen, wie uns neke. nek = nech lehren; der Ersatz des slaw. j durch ch ist öfter in den Sammlungen zu belegen: noocht = nojt, dolöch = dolēj, hier also doch = doj (gib). Nun fehlt wieder „uns heute“. Auch von der nächsten Bitte fehlt der Anfang „vergib uns“, dann folgt wieder lückenlos noosin da kakma noos dū Soneitz perodim. Noosin ist am einfachsten wie daugen rat (bei Hennig) für daugo rat zu erklären, es hat sich an die Endung nach deutscher Weise ein parasitisches n angegliedert, vgl. O. N. Oppeln (Oppelen < Opole), Dolgenbrodt < Dolgibrod, Pirchensin < Wierzechucin,

Wulkensin < Wolkacin; noosin = noosi oder noose (unsere). Da = dug (Schuld), bei Hennig daug, bietet wieder einen interessanten Fingerzeig für die Bestimmung der Heimat des übersetzenden Wenden. Die Wustrower sagten daug, wauk, taust, die Sühtener zogen die Aussprache dug, wuk, tust vor. Du(g) ist Einzahl, richtig wäre „unsere Schulden“ durch »noose dudje« übersetzt. Kak = wie, ma = moy (wir) wie ta = toy, das wir schon oben hatten. Nun hat der wendisch-deutsche Dolmetscher den Dativ „unseren Schuldigern“ vorausgenommen und ihn, da er mit den Fällen auf dem Kriegsfuß stand, natürlich unrichtigerweise durch den ersten Fall der Mehrzahl wiedergegeben: noos dusoneitz = noose dusoneitz, worin ö nur ein durch das tönende s (franz. z) hervorgerufener Einschubsvokal ist, so daß die richtige Schreibung eigentlich duzneice = altslaw. dolznici (die Schuldigen) wäre. Wie wenig die Verachtung der Buchholzschen Version – Rost scheint sie gar nicht gekannt zu haben, da er sie in seinen „Sprachresten“ überhaupt nicht erwähnt – berechtigt war, beweist gerade die Wiedergabe von „Schuld“ und „Schuldigen“ durch dug und duzneice, unsere Version befindet sich auch hier wieder in vollem Einklang mit dem kirchenslawischen, russischen und Serbischen, die alle dolgi, dolznikom, dugove, duznici aufweisen, während die übrigen drawechnischen Fassungen farbloses grēch und grēsnar (Sünde, Sünder) eingesetzt haben. Das Wort duznik, Mehrzahl duzneice war uns bis jetzt überhaupt ganz unbekannt! Fast noch interessanter ist das folgende Zeitwort perodim, womit der Wende „wir vergeben“ ausdrücken wollte. Diese Übersetzung ist allerdings in lexikalischer und grammatischer Hinsicht verfehlt, denn perodim heißt „(wir) werden verkaufen“, widojime ist nach den übrigen Versionen der allein richtige Ausdruck für „(wir) vergeben“, aber dieser Fehler wird reichlich aufgewogen durch die Bewahrung der altertümlichen Form dodim oder dodime (Urform dademe) = russisch dadim, altgriechisch didomen. Die zwei Wörter duzneice und dodime sind für den Sprachforscher Schätze, die man in diesem mit Unrecht verachteten Vaterunser nicht vermutet hätte! In der nächsten Bitte „führe uns nicht in Versuchung“ ist das Zeitwort wieder weggelassen, sonst ist alles klar: ni = nicht, noos = uns, wa = in, Versoeiking = Versoeiking niederd. (Versuchung). Auch der Schluß „erlöse uns von dem Abel“ läßt das Zeitwort unberücksichtigt und zeigt wieder falsche oder vernachlässigte Biegung; noom witung skef deta = noom wit tung skefdeta: noom (uns), es soll nos heißen; wit = von; tung (dem) ist der vierte Fall des Artikels weibl. Geschl., es müßte der zweite stehen; skefdeta = scheudöta, altslaw. chudota, sk für soh wie in walske für falsche; es steht der Nominativ für den sprachrichtigen zweiten Fall.

Die kritisch-sprachliche Untersuchung des bisher so verachteten Buchholzschen Vaterunfers ergibt also ansehnliche Kennzeichen der Echtheit (z. B. cheiljona, nech bungde, dug, duzneice, dodime, scheudöta). Mit dem berichtigten Müllerschen Falsifikate besteht nicht der geringste Zusammenhang. Es gereicht mir zur ganz besonderen Befriedigung, daß ich nicht nur Prof. Dr. Tegners Urteil vollinhaltlich bestätigen, sondern auch dem von Hilferding, Schleicher und Rost übersehenen Denkmal den ihm gebührenden Platz anweisen konnte. Um 1740 vielleicht gar in Sühten entstanden, stellt es das letzte Denkmal des Drawechnischen dar und ist ein berechtigtes Zeugnis für den gänzlichen Verfall der Sprache.

Zum Schluß folge in gereinigter Schreibweise, aber mit Beibehaltung der grammatischen Fehler und mit genauer Angabe der Lücken, der Text des Buchholzlischen Vaterunfers:

Noos Ijolja, ta ta jis wa nebü, cheiljona warda tü

jäumang; ka nom kumm tü ritje; tü wilja nech bungde
kak im Himmel, tak no sim; noos danglitja stjeibe doj
uns heute; vergib uns noosin dug, kak ma noos duzneie
perdodim; ni führe noos wa Versoeking, erlöse noom
wit tung scheudöta.

Die Berliner Familiennamen nach ihrem sprachlichen Ursprung.

Von Leopold G. Rieck, Schulleiter zu Klostertal, N.-Ost.

Auf eine schon vor längerer Zeit erschienene Studie Dr. Robert Eules über die Verteilung der Berliner Familiennamen nach ihrem sprachlichen Ursprung, erschienen im „Zeitgeist“ Jahrg. 1905, Nr. 27, soll darum nicht vergessen werden, weil sie für wünschenswerte ähnliche Untersuchungen vorbildlich oder doch anregend wirken kann. Die Ergebnisse der Volkszählungen mit der zahlenmäßigen Feststellung des Anteils der „Mutter-“ oder „Umgangssprachen“ werden in dankenswerterweise durch die tiefergreifenden Tatsachen der Namensforschung ergänzt.

Wenn auch die sprachliche Form des Namens nicht mehr maßgebend sein kann für die völkische Zugehörigkeit seines Trägers, so gibt doch eine Statistik der Namen sicheren Aufschluß über die Quellen, welche den Strom der Stadtbewohner nähren, über die Grundstoffe, aus welchen der deutsche Volkskörper allmählich erwachsen ist. Für das ostelbische Berlin hat diese Namensstatistik eine ganz besondere Bedeutung, denn sie rettet seine Ehre als deutsche Stadt.

Zahlreiche Namen der Berliner Bewohner gehen noch auf die älteste germanische Namensschicht zurück, auf die Ein-Namen, die freilich — wie ja allerwärts — oftmals bis zur Unkenntlichkeit gewandelt sind: Frithuric, Friederich, Frerich, Fredi, Friedel, Frilitz, Fritz, Friße, Frick, Fihke. Dr. Robert Eule machte die auf den ersten Blick völlig überraschende Mitteilung, daß nicht weniger als 55 v. H. aller Personen Großberlins, die das Adreßbuch enthält, dieser altgermanischen Namensschicht angehören.

Neben dieser alten verschwindet die jüngere christliche: die Sippennamen hebräischen, griechischen und lateinischen Ursprungs, die gleichfalls als „Ein-Namen“, aber erst mit dem Christentum, Eingang fanden. Auch sie haben, wie die Rufnamen altgermanischen Ursprungs, Wandlungen erfahren, z. B. Balthasar zu Balzer und Häuser.

Die Zahl der Personen, welche Sippennamen dieser Namensschicht tragen, gibt Eule auf 3—4 v. H. an. Unter ihren Trägern dürften nicht wenige jüdischen Stammes seine, freilich nur unter den Sippen mit reinen hebräischen Formen: Abraham, Aaron, Moses.

Sippennamen, welche als Beinamen, als unentbehrliche Zusätze zum ersten („Taufnamen“) der alten Namensschicht im späteren Mittelalter traten und einen Stand, ein Gewerbe oder eine Würde bezeichnen, wie Müller, Schmied in verschiedenen Schreibungen, Schulze, Rat, König u. dergl. und in Zusammenfügungen, sind

— trotzdem man mehr als 30 000 Schulze und 20 000 Müller zählt — höchstens 10 v. H. vorhanden. Das ist eine Folge der geringen Wahl, welche das alte einfache Handwerk und die alten Würden zur Zeit der Namensgebung den Namensuchenden darboten.

Sippennamen, welche geistige oder körperliche Eigenschaften bezeichnen, unter ihnen gar viele, welche köstlichen deutschen Humor verraten, den oft derben Spott der Altvorderen kennzeichnen (Gernegroß, Hasenfuß), ein Mal des Körpers oder die Eigenheit eines Körperteils ins Auge fassen, eine Art oder Unart, eine Tugend oder ein Laster benennen, dürften 4 v. H. der Gesamtbevölkerung nicht überschreiten.

Eine sehr große Verbreitung haben jene Sippennamen, welche nach Örtlichkeiten, Wohnstätten und Heimatzugehörigkeit gebildet sind (Hof, Dorf, Stadt, Land). Hier mußten den deutschen Familiennamen auch jene zugezählt werden, die von den zahlreichen Orten ehemaliger Slawengebiete in „Ostelbien“ abgeleitet, aber mit deutschen Endungen versehen sind: Rathenow, Lindower usw. Die letztgenannten Sippennamen umfassen 20 v. H. der Berliner Bevölkerung.

Natürlich mußten dem deutschen Teile auch jene Namen zugezählt werden, welche in vergangenen Jahrhunderten, der Sitte jener Zeiten gemäß, lateinische oder griechisch-lateinische Form annahmen: Faber, Hofiander, Dryander; ferner auch jene, welche — schon auf den ersten Blick gesehen — bloß eine polnische Maske tragen: etwa Müllerski, Waschlappski. Doch fällt die Zahl der zuletzt Angeführten zahlenmäßig nicht ins Gewicht.

Da die von den Israeliten bevorzugten bekannten Namen etwa 3 v. H. ausmachen, verbleiben für die Sippen und deutschen Namens 24—25 v. H. Bestimmt slawische Namen sind unter diesen 15 v. H. Der Rest bezeichnet eine äußerst gemischte Gesellschaft, wie sie mehr oder minder jede Weltstadt beherbergt, besonders Berlin, dessen Lage, wirtschaftliche und politische Stellung wie ein starker Magnet auch in außerdeutsche fernen anziehend wirkt. Daß unter den Trägern fremder Namen indes nur wenige Nichtdeutsche sind oder daß Berlin seine und deutsche Zuwanderung rasch eindeutscht, beweisen die Ergebnisse der Volkszählung, nach welcher die fremdsprachigen Bestandteile kaum an 2 v. H. heranreichen.

Es wäre zu wünschen, daß in ähnlicher Weise, aber zahlenmäßig noch genauer, nicht nur Großstädte, sondern auch d. Landschaften nach ihrem Namenbestande geprüft würden.

Berichtigung zu R. Muchs Besprechung meiner Geschichte der deutschen Stämme.

Wenn R. Much (D. Erde 1913, S. 105) meine Ausführungen über das germanische Wirtschaftsleben der Urzeit tadelt, so hat er leider übersehen, daß ich meine

frühere Ansicht längst widerrufen und berichtigt habe in den Nachträgen zum ersten Bande, S. 469 ff. Ich glaube hiernach den Vorwurf der Rückständigkeit auf diesem Gebiet nicht verdient zu haben.

Prof. Dr. Ludwig Schmidt in Dresden.

Die deutschen Walliser nach Verbreitung und Mundart.

Von

Dr. Otto Gröger in Küsnacht (Zürich).

(Mit Karte, s. Tafel 22.)

Prof. K. Bohnenberger (Tübingen) hat die vielerörterte Walserfrage zum erstenmal mit dem Handwerkszeug des geschulten Linguisten¹⁾, angeschnitten. Er hat zur Sammlung des Sprachguts Aufnahmen an den verschiedensten Punkten des zerplitterten Mundartgebiets gemacht und ein überaus reiches Material zusammengetragen. Welche Summe von Ausdauer sich in demselben spiegelt, wird der beurteilen können, der sich an ähnliche Untersuchungen gewagt hat; er wird auch die Schwierigkeiten begreifen, die sich dem entgegenstellen, der eine von der eigenen abweichende Mundart wissenschaftlich behandelt. Aber was für den größeren Kreis hier besonders in Betracht fällt, ist, daß nicht nur der Linguist spricht, daß vielmehr aus der Verbindung des sprachlichen Gesichtspunktes mit der geschichtlichen Forschung eine breite Basis gewonnen wird, von der aus die Beleuchtung der Frage erfolgt. Einer der Hauptvorteile von Bohnenbergers Buch ist, daß es die vorhandene Literatur älterer und neuerer Zeit, auch wo sie in entlegenen Quellen verborgen lag, erschöpfend berücksichtigt. Das Literaturverzeichnis und die Anmerkungen bringen alles, was in und zu der Walserfrage, in welcher Richtung immer, geschrieben wurde.

Das Buch besteht aus zwei Hauptabschnitten: 1. Das Volk und das Land und 2. Die Sprache, deren letzterer sich wieder in einen allgemeinen und einen besonderen Teil gliedert. Hier soll ein Überblick über die Ergebnisse des ersten Hauptabschnitts gegeben, aus dem zweiten nur das herangezogen werden, was unmittelbar für den Gang des ersten in Betracht kommt und auf allgemeines Interesse und Verständnis rechnen kann.

Das Gebiet zerfällt in das Mutterland und die Außenorte. Ersteres wird zunächst gebildet durch das Rhonetal — das Tal des Rotten (aus Rhodanus), wie der Fluß bei den deutschen Wallisern heißt — bis Salgesch herab; dieses ist heute das westlichste geschlossen deutsche Dorf. Vom Haupttal zweigen rechts das Dalatal und Lötsthal, links das Turtmantal, die Visper Täler, das Salzinatal, Binntal, Eginental und Gerental ab. Das gesamte Gebiet deckt sich mit dem der alten Zehnten Leuk, Raron, Visp, Brig und Goms. Die Ortschaften liegen nur in den unteren Talstufen auch an den Berglehnen, sonst im Talboden. Sie treiben in der Hauptsache Viehwirtschaft. Das Zurückweichen des Deutschen, das sich in Sitten und Gebräuchen, die heute französische Mehrheiten aufweisen, beobachten läßt, beschränkt sich auf die Städte. Es hängt damit zusammen, daß das Deutsche aufgehört hat, die Sprache der „regierenden und maßgebenden Kreise“ zu bilden. In rein bäuerlichen Orten kann von einem Rückgang nicht die Rede sein. Von den genannten fünf Zehnten war der Leuker, wie sich aus den alten Geschichtswerken (Tschudi, Stumpf) und aus dem Verhältnis der deutschen und romanischen Flurnamen ergibt, noch bis ins 14., im unteren Teil sogar bis ins 16. Jahrhundert romanisch. Die Namenforschung erweist ferner zunehmendes Alter des Deutschtums, je weiter wir rhoneaufwärts steigen.

Im Süden der Alpen, in den „ennetbirgischen“ Tälern, gilt heute Walliser Mundart, wenn wir im Westen beginnen, im Tal der Lys in Gressoney (mit den Gemeinden St. Trinité, deutsch Dachje, und St. Jean, deutsch zer Chilchun) und Issime; das dazwischen liegende Gaby ist romanisiert; im Flußgebiet der Sesia in Alagna sowie in Rima und in Rimella; im Tal der Anza in Macugnaga; im Tal der Doveria in den (schweizerischen) Dörfern Simpeln und Ruden-Gondo; im oberen Tosatal (Val Formazza) in dem aus mehreren Dörfern bestehenden

¹⁾ Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik, Bd. VI. 80, 280 S. Franensfeld, Huber u. Ko. Die von Prof. A. Bachmann in Zürich begründeten und mit Unterstützung von Bund und Kantonen herausgegebenen Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik stellen sich als Vorarbeiten zu einer Gesamtgrammatik der alemannischen Mundart (vgl. vorläufig die vorzügliche Übersicht von A. Bachmann im Geogr. Lexikon der Schweiz) dar und bilden somit eine Ergänzung zu deren lexikalischer Bearbeitung im Schweiz. Dialectikon. Das ganze Gebiet wurde in eine Anzahl von Teilgebieten zerlegt und jedes derselben einem womöglich im Mundartgebiet heimischen Bearbeiter zugewiesen. Es liegen bis jetzt sechs Bände vor. Richtet sich der Inhalt naturgemäß in erster Linie an den Mundartforscher, so werden doch in fast allen Bänden, nicht überall in gleichem Ausmaß, besiedlungsgeschichtliche und dergleichen weitere Kreise beschäftigende Fragen herangezogen, wobei ein einfaches Transkriptionssystem auch dem Fernerstehenden die Benutzung der sprachlichen Teile erleichtert.

Bezirk Pomat, an den sich westlich die Ortschaften Salei und Ager anschließen; im Quellgebiet der Maggia im tessinischen Bosco. Die in den obersten, zuvor wohl nur wenig bewohnten und nur für Alpbetrieb geeigneten Talstufen liegenden Orte sind meist durch verkehrshindernde Schluchten von den abwärts gelegenen welschen getrennt. Die Bevölkerung ist fast überall zweisprachig; deutsche Predigt, die heute nur mehr in Simpeln und Gondo erklingt, galt in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch in Gressoney, Alagna, Rimella, Bosco und im Pomat. Das Deutsche ist also überall im Rückgang, ein Prozeß, der kaum mehr zum Stillstand kommen wird, wenn auch immerhin die Erkenntnis der Nützlichkeit der Zweisprachigkeit geeignet ist, seinen Verlauf zu verlangsamen. In einigen Ortschaften, wo früher deutsche Mundart galt, ist sie teils schon früh, teils erst in neuerer Zeit ausgestorben. Im Sesiatal berichtet Tschudi: Uralt warhaftig Rhetia (1538) von einer deutschen „kildhöry Presmello“; darunter ist Riva, südlich von Alagna, zu verstehen, das früher Pregemelle hieß; deutsche Namen sind dort noch nachzuweisen. Im unteren Tosatal war in Maggiandone 1550 deutsche Bevölkerung, in Ornavasso (bei Tschudi „Arnafasch“) der Gottesdienst noch bis 1751 deutsch. Das westlich vom Eystal streichende Val d'Avyas trägt in seinem oberen Teil die Bezeichnung „canton des allemands“; deutsche Flurnamen und Lehnwörter haben sich hier im Munde der französisch redenden Bevölkerung erhalten. Noch weiter westlich ist im Val de Vallorcine um 1260 eine deutsche Niederlassung urkundlich nachgewiesen, die zweifellos der Walliser Gruppe zuzurechnen ist.

Nur von den östlichen der genannten Südrorte führen apere Übergänge ins Wallis, so vom Pomat über das Gries ins obere Goms, von Salei und Ager ins Binntal, von Simpeln nach Brig, von Macugnaga über den Monte Moro nach Saas. Für Gressoney kommt wohl das zwar vergletscherte, aber im Sommer gut gangbare Matterjoch (auch Theodulpaß) in Betracht, das durch römische Münzfunde und Reste einer Befestigung als alter Übergang erwiesen wird; der Abstieg erfolgt zunächst ins Ayastal und über ein weiteres Joch ins Eystal. Mit Gressoney durch ein gletscherfreies Joch verbunden ist Alagna, das allerdings seinen Anschluß auch in Macugnaga gehabt haben kann, während von den unmittelbar ins Wallis führenden Übergängen keiner in Frage kommt. Rima ist von Alagna und Macugnaga ohne Schwierigkeiten zu erreichen, Rimella am einfachsten von letzterem aus durchs Anzatal.

Wenden wir uns nun den östlichen Außenorten zu, so finden wir auch sie zumeist in den oberen Talstufen. Teils im Kanton Graubünden, teils in Vorarlberg gelegen, zerfallen sie in mehrere Gruppen, die lediglich durch Oberalppaß und Furka mit dem Wallis verbunden sind. Beginnen wir im Westen, so ergeben sich zunächst im Gebiet des Vorderrheins die Gemeinden Obersagen, Valendas und Versam, dann Vals in der obersten Stufe des Glenner-tals und das vollkommen deutsche Safiental mit den Gemeinden Safien und Tenna, von denen diese zur Herrschaft Rätzens, jene den Herren von Vaz gehörte und mit Vals ein Hochgericht bildete. Östlich schließt sich, früher ebenfalls zur Herrschaft Vaz gehörig, Tschappina an; Thuis ist erst jünger durch den starken Paßverkehr germanisiert und die Mundart nicht rein walserisch. Damit sind wir ins Gebiet des Hinterrheins gelangt. Wallisisch ist hier das auf dem Bergrücken zwischen Hinterrhein und Albula gelegene Mitten. Im Tal des Hinterrheins selbst, und zwar in dessen oberster, nach unten durch die Rofflaschlucht geschlossener Stufe, dem Rheinwald, liegen die fünf deutschen Gemeinden Sufers, Splügen, Medels, Aufenen, Hinterrhein, ursprünglich der Herrschaft Vaz gehörig. Leicht begehbare Übergänge führen ins Safien- und Valsertal. Das Aversertal, das unterhalb der Rofflaschlucht in das Hinterrheintal mündet, enthält im Talschluß die deutsche Gemeinde Avers, den höchsten dauernd bewohnten Ort Europas (2133 m). Östlich folgt, noch im Gebiet des Hinterrheins, die in alter Zeit ebenfalls unter der Hoheit der Herren von Vaz stehende Landschaft Davos mit den Dörfern Davos-Dorf, Davos-Platz, Frauenkirch, Glaris und Monstein. Von hier aus sind durch jüngere Germanisierung einerseits die südlich gelegenen Dörfer Wiesen und Schmitten, andererseits die Orte des Prätigau bis Küblis und St. Antönien hinab der Walliser Mundart gewonnen worden. Von Arosa aus, das mit Davos ein Hochgericht bildete, hat sie sich plessurabwärts im Schanfigg und ins Rabinufatal (Churwalden) ausgebreitet. Jenseits der Schweizer Grenze ist zunächst das liechtensteinische Triesenberg walserisch. Darauf folgt nordöstlich ein vorarlbergisches, durch verschiedene Übergänge zusammenhängendes

Gebiet, das die Täler des Lughbaches (Großes Walseretal mit den Gemeinden Naggal, Sonntag, Fontanella), des Frugbaches (Laternfental), der Breitach (Kleines Walseretal) sowie die Quellen der Bregenzer Ach und des Lech umfaßt. Im Silbertal, einem Seitental des Montafun, ist die Walliser Mundart heute ausgestorben, ebenso seit einem Menschenalter in Galtür, dem letzten Ort des tirolischen Paznaun.

Wir sehen also im allgemeinen die Walliser Mundart im Zurückweichen von andern deutschen Mundarten, vor den französischen und italienischen, dagegen Boden gewinnend gegenüber den durch eine eigentliche Schriftsprache nicht gestützten rätoromanischen Dialekten. Fassen wir ihre gegenwärtige Verbreitung ins Auge, so fällt auf, daß die heutige Mundart des zwischen Wallis und Ostgruppe gelegenen Urserentals nach neueren Feststellungen (vgl. besonders E. Abegg, Die Mundart von Urseren [Beitr. z. Schweiz. Gramm., Bd. IV]) nicht als walserisch anzusprechen ist. Immerhin hat sie gewisse Eigenheiten mit dem Walserischen gemein. Als solche sind zu nennen: der Übergang von urdeutschem *nk* in (*n*)*ch*, der sich in isolierten Wörtern (Trichlere „Kuhshelle“) und Flurnamen (Wichel „Winkel“) erhalten hat, und die „Entrundung“ von älteren *ö*, *ü*, *ou*, *üe*, die zu *ē* (bzw. *e*), *i*, *ei*, *ie* werden (z. B. Ell „Öl“, *be's* „böse“, *firchte* „fürchten“, *Lit* „Leute“, *Beim* „Bäume“, *grien* „grün“). Beide Erscheinungen (vgl. zu ihrer Verbreitung auch unten) eignen aber auch dem Neufstal unterhalb der Schöllenen (zum Teil auch dem angrenzenden Schwyzer und dem Unterwaldner Gebiet) und könnten von ersterem aufwärts gewandert sein, wobei nun allerdings die weitere Möglichkeit besteht, daß sie ins Neufstal über den Sustenpaß aus dem bernischen Haslital gekommen wären, das sie ebenfalls kennt. Und damit kämen sie schließlich doch auf wallisische Rechnung. Denn der oberhalb der Kirchspengel Gsteig und Ringgenberg gelegene, aus dem Lauterbrunnental, Grindelwald und Hasli bestehende Teil des Berner Oberlandes zeigt im Gegensatz zu den angrenzenden Berner Mundarten gewisse für das Walserische charakteristische Lauterscheinungen, so die eben genannte „Entrundung“ und die „Palatalisierung“ von ursprünglichem *ü*, *ou* zu *ü*, *öü* (z. B. *Mür* „Mauer“, *Rölich* „Rauch“). Lösscher lassen sich in den obersten Teilen des Lauterbrunnentales seit 1351 nachweisen; es sind „lüte“ des „Peter zem Turne friie, herre ze Gestellen in Wallis“. Die Zuwanderung hat wohl über den Petersgrat stattgefunden.

Eingehend beschäftigt sich der Verfasser mit dem wichtigen Problem der Herkunft und Entstehungszeit des Deutschtums im Mutterland und der Art und Zeit der Besiedlung der Außenorte. Hier erweist sich die Kombination von sprachlichen und geschichtlichen Schlüssen ungemein fruchtbar. Was zunächst das Schlußverfahren aus sprachlichen Kriterien betrifft, so ist es die Verbreitung bestimmter mundartlicher Eigenheiten, die zu örtlichen und zeitlichen Feststellungen benutzt wird. Findet sich eine speziell wallisische Entwicklung an mehreren, voneinander getrennten Punkten des Gebiets, so ergeben sich folgende drei Möglichkeiten: Entweder die Entwicklung hat an einem Punkte stattgefunden und sich von diesem aus durch Bevölkerungswanderung verbreitet, oder sie ist durch nachbarliche Berührung übertragen worden, oder endlich sie ist an den verschiedenen Punkten selbständig eingetreten. Einheitliche Entstehung — sei es durch Bevölkerungsübernahme oder spätere Berührung — ist mit Sicherheit für gewisse lautliche Veränderungen anzunehmen, wobei sich allerdings nicht für jeden Fall zwischen Übernahme und Berührung scheiden läßt. So ist z. B. der oben genannte der Berner Mundart mit dem Wallis gemeinsame Übergang von *nk* in *ch*, der den Südborten (hier *nch*) im allgemeinen fehlt und daher erst nach ihrer Abwanderung eingetreten sein kann, voraussichtlich auf Rechnung nachbarlicher Berührung zu setzen; Übertragung durch nachträgliche Berührung muß ferner angenommen werden für die „Entrundung“ (vgl. oben) in dem offenbar noch vor dem Abgang der östlichen Kolonisten besiedelten Pömat, da die Ostorte die Entrundung nicht kennen. Wo aber ursprüngliche Übernahme feststeht, da läßt sich einerseits örtlich auf das Ausgangsgebiet der Abwanderung, das eben die betreffende Lauterscheinung auch aufweist, schließen, anderseits eine relative Chronologie für die Völkerbewegung gewinnen, indem je weilen die Abwanderung später erfolgt sein muß als der Eintritt der gemeinsamen Lautveränderung. Daß dabei umgekehrt, wenn die Zeit einer Wanderung urkundlich feststeht, auf die Zeit des Eintritts gewisser sprachlicher Vorgänge geschlossen werden kann, bedeutet einen speziellen Gewinn für die Sprachwissenschaft, die ja nur selten die Möglichkeit hat, zu absoluten Zeitbestimmungen zu gelangen. — Bei den geschichtlichen Schlüssen ist daran festzuhalten, daß Wanderung

innerhalb eines Herrschaftsgebiets das größte Maß an Wahrscheinlichkeit besitzt, und zwar namentlich dann, wenn es sich einerseits um unfreie Bevölkerung, andererseits um Siedlungsgebiete handelt, die wegen ihres hohen Wertes ganz besonders für die Leute des Besitzers in Betracht fallen. Treffen auch die letztgenannten Umstände für die Walliser, für die freies Abzugsrecht außer Frage steht und die zumeist die oberen unwirtlichen Talstufen besetzten, nicht zu, so kommen doch auch hier für die Wanderungen in erster Linie jene Zeiten in Betracht, die die Verschiebung innerhalb desselben Herrschaftsgebiets möglich erscheinen lassen. Dieser Gesichtspunkt findet zunächst auf die Südroute Anwendung.

Nachweislich bestanden wechselseitige Herrschaftsbeziehungen zwischen dem Wallis und den emmentbirgischen Tälern bereits im 12. Jahrhundert, indem die Bischöfe von Sitten jenseits der Alpen, die Grafen von Blandrate (bei Novara) im Wallis Besitzungen hatten. In Verbindung mit sprachlichen Erwägungen, die die um 1270 beginnende Wanderung nach Osten (vgl. unten) nach der vom unteren Wallis aus erfolgenden Besiedlung der Südroute anzusetzen nötigen, gelangen wir für diese im allgemeinen in die Zeit des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Im Jahre 1218 werden einem Sittener Lehensträger unter andern Orten des Eys-tals „Gressonei et Verdobi“ (heute Verdobbia) verliehen. Das obere Eys-tal war also damals schon besiedelt, und zwar, da vorhergehende eigentliche Ortebildung durch Romanen unwahrscheinlich ist, wohl durch Walliser. Die bereits vorhandene Umgestaltung des romanischen Valdobbia in Verdobi (so heute) läßt schließen, daß die Besiedlung schon einige Zeit vorher erfolgt war. Da nun die Abwanderung nach Issime, das im Gegensatz zu Gressoney die Entrundung nicht kennt, vor der Kolonisierung des letzteren erfolgt sein muß, so muß dieselbe noch ins 12. Jahrhundert gesetzt werden. 1291 werden „communis et homines de Macugnaga“ als selbständige, offenbar wallisische Gemeinde den übrigen Bewohnern des Val d'Anzasca gegenübergestellt. Für das Pomat ist von Belang, daß 1301 ein Rossinus de Formazza als Syndikus der Deutschen im Rheinwald erwähnt wird; als weitere Gesichtspunkte kommen in Betracht, daß Pomat schon vor dem 1253 eine Pfarrkirche besitzenden Bosco und aus sprachlichen Gründen vor dem Beginn der Ostwanderung besetzt gewesen sein muß. An letzterer Feststellung müssen wir uns vorläufig auch für Alagna, Rima und Rimella genügen lassen. In Ornavasso, dessen Herren im 13. und 14. Jahrhundert das Vizedominat in Naters im Rhonetal hatten, erscheinen 1291 urkundlich Deutsche.

Was die Einwanderung in die Ostorte betrifft, so haben wir ihren Beginn um das Jahr 1270 zu setzen und als Zuwanderungsweg den über Furka und Oberalp paß anzunehmen. Zeit und Art der Besiedlung lassen sich teils urkundlich feststellen, teils erschließen. Daß die Mundarten der östlichen Gruppe als wallisisch anzusprechen sind, steht nunmehr außer Zweifel, und zwar weisen die sprachlichen Verhältnisse auf das obere Wallis, das ja auch geographisch in erster Linie in Betracht kommt. Namentlich hat die Ostgruppe mit dem oberen Wallis die Erhaltung von *n*sch gemein (z. B. Gspenscht „Gespenscht“, Pfenschter „Fenster“, chanscht „fannst“ gegen Gspeischt, Pfeischt, chöüscht im unteren Wallis). Die historischen Schlüsse haben wieder auf die Herrschaftsverhältnisse Rücksicht zu nehmen, wobei allerdings die weitgehenden Freiheiten dieser östlichen Walliser nicht außer acht gelassen werden dürfen. Immerhin ist es in Anbetracht der weiten Wanderung am wahrscheinlichsten, daß sie auf die Einladung eines Grundherrn erfolgte. Erwähnt sei, daß die schon früh aufgefallenen deutschen Siedlungen von Tschudi als an den Pässen verschonte Reste vorrätischer Stämme erklärt werden; ähnlich ist die noch 1869 von C. v. Moor vertretene Auffassung, es handle sich um Nachkommen von den Hohenstaufen angesiedelter Paßwachen. Im Rheinwald nennt eine Urkunde von 1277 „homines Theotonicos residentiam habentes in valle Rheni de valle Schams usque ad montem qui vulgariter dicitur Vogel“, und 1301 ist von zwei Wallisern als syndici die Rede. Da für den Bernhardin schon der deutsche Name Vogel(sberg) gilt, so muß die Einwanderung schon einige Zeit vor 1277 stattgefunden haben. In Davos erscheint 1289 ein Ammann Wilhelm, 1300 geschieht der „consuetudo quam illi de Wallis habent in Taus“ Erwähnung. Für das am Ostwege gelegene Oberfarnen fehlen Nachrichten; es muß dahingestellt bleiben, ob es unmittelbar oder erst vom Rheinwald bzw. vom Valsertal aus besiedelt wurde. In Safien lassen sich 1363 deutsche Hofnamen nachweisen, im Valsertal wehrt sich Mitte des 15. Jahrhunderts die romanische Bevölkerung gegen weiteres Vordringen der Deutschen. Safien,

Vals sowie Tenna und Tschappina haben ihre Bevölkerung wohl aus dem Rheinwald erhalten, ebenso wahrscheinlich auch Matten und Avers, für die allerdings auch Davos in Frage kommt, das Arosa, Engwies und Klosters kolonisiert hat. Erst jünger von der Nachbarschaft aus germanisiert sind Valendas und Versam, ferner die Orte in den unteren Stufen des Präti-
gaus und Schanfiggs sowie Churwalden. Von der Vorarlberger Gruppe werden zuerst 1313 die Walser im Laternseltal erwähnt. Ob die Besiedlung von Graubünden aus erfolgte, wofür außer dem kürzeren Weg sprachliche Erwägungen sprechen (die Vorarlberger Gruppe teilt mit der Bündner die Verengerung von mittelhochdeutschem *w* zu geschlossenem *ö*, z. B. schwär, röt, „scharf“ gegen schwär usw. im oberen Wallis), oder ob sie unmittelbar vom Wallis ausging, was durch die größere Dichte der Bevölkerung im Heimattal nahegelegt wird, läßt sich nicht ausmachen. — Die Bedeutung der gesamten Bevölkerungsverschiebung läßt sich annähernd einschätzen durch einen Vergleich der heutigen Einwohnerzahl des deutschen Wallis bis zum Arner Zehnten hinab mit der der Außenorte, wobei gleiche Bevölkerungszunahme auf dem ganzen Gebiet vorausgesetzt wird. Wir gelangen dabei für das Wallis auf annähernd 24000 Personen gegen 16000 in den Außenorten. Über die für die Bewegung in Frage kommenden Gründe spricht sich der Verfasser nicht aus.

Der Beginn der Bewegung muß notwendigerweise erst längere Zeit nach der ursprünglichen Einwanderung ins Wallis eingesetzt haben, denn erstere setzt eine bereits zahlreiche Bevölkerung und die Germanisierung der Romanen im Rhonetal und seinen Seitentälern, besonders aber die Ausbildung einer eigenen Mundart voraus. Und damit kommen wir zur Frage der Herkunft und des Alters der deutschen Bevölkerung im Wallis selbst. Nur zwei Möglichkeiten kommen ernstlich in Betracht. Was zunächst die Annahme burgundischer Zuwanderung rhoneaufwärts aus der Sapaudia betrifft, so ist sie auf den ersten Blick infolge der geographischen Verhältnisse bestehend. Es steht fest, daß Teile des Wallis (Siders, Leuk) im 5. Jahrhundert burgundischer Königsbesitz waren. Aber damit läßt sich noch nicht burgundische Siedlung beweisen. Es ist vielmehr ganz unwahrscheinlich, daß eine solche stattgefunden haben sollte, die sich, wenn die Erhaltung des Deutschtums im mittleren Rhonetal begreiflich erscheinen soll, bis ins unwirtliche Goms erstreckt haben müßte. Es wurde überdies schon früher erwähnt, daß die Ausbreitung des Deutschtums im Wallis offenbar rhoneabwärts erfolgte. Die Mehrheit der Forscher bekennt sich daher heute zu der von linguistischer Seite aus sprachlichen Gründen schon länger vertretenen Annahme der Zuwanderung aus dem bernischen oberen Aaregebiet. Als Übergänge kommen für dieselbe außer dem schon oben bei der Rückwanderung der Lötcher angeführten Petersgrat der Löttschpaß und die Grimsel in Betracht. Für bereits frühe Besiedlung des trotz seiner Lage klimatisch nicht ungünstigen Berner Gebiets sprechen die in zusammenhängendem Zuge aareaufwärts bis an die Seen verbreiteten Ortsnamen auf *-ingen* (mundartlich *-igen*). Waren diese unteren Teile des Berner Oberlandes um die Aarebeuge schon zur Zeit der Sippen-siedlung, also im 6./7. Jahrhundert, durch Germanen besetzt, so werden wir in den folgenden Jahrhunderten die Ausbreitung ins obere Aaregebiet annehmen dürfen. Als möglicher Zeitpunkt der Weiterwanderung ins obere Wallis ergibt sich somit etwa das 9. Jahrhundert. Da wir weiter (vgl. oben) die ersten Wanderungen aus dem Wallis nach Süden ins 12. Jahrhundert zu setzen haben und diese Wanderungen, wie erwähnt, erst geraume Zeit nach der Besiedlung des Heimattals begonnen haben können, so gelangen wir für die Einwanderung ins Wallis in das 9./10. Jahrhundert. Über die Stammeszugehörigkeit der Besiedler des oberen Aaregebiets und somit, wenn wir deren Südwanderung als gesichert annehmen, der des Wallis, ob sie den Burgundern oder Alemannen zuzurechnen seien, gewinnen wir aus den Geschichtsquellen keinen Aufschluß; denn die Berichte über Herrschaftsgrenzen sagen nichts über die Siedlungsgrenzen aus, und der Verlauf der Grenze zwischen dem vorwiegend burgundischen Bistum Lausanne und dem alemannischen Konstanz deckt sich offenbar nicht mit dem der alten Stammesgrenze. Die Mundart des oberen Aaregebiets aber ist alemannisch; es fehlen ihr Merkmale, durch die sie sich in einschneidender Weise von den aareabwärts anschließenden Mundarten unterscheiden würde. Daß burgundische Volksteile von der alemannischen Bevölkerung aufgesogen wurden und daß hieraus gewisse mundartliche Besonderheiten der oberen Aaregruppe zu erklären seien, ist zwar möglich, aber nicht erwiesen. „Die Leute, welche von Norden ins Goms einrückten, vom Goms aus das

Wallis bis vor die Tore von Siders dem Deutschtum gewannen und zugleich nach allen Seiten den umschließenden Gebirgswall durchbrachen, haben somit als Alemannen zu gelten."

Es sei nun ein kurzer Überblick über die sprachlichen Merkmale gegeben, durch die sich die Stellung der Walliser Mundart als in sich „mächtig“ gegliederte Einheit begründet. Als allgemeine Züge lassen sich große Altertümlichkeit einer, reiche Neubildung und starke romanische Beeinflussung der Lautbildung andererseits hervorheben. Wohl schon aus der Berner Heimat mitgebracht und die Walliser Mundart mit der angrenzenden Berner zur „höchstalemannischen“ Gruppe zusammenschließend sind die Bildungen geischt „(du) gehst“, steit „(er) steht“ (gegen göscht u. ä. im anschließenden Gebiet) und besonders der schon erwähnte Übergang von urdeutschem *nk* zu *ch*. Die Vorstufe *neh* (z. B. *tranche*, Schenchil „Schenkel“) kennen nur noch die südlichsten Außenorte; der Osten muß die Aussprache ohne *n* (*triche*, Scheichil) bereits aus dem oberen Wallis mitgenommen haben, wo sie also schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts, wahrscheinlich schon früher als im unteren Wallis, galt. Daß die Erscheinung — und somit die Grenze des Höchstalemannischen — früher viel weiter nach Norden und Osten vorgeschoben war, ergibt sich aus ihrer heutigen Verbreitung in Flurnamen und isolierten Wörtern. Die Grenze dieser Reste deckt sich annähernd mit der einer andern wichtigen Erscheinung, der Vertretung von urdeutschem *iu* vor nicht ursprünglich von *i*, *u* gefolgtem Labial oder Guttural durch *öü* bzw. entrundetes *ei* (z. B. *teif* „tief“, *Fleiga* „fliege“); außerhalb unseres Gebiets erscheint hier entweder *ie* oder *ü*. Im Wallis (mit den näheren Südpunkten) wie auf der Berner Seite tritt vor zwischenvokalischem *w* bei vorhergehendem ursprünglich langem Vokal (Diphthong) Quantitätsverschiebung ein, indem *w* verdoppelt, der lange Vokal verkürzt wird, wobei mittelhochdeutsch *ī* als *i* (*liwwu* „leihen“), *ū* als *u*, *ü* (*buwwu*, *büwwe* „bauen“), *ou* als *o* (*Lowwina* „Lawine“), *öü* als *e* (*Strewwi* „Streu“), *iu*, wenn umgelantet, als *i* (*niwwi* „neu“), wenn umlautlos als *e* (*chewwu* „fauen“) erscheint. Ähnlich, aber ohne Kürzung des Vokals, wird zwischenvokalisches *j* verschiedenen Ursprungs verdoppelt (z. B. *schnijju* „schneien“, *bliejju* „blühen“). In altertümlicher Weise haben die Vorsilben *ge-*, *be-* ihren Vokal erhalten, zum Teil (unteres Wallis, Teile des Südens und Ostens) vor Verschlusslaut (z. B. *gibrungu* „gebracht“, *bidachtu* „bedeckte“), zum Teil (oberes Wallis, Rest des Ostens), sofern der hier meist als *a* erscheinende Vokal nicht erst wieder auf neuer Entwicklung beruht, vor *r* (z. B. *garechnot* „gerechnet“, *barichtu* „berichten“). Nur der Walliser Mundart im Gegensatz zur Berner eigen ist die weitgehende Aussprache von altem *s* (nicht dem erst durch die hochdeutsche Lautverschiebung aus *t* entstandenen; vgl. englisch *white*: deutsch *weiß*) als *sch*, und zwar allgemein in einem Teil der Südpunkte, unter bestimmten Bedingungen (besonders in der Nachbarschaft eines *i*) auf dem übrigen Gebiet (z. B. *schich* „sich“, *Misch* „Mäuse“, *bösch* „böse“). Da die Erscheinung auch im Südbayerischen zu beobachten und gemeinsame Neubildung in dem nicht zusammenhängenden Südstreifen undenkbar ist, so haben wir anzunehmen, daß eine früher gemeindeutsche *sch*-ähnliche Artikulation des *s* (vgl. die weitverbreitete Aussprache von *sp*, *st* als *schp*, *scht*) sich in den abgelegenen Orten erhalten hat, und zwar, wie der Übergang von *s* in *sch* in den umgebenden romanischen Mundarten nahelegt, gestützt und verschiedentlich verstärkt durch den Einfluß germanisierter Romanen. Dieser Einfluß tritt sicher auch zutage in den zahlreichen Vokaldiphthongierungen, wie schon deren Verbreitung erkennen läßt, indem an denselben am schwächsten das Heimattal und hier wieder das obere Rhonetal, am stärksten der Osten und Teile des Südens beteiligt sind. Das Rhonetal beschränkt sich wesentlich auf die Entwicklung von ursprünglichen *a(e) + nf*, *ns*, *neh* (über *a(e) + f*, *s*, *ch*) zu *ou(ei) + f*, *s*, *ch* (z. B. *souft* „sanft“, *chouscht* „kannst“, *Bouch* „Bank“, *Pfeischter* „Fenster“, *deiche* „denken“). Weiter geht der Süden; hier erscheint u. a. *ē*, *ō* als *ēi* (*ie*), *öü* (z. B. *Schneī*, *Schneie* „Schnee“, *rout*, *ruot* „rot“), ferner altes *ī*, *ū*, *ü* als *ei*, *ou*, *öü* (z. B. *schreibe* „schreiben“, *Hous* „Haus“, *Höüt* „Häute“). Letztere Entwicklung, die auch dem jung germanisierten Schanfigg eignet, ist in ihrem Verlauf, den wir über *ei*, *ou*, *öü* zu *ēi*, *ōu*, *öü* führend beobachten können, prinzipiell interessant für die phonetische Beurteilung der gemeinhochdeutschen Diphthongierung (vgl. mittelhochdeutsch *wīz*: neuhochdeutsch *weiß*). Auf Rechnung romanischen Einflusses ist auch die schon erwähnte „Entrundung“ zu setzen. Da sie außer dem sehr früh besiedelten Tessin und dem Osten überall gilt, so muß sie sich nach dem Abzug der ersten Südwanderer vom unteren Wallis, wo sie ebenso in den umgebenden romanischen Mundarten auftritt, nach dem oberen Wallis verbreitet haben, wo sie zur Zeit der östlichen Abwanderung noch nicht bestand;

die Pomater Gruppe hat sie wohl durch spätere Berührung empfangen. Auch auf die „Palatalisierung“ wurde oben schon hingewiesen. Sie betrifft *ü*, *ou* und zum Teil auch *uo* (z. B. Tüba „Taub“, Lööb „Laub“, Brüoch „Bruch“ = Hose). Von unserm engeren Gebiet kennt sie in verschiedenem Ausmaß das Wallis mit den näheren Süddorten (im Osten nur Obersägen), was Entstehung nach der Kolonisierung der fernerer Süd- und der Ostorte voraussetzt. Darüber hinaus gilt sie teilweise im Berner Oberland, im Urserental, in Uri und Unterwalden. Die Verbreitung der Erscheinung in romanischen Dialekten legt auch hier romanischen Einfluß nahe. Ebenso ist voraussichtlich die der ganzen Ostgruppe gemeinsame Verengerung von *ä* zu *e* (vgl. oben), die unabhängig vom Osten auch im unteren Wallis (mit einem Teil des Südens) eingetreten ist, aufzufassen. Im Konsonantismus weist das der gemeinoberrdeutschen Regel der ausschließlich stimmlosen Artikulation der Geräuschlaute widersprechende Bestehen von stimmhaften Varietäten der Verschluß- und Reibelauten (bezeichnet als *v*, *z*, *ʒ*, z. B. *vinfi* „fünf“, *Hizer* „Häuser“) in den Süddorten auf romanische Einwirkung; ferner der im Wallis und Süden verbreitete Vorschlag eines *a* vor dem im Anlaut eines Wortes oder zweiten Kompositionsgliedes stehenden *r* (z. B. *arecht* „recht“, *Libar(r)okch* „Leibroch“). Demgegenüber stehen wieder Züge großer Altertümlichkeit. Die auf germanische Verschlußlaute zurückgehenden langen (geminierten) Reibelaute sind mit Ausnahme des Gutturals, wo Vereinfachung und zum Teil Schwächung bis zum Hauchlaut eintrat (z. B. *Bieher* „Bücher“), auch nach langem Vokal und nach Konsonanten lang erhalten (z. B. *Hüffo* „Haufe“, *helfu* „helfen“, wie *schissu* „schießen“). Auch die Sonorkonsonanten sind unter diesen Bedingungen Doppellaute geblieben. Entsprechend sind auch die im Westgermanischen durch die Wirkung eines folgenden *j* verdoppelten Konsonanten, die im allgemeinen nach langer Silbe der Vereinfachung verfielen, bei den sonoren Konsonanten als Doppellaute (z. B. *teille* „teilen“, *hërre* „hören“, *sümme* „versäumen“, *grienni* „grün“), bei den ursprünglichen Verschlußlauten (da westgermanisch *pp*, *tt* durch die hochdeutsche Lautverschiebung zu *pf*, *ts* wurden) als Affrikaten (z. B. *riepfu* „rufen“, *grietsu* „grüßen“) erhalten. Spuren des mittelhochdeutschen Gesetzes, daß inlautender Verschlußlenis im Auslaut fortis entspricht, scheinen namentlich im Süden noch vorhanden (z. B. *Rat* „Rad“, *Chalp* „Kalb“, im Plural *Reder*, *Chalber*). Als charakteristisch ist aus dem Konsonantismus noch die Behandlung der besonders in Diminutivbildungen häufigen Mittelsilbe *-il-* zu erwähnen, die vorvokalisch zu *j* entwickelt ist (z. B. *Sichja* aus althochdeutsch *sihila* „Sichel“, *Schäffji* „Schäfflein“). — Die Flexion erhält ihr eigenartiges Gepräge durch die konservative Behandlung der Endsilbenvokale. Dieses ist eines der am frühesten aufgefallenen Merkmale der Walliser Mundart und durch die Rückschlüsse, die sie auf die althochdeutschen Verhältnisse erlaubt, von Wichtigkeit. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß nur die ursprünglich kurzen Endsilbenvokale im absoluten Auslaut (zum Teil auch in der Stellung vor einem Konsonanten) geschwunden, die ursprünglich langen dagegen gekürzt in ihrer ursprünglichen Qualität als *i* (auch für althochdeutsch *iu* = *ü*), *e*, *a*, *o*, *u* erhalten sind, und zwar im unteren Wallis und in den Süddorten, abgesehen von Übergängen zwischen *o* und *u*, ohne Einschränkung, während im oberen Wallis und im Osten *o* und *u* zu *e* geschwächt sind (z. B. *teilti* „[er]teilte [Konjunktiv]“, *älti* = althochdeutsch *altiu* „alte“, *gebe* „[er] gebe“, *Taga* „[die] Tage“, *Sunna* „Sonne“, *Geisso* „[der] Geißen“, *macho[n]* „machen“, *Chatsu(n)* „[der] Kasse“). Hierdurch ist die anderweitig durch den Zusammenfall der Endsilbenvokale in einen e-ähnlichen Laut bzw. deren Verlust mehr oder weniger gestörte Auseinanderhaltung der alten Flexionstypen in nahezu ursprünglicher Reichhaltigkeit bedingt. Immerhin sind auch Ausgleichungen zwischen den Deklinationsklassen zu beobachten, die zum Teil in ihrer Gemeinsamkeit für die Mundart charakteristisch sind. So ist die ursprünglich der Adjektivflexion angehörende neutrale Pluralendung *-i* (aus althochdeutsch *-iu*) auch in die Substantivflexion eingedrungen (z. B. *Seili* „Seile“, *Beti* „Betten“), ein in engen Grenzen schon im Altalemannischen zu beobachtender Vorgang; die starke Endung des Dativ Pluralis der Adjektiva für die schwache eingetreten (*älte[n]* entsprechend althochdeutsch *altēm* statt zu erwartendem *altu[n]* entsprechend althochdeutsch *altōm*) u. a. m. Unter dem Kasus ist der Genitiv, besonders im Süden und im Wallis in den Bergorten, noch gut erhalten. Beim Demonstrativum und Interrogativum ist er in bestimmten Verwendungen durch das angetretene Possessivum (althochdeutsch *sīn*) erweitert (*deschi* „des[sen]“, *weschi* „wes[sen]“). Die Possessiva „unser, euer“ werden überall im Singular und Plural (im Gegensatz zum angrenzenden Bern, wo es zwar *īsī* Chue „unsere Kuh“, aber *iser*

Chie „unsere Kühe“ heißt) ohne -er gebildet (also insche bzw. ische, ewwe usw.). In der Verbalkregion sind die anderweitig auf alemannischem Gebiet ausgeglichenen Endungen der drei Personen des Indikativ Pluralis (mit Ausnahme eines Teiles des Ostens, wo die Endung der dritten Person die der ersten ersetzt hat) als -n, -t, -nt, also (abgesehen von gewissen vokalischen Übergängen) in der ursprünglichen Gestalt erhalten (z. B. machun „[wir] machen“, nemet „[ihr] nehmet, frögent „[sie] fragen“). Dagegen ist in der ersten Person Singularis des Indikativ Präsens die ursprünglich nur gewissen schwachen Verben zukommende Endung -n auf alle Verba übertragen (z. B. salbun „[ich] salbe“, älten „[ich] altere“ und ebenso issun „[ich] esse“, dekehun „[ich] decke“), eine Erscheinung, die auf alemannischem Gebiet verbreitet und von den Wallisern wohl schon mitgebracht ist. Der Indikativ Präteriti ist überall durch das zusammengesetzte Perfekt ersetzt, kann also schon zur Zeit der ersten Südwanderungen nicht mehr lebenskräftig gewesen sein. Im Wallis und Osten beginnt auch der Konjunktiv Präteriti, namentlich in der starken Konjugation, vor der Umschreibung mit „täte“ zurückzuweichen.

Überblicken wir die in gedrängter Kürze angedeuteten sprachlichen Merkmale, so finden wir Altertümliches neben Neuem, weitreichende Gemeinsamkeit neben starker Sonderentwicklung, bei aller Selbständigkeit im einzelnen eine Gemeinschaft, die wir als Walliser Mundart zu bezeichnen berechtigt sind. Den äußersten Nordostpunkt dieser Walliser Mundart „bildet das Dorf Riezlern“ wie das ganze kleine Walsertal ehemals zur Diözese Augsburg gehörig. Der Gegenpunkt Issime liegt in der Diözese Aosta. So kann man sagen, vom Gebiet der einen dieser Augustusstädte bis zu dem der andern klinge heute Walliser Sprache.“

Aber den umfangreichsten Abschnitt von Bohnenbergers Buch, den besonderen Teil, der sich in einen lautlichen und einen flexivischen gliedert und sich naturgemäß ganz besonders an den Mundartforscher wendet, sei nur im allgemeinen bemerkt, daß das namentlich für die entlegenen Südpunkte ungemein reiche Material in gründlichster Weise ausgenützt erscheint. Eingehende wissenschaftliche Verwertung des Vorhandenen, die der Eignung und Hingebung der einzelnen Verfasser, nicht zuletzt aber der glücklichen Hand des Herausgebers bei der Wahl der Bearbeiter und seinem immer bereiten tätigen Zugreifen zu danken ist, bildet überhaupt ein Charakteristikum der ganzen Sammlung. Bei Bohnenbergers Buch ist noch ganz besonders die neuartige Behandlung verschiedener sprachgeschichtlicher Probleme (so des oben erwähnten der Entwicklung von urdeutschem *iu*) hervorzuheben. Ein dem Buche angefügtes, von A. Mack bearbeitetes Wörterverzeichnis und die beigegebene Karte der Walliser Mundart sind für den Benutzer sehr willkommen.

Neuschloß an der Narowa, eine ehemalige Vogtei des Deutschen Ordens.

Von Karl v. Löwis of Menar in Riga.

Die Ruine der Vogtei Neuschloß an der Narowa, auch Nen-Narwa oder Waskenarwa genannt¹⁾, liegt am linken Ufer der Narowa, unweit ihres Ausflusses aus dem Peipussee, bei dem großen Fischerdorfe Sirenez. Wann Neuschloß erbaut ist, steht nicht ganz fest. Die zweite Pleskauer Chronik meldet, daß im Jahre 6857, das ist 1349, zur Zeit des Ordensmeisters Goswin von Herike, der Deutsche Orden, kurz nach der Erwerbung von Wierland (1346), eine Grenzburg errichtet habe, die in demselben Jahre von den Pleskanern ausgebrannt sei²⁾.

Politische Rücksichten gegen das damals befreundete Nowgorod hinderten den Orden, die Burg wieder aufzubauen, bis veränderte Verhältnisse im Jahre 1427 den Wiederaufbau erheischten. Damals ließ der Orden einen Maurer aus Areal kommen, der den »nyen thorn«

errichten sollte, »tor Peyghbarmunde«³⁾. Im Juli desselben Jahres beschwerten sich die Pleskauer über die Erbauung eines neuen Schlosses auf derselben Stelle, wo jenes frühere stand, das sie seinerzeit zerstört hatten, drohten auch, solches wiederum zu tun⁴⁾. Es blieb bei der Drohung, da die Pleskauer weder in Moskau noch in Litauen Unterstützung fanden⁵⁾. Ob bei der Er-

¹⁾ Andere Namen: Syronsko slot, des Sironsko slot voget, die Sironsko (K. U. B. II 3 Nr. 584 p. 14, 1509 März 25); 1581 werden »beide Narven« genannt = Narwa und Neuschloß (Mitt. 20, S. 517). Nach freundlicher Mitteilung von K. Arbusow sen. — ²⁾ *История русского государства* 5, S. 14. Nach freundlicher Mitteilung von K. Arbusow sen.

³⁾ K. U. B. I, Nr. 565 und 572. Alle Urkunden im 4. und 5. Band unseres Urkundenbuches beziehen sich auf ein neues Schloß (Nyflott) in Ingemanland, auf dem Wege von Narwa nach Nowgorod, seine Lage ist nicht genau bekannt. Es lag nach Schillebert de Kannoy 7 Meilen von der Narowa. — Im K. U. B. 9, Register S. 681, gibt H. Hildebrand irrtümlich an, daß das russische (ingemanländische) Nyenlot gegenüber dem litauischen am rechten Ufer der Narowa läge. Diese unrichtige Angabe war wohl auch die Veranlassung für die gleiche Angabe von P. v. d. Osten-Sacken in den »Mitteilungen« Bd. XX, S. 284. Hier, gegenüber unserm Nyflott, lag im 17. Jahrhundert nur das kleine Fischerdorf Coriza oder Kwitscha, neben dem, bis zur Mündung des Trojabaches, später das größere Fischerdorf Sjomja entstand. —

⁴⁾ K. U. B. I, 648. — ⁵⁾ Vergl. hierzu: Paul v. d. Osten-Sacken: Litauisch-russische Belegungen während der Regierungszeit des Großfürsten Witowt von Litauen (1392–1430) in den Mitt. a. d. Lit. Gesch. XX, S. 169–294, besonders S. 284 f.

banung die Grundmauern von 1349 benutzt wurden, ist unbekannt. Neuschloß wurde bald eine Vogtei, das Siegelbild des Vogtes ist ein Turm.

Im Jahre 1442 fand hier eine Visitation statt und es wurden Geschütze mit je 2 Kammern, Rüstungen, Armbrüste, Pfeile, Pulver usw. verzeichnet¹⁾. Von hier wurden in Kriegszeiten, so im Jahre 1501²⁾, Ausfälle ins Land des Feindes unternommen, der seinerseits die Burg belagerte, wie 1502³⁾, da sie vom Orden entsetzt werden mußte.

Von 1453 bis 1558 sind uns die Namen von neun Vögten erhalten⁴⁾. Der letzte von ihnen, Diederich von der Steinkule, soll, wie der schwarz in schwarz malende Chronist Balthasar Russow berichtet, beim Nahen der Moskowiter aus seiner Burg entwichen sein⁵⁾. Russow haben solches andere nachgeschrieben. Ausführlicher und objektiver schildert die damaligen Vorgänge der Chronist Johann Renner, der mitteilt, am 3. Juni 1558 seien 15000 Moskowiter vor dem »schlott im more« erschienen, in dem nur 50 Deutsche fünf Tage und Nächte sich gehalten hätten, vergeblich auf die aus Wefenberg erbetene Hilfe harrend. Da der Feind den einzigen Weg zum Schloß besetzt hatte, mußte der Vogt am 7. Juli auf eine ehrenvolle Kapitulation eingehen, durfte mit den Seinen nach Wefenburg frei abziehen und, was in der Eile möglich war, mitnehmen. Beim Abzuge vergoß der Vogt Tränen, weil er gezwungen war, sein schönes Schloß dem Feinde zu lassen⁶⁾.

Bis 1581⁷⁾ behielten die Moskowiter Neuschloß und lieferten es dann, nach den glänzenden Siegen des Pontus De la Gardie, den Schweden aus.

Die Burg scheint um jene Zeit zerstört worden zu sein, denn ein schwedischer Plan von »Wasch Narwon« aus dem 17. Jahrhundert⁸⁾ zeigt nur einige Mauern der Burg, die als »altes« Schloß bezeichnet ist.

Im Nordischen Kriege wird Neuschloß nicht mehr genannt, wohl der mit Waskenarwa bezeichnete Ort⁹⁾. Jetzt wird der Ort Sirenez genannt, ein Name, der übrigens schon 1416 urkundlich vorkommt¹⁰⁾.

Gegenwärtig ist die Burg und ihre Geschichte so vergessen, daß auf der Rigaschen Fischereiausstellung im Sommer 1910 eine Photographie, als »alte schwedische Festung« bezeichnet, zu sehen war. Ferner wurde vor einigen Jahren die Angabe gemacht, Nysslott sei 1509 von Plettenberg erbaut worden und es seien nur noch unbedeutende Trümmer vorhanden¹¹⁾! Das paßt dem

doch nicht auf die 10–12 m hohe Ruine des Vogteihauses, dessen Umfassungsmauern an allen vier Seiten noch erhalten sind. Die Burg ist aus Kalkfliesen, untermischt mit Granitsteinen, erbaut. Auch die Tür- und Fensterwölbungen bestehen aus Fliesen, so daß Backsteine kaum verwendet sind. Von der äußeren Ringmauer, die ein Rechteck mit einem 12,5 m starken runden Turm bildet, der an der Nordwestecke vorspringt, ist nicht viel erhalten. Ohne diesen Turm ist der Burgbering rund 68 m von Norden nach Süden lang und 36 m breit, hat bis 3 m starke Fundamente, erhebt sich an einer Stelle noch 3 m hoch und ist dort 1,95–2,25 m stark. Der runde Turm hat 3 m starke Mauern mit gewölbtem Zugang von der Innenseite und vier noch kenntlichen breiten Schießluken, von denen bei zweien die Überwölbung erhalten ist. Dieser Turm ist in später Zeit der Burg hinzugefügt worden.

Der nicht mehr kenntliche Haupteingang zur Burg lag, nach älteren Plänen, an der Nordseite der Umfassungsmauer und dürfte unter einem viereckigen Torturm angelegt gewesen sein¹⁾.

In der Mitte der Anlage erhebt sich die eigentliche Burg, ebenfalls mit rechteckigem Grundriß, über 23 m lang von Norden nach Süden und 15 m breit. Die Keller liegen, wohl wegen des niedrigen, Überschwemmungen ausgesetzten Terrains, fast ganz über der Erde und bestehen aus zwei durch eine 1,4 m starke Quermauer mit drei gewölbten Durchgängen geschiedenen Räumen. Die Umfassungsmauern sind 3,6 m oder beinahe 12 Fuß stark. Sowohl der Stockholmer Plan aus dem 17. Jahrh., als auch der um 1827 aufgenommene Plan zeigen einen Eingang von der Westseite, der jetzt nicht mehr kenntlich war. An der Nordseite liegt ein nur 1 m breiter Zugang, an der Südseite findet sich eine 0,6 m breite fensterartige Öffnung.

Aus dem nördlichen Kellerraum führte in der Stärke der Westmauer eine Wendeltreppe empor, und aus dem südlichen Raum in der Ostmauer eine gerade Treppe, belichtet durch ein schmales Fenster, hinauf zum Erdgeschoß, das recht hoch über der Erdoberfläche liegt. Hier sind die Umfassungsmauern noch bis 3,4 m stark.

Das darüberliegende Hauptgeschoß war wohl, ebenso wie die zwei Keller und das Erdgeschoß, einst gewölbt, doch läßt sich über die Gemächer dieser beiden Geschoße nichts Genaueres mitteilen, da die Innenwände alle zerstört sind.

An der Südostecke ist die Burg in ihren obersten Teilen erhalten und hier erkennen wir noch mehrere Schießluken vom Wehrgang, namentlich nach der Ostseite, zur Narowa hin. (Sitz.-Ber. d. Ges. f. Gesch. u. Altertumskunde d. Ostseeprovinzen 1910.)

¹⁾ Vergl. außer dem genannten Stockholmer Plan der Burg, auch den in der Rigaschen Stadtbibliothek, gezeichnet von C. Jaehlmann, enthalten in einer auf Befehl des Generalgouverneurs Paulucci um 1827 angelegten Sammlung von Plänen und Ansichten unserer Burgruinen.

¹⁾ E. H. B. 9, 833. — ²⁾ E. H. B. II, Abt. 2, 161. — ³⁾ Ebendort 229. — ⁴⁾ Arbusow: Ordensbeamte in Jahrbuch für Genealogie usw. 1899. Mitau 1901, S. 123. — ⁵⁾ Russows Chronik, Bl. 42a. — ⁶⁾ Renners Chronik, herausg. von R. Hausmann u. Konst. Böhlbaum (1876), S. 187f. — ⁷⁾ Mitt. XX, 517. — ⁸⁾ Original im Stockholmer Kriegsarchiv, Durchzeichnung in der Eivländischen Altertumsbibliothek. Auf diesem Plan ist ein Eingang von der Westseite angegeben. Der Burgbering ist kaum angedeutet. — ⁹⁾ Nordberg: Leben Karls XII., Band I, S. 225, 273 und 474. Kelds Continuation, S. 358. — ¹⁰⁾ E. H. B. V, 2060. — ¹¹⁾ G. v. Hansen im »Revaler Beobachter« v. 10. (22.) Februar 1896, Nr. 34.

Weiße und Schwarze Häupter in Nowgorod.

Der 1910 von R. v. Bulmerincq herausgegebene 12. Band des Livländischen Urkundenbuches enthält in Nr. 379 Verordnungen der Hansestädte vom Jahre 1466 für den Hof von Nowgorod.

Uns interessieren zunächst in diesen Verordnungen einige Ausdrücke. Der zweite und dritte Artikel kommen zuerst in Betracht, da heißt es: »Vortmer syn sie do sulvest over komen in ener gemenen steven dorch nut und vromen des coipmans, dat neen withovet sall mer dan twe junghen vrien vor sunte Peters schape. Is dat zake, dat hie er mer helt, die solt doen all sunte Peters recht, und welck junge mer hefft dan viiff stücke sulvers, dat sall he vorschotten. Dit do holden strongeliken by 10 marcken. Vortmer en sall neen swart hovet junghen holden, de vor eme kocke, it en sy umme noitzake willen syner gesunthied, by 10 marcken.

Es ist nicht leicht, diese Artikel korrekt zu übersetzen. Ich glaube die Übertragung so fassen zu müssen: Die Abgeordneten der Hansestädte sind in einer allgemeinen Versammlung zu »Nutz und Frommen des Kaufmannes« übereingekommen, daß (in Nowgorod) kein Weißes Haupt mehr als zwei Jungen vor dem schape zu St. Peter annehmen dürfe, käme es aber vor, daß von einem Weißen Haupte mehr Jungen gehalten werden, so soll der Junge den Sühnungen nachkommen, und jeder, der mehr als 5 Stück Silber empfängt, ist bei Strafe von 10 Mark gehalten, eine Abgabe zu entrichten. Ferner darf kein Schwarzes Haupt einen Jungen halten, es sei denn, daß er wegen Krankheit genötigt wird, einen Jungen anzunehmen, der für ihn kocht.

Dieser zweite Artikel kann auch anders übersetzt werden, und zwar: Kein Schwarzes Haupt darf einen Jungen halten, der für ihn kocht, ausgenommen in dem Falle, wenn das Schwarze Haupt krank ist, ob er überhaupt Jungen in den Dienst nehmen darf, bleibt bei der letzten Version ungewiß. Außerdem bedürfen die Ausdrücke Weißes und Schwarzes Haupt der Erklärung. A. von Bulmerincq sagt nichts zur Erläuterung. Das Wort withovet (Weißes Haupt) ist nicht einmal in das Sachregister aufgenommen.

Vor 25 Jahren wurden diese beiden Ausdrücke in ihrer Gegenüberstellung von W. v. Gutzeit behandelt (Rig. Stadtblätter 1885, Nr. 17). In einem Vergleich der Schwarzen Häupter zu Riga mit der Großen Gilde vom Jahre 1477 kommen diese beiden Ausdrücke vor (vgl. Stieda u. Mettig: Schragenbuch der Stadt Riga, S. 587, Art. 15). Dasselbst heißt es: Wenn zu Fastelabend die Schwarzen Häupter ihre Trünke veranstalten, so darf niemand Beitrunf, ausgenommen die Weißen Häupter, veranstalten.

W. v. Gutzeit sprach sich über die Bedeutung der Weißen Häupter nicht ganz deutlich aus; seiner Meinung nach scheinen die Weißen Häupter die Mitglieder der Großen Gilde oder der Ausschuß der Bürgerschaft der Großen Gilde zu sein. Es ist schwierig, hier eine Entscheidung zu treffen. Der Ausschuß oder die Ältesten werden in den älteren Schragen Weiseste genannt, vielleicht ist für sie auch bisweilen die Bezeichnung Weiße Häupter in Gebrauch gekommen.

In Nowgorod gab es auch unter den dort lebenden d. Kaufleuten Weiseste, die die Ältesten der dort handel-treibenden d. Kaufleute waren. Es ist nicht unmöglich, daß die Ältesten wegen ihrer Mühewaltung und wegen

der an sie gestellten größeren Anforderungen das Recht erhielten, mehr Jungen zu halten als die gewöhnlichen Kaufleute. Die Nowgorodischen Schwarzen Häupter bildeten die Genossenschaft der jungen Kaufleute, die weniger Recht besaßen und somit auch keine Jungen halten durften. Diese eben ausgesprochene Meinung hat nur den Charakter der Hypothese, da die Überlegung der fraglichen Artikel nicht feststeht.

Zur Annahme, daß die Nowgorodischen Schwarzen Häupter nicht zu den Kaufleuten gehörten, liegt kein Grund vor. — Solche Genossenschaften wie die in Livland, die aus Dienstleuten des Ordens bestanden und sich Schwarze Häupter nannten, gab es in Nowgorod nicht. (Sitz. Ber. d. Ges. f. Gesch. u. Altertumsk. d. Ostseeprovinzen 1910.)

Realschulinspektor Konstantin Mettig in Riga.

Der deutsche Großgrundbesitz in Kurland.

Der deutsche Gesamtbesitz besteht aus 421 Gütern mit 2658336 Loffstellen Hofesland (die Desjatine drei Loffstellen gleichgesetzt), und zwar verteilt er sich auf die einzelnen Kreise in folgender Weise:

Güter	Loffstellen (Hofesland)	v. H.
Tuckum	55	312 189 = 95,3
Hasenpoth	72	386 885 = 90,8
Windau	19	569 424 = 89
Talsen	60	436 445 = 85,8
Goldingen	54	249 474 = 64,5
Bauske	37	161 212 = 60,7
Grobin	54	154 545 = 60,6
Doblen	42	160 758 = 48,3
Illut	32	150 698 = 20,3
Friedrichstadt	16	96 696 = 25,3

In Summa ergibt sich, daß 68,5 v. H. des gesamten Großgrundbesitzes in Kurland in deutschen Händen sind: der Windausche Kreis steht an der Spitze, der Friedrichstädtsche an letzter Stelle. Im Doblenschen Kreise neigt sich die Wage bereits zugunsten des nichtdeutschen Besitzes, und in den beiden Kreisen Illut und Friedrichstadt ist ein bedeutendes Ueberwiegen des letzteren zu konstatieren.

Von den d. Gütern mit 1487235 Loffstellen = 56,6 v. H. fideikommissarisch gebunden, während auf die allodialen Land und Privatgüter 285 Einheiten mit 1141026 Loffstellen = 43 v. H. entfallen.

Demgegenüber bietet der nichtdeutsche Grundbesitz in Kurland folgendes Bild: 318 Güter mit 1217669 Loffstellen = 51,5 v. H. des Hoflandes:

auf die Krone entfallen: 219 Güter mit 784486 Loffstellen	= 21,1 v. H.
auf den polnischen Besitz: 41 „ „ 181703 „	= 4,7 v. H.
auf den russischen Besitz: 10 „ „ 108177 „	= 2,8 v. H.
auf die Agrarbank: 14 „ „ 76882 „	= 1,9 v. H.
auf den lettischen Besitz: 34 „ „ 43284 „	= 1,1 v. H.

In nichtdeutschem Privatbesitz befinden sich einschl. 7 fideikommissen 99 Güter mit 433183 Loffstellen = 11 v. H. Er ist in den letzten 12 Jahren um ca. 42 v. H. auf Kosten des deutschen Besitzes gewachsen, so daß er jetzt gleich dem sechsten Teil des deutschen Gesamtbesitzes ist. Das Deutschtum hat in diesen 12 Jahren abzüglich des

zurückgewonnenen Areals 59 Güter mit 174 089 Loffstellen
Hofesland verloren, und zwar sind übergegangen:

	Loffstellen
an die Bauer- und die Don-Agrarbank	— 76 917
in russischen Besitz	— 50 414
in lettischen „	— 22 288
in polnischen „	— 22 268
in sonstigen „ (Aktiengesellschaft)	— 23 102
	174 989

Der polnische Erwerb war ursprünglich doppelt so groß, doch ist die Hälfte an die Baueragrarbank weiterverkauft worden.

Der deutsche Verlust war ursprünglich größer, er betrug 48 Güter mit 186 200 Loffstellen, doch wurden 11 Güter mit 112 11 Loffstellen aus nichtdeutschem Besitz zurückgewonnen, so daß sich die obige Endsumme ergibt, die 13 v. H. des deutschen verkäuflichen Bodens in 12 Jahren darstellt.

Neues über die deutschen Belange in Mazedonien und auf der Insel Thasos.

Von

Dr. Wilhelm Groos in Karlsruhe.

(Mit Karte, s. Tafel 25.)

Über „Deutsche Belange in Mazedonien“ habe ich in dieser Zeitschrift 1906, Heft 4, berichtet, dabei auch mit einem kurzen Sahe die nicht ganz zweifellos zu dem mazedonischen Wilajet Salonik zu rechnende Insel Thasos streifend. Sie sind leider durch die kriegerischen Ereignisse seit bald einem Jahre auf der Balkanhalbinsel gefährdet oder doch bedroht, nicht nur vorübergehend geschädigt, wie auch der Handel der andern europäischen Industriestaaten, bis sich aus dem wüsten Drüber und Drunter wieder eine feste Gestaltung aufrichtet; auch dauernde Verluste für unsere Belange stehen bevor, wenn nicht ein starker Rückhalt der Abwehr zuteil wird. Kein Zweifel, daß für unsern Warenabsatz eine nicht überstürzte, sondern nur Schritt für Schritt sich vollziehende Ablösung der türkischen Herrschaft durch europäische Reformen mit dem Endziel eines „autonomen“ Mazedoniens mehr Gewähr des Bestandes und der Weiterentwicklung geboten hätte, als Zuteilung an einen der bestehenden Balkanstaaten (Bulgarien) oder Verteilung unter die mehreren. In jedem der beiden letzteren Fälle ist eher als unter den Türken ein Fortschreiten zu eigener industrieller Tätigkeit und zuvor Belastung der Wareneinfuhr zugunsten der wenn auch nur noch schwachen Industrie der neuen Herren zu erwarten, welche Erschwerung allerdings zunächst durch einen gesteigerten, weil über die Kriegszeit nicht befriedigten Bedarf der Bevölkerung Mazedoniens gemildert werden dürfte; denn deren Kaufkraft wird trotz der Zerstörungen durch eine einzige gute Ernte sich wieder heben. — Dem Handel von Salonik, dessen deutsche Hauptvertreter ich in jenem früheren Aufsatz nannte, dürften aber besondere Schwierigkeiten erwachsen durch die staatliche und Zollabgrenzung zwischen dem voraussichtlich Griechenland zufallenden Benteanteil, Salonik mit Mazedonien im engsten Sinne, dem Stammland der alten mazedonischen Könige, also dem Gebiet zwischen dem Meere und dem ersten hohen Gebirgsquerriegel ostwestlich, und anderseits der zweiten und der obersten Talstufe des Wardareinzugsgebiets, den bisherigen Wilajets Monastir (nebst einem Teil der Saloniker) und Üsküb (mit dem Sandschak Novipasar), weit mehr als zwei Dritteln des heutzutage unter dem Namen Mazedonien begriffenen Balkanlandes zwischen Serbien und Bulgarien und dem künftigen albanischen Staatswesen. Das kann Nachteile bringen auch für die große Kapitalanlage der „Deutschen Bank“ in Berlin in der durch sie erbauten und von der Gesellschaft der „Orientalischen Bahnen“ betriebenen Eisenbahn Salonik—Monastir, deren Endpunkt durch die der Wasserscheide folgende neue Grenze auf serbischen Boden fiel. Dabei wird nun wohl der Gedanke eines Bahnbaues von der mazedonischen Stammbahn, im Wardartal hinauf an dessen Nebenfluß, der Tschirna, nach Monastir mehr Aussicht auf Verwirklichung haben, da Serbien (wie auch Bulgarien) diese unsern mitteleuropäischen Belangen besser dienende Verbindung mit Monastir und dem ganzen westlichen Mazedonien braucht, um von dem Umweg über Salonik durch fremdes, griechisches Gelände unabhängig zu sein. Stellt dieser, schon länger ins Auge gefaßte Bahnbau dem Verkehr und Ertrag der Bahn Salonik—Monastir Einbuße in Aussicht, so wird er anderseits von Nutzen sein für einen Hauptstützpunkt deutscher Belange im Herzen von Mazedonien, das Großgut Palekura (20 qkm) unseres Landsmannes J. Zeisset mit seiner neuzeitig eingerichteten Mahlmühle, den Zubegehören auf Station Gradsko usw., und das benachbarte Schieferwerk des Herrn Sez in

¹⁾ W. Groos: Die Murichowo, ein Gebiet für deutsche Forschung und Unternehmung. (Globus 1905, Nr. 19.)

Deutsche Erde. 1913, Heft 5/6.

Papadia — wenn, ja wenn diese Unternehmungen als Fußpunkte für die Belange auch unserer Industrie gehalten und gefestigt werden. Standhaft hat der wackere deutsche Besitzer von Palekura wie vor Jahren englische Angebote, so noch kurz vor dem Kriege ein solches des bulgarischen Exarchates zurückgewiesen, das dort angeblich eine Ackerbauschule errichten wollte. Durch den Krieg wurde das Gut stark in Mitleidenschaft gezogen, in einer Nacht einmal 2500 Seelen auf dem Gutshof! Futter, Frucht, Vieh requiriert, lautete eine Nachricht, die mir noch vor Weihnachten gesandt wurde; die letzte bis jetzt, trotz verschiedener Anfragen, gewiß aber nicht die letzte „Requisition“. Wird unsere diplomatische Vertretung für den schuldigen Ersatz sorgen? und unser Großkapital einmal, solange es noch an der Zeit ist, nicht verspätet wie in Marokko, sich auch von völkischen Gesichtspunkten leiten und, was deutsche Tüchtigkeit und Ausdauer geschaffen, nicht in fremde Hände fallen lassen?

Als ich 1904 einige Wochen in Mazedonien weilte, war ein deutsches Unternehmen unlängst eingeleitet worden¹⁾, von engeren Landsleuten, die ich aber noch nicht persönlich kannte. Die Leiter hatten es mit Vermeiden allen Aufsehens daheim in aller Stille ins Leben gerufen. Dort unten war zwar schon eine Kunde nach Palekura gedrungen, aber näheres wußte man auch in meinem Bekanntenkreis in Salonik, deutsche Oberbeamte der Bahn, Kommissionshaus Jenny u. Sock, Deutsche Schule, Deutscher Verein und angeblich beim Konsulat nicht. Die Verbindung sei umständlich über Land und zur See, erst in einigen Tagen der russische Dampfer zum Athos und nach Kawala fällig. Dem Ende meines Urlaubs nahe, mußte ich mich begnügen, vom Kortatsch (1200 m) in der Thakidike über die Athoshalbinsel weg einen Blick über den annähernd ebenso hoch aus dem Meer aufragenden Bergstock der Insel Thasos geworfen zu haben, hörte zu spät (nach der Reise) von den Herren in Pforzheim, daß sie mich gern durch ihre Dampfjacht in Salonik hätten abholen lassen. Vier Jahre darauf bot sich aber doch die Gelegenheit, auf der Heimreise von den deutschen Siedlungen in Südrußland, hinzukommen, und zwar mit vierstündiger Wagenfahrt von Station Drama der Bahn Konstantinopel — Salonik zur Hafenstadt Kawala, und von da endlich mit dem allsonntäglichen türkischen Regierungsdampfer hinüber nach Thasos. Die mir entgegengeforderte „Ida“ der deutschen Unternehmung war nach langem Warten vor Kawala wieder abgedampft, da ich durch orientalische Spitzbübereien mit dem Wagen beinahe um einen Tag verspätet zur Küste kam. Der weitere Tag Aufenthalt dort kürzte mir dann leider die Zeit für Thasos noch mehr, brachte aber außer den landschaftlichen auch sonstige nützliche Eindrücke (deutsches Gasthaus „Zur Käthe“, Dresdner Besuch der Zigarettenfabriken, Teilnahme an einer Gerichtssitzung mit dem Kanzler des deutschen Konsulats in Salonik, Bekanntschaft mit türkischen Militärs, die zur Gewehrabnahme in Oberndorf befehligt gewesen, u. a. m.). Und mein Schiff fuhr nicht unmittelbar zu der deutschen Geschäftsniederlassung, sondern zuvor nach dem Hauptlandeplatz, der Insel Liménas an der Nordostküste. Die fünf Stunden Zeit, die ich dort hatte, erlaubten mir, wohl vorbereitet und gut geführt, einen Abstecher durch herrliche Landschaft, saftige Wiesen, aus deren sattem Grün weiße Marmorsarkophage hervorleuchten, mit mächtigen Platanen, im Hintergrund die weit hinauf bewaldeten Steilabstürze des Hagios Ilias und des Hypsaron (1045 m), in der Richtung gegen Panagiä, den früheren Sitz des Mudir, der nun nach Liménas oder, wie es auf türkisch umgetauft war, Osmanieh verlegt worden. Und links umbiegend, konnte ich, nach einem herrlichen Blick auf die östliche Steilküste und hinüber zur hochragenden Samothrake, im Waldesschatten auf der Rückseite zu den gewaltigen Untermauern der Akropolis der alten thasischen Hauptstadt hinaufsteigen und längs der noch größtenteils erhaltenen Stadtmauer aus wohlgefügtten Marmorblöcken rechtzeitig zum einstigen befestigten Hafen zurückkehren. Den Spuren deutscher Wissenschaft war ich gefolgt, die grundlegend das Archäologische der Stadt und der Insel festgelegt hat, so der spätere Berliner Museumsdirektor A. Conze²⁾, während des Geschichtsforschers Franz v. Eöher³⁾ Auge mehr auf Land und Leute und ihre Geschichte gerichtet gewesen ist, als er für seinen unglücklichen König Ludwig von Bayern eine unabhängige Südmeerinsel finden sollte. Er hat den östlichen Teil der Insel über Panagiä, Potamiä bis Theologos durchritten, beinahe zwanzig Jahre, nachdem Conze die ganze Insel im Innern und alle Küsten durchforscht und weiterhin auch die Orte Kastros, Mariaes, Kafiraki, Sotiro, Kazavit, Vulgáro, Hagios Georgios und deren

¹⁾ W. Groos: Deutsches auf thrakischen Küstenfahrten. (Alldeutsche Blätter 1909, Nr. 22.) — ²⁾ Reise auf den Inseln des Thrakischen Meeres. Hannover 1860. — ³⁾ Griechische Küstenfahrten. Bielefeld u. Leipzig 1876.

Landungsstellen, Skala genannt, besucht hatte. Für die Ostseite der Insel mußte ich mir mit dem von der Nordspitze aus genossenen prächtigen Blick genügen lassen; dafür bot mir die Weiterfahrt mit dem kleinen Dampfer reichen Ersatz. Wie in der Feenoper glitten die vom tiefblauen Meer umspülten grünen Gestade, überragt von dem steil ansteigenden Berggrund des Innern der Insel, an dem Auge vorüber, das sich kaum sattsehen konnte an dieser Perle des Südmeeres, die, ungleich den andern Inseln, noch den überall herabwallenden Mantel des Waldes trägt. Und als weißschimmernde Punkte hoben sich von dem dunkleren Hintergrund die Ortschaften der Insel ab, höher, teilweise hoch gelegen, der einstigen Seeräuberfahrt halber, eine nach der andern: Hagios Georgios, Vulgáro, Kazavit, Sotiros, Kafirafi, Mariaes, alle auf der Westseite der Insel, unten am Strande jeweils die paar Häuschen des Landeplatzes, der Skala; und schließlich nach Umschiffung des Kap Kephaló die Skala von Kastrol, der neuerstandene Ort Hamidieh, so genannt nach dem damaligen Sultan, der Verwaltungssitz der deutschen Bergbauunternehmung. — Auf all die Schönheiten der Landschaft und die geschichtlichen Erinnerungen tat es doch wohl, wieder ein Bild des Lebens, neuzeitigen Lebens zu sehen: an der hier sanften Abdachung des Bergvorlandes ist ein netter Ort von schon 30—40 Häusern entstanden, auf der Ostseite begrenzt durch den stattlichen Wohn- und Geschäftsbau der Unternehmung auf einem steil zum Meer abfallenden Bergvorsprung, dazwischen eine Einsenkung, über der in der Höhe lange niedere Dächerreihen sichtbar werden, die Gegend des Bergbaues anzeigend, Arbeiterunterkünfte und Ställe. Kawaß und Boot der Herren Speidel — Speidel sagten beharrlich die Griechen — empfingen mich, oben Herr Edwin Speidel, dessen Bruder Fritz am selben Abend noch mit der „Ida“, von Pforzheim kommend, eintraf. Deutscher Willkommgruß, auch aus dem Munde der Bediensteten, eines Hausfräuleins von Pforzheim und der schwäbischen Köchin aus Pfalzgrafenweiler, mit allen Behaglichkeiten ausgestattete Räume, Zeitungen aus der Heimat, gepflegte deutsche Küche, das lernt man schätzen auf solch einer Reise, wie ich sie in den letzten vier Wochen gemacht. Es war Sonntag, Arbeitsruhe. Wir schauten daher vorerst nur flüchtig, auf einem Gang in den Ort und die Anhöhe über ihm, in die dem Hauptbau mit den Geschäftsräumen und den Arbeitsstätten der Scheidekünstler nahen Lagerhäuser und in die Einrichtungen, in denen die rohen Erze durch die Schmelzöfen auf die Hälfte der Masse zurückgeführt, die Pochwerke und die Wäsche, in denen sie zerstampft und gereinigt werden, um dann auf einer Kutsche unmittelbar ins Schiff herabzugleiten. In gleich zweckmäßiger Weise kommen die Rohstoffe auf einem Bremsberg von oben herab aus den Minen, wenn man so sagen darf, denn solche waren hier eigentlich erst in Angriff genommen. Zutage lagerndes Erz und alte Schlackenhalde hatten bislang reiche Ausbeute geliefert, ohne daß man tiefer in die Erde einzudringen brauchte, und auch dazu boten Gänge aus alter Zeit willkommene Vereinfachung der Sprengarbeit. Und solche gibt es, wie auch sonst auf der Insel, mehrfach gerade in dieser Gegend, in denen auch alte Werkzeuge und Waffen gefunden wurden. — Die Hauptausbeute ist Galmei, aus welchem Metall auch die Ketten der „Doppelkettenfabrik Friedrich Speidel in Pforzheim“ hergestellt werden, daneben Silber, Kupfer und Blei. In engem Zusammenhang mit ihr steht die „Minengesellschaft Fr. Speidel, Thasos-Pforzheim“, der 1905 die Ausnutzung der Bergwerksgerechtsame auf der Insel gegen Zahlung von 40000 türk. Pfund = 800000 M. als Vorschuß auf deren Gewinnanteil von der Zivilliste des Sultans übertragen worden ist, nachdem zwei Jahre zuvor die früher vom Vizekönig von Ägypten verwaltete Insel wieder in türkischen Besitz zurückgekehrt war. Jenes frühere Rechtsverhältnis hatte wohl gegen die deutsche Unternehmung ins Feld geführt werden sollen, wenn die um jene Zeit durch die Tagespresse laufende Mitteilung von einem englischen Einspruch richtig war. Und unsere Vettern jenseits des Kanals werden auch nicht gefehlt haben, Ende 1906, bei einer Einsprache der Mittelmeermächte gegen die Legung eines Kabels und Einrichtung einer Kohlenstation. Das erstere ist gelegt und, nebenbei, in dem jetzigen Balkankrieg abgeschnitten worden; ob aber an das zweite Reichskanzler und Reichsmarineamt überhaupt nur gedacht haben? Der deutsche Gesandte, Freiherr v. Marschall, ist allerdings wiederholt, so auch im September 1905 auf Thasos gewesen, nach dem Fortgang eines so bedeutenden deutschen Unternehmens zu schauen, wie es Pflicht eines Gesandten; dem Deutschen wird eben immer mißtrauisch auf den Dienst gelauert. — Ende 1906 berichtete die „Frankfurter Zeitung“ auch von einer „Konzession zur Ausbeutung der Marmorbrüche auf der Insel Thasos an die Gebrüder Speidel gegen einen Vorschuß

von 25000 Pfund an die Zivilliste auf deren Gewinnanteil". Ob und wie weit das richtig, kann ich nicht sagen, ich wollte nicht neugierig fragen, mich nicht in etwaige Geschäftsgeheimnisse der Unternehmung eindringen und muß mir überhaupt, um ihr nicht vielleicht irgendeine Schwierigkeit jetzt zu bereiten, eine gewisse Zurückhaltung in meinen für die Öffentlichkeit bestimmten Mitteilungen auferlegen.

Eine Marmorausbeutung hatte jedenfalls zur Zeit meines Aufenthalts noch nicht begonnen. Hochgeschätzt war ja im ganzen Altertum neben dem parischen auch der thasische Marmor, und dessen Hauptausbrüche scheinen gerade hier im Süden der Insel zu liegen, leicht zu verfrachten auf dem billigen Seewege. Ein mächtiger älterer Block lag unten am Strande. Noch vorsichtiger muß natürlich die Frage der Goldausbeutung behandelt werden — gefunden hatte man offenbar noch keins — sonst wäre es rühmlich geworden; auch noch nicht planmäßig danach geforscht. Daß man aber ein scharfes Auge auf Spuren des Vorkommens hat, kann sich jeder selbst denken. Phöniker und Griechen werden jedenfalls nicht alle Goldadern ausfindig gemacht und die gefundenen Erze mit den damaligen Mitteln auch nicht vollkommen ausgenutzt haben. Für die Fundorte jener gibt der alte Herodot doch wenigstens den Anhaltspunkt, daß sie an der Ostküste lagen, Samothrake gegenüber, „zwischen Koinyra und Ainyra“, wo durch ein vorgelagertes Inselchen der erstere Name auch erhalten geblieben ist. So fußt auch ein anderer Bergbau der Pforzheimer Gesellschaft an der Westküste bei Sotiros auf der von Conze mitgeteilten Kunde von Gängen und Minen. Deutsche Wissenschaft muß deutschem Unternehmungsgeist in die Hand arbeiten, von diesem wieder gefördert werden durch Beschaffung der für ihre Forschungen nötigen Mittel. — Unser unvergeßlicher Theobald Fischer hat, wie später für Marokko, solche Vorarbeit für Männer der Tat durch seine Abhandlung über Mazedonien in dem Werke „Die südosteuropäische Halbinsel“ geleistet, die dem Unternehmungsgeist auch in das der Insel gegenüberliegende Festland mit seinem Pangaion oros, dem Goldland der alten Thasier und Athener, die Wege weist. Wer hätte aber gar gedacht, daß auch eine Dichtung dem großzügigen Geschäftsmann fingerzeige geben könne, wie es der Seherblick des Dichtersfürsten getan in der Weissung, die er seinen Faust den germanischen Heerführern erteilen läßt¹⁾:

„In Thasos weiß ich manchen alten
Verlass'nen reichen Silberschatz“ usw.

Ob diese Worte wohl meinen Landsleuten gegenwärtig waren, als sie den Entschluß zu ihrem großen Unternehmen faßten? Ich vergaß, das zu fragen. Kühn haben sie es aufgenommen, unbeirrt durch unausbleibliche Störungen es fortgesetzt. Möge ihnen, trotz der neuen politischen Lage, auch der volle Ausbau vergönnt sein zu eigenem reichen Gewinn, zum Wohl ihrer Mitarbeiter und der schönen Insel, zugleich als ein stolzes Zeugnis für den Aufschwung des „deutschen Gedankens in der Welt“! Ihnen sind auch völkische Gesichtspunkte nicht fremd: sie haben deutschen Maschinen, deutschen Hilfskräften in den Vertrauensstellungen der Ingenieure, Chemiker, Lagerhausverwalter den Vorzug gegeben, darin auch ihren Vorteil gefunden, haben deutschen Unterricht ins Auge gefaßt, sobald durch Kinder ihrer deutschen Angestellten das Bedürfnis gegeben sei. Und kurz entschlossen haben sie einzelnen Störungen der Ordnung durch fremde Aufwiegler unter der zahlreichen Arbeiterschaft alsbald ein Ende gemacht, indem sie jene ohne Umstände ausschafften. Zustatten ist gekommen, daß die rund 12000 Köpfe zählende Einwohnerschaft der (393 qkm) Insel nicht eine national gemischte war, sondern eine bis auf ein paar türkische Beamte nahezu ausschließlich griechische oder doch wenigstens griechischsprachige (trotz der zwei bulgarisch klingenden Ortsnamen Volgaro und Kazavid). So wird das nach dem Nationalitätsgrundsatz Gerechte auch das verhältnismäßig Beste für die Gesellschaft sein, daß die Insel an Griechenland falle, da mit einem Schutzverhältnis unsererseits leider nicht gerechnet werden kann. Das Griechenvolk steht dem deutschen immerhin viel näher als das slawische der Bulgaren, und es kann auch hier gelten, was ich einmal in einer Reiseerinnerung „Hoch über der Chalkidike“²⁾ schrieb: „Dem Griechentum, dem wir so viel für unsere Bildung danken, könnten wir dagegen bringen, was uns im Überfluß ist und ihm noch fehlt: den rastlosen deutschen Fleiß, tüchtiges Wissen und Können, den Geist einer neuen Zeit der Arbeit aller und der Wertschätzung der Arbeit!“

¹⁾ S. Goethes „Faust“, II. Teil, III. Akt. — ²⁾ Rundsch. f. Geogr. u. Statist. 1906, Heft 1.

Der Anteil der Deutschen an der Kolonisierung Virginien¹⁾.

Von

Hermann Schuricht in Newyork.

Am 26. April 1607 erreichten die ersten Ansiedler unter Führung der Kapitäne Newport und John Smith sowie einiger minder berufenen Leiter die Chesapeakebai und die Mündung des James-River. An den Ufern des prächtigen Stromes — jedoch auf einer unglücklich gewählten, den Übersutungen ausgesetzten Halbinsel — gründeten sie eine erste Niederlassung und nannten dieselbe Jamestown. Aus den Berichten des Kapitäns Smith an die Londoner Kompanie — die Unternehmerin des Kolonisationsversuchs — ergibt sich, daß mit dieser frühesten Expedition vier Zimmerleute und zwölf Arbeiter nach dem jungfräulichen Virginien kamen. Der Kapitän nennt dieselben Dutchmen, und von seinen sonstigen Begleitern sagt er, daß sie für die schwere Pionierarbeit durchaus ungeeignet gewesen sind. Zu jener Zeit machte man jedoch keinen Unterschied zwischen Dutch und Deutsch, und aus den geschichtlichen Tatsachen, daß Kapitän Smith dem »Council of Virginia« empfahl, Arbeiter aus »Germany and Poland« kommen zu lassen, sowie in späteren Berichten nach England die erwähnten Zimmerleute ausdrücklich als »Germans« bezeichnete, ergibt sich, daß der arbeitsfähigste und deshalb wertvollste Teil jener ersten Einwanderung deutsch war und daß nicht von den arbeitscheuen und ungeübten englischen Edelleuten und Goldsuchern, sondern von den dazu geschickten Händen der deutschen Zimmerleute die ersten Wohnhäuser in Virginien erbaut worden sind!

Die Dokumente, welche die Namen der ersten Teilnehmer an der Besiedlung der Kolonie enthalten, sind unvollständig, aber sie führen dennoch eine ganze Reihe deutscher Familiennamen an. In seinen Eingaben an »The Council of Virginia« spricht Smith mit Anerkennung von einem Kapitän Richard Waldo, „auf den er sich jederzeit verlassen könne“, und die Listen der Einwanderer enthalten außerdem die folgenden deutschklingenden Namen: Unger, Pising, Cassen, Emery, May, Vere, Michiaell, Kaffer, Towick, Rose, Milman, Hillard usw. Ferner finden sich in einem 1620 vom Schatzmeister und dem Council veröffentlichten Buche folgende deutsche Namen: Bache, Beck, Brand, Campe, Colmer, Fenner, Gering, Heiden, Herst, Holeman, Landman, Leigh, Martin, Miller, Mundz, Paulsen, Salter, Speckhard, Tauerner, Treuer, Waller und Weid.

Bereits im Juni 1607 war Kapitän Newport nach England zurückgekehrt, und nur wenig hatten die kurzschichtigen Ansiedler zur Gewinnung von Lebensmitteln getan. Die mitgebrachten Vorräte gingen schnell zu Ende, Krankheiten brachen aus, und vor dem Eintritt des Herbstes war nahezu die Hälfte von ihnen durch Hunger und Fieber hinweggerafft. Auch die Beziehungen zu den Indianern hatten sich mißlich gestaltet.

Zwischen dem James- und York-River trafen die Europäer einen friedfertigen und gastlichen Indianerstamm an. Powhattan, das Oberhaupt der verbündeten Stämme, wohnte zu Worowocowoco an den Fällen des James- oder, wie von einigen Historikern angegeben wird, an den Ufern des York-River, und er kam den Weißen mit Wohlwollen entgegen. Kapitän Smith erzählt in seinem 1629 in London veröffentlichten Buche »The three Travels«: „Die Wilden besuchten uns oft freundschaftlich.“ Aber dieses gute Einvernehmen wurde durch Übergriffe und Roheiten der englischen Abenteurer erschüttert, so daß ihnen die Indianer die Lieferung von Mais verweigerten. Die Lage der Fremden wurde eine verzweifelte, doch schließlich gelang es dem Kapitän Smith, sowohl auf gütlichen wie auf gewaltsamen Wegen, Nahrungsmittel von den Eingeborenen zu erlangen und dieselben auch wieder zu versöhnen. Aber Zwietracht, ja selbst Untreue und Verrat unter den Kolonisten schufen neue Gefahren, und Smith verfiel auf den unheilvollen Gedanken, die Indianer durch List zu unterwerfen und sich zunächst der Person ihres Häuptlings zu bemächtigen. Wie er berichtet, bot er Powhattan an, ihm ein Wohnhaus nach europäischem Muster bauen zu lassen, und beauftragte drei seiner deutschen Zimmerleute mit der Ausführung. Sie sollten ihm zugleich als Spione dienen und ihm beistehen, seine Absichten zu verwirklichen. Allein die Deutschen lernten im Verkehre mit den Indianern dieselben schätzen und namentlich den arg-

¹⁾ Durch die „Mitteilungen des Deutschen Pioniervereins von Philadelphia“ 1912, Heft 26, gelangte dieser Vortrag des 1899 verstorbenen verdienten Verfassers zur Kenntnis weiterer Kreise.

losen Powhattan. Sie warnten deshalb denselben und zogen vor, bei den Söhnen des Urwalds, anstatt bei den hochmütigen Engländern zu bleiben. Als Kapitän Smith von diesem angeblichen Verrat seiner Beauftragten hörte, soll er erbittert ausgerufen haben: »Damned Dutch«, und sonach hätte er als Autor dieses schlecht gewählten — jetzt noch gebräuchlichen Schimpfwortes zu gelten.

Wo immer verschiedene Nationalitäten zusammengewürfelt sind, entstehen Eifersucht und Reibereien, und so wurde auch dieser Vorgang der erste Anlaß zu einer Entfremdung der Engländer und Deutschen, während er andererseits die Rothhäute furchtbar erbitterte und zur Rache reizte. Auf einer Tour zur Erforschung des Landes geriet Kapitän Smith in ihre Gewalt, er wurde zum Tode verurteilt, aber auf Fürbitte von Pocahontas, der Lieblingstochter Powhattans, begnadigt und ihm die Rückkehr nach Jamestown gestattet. Er suchte nun die ihm unentbehrlichen deutschen Zimmerleute wieder an sich zu ziehen, sicherte ihnen vollen Pardon zu und schickte zuletzt einen Schweizer, namens Volda oder Volday, als Vertreter an sie ab. Aber diesem Sendboten gefiel es ebenfalls unter den Indianern, er blieb bei ihnen, und nur einer der Deutschen, namens Adam, entschloß sich zur Rückkehr.

Im Frühjahr und Herbst 1608 traf Kapitän Newport mit weiteren Ansiedlern und Vorräten ein. Unter den neuen Ankömmlingen befanden sich eine Anzahl Deutsche und Polen zur Bereitung von Pech, Teer, Pottasche, Glas usw., jedoch die Mehrzahl erwies sich abermals als untaugliches Material. Entrüstet schrieb Kapitän Smith an die Londoner Kompanie: »Die Abenteurer (Adventurers) leisten niemals eine richtige Tagesarbeit, mit Ausnahme der Deutschen und Polen, sowie einem Duzend anderer. Sie sind zehnmal mehr geeignet, ein Gemeinwesen zu ruinieren, als es aufzubauen und erhalten zu helfen.« Neues Unheil zog sich deshalb wieder über der jungen Kolonie zusammen. Nach zweijährigem Bestehen waren nur vierzig Acker Land unter Kultur, und als dann Kapitän Smith, der mit eiserner Hand die Ordnung aufrecht erhalten hatte, infolge einer Verwundung nach England zurückkehrte, räumten Hungersnot, Krankheiten und Feindseligkeiten mit den Wilden furchtbar unter den zügellosen Elementen auf. Innerhalb sechs Monaten schmolz ihre Zahl von 490 auf nur 60 zusammen, und diese standen im Begriff, Virginien zu verlassen, als Gouverneur Delaware mit neuen Einwanderern und frischen Vorräten anlangte.

Bisher hatte in der Kolonie eine Art kommunistischer Zustände bestanden, die Ansiedler arbeiteten gemeinschaftlich, die Erntetrügnisse wurden in einem kolonialen Magazin aufbewahrt und das »Council« verteilte dieselben. Dabei stellte sich heraus, daß, wo der freie Besitz und Genuß der Früchte eigener Arbeit mangelte, auch Unternehmungsgeist und der Trieb zur Entfaltung der Kräfte fehlten. Gouverneur Dale, der Nachfolger Lord Delawares, führte deshalb das System ein, jedem Ansiedler einige Acker Landes als Eigentum anzuweisen, und die Vorteile dieser Politik bekundeten sich bald. Zudem hatte die Londoner Kompanie den Wert fleißiger Arbeitskräfte endlich schätzen gelernt und war bemüht, solche aus Frankreich, Holland und Deutschland heranzuziehen.

Zwei anderweitige Maßnahmen erwiesen sich im Jahre 1619 als segensreich. Auf Rat ihres Präsidenten, Sir Edwin Sandy, ließ die Londoner Kompanie einen Transport von neunzig Mädchen — »of virtuous education, young, handsome and well recommended« —, wie der Bericht sagt, nach Jamestown befördern. Sie wurden von den liebebedürftigen Kolonisten jubelnd empfangen und mit solchen von ihnen verheiratet, die als Ersatz für die Überfahrtskosten 50 Pfund Tabak zu zahlen vermochten. Reißend gingen die Mädchen ab, so daß weitere Sendungen folgten und der Preis für eine »Schöne« auf 150 Pfund Tabak stieg. Dieser Vorgang, so humoristisch er erscheint, hatte jedoch höchst bedeutsame Wirkungen, denn durch ihn entstanden häusliche Bande und aus diesen entwickelten sich tugendhafte Gesinnungen. Feste Heimstätten wurden nun gegründet, und selbst aus den unsteten Abenteurern und Goldsuchern wurden ehrsame Farmer und Gewerbetreibende. Es darf angenommen werden, daß auch verschiedene deutsche Ansiedler englische Frauen nahmen und sie durch den Einfluß derselben anglisiert wurden, so daß ihre Nachkommen die Erinnerung an die deutsche Abstammung der Väter verloren haben.

Im nämlichen Jahre wurde den Kolonisten das Recht der Beteiligung an der Verwaltung des Gemeinwesens eingeräumt. Die erste gesetzgebende Versammlung trat am 28. Juni 1619 in

Jamestown zusammen, und mit ihr wurde das vollstümliche demokratische Regierungsprinzip in Amerika eingeführt.

Aber diesen glückverheißenden Ereignissen folgten alsbald andere ungeliger Art.

Auf Befehl des englischen Königs wurden hundert Kriminalverbrecher sowie schottische und irländische Kriegsgefangene nach Virginien gebracht und als Knechte auf eine Reihe von Jahren an die Pflanzter verkauft. Dadurch entstand bei diesen das Bedürfnis nach dienstlicher Hilfe, und leider bot sich nur zu bald Gelegenheit, dasselbe zu befriedigen. Im Jahre 1620 langte ein von Afrika kommendes holländisches Schiff in Jamestown an und landete zwanzig Neger, welche auf Lebenszeit als Sklaven verkauft wurden. Weitere Zufuhren folgten. Anfänglich wurde die Sklaverei nur schweigend geduldet; doch es wußten die Sklavenbesitzer nach und nach gesetzlichen Schutz für ihr menschliches Eigentum zu erringen. Schließlich übten sie einen verhängnisvollen Druck auf die Mehrzahl der Kolonisten und besonders auf die Deutschen aus, die, mit wenigen Ausnahmen mit der Einführung der Sklaverei nicht einverstanden waren. »The House of Burgesses« passierte dreißig verschiedene Resolutionen gegen die Sklaveneinführung, allein auf Betrieb der großen Ländereigentümer, welche zumeist einflußreiche englische Lords waren, verwarf die königliche Regierung diese Beschlüsse. So wurde dem virginischen Volke die verhaßte und verabscheuungswürdige Sklaverei durch die Aristokratie Altenglands aufgezwungen. Die Sklaven stellte man außerhalb des bürgerlichen Rechts, die lockeren und rohen Sitten der Ansiedler verschlimmerten sich, die Reinheit der Ehe wurde besleckt, an Stelle eines gemüthlichen Familienlebens trat die konventionelle Lüge, und die Neger verloren das auch den Naturmenschen innewohnende Gefühl von Sitte und Recht und versielen der empörenden Sittenlosigkeit, die noch heutigentags die Existenz ihrer Rasse zu einem Fluch des Landes macht. Die allgemeine Schulbildung wurde gessichtlich vernachlässigt, damit nicht durch zunehmende Volksbildung das Humanitäts- und Rechtsgefühl geweckt und der Fortbestand der Sklaverei gefährdet würde. Gouverneur Berkeley sagte noch im Jahre 1671 in einem Berichte an die englische Regierung: »Die Geistlichen sollten häufiger beten und weniger predigen. Ich danke Gott, daß wir wenigstens keine Freischulen und keine Buchdruckereien haben und auch hoffentlich innerhalb hundert Jahren nicht haben werden.« Und es wahrte wirklich bis 1750, ehe der deutsche Buchdrucker John Buckner die erste Druckerpresse aufstellte, und erst 1756 wurde das erste Zeitungsblatt in Virginien gedruckt. Ferner wurde erst 1870 unter dem Deutschvirginier Dr. W. H. Ruffner, dem ersten Staatsschulsuperintendenten von Virginien, die Einführung eines Volksschulwesens zur Wahrheit.

Obgleich die üblen Folgen der Sklaverei nicht geeignet waren, die Deutschen zur Einwanderung zu verlocken, zumal die Sklavenarbeit die freie Arbeit verdrängte, so war ihre Zahl schon damals doch weit beträchtlicher, als gewöhnlich angenommen wird. Ihr Einfluß auf kommerziellen und industriellen Gebieten trat nun mehr und mehr in den Vordergrund. Der bereits genannte und von Kapitän Smith hochgepriesene Kapitän Waldo begab sich nach England und machte dortige Kapitalisten auf den Reichtum Virginians an Eisenerzen aufmerksam. Die in der Folge von ihm angelegten Minen erwiesen sich aber nicht als lohnend, und Waldo erlitt deshalb viele Anfechtungen und starb im Elend. Berkeley berichtet in seiner Geschichte von Virginien von einer Eisenschmelze, welche ungefähr fünf bis sechs Meilen unterhalb der Fälle des James erbaut, aber 1622 von den Indianern zerstört wurde, und es liegt nahe, diese Eisenhütte zu dem Unternehmen Waldos in Beziehung zu bringen.

Die soeben erwähnten Indianerunruhen waren von gewaltigem Umfang und bedrohten die gesamten Siedlungen der Weißen mit Vernichtung. Im Jahre 1618 war der friedliebende Häuptling Powhattan gestorben und sein Bruder Opechancanough (sprich Ope-han-kano) Oberhaupt der verbündeten Indianerstämme geworden. Mit Mißtrauen blickte er auf die wachsende Zahl und Macht der Bleichgesichter, und er beschloß deren gänzliche Vertilgung. Am 22. März 1622, um zwölf Uhr mittags, überfielen seine wilden Scharen die Niederlassungen, 347 Männer, Frauen und Kinder fielen der Rache der Rothhäute zum Opfer, und Jamestown entging nur der Vernichtung durch die Warnung eines zum Christentum bekehrten Indianers. Die »Colonial Records of Virginia« enthalten eine Liste der Gemordeten und diese weist neben zahlreichen zweifelhaften Namen folgende deutsche auf: Georg Soldan, Robert Horner, Sam. Stringer, Ed. Heyden, Ed. Eister, John Benner und Robert Walden.

Trotz dieses Blutbades besaß die Kolonie aber noch 1600 kampffähige Männer, und sie übten an den Indianern furchtbare Vergeltung, so daß dieselben Zuflucht in der noch unerforschten Wildnis suchten. Friedliche Zustände kehrten darauf zurück, und mit dem Gefühle der Sicherheit lebte der Unternehmungsgeist wieder auf. Die Kolonie dehnte sich aus und ihr Wohlstand wuchs.

Mit der zunehmenden Bebauung des Landes hielt die Entwicklung von Handel und Gewerbe Schritt. Zu den vielen fremdartigen Erscheinungen, welche den Pionieren entgegentraten, zählte eine Menge wilder Weinstöcke. Schon um 1630 machte man mit Hilfe deutscher, schweizerischer und französischer Winzer Versuche mit der Anpflanzung europäischer Reben. Allein die Erfolge entsprachen nicht den Erwartungen, die zarten europäischen Reben widerstanden nicht den schädlichen Einflüssen des Klimas und der Insekten, aber immerhin war ein Anfang gemacht, der später zu guten Resultaten führte. Ähnlich verhielt es sich mit Versuchen, Indigo und Hopfen zu kultivieren und die Seidenraupenzucht einzuführen. Die Londoner Kompanie hatte bis dahin keine Gewinne aus der Kolonisierung Virginians gezogen. Mehr als 9000 Personen hatte sie mit einem Kostenaufwande von über 100 000 Pfund über den Ozean befördert, und nach achtzehn Jahren zählte die Kolonie nur 2000 Seelen und der Jahresexport betrug kaum 20 000 Pfund. König James I. war über diese unbefriedigenden Ergebnisse höchst ungehalten. Er entzog deshalb der Gesellschaft die Regierungsgewalt und machte Virginien zu einer königlichen Provinz.

Ungefähr um 1629 war ein unternehmender Deutschböhme, Augustin Herrmann aus Prag, nach der Mutterkolonie gekommen und erwarb sich um dieselbe so hervorragende Verdienste, daß seinem Namen, obgleich derselbe auch in der Geschichte Neuniederlands, sowie Neu Jerseys und Marylands mit Auszeichnung genannt wird, ein Ehrenplatz in ihren Annalen gebührt. Die günstigsten Erfolge hatte bisher der Tabakbau ergeben, aber der Export dieses Krautes war zum Nachteil der Kolonisten auf England beschränkt worden. Herrmann unternahm nun die Ausfuhr nach außerenglischen und namentlich holländischen Häfen, und in einem Bericht an den holländischen Gouverneur Stuyvesant von Neuniederland vom Jahre 1654 sagt er selbst: „Ohne mich dessen besonders rühmen zu wollen, bin ich der erste Begründer des virginischen Tabakhandels gewesen, und es ist bekannt, welcher Vorteil in kurzer Zeit zum gemeinen Besten daraus erwachsen ist.“ Nachdem Herrmann von Virginien nach Neuniederland (Neuyork) übergesiedelt war, machte er seinen in Northampton, Va., ansässigen Schwager Georg Hack zu seinem Vertreter und betrieb mit ihm ein regelmäßiges Tauschgeschäft. Er bezog durch Hack virginischen Tabak und Baumwolle und lieferte dagegen europäische Waren. Selbst wenn die von einigen Seiten aufgestellte Behauptung, daß dieser Handelsverkehr eine Art Schmuggelhandel gewesen sei, begründet sein sollte, so ist doch anzuerkennen, daß der kühne Deutschböhme die engen und die Kolonie schädigenden Zollschranken des egoistischen Englands durchbrochen und den berechtigten Verkehr der amerikanischen Landesteile unter sich eröffnet hat. Und nicht nur als Geschäftsmann, sondern auch auf andern Gebieten gewann Herrmann Einfluß und Ruf. Zu verschiedenen Malen begab er sich während des Cromwell-Regiments als bevollmächtigter Botschafter des Gouverneurs Stuyvesant nach Virginien und Maryland. Die Beweise für diese Angaben liegen in den Archiven des Staates zu Albany, N. Y. Hack scheint in dem politischen Leben Virginians ebenfalls eine hervorragende Rolle gespielt zu haben, denn er war einer der Unterzeichner des sogenannten »Engagement of Northampton«, datiert vom 25. März 1651, durch welches sich diese Grafschaft zugunsten des Parlaments, d. h. Cromwells und der Republik, erklärte.

Auch andere Deutsche nahmen hohe politische Stellungen in der jungen Kolonie ein. Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß mir bei meinen geschichtlichen Recherchen in der Staatsbibliothek in Richmond der Name des Gouverneurs Richard Kemp auffiel. Bei einer Durchsicht der Landregister in der Landoffice daselbst fand ich, daß derselbe bereits 1624 Sekretär dieser Behörde war und seinen Namen nicht Kemp, sondern Kempe zeichnete. Obgleich auch Kemp ein deutscher Familienname ist, so bestärkte mich die Endung »e« noch mehr in meiner Vermutung, daß der Gouverneur ein Deutscher gewesen sei. Im Jahre 1642 war er Mitglied des »Council of Virginia«, 1644 Präsident dieser Behörde und während der Abwesenheit des Gouverneurs Berkeley in England amtierte Kempe als Gouverneur. Als weitere Bestätigung meiner Mutmaßung erschien mir, daß alle Biographien der Gouverneure der Kolonie die genaue Angabe von deren

englischen Geburtsorten und heimatlichen Counties enthalten und nur in der Kempten diese Einzelheiten fehlen. Wenn meine Ermittlungen auch nicht den vollen Beweis dafür erbringen, daß ein Deutscher der jungen Kolonie vorgestanden hat, so sprechen sie doch zugunsten dieser Annahme.

Die wachsende Ausbreitung der Ansiedlungen machte nun die Erforschung der unbekannten Gebiete des Landes dringend notwendig, und wiederum waren es vorzugsweise Deutsche, welche mit dieser schwierigen und gefährvollen Mission betraut wurden.

Im Jahre 1663 begleitete ein deutscher Schweizer, Peter Fabian aus Bern, eine von der englischen Karolina-Kompanie ausgesandte Expedition nach Karolina und Virginien. Der Bericht über diese Erforschungsreise erschien 1665 in London und trägt die Unterschriften der Führer derselben: Anthony Long, Wm. Milton und Peter Fabian. Der deutschamerikanische Geschichtsschreiber Rattermann nimmt mit gutem Grund an, daß der Letztgenannte der Verfasser des Berichts und die wissenschaftliche Kraft der Expedition gewesen ist, da die Entfernungen nicht in englischen sondern in deutschen Meilen angegeben sind.

Ferner berichtet Klauaprecht, der Chronist des Ohiotales, und Stierlin, in seiner Geschichte von Kentucky und der Stadt Louisville, von einem deutschen Hauptmann Batte, welcher im Jahre 1667 im Auftrage des Gouverneurs Berkeley die virginischen Gebirge durchforschte und bis an den Ohio gekommen sei.

Noch Bedeutenderes leistete Johannes Lederer, ein Sohn der Alpen, wie er sich nannte. Er gehörte vermutlich der österreichischen Adelsfamilie an, zu welcher der einstige Generalkonsul in Newyork, Baron Alios Lederer, und nachmals dessen Sohn Karl, der 1668 österreichischer Gesandter in Washington war, zählten. Lederer kam 1668 nach Virginien und wurde von Gouverneur Berkeley mit der Erforschung der Alleghanies betraut. Er unternahm drei Reisen in die unbekannte Wildnis, wurde aber das Opfer von Neid und Arglist, und sah sich genötigt, zu fliehen. Gouverneur Talbot von Maryland gewährte ihm Schutz und beauftragte ihn mit Abfassung eines Berichtes über seine Reisen. Derselbe erschien mit einer Karte im Jahre 1672 in London unter dem Titel: *„The discoveries of John Lederer in their several marches from Virginia to the West of Carolina and other parts of the continent, begun in March 1669 and ended in September 1670.“* Das kleine Buch ist von großem Wert, da es die ältesten Nachrichten über die Länder und Völker am südlichen Hange der Appalachen enthält.

Ferner entwarf der bereits erwähnte Augustin Herrmann, der von Haus aus Geometer und ein geschickter Zeichner war, eine Landkarte der englischen und holländischen Kolonien, welche 1673 veröffentlicht wurde und die Landesteile zwischen der Grenze von Nordkarolina und dem Hudson-River umfaßt. Virginien ist auf derselben besonders gut gezeichnet und bietet ein anschauliches Bild von seinen Strömen und Meeresbuchten. Von besonderem Interesse ist, daß auf dieser Karte deutsche Ortsbenennungen, als Scharburg und Backer's Creek, verzeichnet sind.

Endlich entsandte gegen Ende des Jahrhunderts der Schweizer Kanton Bern, mit der Absicht, für das überflüssige Element seiner Bevölkerung Kolonien zu gründen, Franz Ludwig Michel, den angloamerikanische Historiker irrtümlich Mittel genannt haben, nach Pennsylvanien, Virginien und Karolina, und John Lawson, der älteste Historiker Nordkarolinas, berichtet von ihm, „daß er mit Land und Leuten wohl bekannt gewesen sei“.

Im Jahre 1671 wurden die ersten gesetzlichen Bestimmungen über die Naturalisation der Einwanderer erlassen, und eine raschere Zunahme der Einwanderung war die Folge dieser Maßnahme. Aber nochmals griffen tieferschütternde Schicksalsschläge in das Gedeihen der Kolonie ein. Die politischen Zustände in England nach Zurückführung Karls II. auf den Thron seines enthaupteten Vaters waren nicht geeignet, die Treue seiner Untertanen in Virginien zu befestigen. Die Hoffnungen, welche dieselben auf den durch die Schule bitterer Erfahrungen gegangenen jungen König gesetzt hatten, gingen nicht in Erfüllung. Henry Th. Buckle schildert denselben, wie folgt: *„He was a drunkard, a libertine and a hypocrite, who had neither shame nor sensibility, and who in point of honor was unworthy to enter the presence of the meanest of his subjects.“* Ein solcher Herrscher, der den Thron während eines Vierteljahrhunderts einnahm, vermochte nur Abneigung und Ekel zu wecken. Dazu traten in Virginien die zunehmende mißtrauische Herrschaft der Sklavenbesitzer sowie die Unduldsamkeit und Verfolgungen der eng-

lischen Hochkirche gegen Andersgläubige, und als auch noch im Jahre 1676 die Indianer brennend und mordend die Ansiedlungen überfielen, Gouverneur Berkeley sich jedoch weigerte, den Kolonisten Waffen und Munition zu ihrer Verteidigung anzuvertrauen, erhoben sich dieselben unter Führung eines patriotischen jungen Advokaten, namens Nathaniel Bacon, schlugen die Wilden und vertrieben dann Sir Berkeley und seine Anhänger aus Jamestown. Auch die deutschen Ansiedler setzten ihr Leben für die Sache der Freiheit ein. Plötzlich raffte aber der Tod ihren mutigen Anführer hinweg, und kein zweiter ebenso fähiger Mann fand sich, die Leitung der Bewegung zu übernehmen. Gouverneur Berkeley gelangte wieder zur Macht und vollzog ein so blutiges Rachegericht, daß selbst König Karl II. beim Empfang der amtlichen Meldungen ausrief: „Der alte Narr hat in dem wenig bevölkerten Lande mehr Leben geopfert als ich in Wieder Vergeltung der Ermordung meines Vaters.“ Trotz ihres Fehlschlages war aber „Bacon's Rebellion“ das erste bedeutungsvolle Vorspiel des schließlichen, mit Erfolg gekrönten Befreiungskampfes vom englischen Joch.

Im Jahre 1677 belehnte der König die Lords Culpepper und Arlington auf die Dauer von dreißig Jahren mit der Kolonie; allein auch sie betrachteten und behandelten dieselbe lediglich als melkende Kuh. Als infolgedessen ein neuer Aufstand auszubrechen drohte, rief der König die Lords zurück, erklärte Virginien wieder als königliche Provinz und ernannte Lord Howard zum Gouverneur. Dieser war jedoch nur wenig besser als sein Vorgänger, und es ist in Wahrheit zu bewundern, daß die Kolonie ungeachtet der langjährigen Mißwirtschaft an Bewohnern und Wohlstand zunahm. Am Schlusse des Jahrhunderts besaß Virginien nahezu 100 000 weiße Einwohner.

Auch die deutsche Einwanderung nahm zu. Gegen Schluß des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts fand unter Führung von Claude Philippe de Richebourg eine starke Einwanderung von französischen Hugenotten und deutschen Reformierten aus Elsaß und Lothringen statt, und diese frommen und arbeitsamen Leute verstreuten sich über den ganzen Küstendistrikt und Mittelvirginien.

Im 18. Jahrhundert wuchs der Zufluß von Deutschen zu wirklichen Masseneinwanderungen an. 1709 kam der schon genannte Franz Ludwig Michel mit Baron Christopher von Graffenried aus Bern, als Führer von 1500 Schweizern und Pfälzern, wieder nach Nordkarolina, aber infolge der ungesunden Lage des daselbst erworbenen Landes sowie der Mord- und Raubzüge der Tuscarora-Indianer in den Jahren 1711 und 1712, wanderte die Mehrzahl und auch Baron Graffenried nach Virginien aus und siedelte sich zum Teil an den südlichen Abhängen der Alleghanies in den heutigen Counties Whyte, Pulasky, Montgomery und Craig, zum Teil aber auch im Osten der Kolonie am Rappahannoc und Potomac, an. In Pulasky gründeten sie die Stadt Neu-Bern, jetzt Neubern genannt.

Die Zustände, welche um diese Zeit in den deutschen Kleinstaaten herrschten, waren wahrhaft entsetzlicher Art und trugen hauptsächlich dazu bei, den nordamerikanischen Kolonien Englands tüchtige Arbeitskräfte zuzuführen. Namentlich senkte Süddeutschland und vor allem die einst blühende Pfalz unter der Tyrannei ihrer verschwenderischen Fürsten und dem Zwiespalt der verschiedenen sich befehdenden religiösen Bekenntnisse. Das Unerhörte geschah: die Pfälzer wurden dreimal gezwungen, den Glauben zu wechseln, dann überfielen die Kriegsscharen des französischen Königs Ludwigs XIV. die deutschen Grenzlande, eroberten Straßburg, verwandelten blühende Städte, wie Philippsburg, Frankenthal und Mannheim, in Schutthaufen, verwüsteten Felder und Weinberge und zerstörten das schöne Schloß Heidelberg. Mitten im Winter 1689 verkündete der französische General Durat einer Bevölkerung von fast einer halben Million, daß sie binnen drei Tagen Haus und Hof zu räumen habe, und viele starben aus Mangel an Obdach und Nahrung. Es war die Zeit der unheilvollsten Schwäche, der tiefsten Erniedrigung Deutschlands. Die gewaltsame Katholisierung der Protestanten bestimmte Tausende, den verlorenen Frieden jenseits des Meeres zu suchen. Unter Führung ihrer Geistlichen nahmen sie ihren Weg über Holland und England. Im Jahre 1709 gewann die Auswanderung in der Pfalz und Schwaben so riesige Dimensionen, daß man sie auf 32 500 Köpfe veranschlagt hat, und da die Auswanderer zumeist unbemittelt waren, wurden sie der Bevölkerung Englands, wo sie Hilfe und Weiterbeförderung zu erhalten hofften, bald lästig. Die Königin Anna unterstützte sie zwar mildtätig, aber viele erreichten nie das er-

sehnte Ziel, „die neue Welt“, sondern ließen sich als Soldaten, Matrosen und Dienstleute anwerben, während andere Beschäftigung in verschiedenen Gewerben fanden, eine sehr beträchtliche Zahl aber erlag in den für sie errichteten Zeltlagern ansteckenden Krankheiten. Die übrigen wurden nach Newyork, Pennsylvanien, Virginien und Karolina verschifft. Allein im Jahre 1710 trafen 6. bis 7000 in der Neuen Welt ein. Die Behandlung auf der langen Seereise war jedoch rauh und selbst unmenschlich, und zahlreich waren die Opfer, die im Ozean ihr Grab fanden. Mit ergreifender und schneidender Schärfe schildert folgender schlichte Vers das traurige Los der Unglücklichen:

Sie wurden in enger Koje kalt,
Gelangten nie zum Port;
Man hat sie auf ein Brett geschuallt
Und warf sie über Bord.

Noch im Jahre 1743 landete ein Schiff mit deutschen Einwanderern in Hampton Roads an der Küste Virginians, an 200 hatten sie England verlassen, aber 160 starben auf der See und nur 40 betraten den amerikanischen Boden.

Endlich, nach langer Mißverwaltung, hatte sich aber Virginien in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts einer einsichtsvollen Regierung unter dem milden Gouvernment des Sir Alexander Spotswood zu erfreuen. Er nahm sich auch der hilflosen und enttäuschten Pfälzer und Schweizer an, die sich mit Baron Graffenried nach den „Forks of de Potomac“ gewendet hatten und denen dort die Besitznahme von Ländereien verweigert wurde. Mit Hilfe der Mehrzahl von ihnen legte er an den Ufern des Rapidan im damaligen Orange-County, zwischen Ruffel- und Wilderneß-Buns, Eisenwerke und das Städtchen Germanna an, während die übrigen in den heutigen Counties Stafford, King George, Spotsylvania und Westmoreland Heimstätten fanden. In Orange entstand ferner eine deutsche Niederlassung zu Germanna-Ford, und in Spotsylvania die Stadt Fredericksburg. In Germanna ließ der Gouverneur eine Kirche, ein Gerichtshaus, Wohnhäuser und eine Residenz für sich selbst erbauen. In Anerkennung der Arbeitstüchtigkeit der Deutschen veranlaßte Sir Spotswood auch weitere Einwanderungen aus Deutschland. In einem Schreiben vom 21. Juli 1714 sagte er: „Ich habe für sie (die Deutschen) auf die Dauer von sieben Jahren Steuerfreiheit erwirkt und hoffe, daß dadurch noch zahlreiche andere Deutsche im alten Heimatlande ermutigt werden, sich ihren hiesigen Landsleuten anzuschließen.“ Die Beziehungen der deutschen Kolonisten zu diesem humanen Gouverneur waren der besten Art; er weilte gern unter ihnen und vermählte sich mit einer deutschen Jungfrau, einer Hannoveranerin namens Theke. Ihm zu Ehren nannten die Deutschen Virginien Spotsylvania.

Im Jahre 1714 langte der erste direkte Zuzug aus Deutschland, 32 Familien unter Führung des Pastors Gerhard Henkel, an, und die „Halleischen Nachrichten“ melden: „In der folgenden Periode von 1720 bis 1732 vermehrte sich die Zahl der hochdeutschen Evangelisten aus der Pfalz, aus dem Reich, aus dem Württembergischen, Darmstädtischen und andern Orten. Auch sind viele Familien aus dem Newyorkischen hierher (nach Virginien) gekommen, die unter der Königin Anna sich dorthin begaben. Diese haben sich in allen Teilen der Provinz ausgebreitet und wohnhaft niedergelassen. Einige von denen, welche in der Mitte dieser Periode hereingekommen waren, hatten Prediger mitgenommen oder zufälligerweise bekommen, als die Pastoren Henkel, Falkner, Stöver usw.“

Paster Henkel, dessen Nachkommen noch heutigentags das lutherische Pfarramt in New-Market, Va., verwalten und eine Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung daselbst unter der Firma Henkel u. Ko. besitzen, übernahm die Seelsorge der Gemeinde zu Germanna als erster deutscher Prediger in Virginien. Einige Jahre später gründete Gouverneur Spotswood eine andere deutsche Kolonie am Robertson-River im damaligen Madison County. Germanna ist im Laufe der Zeit von der Bildfläche verschwunden, aber diese letztere deutsche Ansiedlung gedieh, und hat auch die deutsche Sprache daselbst seit Mitte dieses Jahrhunderts der englischen weichen müssen, so hat sich doch der deutsche Charakter unverkennbar erhalten.

Im Jahre 1735 bildete sich daselbst unter Pfarrer Jos. Casper Stöver eine deutsch-evangelische Gemeinde, und in einer waldumgürteten Bergschlucht, die bis dahin kein Bleichgesicht betreten hatte, wurde ein einfaches Blockhaus als Bethaus errichtet. Die Kirchenregister, welche bis 1810

in deutscher Sprache geführt sind, beweisen, daß am Eingang des bescheidenen Gotteshauses zwei mit Büchsen bewaffnete Männer als Wachposten standen, um die Gläubigen während ihrer Andachtsübungen gegen Überfälle der mordgierigen Rothhäute zu schützen. Im Jahre 1739 reiste Pfarrer Stöver nach Deutschland, um Gelder für den Bau einer Kirche, eines Pfarrhauses sowie für Einrichtung von Schulräumen und Begründung einer Bibliothek zu sammeln. Den Unterricht erteilte dann der würdige Geistliche zunächst selbst, und zwar in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, und diese Tat des lutherischen Pfarrers ist nicht laut genug zu preisen, da seine deutsche Schule die erste nachweisliche Lehranstalt für weiße Kinder in Virginien war! Nur ein Schatten fällt auf diese ruhmreiche Zeit der Kolonie Madison. Die Sammlungen Stövers in Deutschland waren so reichlich ausgefallen, daß nach der Verwirklichung seiner Pläne noch ein ansehnlicher Überschuß verblieb, und für denselben wurden 700 Acker Land und — einige Sklaven angekauft. Es war dies einer der Ausnahmefälle, in denen Deutsche von ihrer Abneigung gegen die Sklavenhaltung abgewichen sind. Doch Männer von Tatkraft und Ruf sind aus dieser deutschen Kulturstätte hervorgegangen. Ich nenne nur General James Kemper, der in der Schlacht von Gettysburg, gleich seinem deutschvirginischen Kameraden, dem General Armistadt (anglisiert Armistead), eine Brigade von Pickets Heldendivision zum Sturm auf den Round Top führte, dabei eine schwere Verwundung erlitt, nach der Herstellung des Friedens aber von seinen Mitbürgern zum Gouverneur von Virginien erwählt wurde. Auch Germanna besaß deutsche Männer von Bedeutung. Im Jahre 1748 wurde eine Kommission mit der Revision der Kolonialgesetze betraut, und derselben gehörte der Deutsche Benjamin Waller aus Germanna an.

Um 1740 ließen sich Deutsche auch in den obstreichen und weinumrankten „Piedmont Virginia“ nieder, nämlich an der Südseite der Blue Ridge, in den Counties Culpepper, Rappahannock, Fauquier, Loudon, Prince William, Page, Green, Albemarle und Louisa. Überall in diesen Grafschaften findet man ihre Spuren. In Charlottesville in Albemarle besteht noch jetzt eine deutsch-lutherische Kirche und zu Buckner in Louisa eine deutsch-katholische.

Im Jahre 1755 wurden die Städte Richmond und Petersburg gegründet, und sie besaßen und besitzen eine rührige, lebensfrische deutsche Einwohnerschaft. Es ist zwar nicht mehr festzustellen, wer in der Hauptstadt Virginians das erste Haus erbaut hat, aber verschiedene Mitteilungen bestätigen, daß die erste Landübertragung daselbst an einen Deutschen erfolgte, und das älteste noch stehende Haus, „The old Stone House“, wurde nachweislich von Samuel Scherer errichtet und bis vor wenigen Jahren von der deutschen Familie Ege geeignet. Noch jetzt bestehen in Richmond zwei deutsch-lutherische Kirchen mit deutschen Lehranstalten, eine große deutsch-katholische Kirche mit deutscher Schule, deutsche Synagogen, Logen und Vereine. Sowohl in Richmond wie in Petersburg blühen „deutsche Gesellschaften zur Beförderung der Einwanderung“, zwei deutsche tägliche Zeitungen erscheinen in Richmond, und Kunst und Handel liegen wesentlich in deutschen Händen. Alexandrien besitzt gleichfalls eine deutsch-lutherische Kirche und eine deutsche Synagoge, sein jetziger Bürgermeister ist ein Deutschvirginier und sein Vertreter in der Legislatur ist der Deutsche Muschbach, während Richmond im Staatsenat durch den Deutschvirginier Löwenstein vertreten wird. Auch in allen andern Städten, wie namentlich Manchester, Norfolk, Portsmouth, Roanoke usw., und fast in einer jeden Ortschaft hat das Deutschtum Vertreter. Vornehmlich liegt das Tabakgeschäft in Richmond, Petersburg, Lynchburg und Daville in Bremer und fast allerwärts der Kleinhandel in deutsch-israelitischen Händen.

Jetzt kehren wir zum Schluß noch zu der Besiedlungsperiode zurück.

Um 1735 bis 1740 fand auch eine deutschschweizerische Einwanderung von Georgia und Karolina, im südlichen Virginien am Dan- und Roanoke-River, in den heutigen Counties Pittsylvania, Halifax und Mecklenburg, statt.

Um 1745 deuten ferner deutschklingende Namen, wie Frey, Moll und Bellin, darauf hin, daß Deutsche andauernd an der Erforschung des Landes beteiligt waren.

In diese Zeit fällt ferner die Besiedlung des durch seine Schönheit und Fruchtbarkeit bekannten Shenandoatales. Die erste Einwanderung von Deutschen aus Pennsylvanien veranlaßte im Jahre 1752, infolge der feindseligen Stellung der englischen Hochkirche und räuberischen Überfälle der Indianer, Justus Heid oder anglisiert Joist Hite. Er sowie seine Begleiter waren keine Neulinge in der schwierigen Pionierarbeit, sondern erfahrene und bemittelte Landwirte und Ge-

werbtreibende, und deshalb erzielten sie auch schnell Erfolge. Die Familie Hite gelangte bald zu hohem Ansehen und trat in verwandtschaftliche Beziehungen zu den geachtetsten anglovirginischen Familien. So war die Witwe von Jakob Hite, einem Nachkommen des Justus, die Tante des Präsidenten der Vereinigten Staaten James Madison. Die Kunde von dem rasch wachsenden Wohlstand der Siedler bestimmte alsbald zahlreiche Deutsche aus Newyork, Newjersey und Maryland sowie auch aus Altdeutschland, ihnen zu folgen. Die dermaligen Counties Frederick, Shenandoah und Rockingham sowie Jefferson im jetzigen Westvirginien erhielten ein ausgesprochen deutsches Gepräge, und in Augusta, Page, Rockbridge, Botetourt und Roanoke mischten sich Deutsche mit Irländern und Schotten. Deutsche Städtenamen, wie Straßburg, Meß, Cologne, Vienna, Frankfurt, Berlin, Hamburg, Lübeck usw. beweisen, daß jene deutschen Einwanderer nicht mit Unrecht „die Städtebauer Virginien“ genannt worden sind. Von dem Begründer von Straßburg, Jakob Stauffer, erzählt Kercheval, der Historiker der Valley, eine belustigende Überlieferung, die den Beweis liefert, daß die Deutschen den Anglovirginern an Eist und Mutterwitz nicht nachstanden. Stauffer hatte einen Landgrant auf 5000 Acker unter der Bedingung erhalten, die Ländereien innerhalb einer bestimmten Frist zu besiedeln. Dieses Vorhaben ließ sich aber nicht so schnell verwirklichen, als er gedacht hatte, und um sich vor dem Verluste seines Grants zu schützen, führte er in einem Berichte an das Gouvernement jedes Tier, das er besaß, mit menschlichem Namen und als Begründer einer Familie auf.

Die Deutschen machten das Tal zur Kornkammer und dem Garten Virginien, und sie bauten Kirchen und Schulen, in denen bis in die dreißiger Jahre vorigen Jahrhunderts deutsch gepredigt und unterrichtet wurde. Aus der bereits erwähnten Druckerei von Henkel & Ko. in New-Market ging im Jahre 1806 das erste in Virginien veröffentlichte Schulbuch, ein deutsches Abec-Buch, hervor. Die wackeren Pioniere überschritten auch die Alleghanies und bevölkerten die Gebirge des jetzigen Westvirginien bis hinauf an den Ohio. Einige der ersten und höchsten Beamten des neuen Staates, nach seiner Trennung von Old-Virginia, trugen deutsche Namen, wie Arthur J. Boreman, Gouverneur von 1863 bis 1869, und H. A. G. Ziegler, Staatsschulsuperintendent von 1869 bis 1870.

In den westvirginischen Gebirgen wie auch im Shenandoahale hatten aber die ersten deutschen Ansiedler ganz entsetzlich unter den Angriffen der Indianer zu leiden. Viele erlagen während des Rachezuges Pontiacs, im französisch-indianischen Kriege, und namentlich während der langjährigen Unabhängigkeitskämpfe dem Tomahawk und Skalpiermesser. Noch die letzte Familie, welche in Virginien, am Vereinigungspunkt des Gauley- und des New-River, der Mordlust der Wilden zum Opfer fiel, war eine deutsche. Ganze Bücher könnte man füllen mit den Schreckensszenen aus jener Zeit, und zu Ehr und Ruhm der Tapferkeit und Ausdauer der deutschen Siedler, Männer wie auch Frauen. Aber auch als Friedensstifter und Vermittler benutzten die Engländer deutsche Männer, so Konrad Weiser, Christ. Gist und Christian Fried. Post. Endlich, während des Befreiungskrieges, bewährten sich die Deutschvirginier als die begeisterten Verfechter der Sache der Freiheit. Sie waren die ersten in Virginien, die einen „Sicherheitsausschuß“ mit der Verteidigung ihrer kolonialen Rechte beauftragten. Bereits am 16. Juni 1774 faßten zu Woodstock die Deutschen von Shenandoah County unter dem Vorsitz des Pastors Mühlenberg folgenden Beschluß:

„Die Anwendung militärischer Gewalt zur Durchführung der Verordnungen des britischen Parlaments muß zum Bürgerkriege und zur Lösung des Bandes führen, welches die Kolonien mit England vereinigt hat, und indem wir unsern leidenden Brüdern in Boston und anderwärts unsere Sympathie aussprechen, beschließen wir, mit allen angemessenen Mitteln die Übelstände beiseitigen, die Not abstellen und unsere gemeinsame Freiheit erringen zu wollen.“

Die patriotische Begeisterung unserer Landsleute hielt auch in den schwierigsten Lagen stand! Georg Washington, der große Sohn Virginien, vertraute seinen Deutschvirginern, als Mutlosigkeit unter seinen angloamerikanischen Truppen einriß und Verrat sogar die Sicherheit seiner Person bedrohte. Deutsche Namen schimmern hell in der Geschichte jener Zeit. Von elf virginischen Regimentern wurden sieben, mindestens zeitweilig, von deutschvirginischen Stabsoffizieren befehligt. Das glänzendste Beispiel von Patriotismus, Freiheitsliebe und Mannesmut gab aber der schon genannte lutherische Pastor Peter Mühlenberg zu Woodstock. Der Newyorker Sänger, der ver-

storbene Dr. Viktor Precht in seinem Drama „Küraß und Kutte“, und Wilhelm Müller, in seinem prächtigen Gedicht „Die letzte Predigt“ haben ergreifend geschildert, wie Mühlenberg von der Kanzel stieg, den Priesterrock ablegte, das Schwert um seine Hüften gürte, und das achte virginische, das deutsche Regiment, erstehen ließ. Seine Abschiedspredigt schloß er mit den Worten: „Die Heilige Schrift sagt, es ist eine Zeit für jegliches Ding in der Welt, eine Zeit zum Reden, eine Zeit zum Schweigen, eine Zeit zum Predigen und Beten, diese Zeit ist vorüber, es gibt auch eine Zeit zum Fechten, und diese Zeit ist gekommen! Wer daher Freiheit und Vaterland liebt, der folge mir!“ Eine Szene unbeschreiblicher Begeisterung folgte, die Mitglieder der Gemeinde erhoben sich von ihren Sitzen und stimmten Luthers Kraftlied an: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Dann wirbelte die Werbetrommel vor der Kirchthür, und im Verlauf einer halben Stunde verpflichteten sich 162 Jünglinge und Männer, ihrem Pastor in Kampf und Tod zu folgen. Mühlenberg bewährte sich wie auf der Kanzel auch auf dem Schlachtfeld und wurde einer der besten Generale Washingtons. Und sein Beispiel steht nicht vereinzelt da, auch der Deutschpennsylvanier Sebastian, Pastor der Episkopalkirche zu Winchester, Va., folgte dem Ruf zu den Waffen. Gleich Mühlenberg erlangten der Postmeister von Fredericksburg, Gerhard von der Wieden sowie Adam Stephan und Wilh. Darke, Generalsrang in der amerikanischen Armee. Und endlich wurde in den Jahren 1780 und 1781 General von Steuben, vor dessen überlegener Ingenieurkunst und Taktik der stolze Brit zu Yorktown, Va., die Waffen strecken mußte, kommandierender General von Virginien.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, nach der Überlieferung des klassischen Altertums bearbeitet von M. Schönfeld. (2. Band der 4. Reihe: Wörterbuch der Germanischen Bibliothek, herausgeg. von Wilhelm Streitberg.) Heidelberg 1911, Karl Winters Universitätsbuchh.

In der Einleitung behandelt der Verfasser die Bedeutung und Geschichte des Namenstudiums auf dem Gebiete der germanischen Philologie und zeigt, wie die altgermanische Grammatik manchen Gewinn aus diesen Namen ziehen kann, daß sie für uns namentlich als Kontrollmittel ebenso unschätzbar sind wie die germanisch-sinnlichen Lehnwörter. Betreffs der keltischen und germanischen Matronen aber, d. h. der Muttergöttinnen, dürfte Sch. keinesfalls recht haben, wenn er sagt: „Sie (die Kelten) haben auch den germanischen Kultus beeinflusst, sollte nicht doch vielleicht die ganze Matronenverehrung den Kelten entlehnt sein?“ Die (drei) Muttergöttinnen sind sicher urindogermanisch, also auch den Urgermanen und später noch den Germanen bekannt gewesen, wie die Sagen von den drei Fräuleins usw. beweisen. — Sch. bietet ein Quellenwerk, bei dem die kritische Sammlung der Belege und der Literatur im Vordergrund steht. Als Grenze gilt ihm im allgemeinen die Zeit Justinians, der eigentliche Anfang der byzantinischen Periode. Die Sammlung enthält sowohl die literarische als auch die inschriftliche Überlieferung der Römer und Griechen; auch die Münzen sind verwertet. Die etymologischen Probleme treten bei Sch. zurück; daß er aber, namentlich, wenn es einem Namen galt, dessen sprachliche Herkunft nicht feststand, trotz allen Widerstrebens dieses Gebiet öfters betreten mußte, ist klar, und somit ist dieses hochgelehrte Buch sehr wichtig für Deutungen überhaupt. Die alten Recken und ihre Familie ziehen vor unsern Augen vorüber, wir hören auch aus dem lateinischen Gewande

ihr d. Herz schlagen und verstehen ihre Namen, die Vörsprache unserer Muttersprache mit ihren Dialekten. — Im „ethnographischen Index“ sind dann noch die Namen nach Völkern aufgeführt, ebenso die germanischen Gottheiten, die „Mütter“ und in einem besonderen Teile „Namen nagermanischer Völker und Personen“. Am wertvollsten aber dürfte der „etymologische Index“ sein, in dem die Namen nach den in ihnen enthaltenen Wortstämmen angeführt sind, so daß man einen guten Überblick über die verwerteten Stämme hat. — Man kann natürlich über die Deutung mancher Namen eine andere Meinung als Sch. haben, aber man muß anerkennen, daß der Verfasser mit sehr großem Fleiße und unermüdlich an diesem Buche gearbeitet hat.

Breslau.

Dr. Artur Hoffmann-Kutschke.

Allgemeines. Nachrichtendienst und Reiseverkehr des Deutschen Ordens um 1400. Von Paul Babendererde. III u. 56 S. Königsberg. Diss. Elbing 1913, E. Wernichs Druckerei.

Ihrem Ursprunge nach ist die vorliegende Abhandlung offenbar polemischer Natur, doch merkt man dies ihren Ausführungen kaum an. Das ist nur zu billigen und zeugt von gutem Geschmack des Verf., denn billige Polemik eines Anfängers den Arbeiten verdienter älterer Forscher gegenüber wirkt leicht peinlich, auch dort, wo der Jüngere im Recht ist und eine Richtigstellung veralteter Anschauungen dringend geboten erscheint. Dieser Fall nun liegt sicherlich hier vor, denn Joh. Voigts oft wiederholte und dabei nicht selten noch ausgeschmückte Darlegungen über ein wohlorganisiertes Postwesen des D. Ordens mit Postämtern, regelmäßigem Botenwechsel auf fest bestimmten Postlinien usw., bedürften allerdings durchgreifender Richtigstellung im Sinne einer energischen Einschränkung alter Übertreibungen. Der D. Orden hat in der Ausbildung seines Boten- und Nachrichtendienstes nicht mehr zu leisten vermocht, als seiner Zeit entsprach, innerhalb dieses Rahmens aber Aus-

gezeichnetes vollbracht, wie er denn ja auch auf die Ausbildung seiner Organisation nach dieser Richtung durch die Lage des Ordensstaates an der äußersten Grenze des zivilisierten Europas besonders hingewiesen war. Aus militärischen Gründen bedurfte der Orden guter Verkehrseinrichtungen, im Innern, weil er in fast dauerndem Kriegszustande mit seinen heidnischen Nachbarn lebte, nach außen, um den ungehinderten Zugang der Ritterschaft des Westens, auf deren kriegerische Hilfe man angewiesen war, sicher zu stellen, dazu kamen noch allgemeine politische und die großen Handelsinteressen des Ordens, der als der erste Großexporteur der Waren des Ostens auf den westlichen Märkten auftrat. Was also für Verkehrs- und Nachrichtenwesen von Seiten des Ordens geschah, stellt der Verf. nach den für die Zeit, die er bearbeitet, wohl im wesentlichen bereits gedruckt vorliegenden Quellen — archivalisches Material ist, soweit ich sehe, nicht verwertet — gut und übersichtlich dar: Der Nachrichtendienst des Hochmeisters fand in der Ordenskanzlei seine Zentrale, innerhalb des Landes erfolgte die Beförderung der Briefe durch Briefjungen, die auf einheimischen wohlfeilen Pferden, den Briefsweifen, beritten waren. Für den Verkehr mit dem Auslande war der Komtur von Thorn, der Verwalter der am weitesten nach Südwesten vorgeschobenen Hauptburg des Ordens, der wichtigste Vertrauensmann. Er entließ und empfing die Boten, die den Verkehr mit den Ordensniederlassungen im Reiche vermittelten und weiter bis nach Rom, nach England und Frankreich gingen. Diesen Boten einerseits, wie auf der anderen Seite den Reisenden, die nach Preußen zogen, die Straßen offen zu halten, war eine der Hauptaufgaben der Verkehrspolitik des Ordens, eine nicht leichte Aufgabe, denn gerade die Verhältnisse in den beiden Nachbarländern, durch die die Wege nach Westen führten, in Pommern und Polen, gaben oft genug Grund zu Klagen über Unsicherheit der Straßen, über Straßensperrungen oft mitten im Frieden. Ein Akt der Verkehrspolitik im großen Stile war es so, daß der Orden durch Erwerbung der Neumark (1402) den Weg nach Westen zwischen den beiden unsicheren Nachbarn hindurch in seine eigene Hand brachte. Doch nur kurze Zeit hat er sich der Früchte seiner weitwichtigen Politik erfreuen dürfen, nach wenigen Jahren schon schlug die Schlacht von Tannenberg (1410) dem Orden schwere Wunden, von denen sich der Ordensstaat nie wieder vollständig erholt hat, durch die überragende Macht des vereinigten polnisch-litauischen Staates war er von nun an dauernd in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt.

Greifswald.

Prof. Dr. Eusebiusmann.

Allgemeines. Staros Iovan. Vierteljahrschrift zur Pflege der altslawischen Sprache, Geschichte u. Kultur. I. Jahrgang, Heft 1. Kreniser 1915, 80 S. u. Beilage, Slawische Runendekmalen von Martin Zunković, S. 1—12.

M. Zunković ist offenbar der Erfolg seines Buches „Die Slawen, ein Urvolk Europas“, das schon in 6. Auflage erschienen ist, zu Kopfe gestiegen, und er gibt nun eine besondere Zeitschrift heraus, die seine „Forschungen“ fördern soll. Zu diesem ersten Heft steuerte fast er allein die Artikel bei, die sich mit allem möglichen, mit angeblichen slawischen Glossen in der Lex salica, mit der Raffestettner Zollordnung von 905, mit dem slawischen ins primae noctis usw. befassen. Mit welcher naiven Zuversicht der Verfasser dabei zu Werke geht, zeige fol-

gendes. Die gefälschten Prillwitzer Götterstatuetten (mit slawischen Runeninschriften) sieht er natürlich als echt an und gibt für eine davon eine „berichtigte“ Lesung, nach der es „ich stelle hiermit den Bilbog dar“ heißen soll, ohne auch nur zu ahnen, daß er gerade damit das Todesurteil über diese Idole gefällt hat, denn einen Gott Bilbog hat es nie unter Slawen gegeben, keine einzige einwandfreie Quelle weiß etwas von ihm, wohl aber nennen ihn die späteren Fälschungen des 17. und 18. Jahrh. Daß aber die Verwaltung der Großherzogtl. Sammlungen in Neustrelitz die Bitte des Verfassers um die Bewilligung einer photographischen Reproduktion rundweg abschlug, ist höchst verwunderlich — nebenbei bemerkt. Wie der Verfasser die Edda aus dem Slawischen ausdeutet, ist ganz amüßant zu lesen: Schaden kann es kaum anrichten. Daß soviel Eifer nutzlos vergeudet wird, ist allerdings zu bedauern.

Berlin.

Prof. Dr. Alexander Brüdner.

Allgemeines. Die Entwicklung der dörflichen Siedlungen und ihre Beziehungen zum Städtebau alter und neuer Zeit. Von Rob. Mielke. (Städtebaul. Vorträge VI, 5.) 8°, 44 S., m. 36 Textabb. Berlin 1913.

Ein Zurück zum Dorf! Klingt aus dem Vortrag Rob. Mielkes heraus, der vom Einzelhof bis zum Angerdorf die ländlichen Siedlungsformen vom Gesichtspunkt des Künstlers aus betrachtet, der die ästhetischen Gesetze der Siedlung aus ihrer organischen Verknüpfung mit Flur, Geländeform und Wegen zu erfassen sucht, der mit Recht auf ein Nachwirken ländlicher Siedlungstypen in manchem heutigen Stadtgrundriß hinweist. Aber es ist ein Zurück im Sinne des Studierens und damit zugleich des Weiterbildens, des schöpferischen Umgestaltens der mannigfachen ländlichen Siedlungsercheinungen zu neuen zeitgemäßen Formen unter Wahrung der historischen Richtlinien. — Treffliche Einzelbeobachtungen finden sich eingestreut und zeugen von einem gesunden intuitiven Blick, der oft mehr aus den Dingen herausholt als ein einseitiger Fachgelehrter nach gründlichem Quellenstudium zu folgern wagt. M. neigt daher im einzelnen zu rascher Verallgemeinerung. Die rein künstlerische Betrachtungsweise läßt ein Nachprüfen der Quellen, ein Zurückgehen auf die historischen Wurzeln mancher Siedlung, ein Schauen der einzelnen Siedlung in dem größeren Rahmen des geographisch-geologisch beeinflussten Gesamtsiedlungsbildes einer Landschaft vermissen. Das slawische Straßendorf ist für unsere Gegenden immer noch eine unbewiesene Behauptung. Nur die Siedlungsarchäologie kann hier meines Erachtens volle Klarheit schaffen. Falsch ist es, die d. Gewannaufteilung schlechtthin mit dem Runddorf zu verbinden (S. 51). In Sachsen habe ich bei mindestens 500 Rundlingen die slawische Blockform vorgefunden, die auch nur in übersiedelten Gebieten zur Zeit der Kolonisation in gewöhnliche Streifen umgelegt wurde. Wäre Mielke mit der neueren Literatur vollkommen vertraut, dann hätte er auch das Waldhufendorf Birnbaum (S. 52) nicht mit den Runddörfern (Beispiel Domnowitz) zusammengebracht. Es fehlt die chronologisch-historische Scheidung und eine konsequente Terminologie der Ortsformen. Ob die Kiezdörfer der Slawen (von sl. chyzu = Fischerhütte), denen Mielke eine besondere Stellung einräumt, bereits zur slawischen Zeit den Typ „einer breiten Straßenform“ besaßen haben, ist nicht erwiesen. Mehr als bisher betont Mielke den Weg und die Straße als siedlungsformenden und platzbildenden

faktor in der Siedlung. Im ganzen gibt die Schrift eine zusammenfassende Schilderung, wie mit der Entwicklung der hauptsächlichsten Siedlungstypen des Flach- und Berglandes in ihren wechselnden Beziehungen zu Gelände und Weg, zu Flur und Hof auch neue ästhetische Gesetze geschaffen und erfüllt werden, wie ländliche Siedlungen im Stadtbilde fortleben und wie aus ihnen heraus neue Anregungen zu künftigen Siedlungsformen geschöpft werden können.

Leipzig.

Dr. Alfred Hennig.

Deutsche Vor- und Frühzeit. Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Von Ludwig Wilfer. Neue Bearbeitung, Bd. I, X u. 265 S. Leipzig 1913, Dieterichsche Verlagsbuchh., Th. Weicher.

Der hohen Bedeutung der Naturwissenschaften für die Menschengeschichte entspricht es, daß in dem vorliegenden Buche eine naturwissenschaftliche Einleitung gegeben wird. Aber es ist doch zu weit zurückgegriffen, wenn bis zur Entstehung des Lebenden gegangen wird; dessen ist sich auch der Verfasser selbst wohl bewußt (S. IX). Ebenjowenig wird man in einem Buche über die Germanen als Titelbild einen jagenden „Vormenschen“ erwarten. Ein gar schwieriges Gebiet ist es ja vielfach, das der Verfasser betritt, so findet man neben wenigstens in großen Zügen Richtigem oder doch Wahrscheinlichem viel Unsicheres und offenbar falsches. Häufig vermißt man ein tieferes Eindringen. Vermutung bleibt einstweilen alles, was die Menschwerdung betrifft, es wäre daher zu wünschen, daß in einem für Laien geschriebenen Buche derartige Fragen mit größter Zurückhaltung behandelt werden. Die eingestreuten sprachlichen Bemerkungen muß man häufig mit einem Fragezeichen versehen.

Aus dem Inhalt der eigentlichen Hauptteile sei einiges hervorgehoben, des völkerkundlichen Teiles und des geschichtlichen Teiles, zu denen der erste urgeschichtliche eine Art Einleitung bildet. Bekanntlich gehört Wilfer zu den älteren Verfechtern der richtigen Ansicht, daß die Heimat der Indogermanen nicht in Asien, sondern in Nordeuropa zu suchen ist. Die nordische Rasse, von deren Überlegenheit der Verfasser überzeugt ist, wanderte aus Westeuropa in die vom Eise freiwerdenden nordischen Länder ein¹⁾. Die Auffassungen von der Gliederung der Indogermanen, zu denen auch die Etrusker gerechnet werden, ist vielfach unhaltbar. Erwähnt sei nur die späte Sonderung der Germanen und Kelten, wobei die Kimbern und Teutonen eine Art Zwischenstellung einnehmen sollen („sie gehören zu den einen ebensogut wie zu den andern, bilden das Bindeglied zwischen beiden und stellen zugleich die letzte Welle der keltischen und die erste der germanischen Völkerwanderung dar“), oder die Abstammung der Hellenen von den Thrakern. Ein besonderer Abschnitt ist als Schluß des völkerkundlichen Teiles den nichtindogermanischen Völkern der Mittelmeerrasse gewidmet („Iberer und Semiten“). In dem geschichtlichen Teil werden gesondert behandelt „der kimbrisch-ingävonische“, „der marisch-ingävonische“, „der suebisch-herminonische“, „der vandilisch-gotische“ und „der sächsisch-niederd. Stamm“, davon in dem vorliegenden Band die ersten beiden Stämme. Der Zuteilung der einzelnen Völkerschaften zu diesen Gruppen wird man nicht immer beistimmen. So gehören die meisten der unter den Ing-

wäonen aufgeführten Völker auch aus archäologischen Gründen zu den Isthäonen. Ferner ist das vollständige Kostrennen der Sachsen, die dazu den Herminonen am nächsten stehen sollen, unrichtig. In dem Abschnitt über den kimbrisch-ingävonischen Stamm behandelt der Verfasser zunächst Pytheas und seinen Bericht, dann die Kimbern und Teutonen. Der Abschnitt „Der marisch-ingävonische Stamm“ ist gegliedert in „Die Franken“, „Sigfrid-Arminius“, „Die Varusschlacht“. Tatsächlich sind es vor allem gerade isthäische Völker, die später als Franken auftreten, und der Zuteilung der Cherusker zu den Franken kann man zustimmen, wenn man unter „Franken“ Isthäonen versteht. Für die alte Vermutung, daß der Cheruskerfürst Arminius in der Sagenfigur Sigfrid fortlebt, tritt auch der Verfasser ein. Jedenfalls sind auffallend u. a. die Beziehungen der Sage zu Gegenden, die dem Lande der Cherusker wenigstens nahe lagen (z. B. Lage der Gnitahede nach dem Itinerarium des Isländers Niclaus), ferner die Tatsache, daß sowohl Armin wie auch Sigfrid einem Geschlechte angehören, bei dem Namen mit Sig. wiederkehren.

Schließlich behandelt der Verfasser die Römerzüge in Nordwestdeutschland, insbesondere die für die Geschichte der Germanen so wichtige Varusschlacht. Er schließt sich hier der Meinung derer an, die das Schlachtfeld in der Gegend von Detmold suchen.

Das Buch ist offenbar für den gebildeten Laien bestimmt und wird, da erfreulicherweise das Interesse an unserm Volkstum jetzt wächst, gewiß viel gelesen werden. Möge aber doch ein jeder Leser sich immer dessen bewußt sein, daß das dort Vorgetragene vielfach mit großer Vorsicht und Zurückhaltung aufzunehmen ist.

Halle a. S.

Dr. Walther Schulz.

Preußen. Die Ausbreitung der Polen in Preußen. Von Prof. Dr. Waldemar Mitscherlich. Leipzig 1915, C. E. Hirschfeld.

In einem Aufsatz, der sich „Die Irrtümer über das wirtschaftliche Vordringen der Polen“ betitelt und in Schmollers Jahrbüchern erschienen ist, hat der Verfasser darzulegen versucht, daß die Annahme, die Masse der d. Wirtschaftenden in der Ostmark werde durch die Polen langsam zurückgedrängt, irrig sei. Dieses Ergebnis ist nicht unwiderprochen geblieben, und das vorliegende Buch hat den Zweck, den Nachweis für die Richtigkeit jener These zu erbringen.

M. beschäftigt sich zunächst eingehend mit der Provinz Posen, als dem Kernland der preussisch-polnischen Landesteile. Er schildert die Ausbreitung der Polen in der Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehr, die nationale Kräfteverschiebung auf diesen Gebieten in den Jahren 1882–1907 und wertet innerhalb der einzelnen Wirtschaftszweige den Anteil von Männern und Frauen, von Selbständigen und Unselbständigen bei jeder der beiden Nationen. Die Entwicklung wird nach seiner Auffassung beherrscht von einer Tendenz der Ausgleichung: „D. und Polen drängen danach, gemäß der bestehenden Stärke der einzelnen Wirtschaftszweige, an diesen auch einen Anteil zu haben, und zwar einen Anteil, der dem Prozentsatz entspricht, den sie von der Gesamtzahl der Erwerbstätigen ausmachen.“ Die D. stellten bisher in Handel und Industrie zuviel, in der Landwirtschaft zu wenig Menschen, sie drängen deshalb hier vor und gehen dort zurück. Es findet sich ferner der Satz: dauernde Besserung der Wirtschaftslage bringt dem

¹⁾ Interessant ist hier ein Vergleich mit der äußerlich ähnlichen, aber viel tiefer begründeten Aufstellung von Kossinna (Mannus I).

Deutschtum Vorteil, dauernde Verschlechterung dem Polentum. Der Einzeluntersuchung über die Provinz Posen folgt dann eine Darstellung der Ausbreitung der Polen in jeder der vier östlichen Grenzprovinzen, in der gesamten Ostmark und den übrigen Teilen des Königreichs. Ergebnis: Das Deutschtum schneidet im ganzen besser ab als das Polentum, und auch wo letzteres im Vormarsch begriffen ist, zeigt der Vorstoß in den letzten Jahren abnehmende Tendenz. Die Zahlen, die der Verfasser bietet, sind die der Konfessionen: katholisch ist gleich deutsch gefest; seiner Annahme, daß dabei das Ergebnis eher zugunsten der Polen als der D. gefärbt sein wird, da die katholischen D. die evangelischen Polen an Zahl übertreffen, kann man zustimmen.

Die Frage, die sich am Schlusse des Buches, dessen reiche Gedankengänge vorstehend nur ganz allgemein wiedergegeben werden konnten, aufdrängt, ist: weshalb hat dieses Ergebnis, — das, wenn ich einer Angabe in den Alld. Blättern trauen darf, von dem Ergebnis der letzten Volkszählung bestätigt wird — Aussehen erregt? Das errechnete Plus, wo ein Minus angenommen wurde, erklärt es nicht allein, es galt wohl den Folgerungen, die auf nationalpolitischem Gebiet etwa daran geknüpft werden könnten. Aber auch da muß man fragen: wieso? Das Buch bestätigt die offen zutage liegende Erscheinung, daß das Polentum in Handel und Industrie gewaltig aufsteigt. Daß sich darin ein wirtschaftliches Gesetz erfüllen soll, ändert nichts an der Gefahr, die sie für unsere politisch notwendige Überlegenheit in der Ostmark bedeutet. Die tröstliche Theorie von der Tendenz des Ausgleichs aber verliert gerade bei der dem Deutschtum günstigen Verschiebung in der Landwirtschaft durch die hier die natürliche Entwicklung beeinflussende Kolonisationsstätigkeit des Staates. Hier nach kann der Schluß, der sich aus den Berechnungen M.s für die D. ergibt, nur sein: weiterbefiedeln. Das scheint übrigens, soweit er sie durchblicken läßt, auch die Meinung des Verfassers zu sein.

Mereburg.

Dr. Max Koefener.

Böhmen. Deutschböhmerland. Von Dr. Karl Schneider. Teplitz-Schönan 1913, Adolf Becker. 1,50 M.

Ein wertvolles und interessantes Werkchen! Genaue Sachkenntnis und wissenschaftliche Gediegenheit, klarer Blick und sicheres Urteil, warme innere Anteilnahme an dem Stoffe und ein wohlthuender, in berechtigten Grenzen bleibender Optimismus zeichnen es aus. In vier Abteilungen werden für die Entwicklung der deutschböhmerischen Verhältnisse wesentliche Momente, soweit sie im Charakter des Volkes wie des Landes begründet sind, eingehend erörtert. „Deutschböhmen Werden“ zeigt uns die historische Gestaltung „Deutschböhmens“ von den ältesten Einflüssen bis in die Gegenwart und weist die Berechtigung der D. an der Scholle, die sie erworben haben, nach. — „Deutschböhmen Bedeutung für die D. Mitteleuropas“ ist von besonderem Interesse, und es ist schade, daß der beschränkte Raum dieses Referats nicht gestattet, auf bedeutsame Einzelheiten näher einzugehen; neben manchem andern wäre das über die Wichtigkeit von Prag als einem unersetzlichen Besitztum für das Deutschtum Europas Gesagte hervorzuheben. — „Die geologische Entwicklung Deutschböhmens“ geht von dem Sage aus: „Jegliche Wirtschaft eines Volkes wurzelt im Boden.“ Wie dies in ganz besonderer Weise für Deutschböhmen gilt, wird auf

wissenschaftlich klarer Grundlage und ohne akademische Nüchternheit sehr fesselnd dargelegt. Der letzte Abschnitt endlich: „Die Landschaften Deutschböhmens“ bringt eine treffliche Charakteristik der deutschböhmerischen Landschaften, und auch sie ist zur Beurteilung der nationalen Verhältnisse von großem Interesse und Wert.

Das Buch gehört zu dem Besten, was mir über die darin behandelten Beziehungen zur Hand gekommen ist und darf jedem, der der nationalen Bewegung in Böhmen nicht gleichgültig gegenübersteht, und selbstverständlich erst recht dem, der in die Verhältnisse selbst hineingeboren und zur Teilnahme an den Kämpfen berufen ist, die die Anspannung aller Kräfte in einträchtigem Zusammenwirken fordern, wärmstens empfohlen werden.

Chemnitz.

Prof. Dr. Anton Ohorn.

Böhmen. Über die deutschen Anfänge Prags. Von Prof. Dr. Adolf Hycha. (D. Arbeit VIII, S. 366—368.) Prag, Karl Bellmann.

Im Anfange war Prag lediglich die Burg auf dem Hradschin, vielleicht nach einer Rodung zubenannt (praziti = brennen). Seine vorragende Bedeutung gewann es als Herzogs- und Bischofsitz im Mittelpunkt des Landes. Eine fürstliche Güterverwaltung anstete hier, der der Güterbestand in der Vorburg, im Suburbium, unterstellt war. Dieses Suburbium, ein Gebiet ohne feste Grenzen, reichte auf das rechte Moldanufer hin weit über die Alt- und Neustadt und die Kleinfeste hinaus. Hier gingen, zumeist in grundherrlicher Abhängigkeit, Bauern und Handwerker ihrer Arbeit nach. In der Vorburg lag jener Markt, von dem ein reisender Kaufmann, Ibrahim bin Jakob, 965 sagte, daß er der größte im Slawenlande sei. Es ist der Altmarkt auf dem heutigen Altstädter Ring. An diesen schloß sich der Teinhof, das „Ungeld“ an, in dem der fremde Kaufmann seine Waren niederlegen mußte, Herberge und Unterhaltung fand. Ein zweiter Markt, bloßer Wochenmarkt für die Nachbarschaft, lag mehr gegen den Wyschehrad zu.

Die erste Niederlassung d. Kaufleute entstand um St. Peter an der unteren Moldau, wo eine Furt die Verbindung mit dem linken Ufer und der Burg herstellte: eine Gemeinde unter einem d. Sonderrechte, nach dem zu leben Wratilaw II. (1061—92) der Kolonie gewährleistete. Nur die Aufnahme von „Gästen“, d. i. zureisenden Kaufleuten, war in das Sonderrecht gestattet.

Zur Zeit des Sobieslawischen Freibriefes (vor 1178) hatten die D. bereits die wesentlichen bürgerlichen Freiheiten in Besitz: den Markt, das freie Grundrecht, die Selbstverwaltung und das Sondergericht. Dieses Privileg, die magna charta der Prager D., spricht zwar von einer „civitas“, kennt aber nur einzelne Ortschaften (vici) der D. (theutonicorum) im Gebiete der Vorburg. Prag war also trotzdem noch keine Stadt, es fehlte der territoriale Zusammenschluß; aber es war doch nur eine Gemeinde, gekennzeichnet durch die Wahl eines Richters.

Die Frage, wann Prag als Stadt entstand, spitzt sich daher nach Dr. Hycha dahin zu, wann sich die zerstreuten Siedlungen durch Verbaumung zu eine Einheit zusammenschlossen. Eines Gründungsaktes bedurfte es da nicht, da das bürgerliche Recht bereits gegeben war, und der Übergang zur Stadt vollzog sich darnach lautlos, selbst den Zeitgenossen kaum wahrnehmbar. Darum schweigen die Quellen, wo es sich um die Entstehung der Altstadt handelt. Die Bestätigung der Sobieslawischen

Freiheiten durch Wenzel I. spricht vom „Suburbium“, aber wohl nicht der Burg, sondern der Stadt, also von Häusern in den Vorstädten, und es ist daher diese Befestigung gerade ein Beweis für das Dasein eines Stadtgebietes in jener und schon in früherer Zeit. Die „Gründung“ der „Stadt“ Prag in die Mitte des 13. Jahrhunderts zu verlegen, ist somit bei den gegebenen Vorbedingungen widersinnig.

Im Laufe der Zeit zogen die D. immer näher zum Mittelpunkt ihrer kaufmännischen Tätigkeit, zum Markt, so daß dieser allgemach auch wie bei Gründungsstädten in die Mitte der Siedlung rückte. Bachmann spricht die überzeugende Vermutung aus, daß die Errichtung einer Brücke in der Gegend der späteren steinernen auf diese Veränderung Einfluß nahm. Die Ausdehnung der d. Kolonie auf das Altstädter Gebiet kann also als feststehend bezeichnet werden.

Im 13. Jahrhundert setzte die Wanderbewegung der D. nach dem Osten verstärkt ein. Die Gallusstadt entstand unter der Leitung des d. Münzmeisters Eberhard. Unter Ottokar entstand eine neue d. „Stadt unter der Burg“, die „Kleine Stadt Prag“ oder „Kleinseite“. Hier waren es hauptsächlich nordd. Einwanderer, die sich unter den Schutz des Magdeburger Rechtes begaben. Wohl war das Gebiet keineswegs vorher unbefiedelt gewesen, aber die slawische Bevölkerung stand der Stadtwerdung im Wege, und da ihr schlechtes Bodenrecht die Abstützung zuließ, mußte sie weichen.

Klosterial.

Leopold Ricef.

Ungarn. Statistisches Jahrbuch der ungarischen Städte. Von Gustav Thirring. (Schriften des Landeskongresses der ungarischen Städte, Bd. II, 1. Jahrg.) 8°, 158 u. 686 S. (Madjarische Ausgabe mit einem d. Inhaltsverzeichnis und einer d. Übersetzung der Tabellentöpfe.) Ofenpest 1912.

Der Herausgeber ist Direktor des hauptstädtischen Statistischen Amtes und Universitätsprofessor in Ofenpest, es steht ihm also alles erforderliche Material für seine Arbeiten zu unmittelbarer Verfügung. Das Wertvollste für uns in dem umfangreichen Werk sind die kurzen Monographien von 138 ungarischen (und siebenbürgischen) Städten; sie sind mit leidlicher Objektivität zusammengestellt, freilich nur in madjarischer Sprache, also für den Reichsd. unbrauchbar. Die Angaben über die Verteilung der Bevölkerung nach der Muttersprache und über das Wachstum der einzelnen Nationalitäten beziehen sich auf die Jahre 1880 bis 1900 und zeigen die Entwicklung während dieser zwei Jahrzehnte auf Grund der Volkszählungsergebnisse von 1880, 1890 und 1900. Überall tritt ein starkes Wachstum der madjarischen Bevölkerung in den Städten hervor; gewiß ist ein gut Teil dieser Erscheinung aus der Unzuverlässigkeit des gesammelten Materials zu erklären, aber jedenfalls hat das Madjarentum in den Städten während dieser Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht, während es mit der Landbevölkerung entschieden wesentlich anders bestellt ist. So hat der madjarische Gelehrte Paul Balogh in dem vom ungarischen Kultusministerium herausgegebenen Werk „Die Volksrassen in Ungarn“ (Ofenpest 1902) nachgewiesen, daß das Madjarentum während der letzten 50 Jahre 261 Ortschaften gewonnen und 463 verloren hat; hier ist das natürliche Vordringen der andern Völkerchaften gegenüber den Madjaren von einwandfreier Seite nachgewiesen; demnach ist das Volkstum an

einen Quellen — in der Landbevölkerung — bei den Madjaren am wenigsten widerstandsfähig.

Die stärkste Vermehrung des Madjarentums weist die Stadt Fiume auf; es hat sich hier in jenen 20 Jahren mehr als versechsfacht. Auch später (nach dem Jahr 1900) nimmt die madjarische Bevölkerung von Fiume — vorzüglich durch die Verstärkung der Beamtschaft — über das natürliche Maß zu; nach der Volkszählung von 1900 hatte Fiume 2842 Madjaren, nach der Volkszählung von 1910 6493. Der Fall ist typisch.

Die madjarischen Sprachkenntnisse der „Fremdsprachigen“ in Ungarn sind übrigens trotz aller Madjarisierungsbestrebungen der Schule noch recht bescheiden, obwohl anzunehmen ist, daß die Statistik für das Madjarentum sehr günstige Ergebnisse feststellt, weil der städtische Bewohner in Ungarn am allermeisten dazu geneigt ist, dem Zählkommissar gegenüber das lebenswürdige Bekenntnis zu machen, daß er auch Madjarisch könne. Nach den amtlichen Feststellungen von 1910 können von den Nichtmadjaren noch immer nur 1939987 madjarisch sprechen, während 8895923 der madjarischen Sprache nicht kundig sind; also nur 17,9 v. H. der Nichtmadjaren haben die Erklärung abgegeben, daß sie auch madjarisch sprächen.

Die Zusammenstellungen in dem Werke Thirrings über die Schulen, die Vereine, die Presse und über das Theaterwesen sind nicht übersichtlich, da eine Aufnahme des Besitzstandes der einzelnen Nationalitäten fehlt; eine solche müßte erst von Landes- und Ortskundigen aus der ganzen Fülle des verstreuten Materials herausgeholt werden.

Berlin-Friedenau.

Eug. Korodi.

Östseeprovinzen. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1911. 2. Hälfte. 8°, 493 u. VIII S., m. Taf. ju. Abb. im Text. Riga 1912/13, W. f. Häcker.

Über die „Sitzungsberichte“ der genannten Gesellschaft, des bedeutendsten baltischen Geschichtsvereins, speziell aus den Jahren 1907–09 und 1910, ist in den Jahrgängen 1911 (S. 220) und 1912 (S. 18) dieser Zeitschrift berichtet und dabei Art und Charakter dieser Publikationen im allgemeinen gekennzeichnet worden, daher das auf letztere Bezügliche bei der Anzeige der erst verhältnismäßig spät erschienenen „Sitzungsberichte“ aus dem Jahre 1911 nicht wiederholt zu werden braucht. Das verspätete Erscheinen erklärt sich aus dem lange anhaltenden Buchdruckerstreik in Riga und den Ostseeprovinzen vom Herbst 1912, deswegen das vorliegende außerordentlich umfangreiche Heft in die oben angegebenen, übrigens ungleichen „Hälften“ hat geteilt werden müssen. — Diesmal haben 21 Personen Beiträge wissenschaftlichen Inhalts geliefert, nur die wenigsten von ihnen je einen, die meisten mehr, ja über ein halbes Duzend. Doch finden sich von vielen Vorträgen und Zuschriften bloß die Titel mit kurzen Inhaltsangaben angegeben, während der volle Wortlaut anderwärts abgedruckt ist, was z. B. von den S. 173 genannten Erinnerungen H. v. Zigras an K. Schirren gilt (s. D. Erde 1911, S. 1 f.). Auf die Wirksamkeit dieses bekannten weiland Dorpater und zuletzt Kieler Professors der Geschichte beziehen sich auch die Mitteilungen von Arn. Feuerstein und W. Walffins S. 385 und 434, und verwiesen sei namentlich auf des letzteren Arbeit „K. Schirren und sein Lebenswerk in schwedischer Beleuchtung“ S. 409 f. Berücksichtigen wir hier nach dem Vorgang der Bespre-

chung der „Sitzungsberichte“ von 1910 andere auf die Geschichte Deutschlands bezügliche Arbeiten, so seien besonders erwähnt die „Nachträge“ zum Vortrag Th. Doebners über W. Mannhardt und G. Bornhöf (vgl. D. Erde 1911, S. 30), ein Referat Dr. W. Neumanns bezüglich des in Salzburg veranstalteten „Tages für Denkmalpflege“, ein solches von W. Bauer bezüglich der „Internationalen Hygieneausstellung in Dresden“, und höchst beachtenswert für die Historiker Deutschlands muß die vernichtende Kritik einer Greifswalder Doktordissertation von P. Eke über „Die livländische Reimchronik“ sein, welcher der Kritiker, Stadtbibliothekar U. Busch, die Bitte an die philosophische Fakultät der Universität Greifswald anschließt, „künftig die Inauguraldissertationen, deren Druck sie verfügt, doch mindestens durchlesen zu lassen“ (S. 7—13)! — Alle andern Beiträge behandeln wiederum fast ausschließlich die Geschichte, Historiographie, Archäologie und Kunstgeschichte der Ostseeprovinzen und ausnahmsweise auch benachbarter Gebiete, aber bei der Überfülle des Gebotenen seien nach freier Wahl nur die Arbeiten hier genannt, denen die Abbildungen angehören. H. v. Bruiningk handelt über ein im Moor des Gutes Addafer aufgefundenes kirchliches Gießgefäß (Aguamanile) mit einer lateinischen Inschrift vom Jahre 1515 (Tafel 1), Dr. W. Neumann über kirchliche Altertümer aus der Insel Osel, von denen zwei gelungene Holzfiguren (St. Olaus und eine alttestamentliche Gestalt) sowie drei Kelche auf den Tafeln 2 und 3 reproduziert werden, und während auf Tafel 4 zu einem Aufsatz von H. Seuberlich ein Stück der ehemaligen Stadtbefestigung Rigas dargestellt wird, gehört Tafel 5 zu einer eingehenden Arbeit von K. v. Löwis of Menar über das Komturschloß des d. Ordens Adhel. Die im Text enthaltenen Abbildungen beziehen sich vor allem auf einen 78 Druckseiten umfassenden Aufsatz von E. Seuberlich über die Goldschmiede der zum Teil untergegangenen „kleinen Städte“ Altlivlands (d. h. der gegenwärtigen drei Ostseeprovinzen). — Aus den geschäftlichen Mitteilungen mag erwähnt werden, daß die Zahl aller Angehörigen der Gesellschaft sich, wie im Vorjahr, auf 485 belaufen hat, und daß die reichhaltigen Sammlungen abermals einen ansehnlichen Zuwachs erhalten haben. Gedacht sei hier auch des zum Schluß veröffentlichten „Berichts“ über die Arbeiten für das Livländische Urkundenbuch und die Livländischen Ständetagsakten, zwei monumentale Publikationen, welche unter der Fürsorge der Gesellschaft auf Kosten der baltischen Ritterschaften und Städte herausgegeben werden. Leider haben schon seit Jahren zwei große Städte, Reval und Libau, von diesem wichtigen Unternehmen sich vollkommen zurückgezogen, indem sie ihre Zahlungen eingestellt haben, und zwar seit in Reval die Majorität der Stadterordneten aus Esten, in Libau aus Letten besteht, denen bei ihrem Mangel an historischem Sinn alles verhaßt ist, was an den einst vorwiegend d. Charakter der Ostseeprovinzen erinnert. Um so erfreulicher nimmt sich die Mitteilung im vorliegenden „Bericht“ aus, daß nicht nur eine hochherzige Freundin der heimischen geschichtlichen Forschungen, wie seither, so auch im letzten Jahre durch eine entsprechende Spende den Ausfall gedeckt hat, sondern daß auch die Städte Mitau und Pernau seit dem Januar 1911 ihre Zahlungen bedeutend erhöht haben!

Petersburg.

Friedrich v. Knefler.

Chile. Deutsche Arbeit in Chile. Festschrift d. Deutsch. Wiss. Ver. zu Santiago zur Zentenarfeier der Republik Chile, Bd. I. 4^o, 351 S. Santiago 1910, Impr. Universität.

Dr. E. Meyer, derzeitiger Vorsitzender der D. Wiss. Ver. zu Santiago, sagt in der Vorrede zu diesem in jeder Beziehung hervorragenden Buche: „Die D. haben im Verein mit den Chilenen den Urwald gerodet und Sümpfe ausgetrocknet, sie haben das Heer reorganisiert, sie brachten die Resultate d. Forschung und die Methoden d. Wissenschaft und d. Unterrichts. Sie haben so ganz wesentlich mitgearbeitet an der Bildung des chilenischen Volkes. Sie haben mit Eifer das Land in jeder Beziehung erforscht und neue Industrien in ihm begründet. D. Kaufleute und Schiffe bringen Chile mit allen Teilen der Welt in Verbindung.“ Meyer erklärt zum Schluß, daß es die D. mit Stolz und Freude erfülle, etwas beigetragen zu haben zur hohen kulturellen Entwicklung des Landes.

Den Beweis, wie berechtigt dieses bescheidene Selbstlob ist, liefert der vorliegende Band. Nur er konnte bis September 1910 fertiggestellt werden. Er umfaßt die Leistungen der D. auf dem Gebiet der Kolonisation, des Unterrichts und der wissenschaftlichen Forschung.

Gleich der erste große Artikel von Alb. Hoerll in Talca, in fesselndem und objektivem Stile geschrieben, stellt ein interessantes Kapitel chilenischer Kulturgeschichte dar. Verfasser schildert in ergreifender Weise die Schwierigkeiten, welche die ersten d. Einwanderer im südlichen Chile zu überwinden hatten, wobei er stets bestrebt ist, die nationale Empfindlichkeit der Chilenen, die bekanntlich groß ist, zu schonen. Der erste Vorkämpfer und Agitator für die d. Auswanderung nach Chile war Bernh. E. Philipp. Wenig bekannt dürfte es sein, daß er bereits 1830 nach Chile kam, um für preussische Museen zu sammeln. 1843 trat er als Ing.-Major in die Dienste der chilenischen Regierung. Für das schwierige Kapitel der Ordnung der d. Auswanderung aus der d. Kolonisation in fernen, fremden Staaten liefert dieser große Aufsatz und die beiden folgenden interessante und wertvolle Beiträge. Diese Aufsätze sind: Paul M. G. Ende: Die märkischen Kolonien in der Frontera (s. D. Erde 1911, S. 208). Tagelöhner und Knechte aus dem Gebiet zwischen Frankfurt a. d. O. und Stettin waren Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach Chile ausgewandert und hatten die Kolonien Salta bei Victoria und Quillene bei Lantaro begründet. In kurzen, markigen Zügen erzählt Verfasser auf S. 60—68, wie diese Leute durch Energie und Ausdauer die ersten großen Schwierigkeiten überwunden und wie sie heute einen zufriedenen und begüterten Bauernstand repräsentieren. In ergreifender Weise erzählt Dr. Alb. Meyer auf S. 68—100 die Geschichte der Kolonie Contulmo. G. Tzschabran führte seit Ankunft in Chile ein Tagebuch aus und seit Ankunft in Contulmo notierte er die Maxima und Minima der Temperatur. Er sandte diese Aufzeichnungen an die Sternwarte in Santiago, und seit 1910 befindet sich in Contulmo eine meteorologische Station ersten Ranges.

Auf die Arbeiten, welche die Tätigkeit der D. im Unterricht und in der Erziehung behandeln, kann hier nicht näher eingegangen werden. W. Mann liefert einen allgemeinen Aufsatz. Speziellere Unterrichtsfächer behandeln: J. Hanzén, A. Lenz und H. Stringe. J. W. Riesenpart schreibt über d. Astronomen in Chile.

Eine nordamerikanische Expedition unter Leitung von Gillis kam Ende der vierziger Jahre nach Chile, machte daselbst die ersten astronomischen Beobachtungen und bestimmte die Lage von mehr als 16000 Sternen erster bis zehnter Ordnung. Als die nordamerikanische Expedition 1852 das Land verlassen wollte, kaufte ihr Präsident M. Montt auf Antrag Domeykos für etwa 8000 Pes. die ganzen von den Nordamerikanern mitgebrachten Instrumente ab und gründete die Sternwarte in Santiago auf dem Cerro de Santa Lucia. C. Moesta, ein D., der schon unter A. Pissis an der geodätischen Vermessung des Landes mitgearbeitet hatte, wurde zum Direktor ernannt. Als Hauptaufgabe des neuen Instituts wurde bezeichnet: Mitarbeit an der wissenschaftlichen Astronomie. Über die in den Jahren 1853–55 einschl. ausgeführten Arbeiten publizierte Moesta 1859 ein epochemachendes Werk. 1862 wurde die Sternwarte nach einem ungeeigneten Platz verlegt. 1865 legte M. sein

Amt nieder und verließ Chile für immer. Wie Ref. schreibt, waren die Leistungen der Sternwarte von Santiago seit jener Zeit unbedeutend.

Über den nun folgenden Aufsatz von Hans Steffen über den Anteil der D. an der geographischen und geologischen Erforschung Chiles (S. 188–245) ist bereits in der D. Erde 1910, S. 243 ff. berichtet. Der Botaniker F. Johow berichtet kurz über den Stand des naturwissenschaftlichen Unterricht in den verschiedenen Unterrichtszweigen, über das Naturhistorische Museum und über den Botanischen Garten. M. Ziegler berichtet über den physikalischen Unterricht, C. Malsch über den der Chemie und den Stand der chemischen Industrie in Chile. V. Körner behandelt den d. Einfluß auf die Entwicklung der medizinischen Wissenschaft. Den Schluß machen kurze, meist statistische Angaben über die d. Krankenhäuser und Schulen.

Berlin-Tegel.

Dr. Hellmuth Polakowsky.

Deutschkunde im schöngestigen Schrifttum.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Das Deutschtum im Ausland und die Kalender.

Trotz erfreulicher Fortschritte ist die Kenntnis von der Zahl und Verbreitung des Deutschtums außerhalb des Reiches und das Verständnis für seine Bedeutung noch lange nicht genug in die breiten Schichten unseres Volkes eingedrungen. Dazu bedarf es volkstümlicherer Mittel als der bisher angewendeten, und wir dürfen bei unserer Werbung für ein geistiges „größeres Deutschland“ zumal die Kalender nicht außer acht lassen, welche auf die Gedankenwelt der weitesten Volkskreise einen großen Einfluß ausüben. Bei den D. jenseits unserer Grenzen, namentlich im Osten, sind ja die Vereinskaleender schon länger ein wichtiges Hilfsmittel für die völkische Sache — so der des „D. Schulvereins“ in Wien und der andern d. Schutzvereine in Österreich-Ungarn, in den baltischen Ländern, in Südrussland. Im Reich selbst haben große völkische Vereine, wie der „Flottenverein“, die „D. Kolonial-Gesellschaft“, der „Ostmarkenverein“, ebenfalls ihre eigenen Kalender. Auch den Bestrebungen für das Deutschtum im Ausland haben schon solche gedient: „Die d. Warte, Kalender für das d. Volk“, herausg. von Dr. W. Schuchardt, Jahrgänge 1884–87 (Großenhain, Komm.-Verlag von A. Henke), und späterhin Karl Pröbbs „D. Nationalkalender“, „D. nationales Jahrbuch“, „Kalender aller D.“ 1891–94 (Berlin, Küstendörfer). Doch diese aus den Kreisen des „Allgem. D. Schulvereins“ (jetzt „Verein für das Deutschtum im Ausland“), aber nicht von der Hauptleitung selbst, ausgegangenen Anläufe — so wertvoll sie inhaltlich waren — haben sich gegenüber den zahlreichen, von buchhändlerischen Unternehmungen herausgegebenen und vertriebenen Kalendern nicht für die Dauer durchzusetzen vermocht (so wenig wie ein schöner Abreißkalender des Vereins selbst). Sie waren eben nicht Kalender im eigentlichen Sinne, mehr nur eine Art Jahrbücher für unsere Bestrebungen.

Ziehen wir aus diesen Erfahrungen die Lehre, das Kalenderschrifttum mehr, aber in anderer Weise als es versucht worden, in den Dienst der Sache des Deutschtums im Ausland zu stellen, nicht durch einen neuen Versuch mit einem eigenen Kalender, sondern, indem wir

die bei uns bestehenden Volkskalender, soweit als möglich, zu der schönen großen Aufgabe heranziehen! Daß und wie das möglich, zeigt der neueste Jahrgang 1914 des altbekannten, auch über die Grenzen des Reiches weitverbreiteten „Volkskalenders des Lehrers Hinkenden Voten“ (begründet 1800). Wackerer südd. Vorkämpfer unserer Einheitsbestrebungen, namentlich in den Jahren vor 1870, hat er den vaterländischen Gedanken, für den er von jeher mit Wärme und in gut volkstümlicher Weise eingetreten, zum völkischen erweitert und vertieft. — „Der Hinkende“, wie er kurzweg im Volksmund heißt, bringt — von den üblichen Kalenderzutaten abgesehen — außer seiner regelmäßigen launigen „Jahresübersicht“, ernstern und heiteren Erzählungen mit guten Bildern (darunter diesmal auch eine Geschichte aus dem Kärntner Land) und Belehrendem, für das Jahr 1914 eine (von Handelskammersekret. W. Schlang in Freiburg) trefflich für die weitesten Kreise, im Volkston geschriebene „Standrede“ über „Unsere Brüder im Ausland“, die der „Vote“ des Abends im Wirtshaus den ländlichen Gästen hält: mit den Schweizer Nachbarn beginnend, erzählt er von dem völkischen Kampf der D. in Südtirol, in Krain und Böhmen und gedenkt neben den Siebenbürger Sachsen auch der „Schwaben“ in Südungarn und Galizien, wie derer in Südrussland, im Kaukasus und an der Wolga neben den Balten in den russischen Ostseeprovinzen. Dabei weiß er geschickt, ohne zu ermüden, auch eine Übersicht über das Deutschtum in den andern Erdteilen einzuflechten. So macht der „Hinkende“ seine Leser warm für unsere „Brüder im Ausland“, wie es die Hörer der „Standrede“ in dem Bauernwirtshaus werden, die nun wissen, was sie mit den 137.65 M. in ihrer Kegelkasse zu machen haben, statt daß sie verjübelt werden, bekommt sie der „Verein für das Deutschtum im Ausland“, Berlin W 62, Kurfürstenstraße 103.

Der „Lehrer Hinkende Vote“ hat damit ein gutes Beispiel auch für die andern Volkskalender gegeben, das, wie zu hoffen, sich wiederholen wird, in der Art, daß seine folgenden Jahrgänge — jeweils in einer und der andern Erzählung aus dem Leben und Treiben, dem Sehnen und Kämpfen der Brüder draußen — allmählich

bei den Hauptgruppen des Auslandsdeutschtums, vor allen den am meisten bedrohten, den Leser herzuführen.

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Österreich-Ungarn. „Der heilige Judas.“ Roman von Ernst Hladny. 80, 377 S. Leipzig 1912, Dieterichsche Verlagsbuchh.

In den Sprachen- und Völkerkampf der Ostmark führt Hladnys Roman, der diesen merkwürdigen Namen führt, da der Held nahe daran ist, Feind seines Volkes zu werden, seine völkischen Pläne scheitern, verkannt sehend — aus leidenschaftlicher Liebe zu seinem Volkstum. Als Sohn eines bewußt slawisch fühlenden kroatischen Generals und einer verschüchterten d. Mutter zu Wien in d. Schule erzogen, in d. Geistesleben eingeführt, fühlt Duschau von Rokantie, dessen d. Blut mit unüberstehlicher Gewalt durchgebrochen, sich erst glücklich, des sein Inneres bedrückenden Gegensatzes ledig, als er sich als den Sohn d. Bauersleute aus Slawonien erkennt. „Das innere Wesen (der D.) haben die Slawen nicht; sie kennen nur zwei verschiedene Zustände: das innere Dahindämmern und die innere Raserei, wenn plötzlich ein Biß oder Stich sie aus der Erstarrung weckt; sie haben nicht das feste Rückgrat der d. Innerlichkeit und Stetigkeit!“ wagt er, kaum Jüngling, dem Vater entgegenzuhalten. Und so klingt es in dem Roman weiter: „Der germanische Akkord ist eine brausende Harmonie, der slawische eine klagende Dissonanz. ... Die Slawen sind Stimmungsmenschen, die Romanen Formmenschen, die Germanen Tatenmenschen!“ Erbe geworden des Generals, geht der junge Ostmärker an die Tat, gründet auf seinem Gut in Kroatien eine d. Ansiedlung. „Die Straße von Agram nach Triest läuft dort vorüber ... und dort zweigt auch ein kleiner Weg ab, der durch einen langen Wald und über einen stattlichen Fluß hinüber ins Gottscheerland führt. Da kommen freilich wenig herüber, traute Landsleute, aber der Wirt kann doch für sie ein wenig d. ... 10 Häuser baue ich, ein Stock hoch, einfach, aber freundlich; und auf diese 10 Bänke kommen 10 D. protestantischen Bekenntnisses; so schaffe ich hier eine d. Ansiedlung mitten im Slawenland, aber sie wird kein abgeprengtes totes Glied sein am großen Leibe unseres Volkes; nach rückwärts blickt sie zu den Krainer D. und kann für diese selbst eine Stütze und Quelle der Kraft werden; nach vorwärts blickt sie hinab zum blauen Meer. D. Volk, du hast einen Schritt näher getan an die See des Südens, einen Schritt näher zur Wiedertaufe deiner Allmacht an der tiefen, tiefen Flut! ... fünf Familien sind aus dem Thüringischen, drei aus Hessen, eine aus der Gegend von Magdeburg und eine aus dem Egerland. ... Blutauffrischung durch reichlichen Zuzug aus nordischen Ländern!“ Durch slawische Tücke geht die junge Siedlung in Flammen auf. Der leidenschaftlich für das Deutschtum begeisterte Jüngling erlebt weiterhin auch bei den eigenen Volksgenossen schwere Enttäuschungen, die ihn, verzweifelt an seinem Volk, in die Einsamkeit des Hochgebirges hinaustreiben. Aber geläutert durch die Erfahrungen und gereifter steigt er schließlich von seiner Trutzburg wieder hinab in wiedergewonnenem vollen Glauben an die Lebenskraft seines Volkes und seine Zukunft. „Achten die Brüder im Reiche unser? Wenn sie umherblicken in der Welt, machen sie vor uns die Augen zu. ... Wir aber werden immer stärker werden und immer klarer und immer fester. Und da sie uns nicht holen, werden wir sie an uns reißen!“

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Österreich. „Deutsches Sehnen und Kämpfen.“ Ein Wachauroman von Karl Bienenstein. 80, 366 S. Stuttgart 1913, Ad. Bong u. Ko.

Auch dieser Roman gewinnt der Frage der Ostmark wieder eine neue Seite ab. Im Mittelpunkt steht ein junger katholischer Geistlicher, Franz Langmann, Kooperator des alten Pfarrherrn Sorger, der ihm väterlicher Freund und Berater ist, wie ein wahrer Seelsorger der Gemeinde. Und Langmann braucht eine Stütze an der gereiften Lebenserfahrung des Greises. Nicht aus freier Wahl ist er Priester geworden, sondern dem Herzenswunsch der innig geliebten Mutter sich fügend, die ihn als Kind schon Gott gelobt hat. In dem pflichtgetreuen seines Amtes waltenden Priester regen sich schwere Zweifel — angeborene Künstlernatur bricht durch — ob der leidenschaftliche Hang zum Schönen, zu der Kunst des Malers sich mit seinem Beruf vertrage. Die freundige Zustimmung zu den Zielen des „D. Schulvereins“ und der Beitritt zu der neugegründeten Ortsgruppe in seiner Pfarrgemeinde Dürnsfeld zieht ihm gehässige Angriffe in den Blättern und aus den Reihen seiner Amtsbrüder zu. Der d. Priester soll nicht zu seinem Volk im völkischen Abwehrkampf stehen dürfen, während das Eindringen der Tschechen in seine Heimat Niederösterreich auch von Priestern, wie dem P. Sadrawsdl gefördert und geleitet wird. Der Heuchler umgarnt ihm die fromme Mutter, den durch die Gewinnsucht verblendeten Bruder, und mit dem Zug zur Kunst, der Liebe zu seinem Volk wirkt dann die vergeblich bekämpfte Herzensneigung zu Hilde, der Nichte des Malers Hübner, zusammen, der bis dahin umsonst sich bemüht hatte, ihn ganz für die Kunst zu gewinnen. Nach schweren inneren Kämpfen zieht Langmann den Priesterrock aus, um ganz der Kunst, seinem Volk und seiner Liebe zu leben. — „D. Sehnen und Kämpfen“, ein Kampf um das Deutschtum sogar in Niederösterreich, dem d. Stammland des d. Herrscherhauses der Ostmark! Schauplatz der Erzählung — „ein Wachauroman“ — ist das sich verengende Donautal unterhalb Mels bis gegen Krems, „schon zu Karls des Großen Zeiten die Wachau genannt, reich an Sagen und Naturschönheiten“ (Baedeker), es ist die Strecke der Donaufahrt von Linz nach Wien, die wohl jedem, der sie einmal gemacht, am meisten entzückt hat. Mit den Künstlern und seinem Helden schwebt Bienenstein in ihren Reizen und geschichtlichen Erinnerungen, die für das d. Herz mit der Nibelungenfahrt ins Heimenland beginnen. Und um diese Perle der Ostmark muß nun auch schon gekämpft werden. Es handelt sich nicht mehr bloß um ein paar Orte an der böhmischen Grenze, um das an Zahl und Einfluß wachsende und immer mehr auch nach auswärts wirkende Tschechentum der Reichshauptstadt Wien: Slawen haben sich auch in diese herrliche Stromlandschaft und deren Nebentäler einzunisten begonnen, ohne daß die d. Landbevölkerung es recht merkte oder gar als bedrohlich empfunden hätte. „Im Herzen waren all diese Bauern d., nur ihr Kopf wußte des noch nicht.“ — Sie standen bislang ganz unter dem Einfluß ihrer Geistlichkeit und aus deren Reden und Zeitungen hörten und lasen sie: „Die ‚Nationalen‘ seien samt und sonders Freimaurer, die mit dem Teufel im Bunde stehen. Und ihr ganzes Streben gehe darauf aus, Österreich zugrunde zu richten, die d. Provinzen an Preußen anzugliedern und das Volk in den Höllenpfuhl lutheranischer Kezerei zu stürzen.“ D. Warnungen waren lange ungehört verhallt. „So war schon

eine Anzahl von d. Bauerngütern in tschechischen Besitz übergegangen, und immer kühner erhoben die Tschechenführer in Wien die Forderung, Niederösterreich, das Stammland der Monarchie, müsse zweisprachig erklärt werden.“ Trotzig hoben nun auch auf dem Land die früher so schmiegamen Eindringlinge das Haupt, forderten die D. geradezu heraus: „Das Dorf Heiming bei Hörmannsdorf ist infolge der Laueheit und Verständnislosigkeit der D. bis auf die letzte Hütte in tschechischen Besitz übergegangen.“ Bei einem nächtlichen Brand nun in dem naheliegenden reind. Breitenreit¹⁾ rühren die Tschechen in Heimring keinen Finger zur Hilfe, haben sogar die Dorfstraße so mit ihren Wagen verstellt, daß die Feuerwehr von Hörmannsdorf nur mit Zeitverlust durchkommen kann. Und bedenklich hat es auch schon in Heimatsort Langmanns, südlich der Donau angefangen: „Der Schuster hatte einen tschechischen Gefellen und zwei tschechische Lehrbuben, einen solchen fand er beim Mesner, der nebenher Schneider war, und auch der Schmied, der Sattler und ein zweiter Schneider hatten hoffnungsvolle Söhne Eibuschas als Lehrlinge. Auf die Frage, wie sie denn zu diesen Jungen kämen, erhielt der Kooperator jeweils die prompte Antwort, daß der Pater Jadravsdil sie empfohlen und hergebracht hätte.“ — Mit der Zahl und dem Übermut der Tschechen war aber auch die Erkenntnis der slawischen Gefahr bei den D. gewachsen. Das Slawentum hatte wieder einmal den Bogen überspannt. Das mühsam aufgerichtete Werk des tschechischen Priesters bricht schließlich jäh zusammen durch die Mittel, mit denen unbedenklich der für sein Volk leidenschaftlich Begeisterte arbeitet und durch die allgemeine Empörung, als ein Mordmord das Maß des Tschechenübermuts vollmacht. Nun fragen sich auch die Bauern, wie vordem allein der von Jadravsdil verdrängte gut d. Lehrer Weißhammer: „Warum setzt man in unsere reind. Gegend tschechische Priester, die unser Volk in seinen tiefsten Wesen nicht verstehen, die gegen uns ungehindert hegen und sogar helfen dürfen, D. um ihre Heimatscholle zu bringen? Warum duldet man, daß sie unser Volk beschimpfen dürfen?“ — Und der würdige Pfarrherr Sorger klagt: „Wenn man grad den D. verbieten will, ihre Nation zu verteidigen, dann freilich kommt's schon einmal kommen, daß sie unsere Kirche als ihre größte Feindin betrachten.“

Für dieses Mal gibt diese der Volksstimmung nach: Pater Jadravsdil wird versezt und muß auch das Mißlingen der Donautrutzfahrt der Tschechen erleben, mit ansehen. Es war eingetreten, was er sich im Beginn seiner Arbeit ganz richtig selbst gesagt, „daß zur Stunde, wo bei den d. Bauern Österreichs der Kopf das Herz begriffen hatte, die slawische Sache verloren sei.“ „Alle Landstellen dicht besetzt mit Menschen, Mann an Mann, Schulter an Schulter . . . Und überall den ganzen Strom entlang auf Häusern, Schlössern, Ruinen, ja selbst auf Felszacken und Berggipfeln Flaggen, deren schwarz-rot-goldene Farben stolz den Schiffen und dem Strom zuriefen: hier ist d. Land!“

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Kroatien. Otto Hanfer, der deutsche Dichter aus Kroatien.

Dem großen Geschick, mit welchem Adam Müller-Guttenbrunn die „Schwaben im Osten“, d. Dichterbuch aus Ungarn²⁾ zusammengestellt hat, ist zu danken,

¹⁾ Deßnamien. — ²⁾ Siehe D. Erde 1911, Heft 2, S. 65.

daß gewiß manchem der Wunsch gekommen ist, mehr als diese Proben und besonders von dem Verfasser der drei Erzählungen, mit welchen die Sammlung beginnt („Die Wallfahrer“, das prachtvoll anschauliche Idyll „Der erste Tag in Ungarn“ und „Die Legten“) mehr kennen zu lernen als nur Skizzen und ein Bruchstück. Der Name Otto Hanfer wird den Lesern der „Grenzboten“ durch seine kritische Tätigkeit schon bekannt gewesen sein. Sein eigentliches Gebiet sind die fremden Literaturen (Poetische Übersetzungen, Essays), aber auch das Völkische kommt bei ihm nicht zu kurz. In seinen Erzählungen „Ein abgesetzter Pfarrer“, „Angelika und Malwine“, „Die Familie Gekner“ (aus welcher „Der erste Tag in Ungarn“ entnommen ist), und „1848, ein Roman“ sind überall Fragen des Deutschtums in den Sprachgrenzen behandelt, stets in seiner objektiven Weise, die aber sehr wohl ihre völkischen Absichten hat (auch in seinem „Alt-Wien“, hier in bezug auf Österreich, nicht wie sonst auf Ungarn, sein Heimatland). Das gilt auch von seiner großangelegten „Weltgeschichte der Literatur“, seinem jüngsten Werk, das von dem geradezu verblüffenden Wissen und Sprachkenntnis und Können dieses erst 35 Jahre alten Gelehrten zeugt und hohe Anerkennung in den literarischen Kreisen aller Länder findet — ein durchaus nationales Werk dabei, auf das gerade in dieser völkischen Zeitschrift hingewiesen sei! „Das Deutschtum, im weiteren Sinne das Germanentum, findet darin die ihm gebührende Würdigung: die großen Kulturthaten der neueren Zeit sind ihren eigentlichen germanischen Urhebern zugewiesen“, so seine eigenen Worte in einem Brief, in dem er mir für die Zufindung der „Verse eines Bauern hinterm Pflug“, des d. Schweizers A. Huggerberger dankt. Und das sagt uns im Reiche ein Mann, der aus einem d. Herrenhause in Kroatien stammt (in Dianesch 22. Juli 1876 geb.), allerdings von einem aus Franken stammenden Vater, von mütterlicher Seite schwäbisch. „Die Laufbahn eines evangelischen Theologen war Otto Hanfer vorgezeichnet, er bildete sich in den protestantischen Lyzeen Oberungarns, und hier erhielt er die stärksten Eindrücke seiner Jugend. Er wendete sich der Literatur zu, kam nach Wien und entfaltete hier eine wahrhaft universale Tätigkeit als Dichter, als Übersetzer aus ungezählten Sprachen und als Literaturhistoriker“ (Adam Müllers Geleitworte zu seinen „Schwaben im Osten“). Und dabei ist Hanfer kerndeutsch geblieben, voll hoher Begeisterung für sein durch die Madjarisierung bedrohtes d. Volk trotz der bekannten Erziehungsweise in den ungarischen Staatsschulen und völkischer Abkehr selbst in seinem engeren Familienkreis, ein bereitetes Zeugnis für die unverwundliche d. Volkskraft unserer Landsleute in Ungarn. Fürwahr! Kleinmut über die Zukunft unseres Volkes im Donauostern, das uns solche Männer wiedergibt, ziemt da nicht, sondern der Entschluß, ihm in seinen schweren Zeiten beizustehen mit allen Kräften, „bis ein besserer Morgen tagt“, und den alten Beruf unseres Volkes wieder aufzunehmen, Kultur nach Osten zu tragen, nicht mehr, um Kulturdünger zu werden, nein, unserm Volkstum die ihm gebührende Stellung im Völkergemisch dort unten zu wahren und zu festigen!

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Deutschland - Italien. Das Nibelungenjahr. Kulturroman aus der Zeit der Hohenstaufen von Albert Ritter. 8^o, S. 389. Leipzig 1912, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher).

Der Roman gibt auf wissenschaftlicher, geschichtlicher Unterlage ein farbenreiches Bild der Gegensätze d. und italienisch-welschen Lebens und Strebens gegen den Ausgang des Mittelalters, da der Gedanke eines römischen Kaisertums deutscher Nation zu verblasen und ein italienisches Nationalbewußtsein sich zu regen begann — gemeingültig auch für die weitere Entwicklung des Verhältnisses zwischen den beiden Völkern — tiefgreifende Gegensätze, auch schon damals nicht mehr überbrückbar durch eine so überragende Persönlichkeit wie die Kaiser Friedrichs II., des Erben im sizilischen Normannenreiche, der, in Italien geboren und erzogen, am ehesten zu einer Vermittlung berufen gewesen wäre. Der Widerstreit und Kampf zwischen den verschieden gearteten, meist sich entgegengesetzten Belangen des durch deutsches Blut — der Goten und Longobarden — wieder verjüngten und neu aufstrebenden Südvölkens und dem des bisherigen Herrschervölkens im Norden der Alpen spiegelt sich — darin trifft der Roman wohl das Richtige — in der Seele Friedrichs selbst in ähnlicher Weise wieder, wie er unter den Männern seiner nächsten Umgebung sich geltend macht: die welschen Räte des Kaisers, der für sie der Erbe beider Sizilien und Träger der römischen Kaiserkrone ist — Peter de Vigne und Thaddäus von Suesia — auf der einen Seite, auf der andern der unbeirrt durch sein geistliches Gelübde ohne Wanken zu Kaiser und Reich stehende freiwillige Berater seines d. Königs Hermann von Salza, des deutschen Ritterordens gedanken- und waffengewaltiger, hochstrebender Hochmeister, und der treue erfahrene Verwalter der Stauferheimat, des Herzogtums Schwaben, der „Schenke“ Konrad von Winterstetten, ein hochsinniger Freund und Förderer d. Dichtkunst und ihrer Sänger. Nicht als ob jene hier als welsche Verräter an der Person des Kaisers erschienen: der soll ihnen ihr zerrissenes Italien zusammenschmieden helfen, von da aus sein Deutschland beherrschend. Aber er durfte nicht selbst nach Deutschland, die Kaisermacht dort in alter Herrlichkeit wieder aufzurichten und höher noch, nach dem weisen Räte des staatsklugen d. Freundes. Das mußte hintertreiben werden, und Friedrich hätte von seinen welschen Räten kein Verständnis für d. Notwendigkeiten erwarten dürfen, sich der Durchkreuzung des großen Plans seines Hermann von Salza versehen müssen bei der Unbefangenheit der Italiener in der Wahl ihrer Mittel, die der Nachfahre Machiavelli in seinem „Principe“ so anschaulich bloßgelegt hat. — „Im Süden das wohlgeordnete reiche Sizilien, in der Mitte Schwaben und Österreich, im Norden die weiten Küsten, das ist nun auf einmal eine Kaisermacht, die alle Pläne auszuführen gestattet“ — führt Hermann von Salza aus, der sich eben ansieht, zum d. Besitz im fernen Livland durch Eroberung des Landes an der Weichsel eine Brücke vom D. Reich aus zu schlagen (ohne damit auf den Ordensbesitz im Donauosten, im Siebenbürger Burzenlande, zu verzichten). . . . „Hier unter den Welschen sind wir D. verloren. Unsere Könige gehen da unter, unsere Krieger und das Reich mit ihnen.“ — Peters Lösung dagegen ist: „Friedrich gehört uns oder er mag verderben. . . . Als Kaiser im Norden und Süden ist er für mich ein hassenswerter Tyrann, als unser König die Hoffnung Italiens.“ — So reizt er den Papst gegen den Kaiser und bestärkt die freiheitstrophigen Lombarden, die nach Friedrichs Äußerung „noch von dieser d. Art zu beistehen scheinen“, in ihrem Widerstand, den auf Opfern nach

Cremona einberufenen d. Reichstag hintertreibend, durch welchen der Kaiser für seine d. Unternehmungen den Rücken frei bekommen sollte. — „Ein Kaisertraum“ eröffnet, „des Traumes Ende“ schließt das Buch. — Friedrich, in einer Stunde tiefster Verstimmung, entläßt den treuen d. Berater: „für einen Zug nach Deutschland mangelt Zeit und Möglichkeit“ und kehrt nach Apulien zurück. — „So trennte sich das d. Kaisertum von der Zukunft des d. Volkes.“ . . . „Die Eroberungen und Siedlungen im Osten gingen ihren für das Deutschland segensreichen Gang, ohne daß das d. Kaisertum sie förderte . . . und der Seehandel und die Hanfa wuchsen auch ohne den Schutz und Schirm einer d. Flotte und einer d. Flagge“. . . . „Das Jahr 1226 war das Nibelungenjahr des d. Kaisertums.“

Ein Nibelungenjahr — nach dem Roman — auch in einem andern, frohen Sinne: Ein zweites Hauptstück, „ein d. Frühling“, entrollt ein glanzvolles Bild ritterlichen und höfischen Lebens um die Personen des jugendlichen Königs Heinrich und seiner Gemahlin bei deren Aufenthalt in Oberschwaben und am Oberrhein, in das auch Streiflichter aus dem früheren romanischen Volkstum der Urbewohner des rätischen Gebirges hineinspielen (der Frühlingsgruß »Chalanda Marz« der Dorfjugend, die romanischen Namen der Orte, Burgen und danach der adeligen Geschlechter — der Grafen von Montfort, Herren von Vaz, von Belmont und Montalt, von Sar, und von Mosar [Misor] u. a. m.). — Der „Schenke“ hat von der Brautwerbung am Babenberger Hof zu Wien als Ehrengeschenk des Herzogs eine „ziemlich große Handschrift auf Pergamentblättern in schwer leserlichen Zeichen“, die „von einem unbekannten älteren Mann, wahrscheinlich einem verarmten Ritter aus der oberen Donauengegend“, stammte, heimgebracht und auf der Burg Hohenems entziffert und reinschreiben lassen — „eine Verarbeitung der alten Spielmannslieder vom hörnernen Siegfried, von Siegfrieds und Gunthers Brautwerbung, Siegfrieds Tod, Egels Tod und Kriemhildens Rache.“ — Vor einem durch das junge Königspaar mit seinem Hofhalt doppelt glänzenden Kreise der Ritterschaft und der Sängerschaft, vornehmlich aus Schwaben und der Schweiz, darunter auch der gefeierte Walther von der Vogelweide, wird die alle mächtig packende und im Innersten ergreifende Dichtung durch den Knappen Rudolf von Ems, später selbst ein bekannter Dichter, vorgetragen: „So trat das gewaltige Heldenlied zum erstenmal vor das Volk, dem es gehörte.“ . . . „Eine mächtige Woge der Begeisterung . . . ging von diesem Feste aus, und in den nächsten Jahrzehnten und Jahrhunderten blieb es eine der Lieblingsdichtungen der Nation.“ —

Es ist ein Deutschösterreicher (Vorarlberger), dem wir das von heißer Liebe zu unserm Volke erfüllte völkisch und deutschkundlich gleich schätzbare Buch danken, wie mancher andere an dieser Stelle besprochene oder noch zu besprechende Vertreter des schöngestigen Schrifttums, so Emil Ertl „Auf der Wegwacht“, Franz Karl Ginzkey mit seinem Roman „Der von der Vogelweide“ (D. E., 1913, H. 2/3), der greise Dichter eines neuen Nibelungen-sanges, Edward Samhaber in Einz a. D., dessen Held, der treue Hagen, unverkennbar die Züge unseres Bismarck trägt, und mancher andere. — Kein Wunder, daß es vorzugsweise Ostmärker sind, denen wir auf diesen Pfaden begegnen! Ein erfreuliches Zeichen an sich, aber beschämend zugleich für die große reichsd.

Dichterwelt, in der gar mancher an dem Vorgange dieser draußen vor dem d. Staate Stehenden lernen könnte, was uns nützt — künstlerisch gestaltete und dadurch Deutschkunde in weitere Kreise tragende völkische Stoffe!
 Karlsruhe. Dr. Wilhelm Groos.

Friesen und Niederfachsen. „Inseln im Winde“. Halligroman von Max Geißler. 80, 293 S. — „Glocken von Robbenfiel“. Roman von demselben. 263 S. Leipzig 1912 u. 1910, E. Staackmann.

Ein Doppeltes begründet die Besprechung der beiden Romane Max Geißlers an dieser Stelle: einmal das Deutschkundliche in der Schilderung von Land und Leuten am friesischen Saum unserer Nordseeküsten, dann der deutschvölkische Zeitgedanke dieser beiden Werke, wie zweier schon besprochener desselben Dichters¹⁾ — volkstümliche Werbung für die große Aufgabe einer umfassenden d. Innenkolonisation. Wir können uns die Befreiungskriege nicht ohne ihre Sänger denken, unsern Einheitskampf nicht ohne „Die Wacht am Rhein“. — „Es soll der Sänger mit dem König gehen!“, das gilt auch hier. Wie ganz anders als wissenschaftliche, volkswirtschaftliche Abhandlungen über die Notwendigkeit der Landerhaltung und -gewinnung im Wattenmeer, auch als völkisch gestimmte Aufsätze über diese wichtige Frage wirken doch die Worte des Dichters! Geißler läßt diese eigenartige Welt — halb Land, halb Wasser — wie der Maler sein Bild auf der Leinwand, höchst anschaulich aus dem Roman herauswachsen, weckt durch seine Erzählung die Teilnahme für die Menschen, die Volksgenossen, die hier den harten Kampf um ihre karge Heimatscholle führen gegen die Gewalt der Hochfluten und tagtäglich gegen das stetige Abnagen der gierigen See, bis vor nicht lange allein, nur auf ihre eigene schwache Kraft angewiesen und ohne ausgiebigere Hilfe des Staates. Wochenlang sind sie im Winter von den andern Menschen abgeschnitten; nur Oland und Langesand verbindet mit dem Festland ein Damm, eine „Lahnung“, weniger für den Verkehr dienlich und bestimmt als — großen Bühnen gleich wirkend — zur Förderung der Verlandung der geschützteren Ostseite der Inselreste, durch Anlegen des Wattenschlickes. Des Steinschutzes entbehren die Halligen. Sie haben alle zusammen nur etwas über 20 qkm Fläche mit rund 500 Einwohnern, ein trauriger Rest aus den Zeiten vor der großen Sturmflut von 1634. Aber die Halligen sind, mit den vorgelagerten Inseln Nordstrand, Pelworm, Amrum, Föhr, Sylt, Röm, von der größten Bedeutung als Stützpunkte für die Wiedergewinnung der hier einst ertrunkenen weiten Marschlandes, und sie haben eine seemännisch hervorragend tüchtige Bevölkerung, die wir hier nicht verloren geben dürfen, sondern für unsere wachsende d. Flotte mehren müssen.

Mitten im Winter hat Geißler wochenlang auf Oland gehaust: „Ein Gasthaus ist hier nicht, darum wohne ich reich um, bei denen, die Platz haben. ... Zwischen 8 und 9 Uhr gehen die Lichter in den Häusern bereits aus. ... Das Kartenspiel kennt der Halligfrieser wohl, pflegt es aber nicht — kurz: er gibt überhaupt während des Winters keinen Pfennig aus ... daher auch der Wohlstand auf den Halligen bei aller Bescheidenheit der Ein-

nahmeguellen. Die Kinder gehen gern und fleißig in die Schule, eine dreiklassige Volksschule (hier einflüssige mit drei Stufen genannt), in welcher der Pastor als Lehrer tätig ist. ... Die Hallig Oland hat ihren Flächeninhalt im Verlauf der letzten hundert Jahre etwa um das Dreifache des jetzigen vermindert; 1825 etwa 100 Einwohner zählt es gegenwärtig 56, welche das Eiland gerade noch zu ernähren vermag. ... Naturgemäß weicht die Lebensweise der Halligleute von der der Binnenländer wesentlich ab; aber kaum einer ihrer Bräuche ist, den man nicht mit Vergnügen gegen den gewohnten einzutauschen bereit wäre.“

Der eigentliche Held ist Jochen Klähn geblieben, der mit dem Vater das zäh verfolgte Ziel endlich erreicht: „Die Sicherungsbauten waren im Mai beendet und neue Pläne wuchsen in Knudt Klähn, der die Befestigungsarbeiten auf den übrigen Halligen nun zu überwachen hatte. ...“ Und wenn sein Sohn Jöching groß geworden, „dann ist der Halligen goldene Zeit ...“, dann wird sich dort fruchtbares schwarzes Marschland dehnen, wo heute noch das Boot des Postschiffers fährt, die Dämme werden verschwinden, und mannshoher goldener Weizen wird über dem fetten Lande wehen, das die See jetzt mit unwilligen Händen baut.“

Das läßt Geißler seine Lesergemeinde in den „Glocken von Robbenfiel“ auch für andere Strecken unseres Wattenmeeres hoffen, in denen keine vorgelagerten Halligen und Inseln als Stützpunkte sich herausheben. — Als Schauplatz haben wir uns die Küste von Ostfriesland zu denken — in „Nordende“ hat Geißler das Werk zum großen Teil geschrieben¹⁾. „Die Personen, die in den „Glocken von Robbenfiel“ eine Rolle spielen, habe ich bis auf Nebenfiguren lebhaftig gefunden“ — wieder meist Friesen, nach den Namen, wie „Talle Born“ zu schließen, aber doch vielfach anderer Art als die Insel-friesen und teilweise wohl auch mit niederfächsischem Einschlag, wie bei der Familie der Dreier, die drüben auf der Geest ihren Hof haben, „ein Schlag Menschen, dem Härte und Bitterkeit um die Lippen sich legen wie Schlösser. ...“ (Die Geest tritt hier nahe an die See heran.)

Ein tüchtiges altes Geschlecht hatte hier einst das Vorland gewonnen, geschützt wie das dahinter gebaute „Robbenfiel“, die Sorglosigkeit, Mutlosigkeit der Nachfahren aber später verschuldet, daß der Deich brach, die Häuser mit der Kirche dem Wasser zum Opfer fielen, aus dem nun die Glocken manchmal herauftönen. Der zähe Ausdauer des alten Holländers Kemmer van der Heyde, der mit im Mittelpunkt der Handlung steht, gelingt das Werk der Wiederaufrichtung der früheren Schutzwehr, der Wiedergewinnung des verlorenen Bodens.

Die Bewohner der Wasserkante von der dänischen Grenze bis über die holländische hinüber verknüpft ein — wenn auch schmal gewordenes — Band gemeinsamer friesischer Abstammung. Sie sind sich dessen bewußt, auch wo die friesischer Sprache durch die niederfächsischer Mundart verdrängt worden, und das Vorbild der Pflege friesischer Geschichte und Sprache in der holländischen Provinz Friesland bleibt nicht ohne Rückwirkung auf unsere Friesen, wie andererseits im Binnenland das Niederfächsischer eine Brücke zum Holländischen bildet.

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

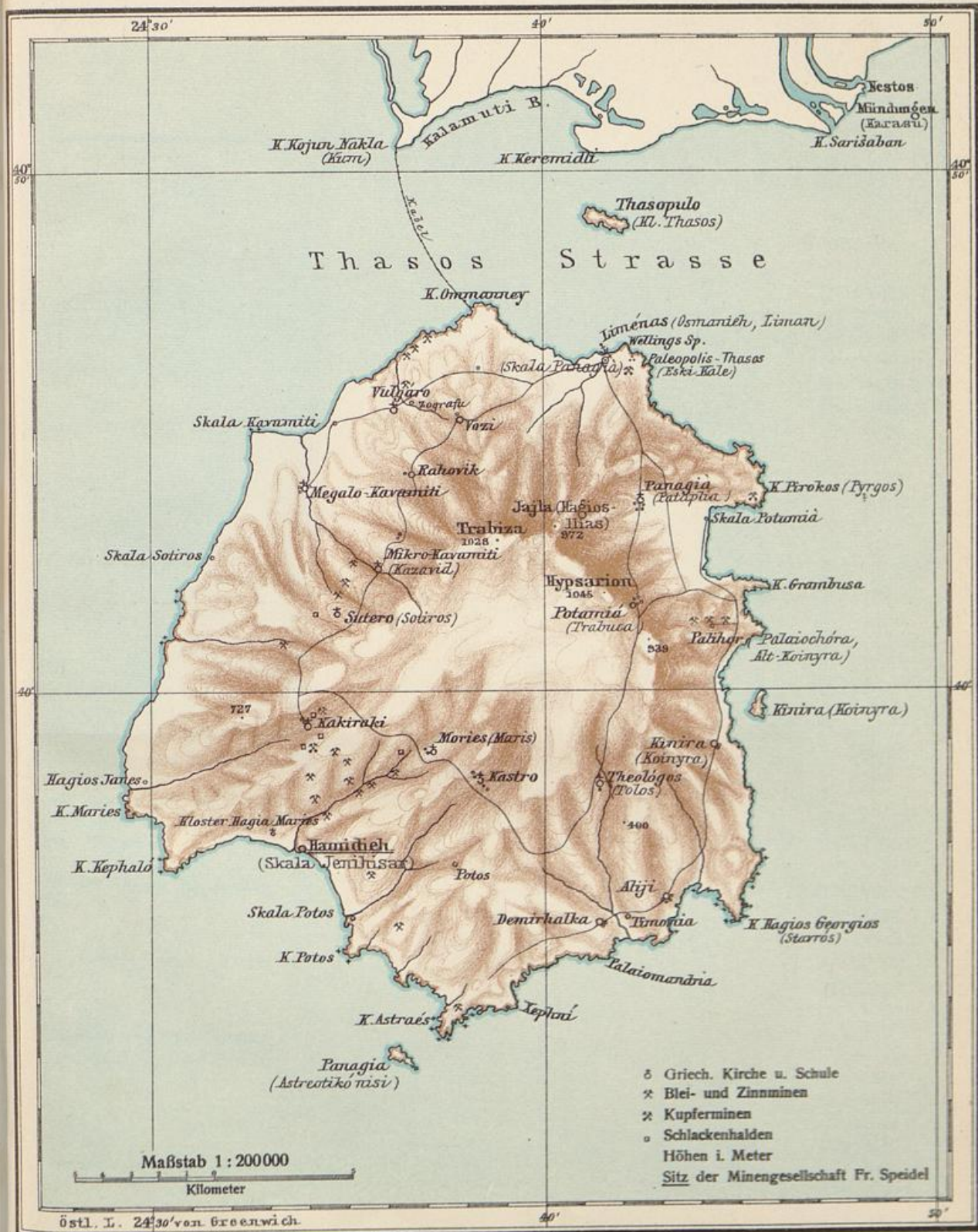
¹⁾ „Das Heidejäger“ und „Das Moorloch“ von Max Geißler. (D. Erde 1912, Heft 6/7 unter „Deutschkunde im schöngestigen Schrifttum.“)

¹⁾ „Friesen an meine Frau 1903—12“. Leipzig 1912, E. Staackmann.

Das deutsche Bergbauunternehmen auf der griechischen Insel Thasos

Deutsche Erde XII

Jahrgang 1913, Tafel 23



Leitung: Prof. Paul Langhans

GOTHA: JUSTUS PERTHES

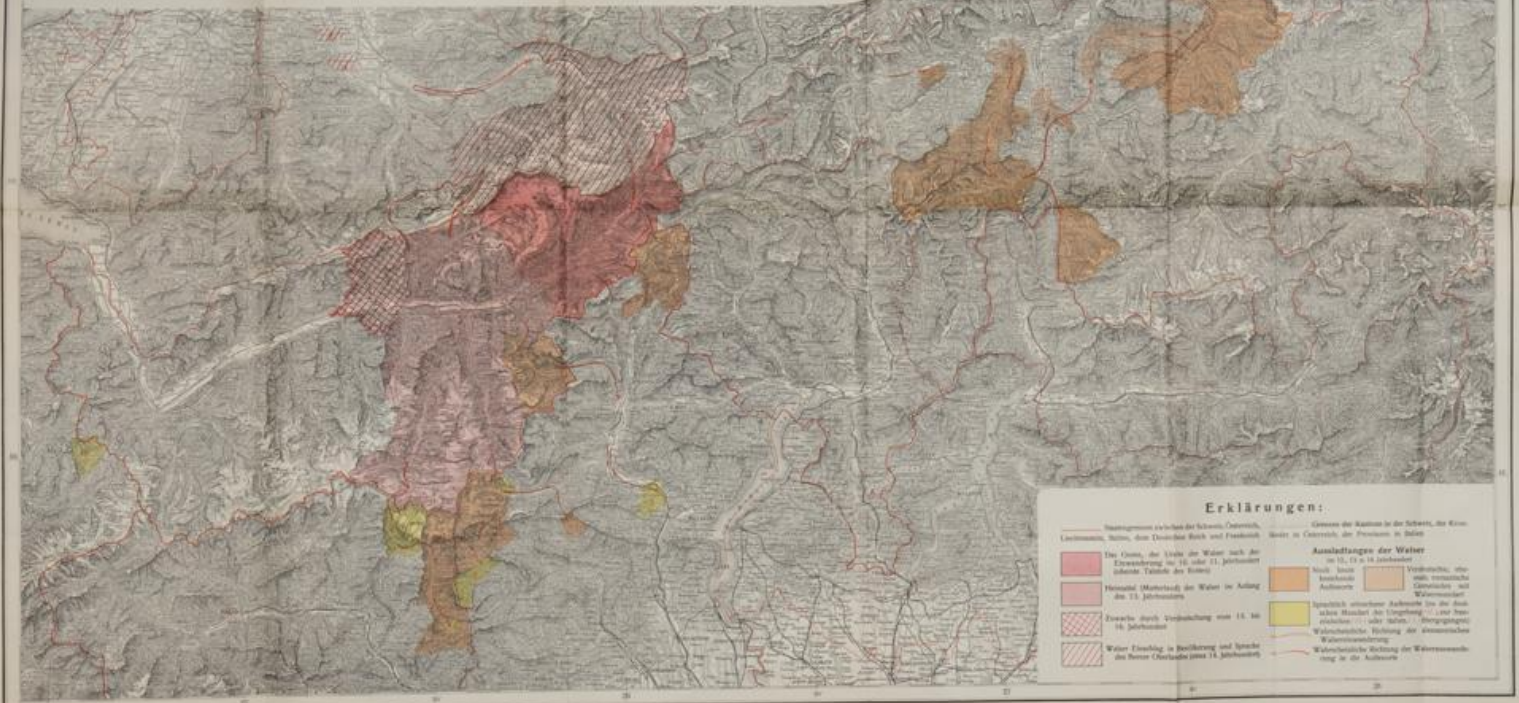
Heimattal und Außenorte der Walser (deutschen Walliser)

Nach den Untersuchungen von Bohnenberger, Branger, Hoppeler, Al. Schalte, Studer u. a. entworfen

von
Paul Langhans

Maßstab 1:450 000

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
Kilometer



Leitung: Prof. Paul Langhans

GOETHA JUSTUS PERTHES



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG

Adolf Schullerus.

Stadtpfarrer D. Dr. Adolf Schullerus in Hermannstadt ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die das siebenbürgische Sachsenvolk gegenwärtig besitzt, ein Mann von großen Geistesgaben und reichem Wissen, von warmem Herzen und treudeutscher Gesinnung, von abgeklärter Lebensauffassung und von einer Arbeitskraft, die um so erstaunlicher ist, als sie sich auf mehreren, auseinanderliegenden Gebieten des öffentlichen Lebens bewegt.



D. Schullerus

Abb. 8.

Geboren wurde er am 7. März 1864 zu Fogarasch als Sohn des im besten Andenken stehenden ev. Pfarrers G. A. Schullerus. Nach Ablegung der Reifeprüfung an dem ev. Gymnasium in Hermannstadt besuchte er die Universitäten Bern und Leipzig, um Theologie, deutsche Philologie und Philosophie zu studieren und sich so für den Dienst in Kirche und Schule seines Heimatlandes vorzubereiten. In Leipzig übten besonders die Professoren Wundt und Jarncke auf den begabten und hochstrebenden Jüngling einen tiefgehenden Einfluß aus. Um die Lehrbefähigung für höhere Schulen zu erlangen, begab er sich im Jahre 1885 an die Universität Ofenpest. 1886 erwarb er in Leipzig die philosophische Doktorwürde, etwas später unterzog er sich in Hermannstadt der theologischen Prüfung. Anlässlich ihrer Jubelfeier im Jahre 1909 zeichnete ihn die Universität Leipzig mit dem Titel eines Ehrendoktors der Theologie aus.

Schullerus war zunächst Rektor an der Schule zu Agnetheln. 1889 wurde er Professor am Landeskirchen-seminar in Hermannstadt, 1900 an Stelle seines Vaters Pfarrer in Groß-Schenk, 1907 Nachfolger des zum Bischof gewählten Hermannstädter ev. Stadtpfarrers D. Dr. Friedrich Teutsch (s. D. Erde 1909, Heft 1).

Mit welchem Eifer und Ernst, aber auch mit welchem Erfolg Schullerus den weitverzweigten Pflichten seines Be-

rufes nachkommt, wie er sich selber in die Gegenstände seines Amtes vertieft, um die ihm anvertraute Gemeinde innerlich und äußerlich zu fördern, das zu erörtern, liegt nicht im Rahmen dieser Zeitschrift. Aber hingewiesen mag hier werden auf seine gedankenreichen und stilistisch muster-gültigen Reden, die in einem bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen 1910 erschienenen Bändchen Predigten auch in weitere Kreise gedrungen sind, hingewiesen auch auf die seltene Hingebung und Genauigkeit, womit er über die ihm in Hermannstadt unterstellten deutsch-evangelischen Volks- und Mittelschulen die Aufsicht führt.

Als wissenschaftlicher Forscher trat Schullerus zuerst in seiner Inauguraldissertation hervor, worin er mit eingehender Begründung die neue Ansicht verfocht, daß der Walthallglaube sich erst während der Wikingerzeit im Norden entwickelt habe. Von 1892 bis 1904 war er dann ein verständnisvoller Beurteiler der literarischen Erscheinungen auf dem Gebiet der deutschen Mythologie und Volkskunde in dem von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin herausgegebenen „Jahresbericht“. In den „Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts“ gab Schullerus Schelmuffsky von Christian Renter heraus und nachher besorgte er eine kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe von Gellerts Dichtungen. Im übrigen wandte sich seine ger-

manistische und volkskundliche Arbeit seiner Heimat zu, wozu ihm die Herausgabe des Korrespondenzblattes für siebenbürgische Landeskunde, die er 1892 übernahm und heute noch fortführt, weitere Veranlassung bot. Es ist eine Menge gehaltvoller Abhandlungen und Besprechungen, die der feinsinnige, auf dem Boden der heutigen Wissenschaft feststehende Forscher im Laufe der Jahre veröffentlichte. Auf einzelnes kann hier nicht eingegangen werden. Dagegen soll noch des großen, sprach- und volksgehistorisch bedeutsamen Werkes gedacht werden, das (herausgegeben vom Verein für siebenbürgische Landeskunde), seit 1908 unter seiner Leitung und in einigen Hefen ganz von ihm bearbeitet, lieferungsweise bei K. J. Trübner in Strassburg erscheint. Es ist das „Siebenbürgisch-deutsche Wörterbuch“. Was man zwei Jahrhunderte lang im Sachsenland ersehnte und, mit allerdings unzulänglichen Mitteln, zu schaffen wiederholt sich anschickte, das wird jetzt mit Unterstützung mehrerer seiner siebenbürgischen Fachgenossen durch die Fähigkeiten und die Tatkraft eines Adolf Schullerus verwirklicht. Welchen Wert die berufene deutsche Kritik dem Siebenbürgisch-deutschen Wörterbuch beimisst, geht aus der Anerkennung hervor, die ihm Otto Behaghel im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie (1911, S. 398) zollt, wo es u. a. heisst: „Wir sind der tapferen und rüstigen Arbeit der Siebenbürger, die vaterländische Begeisterung mit der ernstesten wissenschaftlichen Hingabe verbindet, zum lebhaftesten Danke verpflichtet, daß sie uns die wertvollen Schätze ihrer heimatlichen Sprache in so ausgezeichnete Weise zugänglich machen.“ Bezeichnend für Schullerus und das unter seiner Führung und vornehmlichen Mitwirkung erscheinende Werk sind die Worte, die er ihm mitgibt: „Wie einst der Goten König Athanarich in den Abhängen der Karpathen seinen Goldschatz versenkte, der, lange Jahrhunderte später ausgegraben, uns meldet, was der Gotengötter heiliges Eigen gewesen, so soll das siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch dereinst der späteren Nachwelt davon Kunde geben, was unseres Volkes heiliges Eigen gewesen. Ihm vertrauen wir an, was wir leben und sind. Möge es für Gegenwart und Zukunft werden, wozu es bestimmt ist: ein Bild des Volkslebens der Siebenbürger Sachsen im Spiegel der Sprache.“

Wiederholt hielt Schullerus auch außerhalb Siebenbürgens wissenschaftliche Vorträge. Als Ende September 1909 der Verband deutscher Vereine für Volkskunde (im Zusammenhang mit dem 50. Philologentag) in Graz seine dritte Versammlung hielt, war der Festvortrag Schullerus übertragen. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten die Zuhörer seinen weitsehenden, streng sondernden Ausführungen, die auf eine notwendige Ergänzung in der Methodik der Märchenforschung durch Untersuchung der Bodenständigkeit derselben wiesen.

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag werden Schullerus gewiß zahlreiche Glückwünsche zukommen, nicht bloß aus seiner Heimat, in der er eine hervorragende und maßgebende Stelle einnimmt, sondern auch aus der Ferne. Möchte er auch in den vorstehenden Zeilen einen freundlichen Gruß zu diesem Tage erblicken!

Reg.-Rat Dr. Karl Reissenberger in Graz.

Die deutsche Grönlandfahrt.

In die Fahrt nach Grönland, worunter, solange das einst von den Normannen entdeckte Grönland verschollen blieb, besonders Spitzbergen verstanden wurde, haben sich in älterer Zeit Engländer, Holländer, Dänen, Spanier und Franzosen geteilt. Erst im 17. Jahrhundert beginnen Hamburg, Bremen, Lübeck, Emden, Altona und andere deutsche Hafenplätze selbständig sich an ihr zu beteiligen¹⁾.

Die berufsmäßigen Walfischfänger waren in der älteren Zeit auf den Schiffen der verschiedenen beteiligten Nationen durchweg Basken. Etwa seit Mitte des 17. Jahrhunderts aber finden wir überall auf deutschen und holländischen Grönlandfahrern, ja auch bei Dänen und zeitweilig auch Engländern, Insel- und Halligfriesen nicht

allein als Kern der Schiffsbesatzungen, sondern auch als Kommandöre, Harpuniere und andere Offiziere, also als Handhaber der eigentlichen, bisher nur von den Basken ausgeübten Fangtechnik. Die große Flut von 1634, die die Inselriesen zwang, vom Ackerbau zur Schifffahrt überzugehen, und das gleichzeitig von der französischen Regierung gegen die Basken erlassene Verbot, weiter auf holländischen Schiffen Dienste als Walfischfänger zu nehmen, scheinen zusammen diesen Umschwung bewirkt zu haben. Er hat in über zweihundertjährigem Anhalten den Grund gelegt zu einem steigenden Wohlstand der Inselbewohner, sie zu Bedürfnislosigkeit, Einfachheit und Tüchtigkeit erziehen helfen. Allmählich trugen auch die weiteren deutschen Nordseeküstenlande zur Besatzung der Walfischfänger bei, namentlich die Gegenden der Niederweser und der Elbmarschen bis tiefer ins Binnenland, ja bis ins Mecklenburgische (vgl. meine Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg I, S. 156).

Dr. Hans Witte in Neustrelitz.

¹⁾ D. Ludwig Brinner: Die Erschließung des Nordens für den Walfischfang. Einleitung zu einer Geschichte der deutschen Grönlandfahrt. (Hans. Geschichtsbl. 1912, S. 321–63.) — Derselbe: Die deutsche Grönlandfahrt. (Abb. 3. Verkehrs- u. Seefisch., im Auftr. d. Hans. Geschichtsver., VII, herausg. von Dietrich Schäfer.) 89, XXIV u. 540 S. Berlin 1913, Karl Curtius. 15 M.

Trachten-geographische Voraussetzungen für die deutsche Volkstrachtenforschung.

Von Dr. Willi Pfeiler in Hannover.

Wer Volkstrachtenforschung in großem Maßstab treiben will, darf sich nicht darauf beschränken, aus sorgfältig gesammeltem Material eine vielleicht erstklassige Beschreibung und Entwicklungsgeschichte herauszuarbeiten und diesen beiden Hauptteilen als geographischen Anhang die Darstellung der wichtigsten Trachtengrenzen folgen zu lassen, sondern der wird, wenn er die Trachten-Geographie als gleichberechtigten dritten Hauptteil anerkennt, seine Forschung und Sammelarbeit von vornherein darauf einzurichten haben, daß das gesammelte Material überhaupt für eine wissenschaftliche trachten-geographische Behandlung ausreicht. Wie er zu diesem Zwecke seine Arbeiten unter der Landbevölkerung zu gestalten hat, ergibt sich von selbst aus den folgenden Ausführungen, welche ganz kurz von der Bedeutung der Trachten-Geographie, von der Aufnahme des Bestandes der Volkstrachten und der Festlegung der verschiedenen Trachtengruppen reden wollen.

Der Wert der Trachten-Geographie liegt darin, daß sie einmal für früher und jetzt Verbreitung, Ausdehnung und Einschrumpfung der Volkstracht überhaupt feststellt, ferner durch Vergleich der einzelnen Landschaften miteinander das Gemeinsame herausfindet und so große Zusammenhänge schafft, daß sie drittens, genau entsprechend der Sprach-Geographie und der Haus-Geographie, die Tracht in ihre einzelnen Merkmale auflöst, jedes einzelne Merkmal für sich behandelt und in seiner Verbreitung festlegt und hierdurch erst nicht nur ein zutreffendes Bild der Wirklichkeit gibt, sondern auch eine wissenschaftlich genügende Definition von Trachtenunterschieden, Trachtengruppen und Trachtengrenzen ermöglicht. Endlich vergleicht die Trachten-Geographie die sämtlichen gewonnenen Trachtengrenzen jeder Art mit Territorial-, Konfessions-, Verkehrs- und Volkstumsgrenzen, möglichst auch für verschiedene Zeiten, und kann dadurch endlich einmal eine einwandfreie Erklärung für den Verlauf der Trachtenlinien geben. In dieser letzteren Hinsicht würde ein Beispiel sein: im großen die Feststellung der weißen Farbe als Trauerfarbe, im kleinen Angaben über die Verbreitung der Unterschiede der Ornamente an sonst gleichen Schmuckstücken.

Zwei Trachten-geographische Elemente sind es besonders, die der Trachtenforscher bei seiner Sammelarbeit unter dem Landvolke vor allem ins Auge fassen muß, weil ihre anfängliche Vernachlässigung später einen unverhältnismäßig großen Arbeitsaufwand zur Folge haben würde, wenn man die Lücken ausfüllen wollte, und deshalb nie nachgeholt werden kann: das ist die Aufnahme des Bestandes und die Feststellung der Gruppierung. Den Bestand der Volkstracht überhaupt aufnehmen heißt feststellen, wo früher und jetzt Volkstracht getragen wurde und wird, wie groß die Anzahl der männlichen und weiblichen Volkstrachtenträger in jeder einzelnen Gemeinde ist, und zwar sowohl absolut wie auch, durch Hundertsatz ausgedrückt, im Verhältnis zur gesamten jeweiligen Bevölkerung des Ortes. Im einzelnen ist dies für die einzelnen Trachtenarten zu erforschen, die nach Stand, Geschlecht, Alter und zeitlichem Anlaß verschieden sind. Zum Beispiel hat unter den Trachtenarten, die man nach dem zeitlichen Anlaß unterscheiden kann, die Abendmahlstracht ein größeres Verbreitungsgebiet als die Sonntagskirchentracht, dergegenüber die Alltagsstracht noch kleinere Kreise umschließt. Nur so ist ein klares und zutreffendes Bild von der jetzigen Geltung der Volkstrachten zu gewinnen.

Von den Trachtenarten, welche begrifflich unterschieden sind, müssen grundsätzlich die Trachtengruppen, welche sich örtlich unterscheiden, scharf getrennt werden. Es ist hier ganz selbstverständlich, daß innerhalb jeder einzelnen Trachtenart örtliche Gruppierungen vorkommen, daß daher die kartographische Fixierung der örtlichen Unterschiede, d. h. der Trachtengruppen, für jede einzelne Trachtenart gesondert erfolgen muß. Auf diese Weise erhalten wir ebenso viele Landkarten von Trachtengruppen, wie es Trachtenarten gibt, nicht mehr; denn der Gedanke, für jedes einzelne Merkmal jeder Trachtenart, z. B. für das Schultertuch der Abendmahlstracht oder für die Mütze der Halbtrauertracht oder für den Brustschmuck der Brauttracht je eine besondere Karte zu zeichnen, wird wohl praktisch unausführbar sein. Bei der Aufnahme der Trachtengruppen ist die Dichte des Forschungsnetzes durch die Anzahl der Kirchspiele gegeben; denn im Gegensatz zu den Trachtenarten, nämlich den begrifflichen Unterschieden der Tracht, deren sich je nachdem an einem Orte und sogar für einen Menschen mehrere finden können, gliedern sich die Trachtengruppen, d. h. die örtlichen Unterschiede, höchstens von Kirchspiel zu Kirchspiel.

Berichtigende Beiträge zur Ortsnamenkunde und historischen Nationalitätsforschung.

Von

Prof. Julius Koblißke in Warnsdorf.

Prof. Dr. Wilhelm Ohnesorge, der seit 1908 recht umfangreiche, in verhältnismäßig kurzer Zeit entstandene Abhandlungen und Werke über altslawische Altertümer aus dem Gebiete der läbischen und holsteinischen Geschichte und Namenkunde veröffentlicht, ist auch als Kritiker in der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ 1912 aufgetreten, wo er Curschmanns Arbeit „Die deutschen Ortsnamen des nordostdeutschen Kolonialgebiets“ — sie lag eigentlich Ohnesorges Arbeitsfelde fern — einer eingehenden, durch Einbeziehung seiner Lieblingsthemen fast zu einer kleinen Dissertation angeschwollenen Besprechung unterzieht, die nach Ohnesorges Versicherung auch den Beifall eines in Hamburg weilenden Forschers gefunden hat: „Zweifellos ist es Ihnen gelungen, zu zeigen, wie unvollständig und in vielen Punkten irreführend die Darlegungen Curschmanns sind, die durch ihre elegante Form bestechen. Das ist ein großes Verdienst.“

Dazu wäre zu bemerken: Auch Ohnesorges Schriften zeichnen sich durch schönen Stil aus; es fragt sich nur, ob nicht auch der Kritik sowie der ganzen Arbeitsmethode Ohnesorges Mängel anhaften, die ans Licht zu ziehen nach jenem Hanseaten nicht minder verdienstvoll wäre. Da Ohnesorge in der erwähnten Rezension auf alle seine Arbeiten zu sprechen kommt, so muß die Kritik auch die Hauptmomente der wissenschaftlichen Tätigkeit Ohnesorges beleuchten.

Seine Tätigkeit auf dem Gebiete der läbischen Archäologie, wo ihm in Dr. Hofmeister ein heftiger Gegner erstanden ist, nach den Licht- und Schattenseiten zu beurteilen, bin ich außerstande, da ich der „Wissenschaft des Spatens“ nicht nähergetreten bin. Unbestreitbar ist dagegen seine hervorragende Stellung als Geograph. Mit unverhohlener Bewunderung nahm ich, als ich mit ihm im Zittauer Gebirge zusammentraf, seine tiefen Kenntnisse auf dem Gebiete der Geographie und Geologie wahr, die auch in seinem Aufsatz „Überblick über die Topographie des baltischen Höhenrückens“ (Verhandl. des 17. Deutschen Geographentages, Berlin 1909) zum Ausdruck gekommen sind. Aber schon damals wurde es mir klar, daß dieses Überwiegen des geographischen Sinnes die Tätigkeit Ohnesorges als Ortsnamenforscher schädlich beeinflusst hatte; nur so erklärt sich die ausgesprochene Vorliebe Ohnesorges, allen Sprachforschern zum Troste die Mehrzahl der Ortsnamen nach rein geographisch-topographischen Gesichtspunkten zu deuten, z. B. Lübeck als „lieblicher Ort“. Mit Bedauern mußte ich auch weitere Unstimmigkeiten in unsern Anschauungen über die Ausbreitung des Slawentums nach Westen feststellen; in etymologischen Fragen aus dem Gebiete der Ortsnamenforschung war keine Einigung zu erzielen, hier trat die Schwäche der Arbeitsmethode Ohnesorges am offenkundigsten zutage. Damit sind auch die drei Hauptmängel (falsch angebrachte „Slavophilie“ — unberechtigte Vorliebe für topographische Deutungen — unzulängliche etymologische Schulung) der Arbeiten Ohnesorges gekennzeichnet; dem kritisch geschärften Auge, das sich durch die Eleganz der Form nicht blenden läßt, waren sie teilweise schon früher erkennbar. Prof. Brückner hat sie in seinen lesenswerten Rezensionen (Göttinger Gelehrte. Anz. 1910, Nr. 4 und „D. Erde“ 1911) angedeutet; ob auch Hey und Schulze (Neues Archiv für sächs. Geschichte XXXII und Forschungen zur brandenburg. u. preuß. Geschichte XXIII) den vollen Umfang jener Hauptmängel erkannt haben, vermag ich derzeit nicht zu beurteilen, da mir ihre Besprechungen nicht zugänglich sind; nur soviel ersehe ich aus Ohnesorges Rezension, daß sie beide mit der größten Schärfe gegen die topographische Deutungsmethode Stellung genommen haben. Auf Grund der letzten Arbeiten Ohnesorges („Ausbreitung der Slawen“ in Zeitschr. d. Ver. f. läbische Geschichte XII u. XIII, und seine Rezension „Beiträge zur Namenkunde im deutsch. Kolonialgebiet“ in der Vierteljahrschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte 1912) sollen hier einige wichtige Berichtigungen gegeben werden, damit zukünftigen Forschern erleichtert werde, auf dem richtigen Wege zu bleiben.

Der Flußname Trave.

(Sonderabdruck „Ausbreitung der Slawen“, S. 14.) Daß Ohnesorge den Flußnamen Travena, Trave für altgermanisch hält, trotz der künstlich gebildeten Namenform Trawna bei dem polnischen Chronisten Bogusfal (15. Jahrh.), werden wir mit Befriedigung zur Kenntnis nehmen.

Wenn er aber dreißigbiges *Travena* mit den bairisch-österreichischen Flüssen namens Traun, einßilbige Urform *Trun*, in Zusammenhang bringt, so begeht er zwei Fehler. Die sprachgeschichtliche Entwicklung der Formen wird völlig verkannt, denn um 800 lautete der holsteinische Flußname *Travena*, der bajuwarische aber *Trun*, erst später trat Diphthongierung zu Traun (gelegentlich *Trawen* geschrieben, aber stets wie *Klawes* für *Klaus* diphthongisch ausgesprochen) ein. Außerdem wird ein Grundsatz der Ethnographie außer acht gelassen: wenn in so weit voneinander entfernten Gegenden scheinbar gleichlautende Namen auftreten, so muß der ernste Namenforscher erst nach den ethnographischen Unterlagen für solche scheinbar übereinstimmende Namengebung forschen. In Holstein war zur Zeit des Tacitus natürlich germanische Bevölkerung vorhanden, auf sie geht die Benennung *Travena* (gehört zur Gruppe der altgermanischen Flußnamen auf *-ena*) zurück; an den Ufern der *Trun*, Traun genannten Flüsse dagegen entstand eine keltorömische Bevölkerung, die bis tief in die bajuwarische Zeit hinein sich erhielt und den keltischen Flußnamen den eingewanderten Germanen übermittelte: in pago *Trunwalha* (= Traunwalchen) qui dicuntur *Romani tribuales* bei Meißner I, 450.

Germanische Namen im slawischen Grenzgebiet Wagriens und Polabiens.

(„Ausbreitung der Slawen“, S. 16.) Wenn Ohnesorge auf dem ehemals slawischen Gebiet Holsteins gleich 19 altddeutsche Nomina geographica nachweisen will, so wird man bei näherer Überprüfung der Sachlage manchen Namen abziehen müssen. Birznig, ein Punkt der nordelbischen Sachsengrenze, scheidet als entschieden slawisch (*Birznik* = *Briznik* = *Breznik* in Krain, *Birkenwald*) sofort aus. Ganz unerfindlich ist es, warum Ohnesorge auch von den vier Flußnamen Elbe, Eider, Stör und Schwale behauptet, sie hätten „die lange Slawenokkupation bis zu dem Wiederbeginn der deutschen Okkupation überdauert“. Da die Elbmündung und das Elbknie zwischen Ohre und Saale stets deutsche Bevölkerung gehabt haben, so konnte selbstverständlich der altgermanische Name *Albis* = Elbe niemals aus dem Gedächtnis der Deutschen schwinden. Selbst wenn im Jahre 804 alle Nordalbingen von Karl dem Großen weggeführt worden wären und die Obodriten das ganze Gebiet slawisch besiedelt hätten, so wären die Namen Elbe, Eider und Stör nicht aus der Erinnerung der Sachsen getilgt worden: die sächsischen Bewohner von Hadeln, im Bardengau und im Nordthüringau bei Magdeburg hätten auch weiterhin den gewaltigen Strom als „Elbe“ bezeichnet; die Bewohner von Kehdingen, die vom Ufer aus die Mündung der Stör tagtäglich sehen konnten, hätten die deutsche Flußbenennung „Stör“, auch wenn diese von den obodritischen Eroberern in Holstein durch eine rein slawische oder slawifizierte Namenform ersetzt worden wäre, unmöglich vergessen können; dasselbe gilt in noch höherem Grade von der Agadora = Eider, denn die Altfriesen in Eiderstedt und auf Helgoland hätten schon für Erhaltung des urgermanischen Namens Sorge getragen. Aber auch der Name der Schwale, eines Flüsschens bei Neumünster, entging durch die Gunst der geschichtlichen Entwicklung der Gefahr, durch eine dauernde slawische Okkupation verdrängt oder slawifiziert und dem Gedächtnis der in weiter Ferne wohnenden Sachsen entrückt zu werden. Ein großer Teil der nordelbischen Sachsen war zu den benachbarten Dänen geflüchtet und kehrte auch 808, als die Obodritenmacht kläglich zusammenbrach, in die alte Heimat zurück. Der Dänenkönig durchzog Nordalbingen bis zur Elbe als Sieger; schon im nächsten Jahre (809) taucht der deutsche Ortsname *Badonsliot* (*Beidenfleth*) auf, und 811/814 kehrten dann alle Nordalbingen aus der fränkischen Verbannung heim. Die vier- bis siebenjährige Abwesenheit konnte sie unmöglich der Kenntnis ihrer topographischen Namen berauben, wie eben die wohlerhaltene Form *Badonsliot* beweist. Wenn also nicht einmal die von Karl dem Großen herbeigeführte Obodritenepisode von 804–08, wo es, wenigstens nach dem Wortlaut der Chronisten, keine Nordalbingen mehr in Holstein gab, der Erhaltung der vier altddeutschen Flußnamen (Elbe, Eider, Stör, Schwale) Abbruch tun konnte, so wurde die sächsische Nomenklatur Nordalbingiens noch weniger gefährdet durch die slawisch-nationale Oberherrschaft *Crutos* um 1075; trotz starker Auswanderung sächsischer Familien konnte der Bestand des Sachsen-tums nicht ernstlich bedroht werden. Von den 19 altddeutschen Namen verbleiben also bloß 14, die Ohnesorges oben angeführte Behauptung teilweise rechtfertigen könnten: *Travena*, *Delwunda*, *Horchembici*, *Bilenispring*, *Horbinstenon*, *Wispircon*, *silva Delwunder*, *Travena silva*, *Eudwinestein*, *Erthene*, *Tjarnho*, *Alberg*, *Wippendorf* oder *Kaldera* und *Imbra* oder *Fehmarn*. Aber auch

da sind noch drei wichtige Einschränkungen zu machen: 1. Wippendorf oder Faldera lag an der Schwale, dem Grenzflusse zwischen Sachsen und Slawen, daß der Ort selber jemals zum Slawengebiet gehört habe, läßt sich auf Grund der nur ganz allgemein gehaltenen Angaben Helmolds durchaus nicht mit Sicherheit behaupten, zumal der Name Faldera nach seiner ganzen Gestalt als unzweifelhaft deutsch anzusehen ist; selbst wenn die noch später zu erwähnende Legende Visio Godescalei glaubwürdig wäre, müßten wir den holtzatischen Falderagan als mindestens in demselben Grade deutsch ansehen, wie es der von slawischen Kolonisten durchsetzte Nordthüringgau stets gewesen ist. 2. Nach Recht und Billigkeit müssen auch die mit den Flußnamen Delvunda und Trave zusammengesetzten Waldnamen (Delvunder silva, Travena silva) ausgeschieden werden, da Ohnesorge die Trave und Delvenau eigentlich doppelt zählt. 3. Aber auch von den nun endgültig verbleibenden elf Namen darf nicht ohne weiteres behauptet werden, sie hätten sich in ihrer rein germanischen Gestalt etwa bei den Slawen selbst erhalten; im Gegenteil, diese deutschen Namen Delvunda = Delvenau, Isarnho usw. waren ausschließlich bei den benachbarten Sachsen (oder Dänen) üblich, die Slawen brauchten dafür slawisierte Formen, wie sich mit völliger Sicherheit an dem Flußnamen sächsisch Delvunda, slawisiert Delbande (erhalten in dem Namen des Ländchens Sa-delbande, Sadelbandia) nachweisen läßt. Eine Analogie zur Bewahrung des altgermanischen Waldnamens Isarnho im Munde der Sachsen und mit entsprechender Lautform bei den Jüten bietet die altdeutsche Bezeichnung Miriquidi für das um 1000 zwischen Tschechen und Sorben gelegene Erzgebirge.

Übertriebene Vorstellungen von der Ausbreitung der Slawen.

(„Ausbreitung der Slawen“ 16–19, besonders aber 566f.) Recht wunderbarlich nimmt sich, unter der kritischen Lupe betrachtet, Ohnesorges Behauptung aus, im fernen Jütland sei noch im 14. Jahrhundert ein slawisches Dorf nachweisbar, nämlich Wendeszusel, jetzt Vendsyssel. Eine solche Behauptung fordert eine nähere kritische Untersuchung, denn wenn auch Slawen auf der dänischen Insel Saaland in den slawisch benannten und noch heute bestehenden Orten Krammike und Tilliske gewohnt haben, so erscheint doch ein slawisches Dorf an der äußersten Nordspitze Jütlands als ein solches Unikum, daß man von vornherein an der Richtigkeit jener Behauptung zweifeln muß. Wendeszusel ist zunächst kein Dorf, ist auch nicht dem heutigen Thisted gleichzusetzen, weder Wende noch szusel haben etwas mit dem Slawentum zu tun. Die älteste Form für Vendsyssel ist, wie schon Pauls „Grundriß der germanischen Philologie“ angibt, Wendlesyssel. Wendle ist ein Landschaftsname, er bezeichnet das Ländchen an der nördlichsten Spitze Jütlands; im Isländischen hießen die Bewohner Vendilfolk, bei Saxo Grammaticus Wendilenses, jeder Zusammenhang mit den Wenden, die altnordisch stets Vindir hießen, ist ausgeschlossen. Der zweite Bestandteil szusel, richtiger syssel hat natürlich mit dem slawischen Ortsnamen Süsel bei Eutin nichts zu tun, es ist ein gewöhnlicher Gattungsname und bedeutet Sitz oder Gau; Wendlesyssel = Gau von Wendle wie Thythesyssel oder Dudesyssel = Gau von Thythe, jetzt Thisted, Sallingsyssel = Gau von Salling, jetzt bloß Salling, Himber- oder Himmersyssel = Gau von Himmer, jetzt Himmerland. Waldemars Erdbuch von 1254 enthält noch weitere Zusammensetzungen des Gattungsnamens syssel mit topographischen Namen Jütlands. Ein eingehendes Studium von Meitzen III, S. 81, Anlage 22 hätte Ohnesorge vor dieser Entgleisung bewahrt. Ohnesorge beansprucht auch die Gegend bis Schleswig und Kropp für sein historisches Slawentum. Den altpolnischen Chronikanten Bogufal (15. Jahrh.), der in naiver Weise den urgermanischen Namen Schleswig < Sliaswik = Wiß oder Bucht der Schlei vom polnischen ślęz (lat. haleo, Hering) ableitet, wird niemand ernst nehmen, zumal nach Ausweis der drawechnischen Sprachreste „Hering“ nicht ślęz, sondern ślid hieß. Kropp bei Schleswig, von Gloy-Ohnesorge als slawisch bezeichnet, gehört in Wirklichkeit, wie schon nach seiner Lage auf altjütischem Boden zu erwarten ist, dem skandinavischen Sprachstamme an; in Schonen kehrt der Ortsname in derselben Form Kropp wieder (Meitzen, Atlas, Anlage 145, Schwedische Dörfer IV), wozu auch Kroppa bei Karlskoga in Schweden zu vergleichen ist. Aber Wentorf am Wittenensee? Gewiß, Ohnesorge hat unbedingt recht, auch das schleswigsche Wentorf ist ein Wenet-dorp, villa slavicalis. Solche versprengte Kolonien finden sich bei allen Völkern Europas; ich verweise bloß auf den französischen Ortsnamen Bretenour im Département Lot, urkundlich Britannorum villa, eine vereinzelte Bretonensiedlung im provenzalischen

Sprachgebiet. Aus dem schleswigschen Wentorf darf nicht mehr gefolgert werden als z. B. aus dem Ortsnamen Böhmschdorf bei Grottkau im ehemals polnischen Schlesien. Schon die Prägung solcher Namen im Munde der Urbewölkerung beweist, daß die Böhmen hier, die Wenden dort eine ver- einzelte Erscheinung waren, von einer slawischen „Besiedlung“ des dänischen Grenzwaldes kann keine Rede sein. Die Sprachgrenze zwischen Holfaten und Slawen ist nach Helmold irgendwo an der Eider (es kann nur die Obereider gemeint sein) und Schwale zu suchen; den Namen Faldera dürfen wir aus sprachlichen Gründen nicht als slawisch ansehen, der Laut f und selbst die Verbindung ld sind unslawisch. Irrig ist auch die Meinung, daß der Name Faldera in den zu Kummerfeld gehörenden Flurnamen fallen-fallig-fallichfrug und fallwisch fortlebe; es handelt sich in Wirklichkeit um einen gewöhnlichen altfriesischen Flurnamen, der bei der innigen Verwandtschaft der Nordalbingen mit den Hannoveranern auch in Hannover als fallig¹⁾ (bei Hef- wege und Tacke Kühnel IV, 23 f.) nachweisbar ist. Auf die Legende oder „Lügende“ Visio Godescalci, die Slawen im Kirchspiel Nortorf erwähnt, ist natürlich nicht viel zu geben. Da ja auch die Deutschen von Nortorf erwähnt werden („Die Deutschen zusammen mit den Slawen, von denen damals [etwa 1100] pars maxima im Kirchspiel wohnte, verfolgten eine Räuberbande“), so kann man ruhig zugeben, daß in jenem Kirchspiel viele Slawen mitten unter Deutschen saßen, also wie etwa im Fuldaischen, aber es geht doch nicht an, die ganze Gegend von Nortorf—Rends- burg—Jevenstedt als ehemals slawisch zu bezeichnen. In Westfalen wohnt auch eine pars maxima von Polen, stark ist auch in Wien das Slawentum vertreten, Amerika besitzt ein starkes Deutschtum und trotzdem wird es keinem vernünftigen Menschen einfallen, den deutschen Charakter Westfalens und Wiens, den angelsächsischen Nordamerikas leugnen zu wollen. In der Sucht, aus den mittel- alterlichen Quellen recht viel zugunsten des Slawentums herauszulesen, verfällt Ohnesorge ge- legentlich in recht bedenkliche Fehler. Die Visio Godescalci spricht von fünf conversi nostri, wor- unter im mittelalterlichen Latein einfach Klosterdiener oder Laienbrüder, französisch noch jetzt con- vers, verstanden werden; Ohnesorge macht daraus „fünf bekehrte Slawen“ aus Neumünster! Zwischen Stormarn und Polabien wird die Sprachgrenze etwa durch die Linie Grabau, Neeritz, Eichede, Trittau bezeichnet. Wirklich slawische Orts- und Flurnamen oder slawische Rundlinge sind im alten Stormarn und Holstein ebensowenig vorhanden wie im westlichen Hannover; an Wenden erinnern nur Flurnamen, die in der Sprache der Urbewölkerung geprägt worden sind: Wendlohe, Wenthorn, wendischer Balken. Man kann ohne weiteres zugestehen, daß die Nordalbingen diese Orte nach einem wendischen Kriegslager oder nach wendischen Ackerknechten so benannt haben. Ich verweise auf eine recht interessante Tatsache im westlichen Hannover: Nach Ausweis dreier Flurnamen haben sich an verschiedenen Orten nicht nur Wenden, sondern sogar Spanier und Italiener aufgehalten! Bei Ahlden wird im Jahre 1667 ein „wendischer Kirchhof“ (Kühnel IV, 7) erwähnt, aber in demselben Gebiete befindet sich auch ein „spanischer Kirchhof“ (Kühnel IV, 6) und beim Banernhofe Weyhausen entdeckte ich bei weiterem Nachforschen sogar einen „italienischen Kirchhof“. Schon Bangert hat mit Recht davor gewarnt, aus solchen Flurnamen weitgehende Schlüsse zu ziehen. Solche Namen finden sich überall: auf dem sorbenwendischen Boden der Lausitz gibt es z. B. die Flurnamen „böhmische Brücke“, „böhmischer Hau“, dürfte man aber daraus schließen, daß die Tschechen eine nennenswerte Besiedlung der Lausitz durchgeführt und den wendischen Charakter jener Gegenden wesentlich beeinträchtigt hätten? Die von Ohnesorge in Elefantengröße dargestellte und bei jeder Gelegenheit betonte „slawische Besiedlung“ von Nordalbingen und Schleswig schrumpft bei kritischer Betrachtung zu einer Mücke zusammen.

Unzulässige Deutungen.

(„Ausbreitung der Slawen“, S. 59.) Dem in ostelbischen Urkunden häufig auftretenden Ausdrucke denarii slavicales läßt Ohnesorge eine recht gewagte Deutung zuteil werden. Der Abt des Klosters Tismar in Wagrien zahlt X marcas lubicensium (scilicet: denariorum) et X marcas slavicalium denariorum; Ohnesorge schließt daraus, daß diese „slawische“ Münze ein weiterer Be- weis für das Vorhandensein wagrischer Bevölkerungsreste sei. In Wirklichkeit wird lübische und mecklenburgische Münze einander gegenübergestellt, da die Bezeichnung slavicalis in solchen Verbindungen wie moneta slavicalis den rein geographischen Begriff „mecklenburgisch“ ausdrückte;

¹⁾ Nordfriesisch fallig-Brachfeld, vgl. fallighajer bei Hansen: Bordesholm, S. 72,

Derwolf warnte schon in den siebziger Jahren davor, irgendwelchen Schluß auf slawische Nationalität aus solchen erstarrten Ausdrücken zu ziehen, was ja eigentlich selbstverständlich ist, denn welchem mitteldeutschen Historiker wird es jemals in den Sinn kommen, urkundliche Geldangaben in böhmischer oder ungarischer Münze dahin zu deuten, die z. B. in Schlesien oder in der Lausitz lebenden und in böhmischer oder ungarischer Münze zahlenden Käufer seien tschechischer oder mährischer Nationalität gewesen?

(„Ausbreitung der Slawen“, 292–98.) Daß der Name Kiel nur deutsch sein könne, wurde schon von Brückner in der „D. Erde“ 1911 angedeutet. Staunen aber muß man, daß Ohnesorge, da er von der vorgefaßten Meinung ausgeht, die Gegend um Kiel müsse erst recht spät im 13. Jahrhundert germanisiert worden sein, eine ganze Reihe unzweifelhaft deutscher Flurnamen aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts: Cattesvi, Quernesvi, Redvi, Ilse, Porsse, Honechse, Morse, Drachse, Hertesse, Erpesse durch einen Machtpruch, dem jede Begründung fehlt, als „wagrische nomina geographica“ hinstellt. Die Namen sind ausnahmslos rein niederdeutsch, sie enthalten teils das Grundwort vi = Bruch, Sumpf, teils das Grundwort See (Morse = Moorsee); auch die Bestimmungswörter sind zumeist durchsichtig, z. B. quern (Mühle), red (Ried), hert (Hirsch). Slawische Wörter von der Form quern, hert sind rein undenkbar! Wenn man den Satz liest: „Durch diese Seennamen, z. B. Hertesse, sind wir mit den slawischen(!) Namen bis Kiel gelangt“, so muß man nur wünschen, er wäre lieber ungeschrieben geblieben. Ohnesorge beruft sich wiederholt auf die Tatsache, daß er ja Germanist sei, aber eine solche Preisgabe rein deutschen Sprachguts zugunsten seiner unleugbaren „Slavophilie“ wird schwerlich den Beifall seiner germanistischen Fachgenossen finden. Was Jellinghaus in seinen „Holsteinschen Ortsnamen“ mühsam aufgebaut hat, wird da leichtfertig niedergerissen; dadurch wird die Namenskunde Nordalbingiens nicht gefördert!

Boguslawski.

(„Ausbreitung der Slawen“, 324.) Ohnesorge krönt seine „Slavophilie“ durch eine Empfehlung des dickleibigen (vier Bände zu durchschnittlich 1000 Seiten!), polnisch geschriebenen und von einer polnischnationalen Körperschaft in Posen gekrönten(!) Werkes von Boguslawski „Geschichte des nordwestlichen Slawentums“, indem er sich wundert, daß es noch nicht ins Deutsche übersetzt worden sei. Das Werk muß geradezu als eine kritiklose Schmähchrift auf das Deutschtum bezeichnet werden; ich bin natürlich weit entfernt, leugnen zu wollen, daß viele Stellen, wo eben der leidige Gegensatz Deutsch–Slawisch nicht erörtert wird, wissenschaftlich einwandfrei sind, z. B. die Angaben über aratura, radlo, korec, aber die deutschfeindliche Tendenz und die kritiklose Methode des ganzen Werkes verbieten einfach eine Weiterverbreitung der verfehlten Deutungen und Darlegungen. Aus dem Wust führe ich bloß einige Kuriositäten an, um den Geist des Werkes zu kennzeichnen: Sweven = Swaven = Slaven; Marbod = Mirobud; die Ortsnamendungen -idi, -aha, -lo, -ra, -owa (Au) sind slawisch. Wenn in Marsleben 1031 bona que nuncupantur prunde erwähnt werden, so deutet Boguslawski dies niederdeutsche Wort prunde = Pfründe als polnisches prady = Stromschnellen; die Stelle aus dem Stadtrecht von Nordhausen: »den vyenden das leideste zu tun«, worin vyenden = Feinden, wird natürlich auf „Wenden“ bezogen! Ganze Seiten ließen sich mit solchen Kritiklosigkeiten füllen, die kritische Sichtung der Ansichten Boguslawskis würde bei dem riesigen Umfang des Werkes ein halbes Menschenalter in Anspruch nehmen.

Liubice, Lübeck. Die „Naturdeutungsmethode“; Lübbig.

Da Ohnesorge auch in der Rezension über Curschmanns Buch auf seine „Deutung des Namens Lübeck“ zu sprechen kommt, so erscheint es geboten, darauf hinzuweisen, daß er sich mit seiner Deutung „lieblicher Ort“ keineswegs die Zustimmung der berufenen Kritiker erworben hat. In etymologischer Hinsicht hatte Ohnesorge eigentlich gänzlich versagt, da er nach Brückner (Göttinger Gelehrte. Anz. 1910, Nr. 4) „dort aufhörte, wo die eigentliche Schwierigkeit (Erklärung des Lautwandels Liubice, lies Liubiße, zu Lübecke) erst beginnt“. Außer Borchling und Brückner hatte auch ich schon früher in Mitteilungen an Ohnesorge auf den altsächsischen Setazismus (beke > beze, bezi) hingewiesen, der später durch Wiederherstellung der k-Formen auf dem ganzen altsächsischen Gebiet verdrängt und auf das friesisch beschränkt worden ist. Die Ausführungen Borchlings (Korrespondenzbl. d. Vereins f. niederd. Sprachforsch. 1910, Heft 31, Nr. 4, S. 62–64)

können als abschließend gelten. Zur weiteren Stütze dieser Erklärung mache ich noch auf drei interessante ostelbische Fälle aufmerksam, wo durch niederdeutsche Volksetymologie ebenfalls slawisches *z* einem Kehllaut weichen mußte: 1. Ortsname 1194 Slaubrice, 1230 Slaubrize, aber 1277 Slabrücke, jetzt Schlagbrügge, unfern von Lübeck im Mecklenburgischen gelegen (also auch hier *brize* > brücke wie Liubice, Liubize > Lübeke). 2. Kosovice (lies wiße) im Anhaltischen, das nach einem benachbarten holländischen Kolonistenort Niswiß (jetzt Rießig) im Munde der Deutschen zu Koswig umgestaltet wurde. 3. Zurbici 961 und bei Thietmar, später Zurbike, Zorbeke, jetzt Jörbig, nordöstlich von Halle. Dieser Fall bietet die schönste Analogie zur Entwicklung von Liubice, Lübeke. Den rein auf der Kasuslehre aufgebauten Deutungsversuch von Jagić-Gebhardt, denen natürlich diese Fälle niederdeutscher Volksetymologie unbekannt waren, muß ich leider für verfehlt erklären, denn nicht im scharfsinnig Ausgeklügelten liegt die Wahrheit, sondern im Ungezwungenen und Natürlichen. Übrigens erfordert es auch die Billigkeit, bei dieser Gelegenheit des alten Schafarik zu gedenken, der allerdings zögernd als Urform des slawischen Namens Lübeck ein Ljubec konstruiert hatte; das Fragezeichen hinter der von ihm angenommenen Urform bezieht sich nicht etwa auf den ersten Teil Ljub = lüb, der durchaus klar ist, sondern eben auf die rätselhafte Endung. Ohnesorge hat zwar an der Hand der historischen deutschen Grammatik den Wandel Ljub zu lüb endgültig erklärt, aber in der allerwichtigsten Frage der Endung war auch er keinen Schritt vorwärts gekommen, das Verhältnis zwischen dem urkundlichen Liubice und dem deutschen Lübeck blieb noch ganz unaufgeklärt, und erst der vereinigten Arbeit der Kritiker ist es halbwegs gelungen, diesen Kobold zu bändigen. Dieser Mißerfolg hätte Ohnesorge eigentlich das richtige Verständnis für die ungeheuren Schwierigkeiten der slawodeutschen Namenforschung erschließen sollen; statt dessen sehen wir ihn am Schluß seiner Rezension den Wunsch äußern, es möge bald eine der Curschmannschen Arbeit ähnliche Zusammenstellung und Gruppierung der . . . slawischen Ortsnamen entstehen! Als ob nicht schon die vorhandene dilettantische Literatur über slawische Ortsnamen überreich zu nennen wäre! Die kritische Sichtung des vorhandenen Materials, die Herbeischaffung neuen Stoffes aus den Archiven, die historisch-topographisch-etymologischen Studien, die stets nebenherlaufen müßten, würden ganze Dutzende tüchtiger Arbeitskräfte jahrzehntelang in Anspruch nehmen. Und dann die Hauptfrage: Wer soll die Kosten dieser mühevollen Veröffentlichungen tragen? Die Tatsache, daß Mücke, Schleicher und Dr. Fr. Lorenz ihre Arbeiten über baltische Altertümer und Sprachkunde von polnischen und russischen Akademien drucken ließen, redet eine zu deutliche Sprache. Doch beleuchten wir noch rasch den zweiten Mißgriff Ohnesorges, der die Kreise der Ortsnamenforscher durch seine rein geographisch-topographische Deutung des Namens Lübeck als „lieblicher Ort“ peinlichst überrascht hat.

Brückner, Hey und Schulze haben sich leider vergeblich bemüht, ihn zu überzeugen, daß nur die Deutung „Sippe des Ljub“ zulässig sei. Ohnesorge beharrt mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit auf seinem Standpunkt und verteidigt sich mit einem Aufwand von Sophismen (verlangt z. B. geschichtlichen Nachweis des Gründers!), wie sie ihm eben sein ausgeprägter geographischer Sinn an die Hand gibt. Es liegt mir selbstverständlich fern, mich in langatmige theoretische Erörterungen, wobei trockne Zahlenreihen aufmarschieren müßten, einzulassen. Ich verweise nur auf den westpreussischen Ortsnamen Lubik (lies Ljubik), den Dr. Fr. Lorenz in seiner gediegenen Studie „Bedeutung der slawischen Ortsnamen Westpreußens“ (in „Bunte Bilder aus Westpreußen“, Beil. d. Westpreuß. Schulztg. 1913, Nr. 2—5) selbstverständlich nur als „die Ljubik“ deutet. Aber noch eine ganz andere Erwägung sollte Ohnesorge endlich bewegen, von seinem unhaltbaren Standpunkt abzurücken. Während alle namhaften Ortsnamenforscher, die auf wissenschaftliche Genauigkeit halten, einmütig Ohnesorges Standpunkt ablehnen, findet er nur an zwei Schriftstellern eine willkommene Stütze. Der eine ist Oberlehrer a. D. Grupp, ein leidenschaftlicher Verfechter der „Urgermanentheorie“, der mit der größten Leichtigkeit die slawischen Ortsnamen Brandenburgs auf germanische Wurzeln zurückzuführen vermag. Ohnesorge würde ihn natürlich mit Entrüstung als Bundesgenossen in dem Feldzug gegen die „Dogmatiker“ ablehnen, aber das Bindeglied zwischen Grupp und Ohnesorge wird durch den von beiden hochgeschätzten wendischen Pastor Jacob aus Neschwitz in der Oberlausitz hergestellt. Die Slawistik hat über sein „Wendisches Rügen“ allerdings den Stab gebrochen, es ist das selbst unter den Lausitzer Wenden,

die er eigentlich durch vermeintlichen Nachweis ihrer Identität mit den Rujanen Rügens ehren wollte, ein offenes Geheimnis, aber Ohnesorge drückt in Unkenntnis der Sachlage mit dem größten Behagen Jacobs Darlegungen über die „natürliche“ Deutungsmethode ab, die Wasser auf seine Mühle sind. Bei Jacob und Grupp, welcher letzterer gleichfalls ein begeisterter Anhänger der Jacobschen Methode ist und mit Lobeserhebungen nicht spart, ist denn auch kein Mangel an Deutungen, die so recht „aus dem Leben des Menschen in und mit der Natur“ genommen sind; es fehlt nicht einmal die Roskastanie und der Käse!! Der Dreibund Ohnesorge-Grupp-Jacob, der die zeitgenössischen Ortsnamenforscher in die Schranken fordert, redet eigentlich dem wildesten Dilettantismus das Wort; so groß die Gegensätze zwischen den Gegnern dieses Dreibunds auch immer sein mögen, in der Ablehnung der neuen „Naturmethode“ herrscht erfreuliche Übereinstimmung zwischen allen, die das Studium der Ortsnamen mit wissenschaftlichem Ernst betreiben.

Mit der Deutung des Namens Lübeck verknüpft Ohnesorge mit Unrecht die Frage, ob auch der Waldname Lübbig bei Pattenfen in Nordhammover mit Kühnel als slawisch anzusprechen sei. Zunächst ist der Irrtum Ohnesorges („Ausbreitung der Slawen“, 378), als könnte in Nordhammover auf altsächsischem Boden „lieb“ als liub, lüb erscheinen, richtig zu stellen: liub, die Vorstufe von „lieb“, ist wohl althochdeutsch, aber im Sächsischen nahm das Wort, wie die ganze Wörtermasse mit dem Doppellaut eo, eine Form mit ö an: lēf, lēve; für Norddeutschland ist die Scheidung zwischen sächsisch lēf und slawisch liub, verdeutschte lüb, streng durchgeführt. Der rein sächsische Flurname Lübbig im westlichen Hammover hat mit „lieblich“ überhaupt nichts zu tun, sondern geht auf eine Urform Lūbbing oder Lūbbinge zurück. Wie aus dem von Westfalen bis Nordalbingien und Magdeburg nachweisbaren Ortsnamen Glūsing im Nordthüringgau ein Glūsig wurde, so ergab auch das vorauszusetzende Lūbbing die von Kühnel (IV, 15) verzeichnete Form Lūbbig; im Braunschweigischen wird in der Mundart die Ortsnamenendung -ingen allgemein zu -ig. Lūbbig = Lūbbing gehört also zu der ziemlich großen Gruppe von Ortsnamen auf -ing, die sich, wie auch Jellinghaus andeutet, von den Personennamen auf -ing schwer unterscheiden lassen. Altsächsisches Lindbert ergab in der Tat Lūbbert (vgl. Lūbbraffen aus 976 Lindberteshusen), woraus wieder die Koseformen Lūbbe, Lūbbeke, Lūbbing gebildet wurden, die in Altsachsen überall zu belegen sind. In einer Grenzbeschreibung des 16. Jahrhunderts, die die Gegend am Dümmer-See betrifft (Histor. Verein f. Niedersachsen 1908, Heft 1) lesen wir wiederholt den Taufnamen Lūbbeke, und auch v. Hammerstein-Corfen erwähnt in seinem „Bardengau“ S. 582, 585 die Personennamen Lūbbing, Lūbbe, wobei er auf den beliebten Ersatz des -ing durch -eke, -ke aufmerksam macht. Höchst interessant ist nun die übrigens leicht begreifliche Tatsache, daß auch für den Pattenfer Flurname Lūbbig < Lūbbing die Nebenform Lūbbeke (v. Hammerstein-Corfen, S. 351) erscheint! Der Form nach sind also der altsächsische Personenne Lūbbeke und der Pattenfer Flurname Lūbbeke, Lūbbig (Lūbbing) vollständig zusammengefallen. Wem es nicht behagt, den Flurnamen vom gleichlautenden Personennamen abzuleiten, der findet auf dem Boden der niederdeutschen Ortsnamenforschung noch andere Möglichkeiten der Deutung: westfälische Ortsnamen Lūbbe und Lūbbeke (deutlich lit + beke zu lit = Abhang); zu Lūbbe bemerkt Jellinghaus: „Wohl zu lubbe, Örtlichkeit, die die Form einer lubbe, einer Hängelippe hatte“. In Pattenfen gibt es überhaupt keine slawischen Flurnamen: Ohle entspricht genau demselben Namen in Westfalen und bedeutet „Sumpf“; die Pinnen-Wiese (Pinne = Pflöck) wird durch den Flurnamen „Pinnen-Brede“ in Ravensberg als echt deutsch nachgewiesen. Der Freund der Deutschkunde kann nur lebhaft bedauern, daß der angesehene Historische Verein für Niedersachsen Kühnells eigenartige Schrift „finden sich noch Spuren der Slawen im mittleren und westlichen Hammover?“ überhaupt veröffentlicht hat.

Der Name Geliti (Geltow bei Potsdam).

(Rezension, Anm. 1.) Während Ohnesorge selbst in Fällen, wo durch alte lateinische Übersetzungen der deutsche Ursprung eines ostelbischen Namens unwiderleglich feststeht (z. B. Torney, lateinisch campus torneamenti, also Turnierfeld, Turnier, altddeutsch Torney), unbegreiflicherweise Zurückhaltung beobachtet, fällt ihm die Unzulässigkeit der Ableitung des Namens Geliti (jetzt Geltow bei Potsdam) aus dem Altgermanischen nicht auf. Geliti ist unbedingt slawisch Jelity oder Jelita, wie der Ortsname Jelit-owo in Posen beweist; zur Schreibweise vergleiche Gesisca = jesisca.

Eigenartiger Charakter des linkselbischen Slawengebiets.

(Rezension 2.) Ohnesorges Mißbilligung des Umstands, daß Curschmann das ganze linkselbische Slawengebiet (nämlich die Altmark und die ehemals von Slawen bewohnten Teile Lüneburgs) nicht berücksichtigt hatte, ist vollkommen unberechtigt; nicht Curschmann, sondern Ohnesorge verkennt die geschichtlichen Verhältnisse, die eine strenge Unterscheidung zwischen dem rechtselbischen Kolonialgebiet und dem zu Ostfalen gerechneten linkselbischen Slawengebiet gebieterisch fordern. Man braucht nur bei Brückner (Slaw. Ansiedl. d. Altmark), Jacobs (Gesch. d. preuß. Provinz Sachsen) und besonders in dem neuesten Werk von Jahn „Wüstungen der Altmark“ nachzulesen, um Curschmanns Ausschluß dieses linkselbischen Slawengebiets aus dem Rahmen seiner Untersuchung gerechtfertigt zu finden. Den mit großer Fähigkeit gewährten slawischen Charakter dieses Landstriches leugnet kein einsichtiger Forscher, auch Curschmann nicht, der in seiner „Diözese Brandenburg“ gleich in der Einleitung ausführlich von den Drawehnen handelt, weshalb Ohnesorges Bemerkung, der slawische Charakter des hannoverschen „Wendlands“ scheine Curschmann unbekannt geblieben zu sein, übel angebracht ist. Niemand leugnet aber auch die gleich bei Beginn der historischen Überlieferung (um 800) auftretenden altherwürdigen Merkmale des Deutschtums in der geographischen Nomenklatur des ganzen Gebiets zwischen Elbe, Menan, Ise und Ohre. Slawische Bevölkerung und dabei altgermanische Ortsnamen auf *-leben*, *-ingen*, *-stedt* in auffallend großer Zahl, viele Doppelnamen (slavonice Olenobie teutonice Severowinkel, Dannenberg: Woidars, Salzwedel: Losdi, Ahrendsee: Wlasteiske usw., wohl auch die Flußnamen deutsch Milde, slawisch Rodowe, vgl. Forstrevier Rodöbel, deutsch Aland, slawisch Prisatine), ferner zahlreiche rein deutsche Fluß-, Berg- und Seennamen (Uchte, Tanger, Hobuoki = Höbeck, Arnsee = Ahrendsee), das alles gestaltet die historische Nationalitätsfrage der Altmark zu einem der schwierigsten Probleme überhaupt. Eine Zusammenstellung der Ansichten über diese interessante Frage von Hilferding an bis Jahn und Meißner würde ergeben, daß wir von einer wirklichen Erkenntnis jener fernen Zeiten und Verhältnisse weit entfernt sind. Sicher ist nur eins: Die deutsche Nomenklatur dieses Landstriches, der gleich beim Eintritt in die beglaubigte Geschichte in kirchlicher und politischer Beziehung als Teil Ostfalens (Arnsee in parte orientalis Saxoniae) betrachtet wurde, war größtenteils schon längst vorhanden, als im 12. Jahrhundert auch hier eine durchgreifendere deutsche Kolonisation einsetzte. Curschmann, der nur die deutschen Ortsnamen der großen Kolonisationsperiode behandeln wollte, hat daher mit vollem Recht die älteren deutschen Ortsnamen des linkselbischen Slawengebiets übergangen.

Seltenheit des Personennamens Karl in alten Ortsnamen.

(Rezension 4.) Ohnesorge will den Personennamen Karl auf dem deutschen Kolonisationsgebiet nachweisen; mit Befremden liest man neben Ostpreußen, Pommern, Lübeck und Wagrien auch Braunschweig und Schleswig. Dabei handelt es sich nicht etwa um den slawischen Teil Braunschweigs oder um Wentorf in Schleswig am Wittensee, sondern um die urgermanischen Hauptstädte Braunschweig und Schleswig. Sind denn diese Städte ursprünglich slawisch gewesen und erst im 12. Jahrhundert verdeutschelt worden? Aber auch das Beispiel für Lübeck erweist sich als ein lapsus calami. Der um 1290 erwähnte Euder de Karlowe ist doch kein Karl, sondern führt seinen Beinamen nach dem unfern von Lübeck gelegenen mecklenburgischen Dorf Karlowe, de Karlowe = von Karlowe. Der Ortsname Karlowe, Karlow ist, wie schon Kühnel in seinen „Slawisch. Ortsnamen“ (1881) erkannt hat, rein slawisch und kann also als Argument gegen Curschmann gar nicht in Betracht kommen; nicht glücklicher war Ohnesorge mit der Heranziehung des altmärkischen Ortsnamens Carlbau, denn auch dieser ist, wie außer andern Erwägungen besonders die stets r-losten ältesten urkundlichen Formen Calbu, Kalebaw usw. dartun, rein slawisch und wurde erst sehr spät in Erinnerung an Karl IV. von Böhmen und Brandenburg auf volksetymologischem Wege in Carlbau umgestaltet. Derselbe Karl IV. hat auf dem Gabler Gebirge bei Jittau 1357 die Burg Karlsfried erbauen lassen, es scheidet somit auch dieses von Ohnesorge gegen Curschmann angeführte Argument aus, denn dieser hat nur die Zeit vor Karl IV. ins Auge gefaßt. Noch merkwürdiger ist es aber, warum Ohnesorge sogar ein dänisches Karlswraae bei Tondern in Schleswig, wo noch heute Dänen wohnen, als Beweis gegen die Darlegungen Curschmanns anführt, der doch nur die deutschen Ortsnamen des ehemals slawischen oder preußi-

schen Kolonisationsgebiets untersuchen wollte. Glaubt denn Ohnesorge im Ernst, die Gegend um Tondern und an der Königsau sei deshalb zum deutsch-slawischen Kolonisationsgebiet zu rechnen, weil die „Slawen im Beginn des 11. Jahrhunderts ihre Eroberungszüge bis über die Königsau hinaus ausdehnten“? Die Madjaren waren im 10. Jahrhundert am Bodensee und bei Augsburg, dürfen aber diese Gegenden zum deutsch-madjarischen Kolonisationsgebiet gerechnet werden? Eurschmann hat mit seiner Behauptung, der Name Karl sei in Ortsnamen des Koloniallandes vor Karl IV. nur selten, tatsächlich recht; von den sieben Belegen, die ihm Ohnesorge entgegenhält, halten nur zwei der Kritik stand! Wie recht und billig, muß natürlich der slawische Name Karlowitz in Schlesien, vgl. Karlowitz = Karlovac in Kroatien, ausgeschlossen werden; der Rezensent einer Abhandlung über deutsche Namen sollte doch bei seinem Thema bleiben und nicht durch kritikloses Hereinzerren fremdsprachlicher Ortsnamen Verwirrung anrichten. Als Fremdlinge sind noch auszufließen: die dänischen Ortsnamen Karlsminde, Karlum, Fahretoft; der preußisch-litauische Ortsname Saglauken (vgl. Jodlauken, Gertlauken); die slawischen Fischeribbe (vgl. 1409 wisseribbe in Anhalt, Wirsleben) und Sassin.

Siedlungen mit dem Dänennamen.

(Rezension 10.) Die mit dem Dänennamen in Holstein gebildeten Ortsnamen sind in zwei Gruppen einzuteilen: in solche, welche tatsächlich auf den dänischen Volkstamm Bezug haben, und solche, die nur aus Gründen der politischen Geographie das Beiwort Dänisch bekommen haben, um sie von gleichnamigen Orten außerhalb des Gebiets des dänischen Reiches zu unterscheiden, wie z. B. Dänisch-Eimsbüttel (Gegensatz: das angrenzende Eimsbüttel im Hamburger Gebiet) für die historische Nationalitätsforschung kommt eigentlich nur die erste Ortsnamengruppe in Betracht, es sind das Orts- und Flurnamen wie Dänischburg, Dänendamm, Dänenteich, Dänenkamp, Dänenheide usw. Diese Namen zeigen, wie man die analogen „Wendennamen“, z. B. wendischer Balken, Wendlohe, Wentorf zu beurteilen hat. Nichts ist geeigneter, die übertriebenen Vorstellungen Ohnesorges von der Ausbreitung der Slawen auf das richtige Maß zurückzuführen, als diese Parallele zwischen den Dänen- und Wendennamen. Ohnesorge müßte auf Grund dieser Dänennamen eigentlich von einer dänischen „Besiedlung“ Holsteins reden, davon kann aber ebensowenig wie bei den Wenden die Rede sein. Das vernünftige Urteil Bangerts über solche Namen bleibt nach wie vor in Kraft. In den meisten Fällen haben wir an einen vorübergehenden Aufenthalt dänischer Truppen an solchen Orten zu denken, z. B. bei Dänendamm (Lübeck), wo 1509 Dänen lagerten; vereinzelte Kolonien sind ja nicht ausgeschlossen, aber weder durch die einen noch durch die andern konnte der niederdeutsche Charakter Holsteins beeinträchtigt werden.

Die „Täufer“ (Mennoniten) als deutsche Außenposten.

Von Dr. Wilhelm Groos in Karlsruhe.

Selbstsehen und -erleben bewahrt am besten vor Einseitigkeit, besonders davor, im allgemeinen abzuurteilen und dadurch jedenfalls nicht ganz gerecht zu sein. Gewohnt, in dem großen Sprachen- und Völkerkampf, zumal im Osten, die katholische Kirche und ihre Diener auf Seiten unserer völkischen Gegner zu sehen, war ich freudig überrascht, 1881 in Südtirol in Priestern, wie dem Kuraten Mitterer zu Proveis, Zuchristian in Eufern, Männer kennen zu lernen, die so warm wie einer für ihr Volkstum fühlten und geradezu dessen Retter in ihren gefährdeten Gemeinden geworden sind. Ich habe dann daheim auch in jenen Kreisen wackere Mitarbeiter für die Sache des Deutschtums im Auslande gefunden. Und wenn mir früher alles Sekten- und Absonderungswesen in unserer evangelischen Kirche ohne Unterschied zuwider gewesen, habe ich durch Beobachtungen, wieder zuerst draußen an den Grenzen unserer Sprache, unterscheiden gelernt. Man sieht ja überhaupt oft auf Reisen, woran man daheim jahrelang achlos vorübergeht. So habe ich — von den engeren Kreisen in unserm evan-

gelischen Bekenntnis, wie den schwäbischen Stundenleuten, der Brüdergemeinde abgesehen — auch erst draußen die Täufer oder Mennoniten kennen und, wie als Menschen, als oft unersetzbare Außenposten deutscher Sprache, Art und Gesittung schätzen gelernt.

Der Anfang dazu liegt weit zurück. Als Kaiser Wilhelm I. zum erstenmal das neue Reichsland besuchte, litt mich's nicht daheim, ich mußte sehen, wie er von den Nachbarn über dem Rhein aufgenommen werde, auch dabei mitwirken. Beruhigt und befriedigt durch die ersten zwei Tage in Straßburg, bin ich dann auch in Metz vor dem Bahnhof, der Kathedrale, immer rechtzeitig bereitgestanden wie beim bekannten Hänschen in Gravelotte und vor dem Sachsenstein bei St. Privat. Auf meinem Weg nach Metz aber, von Schirmeck über den Donon das Tal der Weißen Saar hinab, bin ich durch deutsche Antworten in den Höfen des oberen Tales überrascht worden, das in meinem Köpfchen nach der Farbe französischsprachig sein sollte. Die Insassen waren „Täufer“, die, wenn ich nicht irre, von jenen ihres

Glaubens willen verfolgten Duldern abtammten, die im 17. Jahrhundert in der Grafschaft Salm, südlich des Donon, eine Zuflucht gefunden hatten. Tren haben sie an der Scheide der Sprachen auch unter der folgenden französischen Herrschaft Volksart und Volkstum gewahrt, obgleich die deutsche Heimat durch unerträglichen Gewissenszwang sie einst ausgetrieben, das „Comité du salut public“ in der französischen Revolution ihnen dagegen Rechtschutz gewährt hatte. Auch sonst im Elsaß, südwärts in den Bergen bis gegen Belfort, hatten so in jener Zeit Adlige auf ihren Gütern „Täufer“, besonders aus der Schweiz, aufgenommen, deren Nachkommen auch bei welscher Nachbarschaft an der deutschen Sprache festgehalten haben (nur die weiter hinaus in der Gegend von Montbéliard, in der einstigen württembergischen Grafschaft Mömpelgard, angesiedelten „Anabaptisten“ haben sich der Herrschaft der französischen Sprache auf die Dauer nicht entziehen können).

Auch in dem französischen Sprachgebiet unseres Teiles von Lothringen weiß ich „Täufer“, wenigstens solche, die in den letzten Jahrzehnten in die durch Wegzug französischer Grundbesitzer freigewordenen Stellen eingerückt sind. Sie fehlen auch nicht in unserm dem neuen Reiche entfremdeten, äußerlich angewelschten, aber im Kern deutschen Grenzlande Luxemburg, auch hier Vertreter deutscher Art. Diese hier dürften schon mit den niederrheinischen und den niederländischen Mennoniten zusammenhängen. In den Niederlanden, wo auch ihre Glaubensrichtung schon seit 1577 der Religionsfreiheit sich erfreuen konnte und zurzeit etwa 60000 Anhänger in über 120 Gemeinden zählt, stand ja die Wiege ihres Bekenntnisses, oder besser gesagt, dieser religiösen Richtung, die mit dem Uberschwang und den Ausschreitungen der einstigen Wiedertäufer nichts gemein hat und jetzt im wesentlichen nur noch an der Ablehnung der Kindertaufe und des Eides festhält, bei einer strengen Kirchenzucht. Sie heißen dort „Doopsgezinden“, Taufgesinnte; den uns geläufigsten Namen Mennoniten haben sie nach dem Führer einer alten Täufergemeinschaft Menno Simons, der wahrscheinlich 1492 in Friesland geboren und 1559 im Holsteinischen gestorben ist und dessen Schriften plattdeutsch verfaßt und ins Holländische übertragen worden sind; sein Wirken hat von Friesland über das nördliche Deutschland bis nach Holstein gereicht.

Die nach ihm genannten Taufgesinnten bilden auch den Kern der Niederländer, welche an der deutschen Siedlungsarbeit im Nordosten hervorragenden Anteil genommen haben; die Mennoniten zählen dort, besonders in Westpreußen, an 10000 Seelen (mehr als die Hälfte ihrer Gesamtzahl im Deutschen Reiche). Und ihrer wären — an der Grenzwaht gegen das Polen-tum — noch mehr, wenn nicht von 1789 ab auf den Ruf der Kaiserin Katharina II. von Rußland und ihrer nächsten Nachfolger viele weggezogen wären in das russische Neu-land, die ungeheuren Steppengebiete im Norden des Schwarzen Meeres. Das blühendste der deutschen Siedlungsgebiete in Südrußland ist das der Mennoniten jenseits des Dnjepr geworden, das nach dem in das Asowsche Meer mündenden Flusse Molotschna seinen Namen hat, ebenfalls eine Bauernsiedlung, aber eine vorgeführtenere, nicht nur in dem Betrieb der Landwirtschaft, sondern auch in geistiger Hinsicht. Dafür hier als Beleg nur ein kurzer Auszug aus einem Bericht des dort in dem rührigen Verlag von Gottlieb Schaad er-

scheinenden „Molotschnaer Volkskalender für die deutschen Ansiedler in Südrußland“, Jahrg. 1914, S. 105 (Prisib, Post Halbstadt, Gouv. Taurien):

„Vor einigen Jahren traten dahier einige führende Männer aller Gruppen der deutschen Ansiedler in Südrußland in Alexandrowsk zusammen und berieten die Frage der Gründung einer deutschen Irrenanstalt. Aber die gemeinsamen Verhandlungen zerschlugen sich, und nur die Mennoniten, die ja mehr als die andern Deutschen eine geschlossene, mehr oder minder organisierte Masse darstellen, verfolgten die Frage weiter. Sie wurde als eine allgemeine Glaubens- und Ehrensache hingestellt, Sammlungen wurden eröffnet, von allen Seiten floßen die Gaben, und als Frucht dieser Bemühungen entstand Bethania, die Mennoniten-Heil- und Pflegeanstalt für Geistesranke, Schwachsinige und Epileptiker.“ Die Anstalt und ihr Betrieb „soll den neuzeitigen Anforderungen der Irrenfürsorge entsprechen“ — „nach dem Grundsatz der freien Behandlung der Kranken“ — in kleineren Einzelbauten, umgeben von gärtnerischen Anlagen, die zugleich Gelegenheit zur Beschäftigung geben. 1911 mit einer Frauen- und einer Männerabteilung eröffnet, jetzt mit 80 Betten, soll sie allmählich auf 150 bis 200 Betten gebracht werden, nach dem „in Deutschland gültigen Satze, der auf 1000 Kopf der Bevölkerung zwei Anstaltsplätze fordert“, welche Berechnung auch einer vorläufigen Zählung der Kranken unter den Mennoniten entsprochen habe. Das gäbe, wenn obiges richtig, eine sehr viel größere Gesamtzahl dieser russischen Mennoniten, als ich bis dahin angenommen hatte. „Ein Werk der Menschenliebe und der Kultur, geschaffen von einem Teil der Deutschen in Rußland, mögen ihm bald andere folgen!“ Das sei mit dem Wunsche des Verfassers auch der Unsrige! und Ehre diesen deutschen Mennoniten!

Früher schon als in diesem fernen Osten war die große Woge der deutschen Auswanderung in den Donau-osten und die Karpathenländern gerollt, vornehmlich aus Süd- und Westdeutschland. Maria Theresia hatte zwar nur katholische Einwanderer in ihr Südungarn gewollt, aber Josef II. machte dieser Beschränkung ein Ende, und so entstanden besonders in Galizien und der Bukowina auch zahlreiche evangelische Siedlungen, welche sich besser als die katholischen dem Polentum gegenüber behauptet haben. Nicht so wie die Evangelischen geschlossen in Dörfern beieinander, sondern mehr zerstreut über das ganze Karpathenvorland, finden sich in ziemlicher Zahl auch Mennoniten, zusammengeschlossen zu einer religiösen Gemeinde Kiernika-Lemberg, die dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Evangelischen auch in ihrem (24. Sept. 1908 staatlich genehmigten) Statut Ausdruck gegeben haben. Sie stehen Schulter an Schulter mit den andern Deutschen in der Abwehr des polnischen Druckes, und es gehört zu meinen erfreulichen Reiseerinnerungen, was ich dort darüber hörte und auch, in Gesellschaft des damaligen Geschäftsführers des „Bundes der christlichen Deutschen“, auf dem Hofe eines deutschen Mennoniten erlebte, den uns, in polnischer Gegend, die urgermanische Erscheinung der hochgewachsenen blonden Tochter am Gartenzaun als deutschen Boden gewiesen hätte, wenn es nicht schon der Blick auf die Gebäude und die Hofraute tat.

Als einzelstehende Außenposten unseres Volkstums haben die Mennoniten sogar etwas voraus vor den andern Evangelischen: sie bedürfen, um ihren Glauben

— und mit dem hängt ihr Volkstum zusammen — ihren Kindern und Kindeskindern zu erhalten, nicht in dem gleichen Maße des Bandes von Kirchen- und Diasporagemeinden mit beruflichen Seelsorgern, können eher auf sich allein stehen, da der Hausvater auch das berufene geistliche Haupt der Hausgemeinschaft ist. Das habe ich in seiner Bedeutung für die Deutscherhaltung auf dem Großgut Palekura meines Landsmannes J. Heißet im Herzen von Mazedonien würdigen gelernt. Als Mennonit hält er allsonntags die häuslichen Andachten im Kreise der Seinen und der Hausgenossen, die sich beteiligen wollen, da der evangelische Geistliche von dem entfernten Salonik nur jährlich einmal um die Osterzeit kommen kann zur Spende des heiligen Abendmahles. Und als guter Deutscher betrachtet er es als selbstverständlich, daß der Unterricht der Kinder in einer Schulanstalt des Deutschen Reiches abgeschlossen wird, die Söhne im deutschen Heere dienen. Für die zerstreuten Deutschen Mazedoniens von der serbischen Grenze herab bis nach Salonik mit seiner ansehnlichen deutschen Kolonie — Reichsdeutsche, Österreicher und Schweizer Deutsche — wie für den deutschen Besucher des Landes war das Gut des Mennoniten zu einem Mittelpunkt deutschen Wesens und Strebens geworden, der in keine andern als etwa wieder deutsche Hände hatte übergehen sollen. Es wäre ein schmerzlicher Verlust für die deutsche Arbeit in diesem Teil der Balkanhalbinsel, wenn die veränderten politischen Verhältnisse und Grenzen hierin eine Wandlung brächten.

Ich muß einen großen Sprung machen, um zurückzukehren zu dem Ausgangspunkt meiner Rundschau. Er bringt mich in den an das Elsaß angrenzenden Teil der Westschweiz, in den Berner Jura. Hier hatte ich vordem am Ende einer Sprachgrenzwanderung durch Granbünden und die Kantone Wallis und Freiburg beim Abstieg vom Chasseral (Gestler) zur Station Sonceboz auf den Höfen des Nordhanges über dem welschen

Tal deutsche Mennoniten gefunden und konnte nun im vergangenen Sommer von unserm Aufenthalt im Kurhaus Twannberg ob Twann vom Bieler See aus den Faden wieder aufnehmen. Überall dieselbe Wahrnehmung vom Bieler See bis nahe der Elsäßer Grenze in diesem sogenannten welschen Jura: von Vergrücken zu Vergrücken der gleichlaufend von Südwest nach Nord-ost streichenden Jurazüge oben auf den Höfen meist deutsche Mennoniten, die in rührender Anhänglichkeit an die Muttersprache ihre bescheidenen Vergnügen mit persönlichen Opfern aufrecht erhalten, während drunten in den Tälern, wo das Deutsche untertaucht in dem vorherrschenden welschen Wesen, die besseren Schulen der Gemeinden, zu denen sie gehören, unentgeltlich ihren Kindern offen stünden. Darüber und über meine Wanderungen, um die Lage des Deutschtums im Jura im einzelnen kennen zu lernen, ein andermal! Für heute genüge dieses zu meiner Rundschau über die deutschen Mennoniten an und vor unseren Grenzen.

In diesem Kranze ihrer deutschen Außenposten klagt, soweit ich sie kennen lernte, eine Lücke gerade in den Ländern, welche für die Ausbreitung unseres Volkstums noch Spielraum geben, im Donauostern und in der Südmärk. Da könnten wir besonders gut die Mennoniten brauchen als Bahnbrecher deutscher Art mit ihrer Tüchtigkeit, namentlich in der Landwirtschaft, ihrer Betriebsamkeit und Redlichkeit, Häuslichkeit und Nüchternheit, Eigenschaften, die von selbst für die deutsche Sache wirken, auch wenn deren Träger, denen das Religiöse im Vordergrund steht, im völkischen Kampfe sich Zurückhaltung anferlegen.

Und da habe ich nun eben selbst — was ich doch im Eingang rügte, wird der Leser vielleicht sagen — ein allgemeines Urteil gefällt über die Täufer, Mennoniten, als deutsche Außenposten — freilich ein günstiges, kein aburteilendes — ein Urteil, das sicher von all denen, die sie kennen, unterschrieben wird.

Niederösterreich im Zeitalter der Reformation.

(Seine Bewohner nach Volkszugehörigkeit und Bekenntnis.)

(Begleitworte zur Karte auf Tafel 24.)

Von

Leopold Ricek in Klostertal, Niederösterreich.

Die Karte schließt sich in der Hauptsache an Wiedemanns eingehende Darstellung über „Reformation und Gegenreformation in Niederösterreich“ an, zieht Raupachs „Presbyterologia Austriaca“ und „Evangelisches Österreich“ zu Rate und im einzelnen die geschichtlichen Darstellungen von Keiblinger, Raffelsberger, Kerschbaumer, die Diözesanzeitung „Hippolytus“, die Topographie von Niederösterreich und die „Blätter des Vereins für niederösterreichische Landeskunde“ und andere lokalgeschichtliche Werke.

Das Bekenntnis erscheint nur in verhältnismäßig wenigen Orten infolge unzureichender Nachrichten zweifelhaft. Diese auf der Karte erkenntlich gemachten Pfarreien darf man schon darum als vorwiegend protestantisch ansprechen, weil es sich in ihnen um Pfarren handelt, die eines Hirten lange Zeit entbehrten. Entgegen der Angabe Raupachs, der den Pfarrer Wolfgang Schmehl zu St. Lorenzen am Steinfeld als protestantischen Prediger anspricht (Presb. Austr. 1741, S. 160 f.), halte ich mich an die Studie Dr. Franz Spenglers: „Wolfgang Schmehl“ in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Literatur“, Heft 5, und betrachte seine Pfarre und ihn, wie er sich gelegentlich selbst bezeichnet, als „papistisch“. Freilich hatte der Katholizismus im Lande seine Reinheit völlig eingebüßt: die meisten katholischen Pfarrer waren verheiratet, das Abendmahl wurde auch von ihnen zumeist unter beiden Gestalten gereicht.

Die Karte zeigt aber nicht nur die konfessionellen Verhältnisse im Jahrhundert des großen Geisteskampfes, sondern veranschaulicht auch den nationalen Besitzstand. In diesem Belange wird es den Kennern der gegenwärtigen Verhältnisse auffällig erscheinen, daß die Nordwestecke des Landes und der March-Thaya-Winkel vollständig deutsch erscheinen. Die heute mehr oder weniger tschechischen Ortschaften an der böhmischen Grenze Rottenschachen, Gundschachen, Schwarzbach, Witschkoberg, Beinhöfen und Tannenbrücke erhielten ihre slawischen Bewohner unzweifelhaft erst nach der Reformation. Während derselben erscheinen alle die genannten Orte zur Pfarre Rottenschachen gehörig, die durchaus protestantisch war und einen evangelischen Prediger hatte. Als die Gegenreformation mit ihren Härten einsetzte, ergriffen Scharen von Deutschen den Wanderstecken. Anstelle der Vertriebenen kamen die Tschechen ins Land.

Die geringe slawische Bevölkerung der Nordostecke (Unterthemenau) dürfte zwar altansässig und im 6. Jahrhundert mit den Awaren ins Land gekommen sein, hat sich aber ganz und gar nicht bemerkbar gemacht, weil ihrer in keinem Visitationsbericht des 16. Jahrhunderts Erwähnung geschieht. Dafür aber erscheinen hier als neue Gäste die Kroaten. So zu Orth (Wiedemann 3, 396), Jedenspeugen, Sierndorf (ebenda 3, 416), Ringelsdorf bei Dröfing (3, 424), Simonsfeld (3, 471) und Niederhollabrunn (3, 479) und die bei Vidermann (Forsch. 3. deutsch. Landes- u. Volkskunde 2, 5) erwähnten Gemeinden. Sie bekamen sich hier, in durchweg evangelischer Umgebung, zumeist als Katholiken (vgl. Vidermann: Neuere slaw. Siedlungen auf südd. Boden S. 50 u. 51).

Ebenso erscheinen Kroaten in durchweg stattlicher Anzahl in folgenden Pfarrgemeinden des rechten Donauufers: in Petronell und Scharndorf (3, 529), Prellenkirchen, Wienerherberg, St. Margareten am Moos (3, 556), Mannersdorf am Leithagebirge, Hof (3, 567), Au, Wilfersdorf bei Bruck a. L. (3, 575), Pottendorf (3, 595), Landegg, Schönau (3, 654), Trumau (3, 665) und in einigen bei Vidermann genannten Orten. Sie sind hier eine junge Bevölkerungsschicht, die den Platz der vom Türkenstrecken vertriebenen erbgeessenen deutschen Bevölkerung einnimmt. Damit die Karte ein möglichst getreues Bild über den Umfang der kroatischen Zuwanderung bietet, mußten auch die zu den Pfarrgemeinden gehörigen Siedlungen eingezeichnet werden, in denen nachweislich Kroaten saßen. Leider ist die Zeit ihres Auftretens nicht immer genau festzustellen gewesen. Auch diese Kroaten bekamen sich, inmitten einer fast rein evangelischen deutschen Bevölkerung, zur katholischen Kirche. Eine Sonderstellung nahmen bloß die Kroaten der Pfarre Landegg ein, welche evangelisch waren. Sonst erscheinen Kroaten und Tschechen nur höchst vereinzelt im Lande: dort und da einmal ein kroatischer Pfarrer (z. B. in Würnitz und Schweinbarth), den man in Ermangelung deutscher Priester aufs Land schickte, oder ein alter Hussit (z. B. in Pfarre Ehen).

Auffallend ist der große weiße Fleck im Südwesten Wiens auf dem Boden des Wiener Waldes. Das Gebiet war in der Reformationszeit gänzlich unbefiedelt. Erst nach dem zweiten Türkensturm (1683) begann die Erschließung und Besiedlung des Waldgebietes durch Holzhauer und Hüttler (vgl. Grund: Veränderungen in der Topographie des Wiener Waldes und Wiener Beckens, S. 155f.).

Die heute noch bestehenden Protestantengemeinden in den Alpentälern an Steiermarks Grenzen (Naßwald, Mitterbach) wird man auf der Karte vergebens suchen. Sie sind nämlich keine Reste aus der Reformationszeit, sondern in der Hauptsache in der Zeit der beginnenden Holzverwertung durch die eingewanderten Unternehmer Gigl und Huebner erst nach 1779 von Holzknechten begründet worden (vgl. Dr. A. Silberstein, Land und Leute im Naßwald).

In bezug auf das religiöse Bekenntnis erscheint wohl kaum ein Gebiet Deutsch-Österreichs so durchweg protestantisch gewesen zu sein wie die Viertel ob dem Manhartsberg und Wiener Wald. Hier hatte die Gegenreformation, die mit dem Edikte Rudolfs II. 1578 einsetzte, eine schwere Arbeit. Ja zu St. Georgen im Reut waren die Wurzeln des Luthertums unausrottbar, denn hier hielt sich der Protestantismus bis in Maria Theresias Zeit. Das gleiche gilt von den Alpentälern und der Hochfläche des Waldviertels, wo die Bewohner zumeist den Wanderstecken ergriffen, um der Vergewaltigung zu entgehen. Horn im Waldviertel galt als „die festeste Burg des Protestantismus in Österreich“, war wie Krems und Loosdorf Sitz eines evangelischen Gymnasiums, Beratungs- und Waffenplatz der protestantischen Stände; die Rosenburg, „die niederösterreichische Wartburg“, hatte wie Stein eine evangelische Druckerei; zu Spitz wohnte 1569 der Rostocker Reformator David

Chyträus; ja über Wien, wo die Reformation einen trefflich gerodeten Boden vorfand, plagt der Jesuitenpater Canisius, es werde „täglich mehr ein Wittenberg oder Genf“.

Die Wiedertäufer, gegen welche mit furchtbarer Härte vorgegangen wurde, hatten in Niederösterreich wenig Boden gefaßt; am stärksten waren sie in den mährischen Grenzgebieten zu Falkenstein, Draffenhofen und Steinabrunn.

Schließlich sei noch erwähnt, daß einzelne Gemeinden seither verschwunden sind, wie die durchweg protestantischen Neu-Lichtenwarth, Groß (Hollabrunn) und Greilenstein (Horn).

Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Ansiedlung und des deutschen Rechts in Galizien und in der Bukowina.

Von

Prof. Dr. Raimund Kaindl in Czernowitz.

Wiederholt wurden in diesen Blättern seit einigen Jahren zusammenfassende Übersichten über neuere Literatur geboten, die meine Darstellung in der „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ ergänzt. Seit dem letzten Bericht in Bd. XI, S. 165 ff. sind zahlreiche Arbeiten erschienen, über die hier Nachricht gegeben werden soll.

J. Ptasnik¹⁾ charakterisiert die Bedeutung der deutschen Einwanderung nach Polen und den Vorgang bei der Gründung der deutschen Orte (Stellung der Vögte und Schulzen). Der Hauptteil seiner Arbeit befaßt sich aber mit der Geschichte einer großen Anzahl deutscher Bürgerfamilien in verschiedenen Orten Galiziens und Polens. Wir heben daraus hervor die ersten Vögte von Sandomir, die Vögte von Myslenice, die Familie von Ketscher in Krakau, die deutschen Familien in Bochnia, Neu-Sandec u. a. Bemerkenswert ist die Urkunde von 1294, mit der Bronowice villa (Bronowice maly) bei Krakau Magdeburger Recht erhielt.

St. Estreicher²⁾ handelt über die Bedeutung der schon bekannten Sammlung von Magdeburger Schöffensprüchen, die im Kodex Nr. 399 der Krakauer Universitätsbibliothek erhalten ist (vgl. Gesch. d. Deutschen in den Karpathenländern I, S. 277, und Kaindl: Beiträge z. Gesch. d. deutsch. Rechts in Galizien I, S. 55). Diese Sammlung hat sich über ganz Polen, Schlesiens, Preußen, Böhmen und Nordungarn verbreitet. Sie wurde ins Lateinische, Polnische und Böhmisches übersetzt und bildete die Grundlage für verschiedene Neubearbeitungen. Zusammen zählt Estreicher 16 Handschriften dieser Sammlung auf und stellt durch genaue Untersuchung die Zeit fest, in welcher diese Sprüche aus Magdeburg für Krakau geholt wurden. Eine große Gruppe der Urteile rührt aus den Jahren 1376—86 her, andere sind jünger und stehen im Zusammenhang mit dem königlichen Obergericht auf dem Wawel, ja sie sind zum Teil von ihm erklossen. Die Entstehung einer kleinen Anzahl von Sprüchen läßt sich nicht feststellen. Die Sammlung und sorgfältige Erhaltung der Urteile in Krakau erklärt sich aus dem Bedürfnis der Tochterstadt und dem Umstande, daß der Verkehr mit Magdeburg sehr erschwert war. Ihre Verbreitung in die andern polnischen Städte war von hoher Bedeutung für die Entwicklung der Rechtsprechung nach deutschem Recht und entthob die Städte der Notwendigkeit, allzu häufig sich nach Magdeburg zu wenden.

Œ. Ergetowski³⁾ druckt die Privilegien der Stadt Alt-Sandec in Westgalizien aus der Zeit 1312—1523 ab, zusammen zwölf Stück, von denen einzelne bisher unbekannt waren. Die Sammlung hätte leicht um andere auf diese Stadt bezügliche Stücke (auch aus dem 13. Jahrhundert) vermehrt werden können. Alt-Sandec gehört zu den galizischen Städten, die seit dem 13. Jahrhundert deutsches Recht hatten und deutsche Einwohner aufweisen. Die Mehrzahl der von Ergetowski mitgeteilten Stücke sind für die Geschichte des deutschen Rechts wertvoll; insbesondere geht daraus auch hervor, daß trotz der 1292 erfolgten Übertragung des deutschen Rechts von Alt-Sandec auf Neu-Sandec ersterer Ort das deutsche Recht behielt: Wladislaus II. bestätigt 1415 das deutsche Recht für Alt-Sandec (vgl. Kaindl in Archiv f. österr. Gesch. C, S. 346).

¹⁾ Studya nad patrycyatem krakowskim wieków srednich. (Rocznik Krak. XV, S. 25—95.)

²⁾ Krakowski zbiór orzeczy magdeburskich. (Sprawozd. Akad. Krakau XVII, 1912, Nr. 2.)

³⁾ Prawa i przywileje miasta Starego Sącza 1312—1523. I. Teil: Progr. d. Lehrerbildungsanstalt Stary-Sącz (Alt-Sandec) 1909/10. 38 S.

M. Handelsmann¹⁾ beschäftigt sich mit dem »litkup«, also dem Leihkauf in Polen. Er gibt zunächst eine kurze Übersicht über die Anschauungen über Wesen und Bedeutung dieses Rechtsbrauches nach den Ansichten deutscher Forscher und bespricht dann ausführlicher die Anschauungen P. Dabkowskis²⁾ über diese Frage. Der Leihkauf hat demnach nichts mit einem Angeld oder einem vertrunkenen Angeld zu tun, sondern dieser Kauftrunk hat symbolische (sakrale) Bedeutung; Dabkowski erinnert an den Trunk, mit dem man auf etwas Verzicht leistet (*aquam abrenunciacionis bibere*). Dabkowski schildert dann den Vorgang beim Leihkauf, wobei er sich vor allem auf die Quellen des Land- und Stadtrechts stützt. Handelsmann bietet dazu Ergänzungen aus dem Gerichtsregister von Siary in Galizien von 1585—1714. In diesen Aufzeichnungen ist sehr oft die Formel zu finden: und er leistete Verzicht, gab es hin unter der grünen Rute und sie tranken den »litkup«. Wie man sieht, handelt es sich um deutsche Rechtsbräuche, die mit den deutschen Ansiedlern und dem deutschen Rechte in Galizien und im übrigen Polen Eingang fanden. Deshalb kann man auch vor dem 14. Jahrhundert den Brauch in Polen nicht nachweisen. Auch Siary hatte deutsches Recht. Das von Handelsmann zitierte Register ist höchst wichtig für die Kenntnis deutscher Rechtsgewohnheiten in dörflichen Ansiedlungen. Wir besitzen nicht viele ähnliche Aufzeichnungen aus Dörfern; das meiste Material rührt aus städtischen Archiven her. Die Gleichartigkeit der Rechtsgewohnheit in den Städten und Dörfern ist übrigens aus der Anwendung des gleichen deutschen Rechts erklärlich, denn Stadt- und Dorfrecht waren hier gleichwertig (vgl. Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I).

W. Semkowicz³⁾ Studie über die Herkunft und Ansiedlung der polnischen Ritterschaft erbringt den neuerlichen Beweis (vgl. schon Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I), daß ein großer Teil der Ritter fremder Herkunft war, und zwar zumeist aus dem Westen stammte. Spuren vom Zufließen abendländischer Ritterschaft, besonders Deutscher nach Polen, lassen sich schon im 11. Jahrhundert nachweisen. Gallus erwähnt, daß 500 deutsche Ritter mit Kazimier dem »Wiederhersteller« nach Polen gekommen seien. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Teil derselben im Lande blieb, außerdem muß man annehmen, daß mit den Frauen der Pfaffen ganze Scharen von Rittern kamen, welche, nachdem sie sich in polnischen Landen niedergelassen, dort neue Rittergeschlechter begründeten. Der zur Zeit dieser Fürsten erneute politische Verband Schlesiens mit Groß- und Klempolen erleichterte das Zufließen von Ansiedlern nach letzteren Ländergebieten. Man muß mit einem Wort neben der städtischen und ländlichen Kolonisation auch eine ritterschaftliche annehmen, jedoch mit dem Unterschied, daß die zufließenden Ritter hier keine von der örtlichen Ritterschaft gesonderte Gesellschaftsklasse bildeten, die für die Dauer ihre eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen gehabt hätte, sondern daß sie sich den gesellschaftlich-sozialen Verhältnissen ihres neuen Vaterlandes anpaßten, mit der polnischen Ritterschaft verschmolzen und sich auf diesem Wege rasch naturalisierten. Semkowicz zählt sehr viele eingewanderte Geschlechter aus Böhmen, Mähren, Lausitz, Meißn und besonders aus Schlesien auf, die zum großen Teil deutscher Herkunft sind. Die Gründe der Einwanderung der Ritter waren verschiedener Art: der allgemeine kolonisationsartige Zug, die Nachfrage nach abendländisch geschulter Ritterschaft, endlich der Umstand, daß diese Ritter (wie in Ungarn) die Stütze der Herzoge, besonders in den Kämpfen mit andern Teilsfürsten, bildeten. So wurden im Lande Halicz eine ganze Reihe von schlesischen Geschlechtern von Ladislaus von Oppeln (Opolezyf) beschenkt, der auf diese Weise seine Herrschaft im Lande zu befestigen bestrebt war. Mit ihm lassen sich auch einige schlesische Geschlechter in Dobrzyner Gebiet (die Lehel und Rogala) in Verbindung bringen. Die in Reußen zur Zeit des Ladislaus Opolezyf erscheinende Einrichtung der Lehen (vgl. des Referenten »Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern« I, S. 18 ff., und »Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts in Galizien« I, S. 62 ff.) weist darauf hin, daß mit der Ansiedlung der schlesischen Ritterschaft dort die Elemente abendländischen Lebenswesens eindringen. Beachtenswert ist eine großpolnische Gerichtseintragung aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, in welcher ein Ritter vor dem Gericht einen von einem andern Ritter ihm gemachten Vorwurf, als ob er »suis homagialis vulgariter

¹⁾ Studya historyczne. 309 S. Lemberg 1911, H. Altenberg.

²⁾ Litkup, studjum z prawa polskiego. 1906. 86 S.

³⁾ Uwagi metodyczno-krytyczne nad pochodzeniem i posiedleniem rycerstwa polskiego wieków średnich. (Anz. d. Akad. Krakau 1912, Nr. 1, 2 u. 3.)

Deutsche Erde. 1913, Heft 7.

man« wäre, widerlegt. Daraus ist a contrario der Schluß zu ziehen, daß die abendländische Einrichtung der Vasallenschaft, welche auf dem Lehensverhältnis basierte, auch in Großpolen bekannt war (über den eben zitierten Ausdruck man vgl. man die oben genannten Arbeiten des Referenten).

H. Weigt¹⁾ hat durch Regesten und Abdruck einiger Stücke, die 41 Nummern umfassende (im Privatbesitz befindliche) Sammlung der Schriften der Krakauer Kammacherzunft der Forschung zugänglich gemacht. Das Material rührt aus dem 16. bis 19. Jahrhundert her. Es braucht kaum betont zu werden, daß die ganze Zunfteinrichtung auf deutscher Grundlage beruhte; auch finden wir deutsche Mitglieder der Zunft zu allen Zeiten. Aber schon im 16. Jahrhundert überwog das polnische Element. Die Akten sind polnisch geschrieben und polnische Namen treten überall hervor. Damit hing es auch zusammen, daß man allmählich von den gemeindeutschen Gewohnheiten der Zunft abwich. In dieser Beziehung ist ein leider nicht datiertes Schreiben der Breslauer „Kampffmacher“ an die Krakauer von großem Interesse. Darin klagen die Breslauer, daß die Krakauer „nicht hantwerksgewohnheit halten, wy sonst in deutschen landen der Brauch ist“. Es folgt eine Reihe von Vorwürfen und dazu die Versicherung, daß sich die Breslauer „noch (nach) deutscher nacion“ halten. Aus dem ganzen Wortlaut geht hervor, daß beide Zünfte früher in regen Beziehungen standen und daß eine „Vergleichung“ noch immer erhofft wurde. Das Schreiben ist deutsch abgefaßt und gehört jedenfalls dem 16. Jahrhundert an.

Es war schon früher bekannt, daß das polnische Schiffswesen deutschen Ursprungs war (vgl. Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I, S. 317). A. Kleczkowski²⁾ bietet hierzu sehr interessante Beiträge. Sein Material entnimmt er einer der wissenschaftlichen Gesellschaft gehörigen Handschrift in Posen, die ein Register der Einkünfte und Ausgaben für den Bau der Fahrzeuge in Elbing von 1570–72 enthält. Obwohl dieses Register polnisch ist, gibt es mit seinen Orts- und Vornamen und seinen Seemannsausdrücken Zeugnis einer sehr starken Germanisierung der Kreise Elbing und Holland in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Diese Handschrift ist daher auch für die Geschichte des deutschen Wesens in Preußen sehr wichtig. Vor allem geht aus der Untersuchung Kleczkowskis hervor, daß in den technischen Ausdrücken überaus zahlreiche sich finden, die der deutschen (vorwiegend niederdeutschen) Seemannssprache angehören. Trotzdem unter den Leitern des Baues nur ein Deutscher sich befand, sind die deutschen Seemannsausdrücke die zahlreichsten. Ebenso sind die Ausdrücke, welche der Tätigkeit der verschiedenen beim Schiffbau beschäftigten Handwerker gelten, deutsch. Im Gegensatz zu der niederdeutschen Seemannssprache sind aber diese Ausdrücke wieder fast durchweg hochdeutsch oder mitteldeutsch (vgl. Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I, S. 345), die von Kleczkowski aus dem Register angeführten Ausdrücke sind zu zahlreich, als daß sie hier angeführt werden könnten.

Über deutsche Stadtmusikanten und Hofmusiker in Krakau wurde schon in der Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I, S. 350 eine Bemerkung gemacht. Aus neueren Arbeiten von A. Chybiński³⁾ geht hervor, daß um 1500 Heinrich Finck als Hofmusiker in Krakau verweilte. Die Kirchenmusik und der Kirchengesang an der Marienkirche in Krakau war deutsch; dieser deutsche Kirchengesang hat auf die Entwicklung der polnischen Kirchenlieder keinen geringen Einfluß geübt: die Krakauer Buchhändler und Buchdrucker des 16. Jahrhunderts hatten »cantiones almanicae« (deutsche Lieder) und musikalische Traktate deutscher Herkunft (Agricola, Eistenius, Spangenberg, Heyden) am Lager. Vom 14. (vielleicht schon 13.) bis 16. Jahrhundert benutzte man in Polen die deutsche Notenschrift, so auch in der Tabulatur des Johann von Lublin (um 1540), in der auch einige deutsche Lieder verzeichnet sind. Chybiński weist auch den starken deutschen Einfluß auf diese Tabulatur nach. Die meisten der mit deutschen Überschriften versehenen vierstimmigen Lieder gehören G. Forster, M. Wolf und V. Wust an. Dagegen ist das Lied „Ach

¹⁾ Niektóre dokumenta cechu grzebieniarzy w Krakowie. (Progr. d. Akad. handlowa [Handelsakad.], Krakau 1910, 21 S.)

²⁾ Opracowanie filologiczne rękopisu: Rejestr przyjemu i wydania pieniędzy na potpzebę galiony w r. 1570 (Philologische Bearbeitung der Handschrift: Register der Einkünfte und Ausgaben für den Bau einer polnischen Galione, Elbing 1570–72). (Anz. d. Akad. Krakau 1912, Nr. 7 u. 8, S. 75 ff.)

³⁾ Tabulatura organowa Jana z Lublina (1540). (Kwart. Muz. I, Warschau 1911, S. 9 ff., und Sprawozdania d. Akad. XVII, Krakau 1912, Nr. 2, S. 5 ff.) ferner auch derselbe: Polnische Musik und Musikkultur des 16. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu Deutschland. (Sammelbände d. Internat. Musikgef. XIII, Leipzig 1912.)

hilsz mich laith" einem Nicolaus Crocoviensis zuzuschreiben. Dem Tanz „Conradus“ liegt das deutsche Lied „Bruder Cuonrad“ zugrunde, ebenso dem Tanze „Ich stech' mich mit dem Dorn“ ein deutsches Volkslied. Auch einen »Paur (Bauern) Thanez« und einen »Czayner (Zäuner) Thane« weist die Tabelatur auf.

Aus der Arbeit von A. Szymonówna und H. Opieński¹⁾ geht hervor, daß die ältesten Aufzeichnungen der polnischen Tänze aus dem 16. und 17. Jahrhundert von den Deutschen Christof Coeffelholz aus Nürnberg, Mathias Waissel aus Bartenstein (Preußen), August Normiger aus Dresden u. a. herrühren.

Für die Kenntnis der von den Krakauer Buchhändlern geführten Bücher sind die Inventarien wichtig, die in den Krakauer Stadtbüchern erhalten sind und von Venis²⁾ mitgeteilt wurden. Darüber sei als Nachtrag zu den Ausführungen in „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ I, S. 351 f. folgendes hier mitgeteilt. Unter den erwähnten Inventaren ragen an Umfang jene der Krakauer Buchhändler und Buchdrucker Mathias Scharffenberg von 1547 und Helene, Witwe des Florian Angler, von 1551 hervor (über diese Buchdrucker vgl. Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I, S. 351 ff.); außerdem sind die Bücherbestände Privater verzeichnet. In diesen Inventarien finden wir wiederholt die Werke deutscher Schriftsteller, so z. B. allein von Spangenberg dessen Dialekt, Rhetorik, Grammatik und musikalische Traktate. Erwähnt sei ferner die Grammatik des Honterus aus Kronstadt (sächsischer Reformator), die „Musica“ des Hayden, die Chronik des Naucerus, ein ungenanntes Werk Johann Müllers Regiomontanus, eine große deutsche Pflanzenkunde, das Narrenschiff Sebastian Brants u. a. Sehr häufig werden deutsche Rechtsbücher genannt, so der Saxen-Spiegel oder Speculum Saxonum, Lanspiegel (Laienspiegel), Speculum germanicum (Deutschspiegel), Sententiae magdeburgenses scriptae, Weichbild germanicum scriptum, Klackspiegel (Klagspiegel, ein bekanntes volkstümliches Rechtsbuch), Processus iuris in Germania usitatus, ein liber Melchior Kling (bekannter Rechtsgelehrter) usw. Oft kommen deutsche Bibeln, Katechismen, Postillen, Psalter u. dgl. vor. Ferner sei genannt ein polnisch-deutsches Lehrbuch für Kinder (vgl. Geschichte d. Deutschen I, S. 154), ein deutsches Wörterbuch, Übersetzungen römischer Schriftsteller, ein „Conczbuch“ (Kochbuch?), hortulus animae germanicus (das bekannte „Seelgärtlein“ von Sebastian Brant), deutsche Lieder (cantiones almaniae), »Practica alamanica« (Kalender) u. dgl. Im Inventar des verstorbenen Joh. Lencz von 1552 finden sich fast nur deutsche Bücher, und zwar Bibeln, Evangelien, Postillen, Psalter, historische, naturwissenschaftliche und medizinische Werke, Übersetzungen des Cicero und Livius, das Seelgärtlein und das Narrenschiff; zusammen unter 24 Büchern zum mindesten 20 deutsche. Bemerkenswert ist, daß die Bücher öfter ausdrücklich als Handschriften bezeichnet werden. Eine genaue Untersuchung dieser Inventare auf ihren deutschen Bestand wäre überaus lehrreich.

Schon im letzten Bericht (D. Erde XI, 1912, Heft 6/7, S. 165) ist darauf hingewiesen worden, daß der Schnitzer Veit Stoß von Ptasnik als Pole hingestellt wird. Dazu sind einige weitere Arbeiten erschienen³⁾. Auf eine Kritik dieser Anschauung kann hier nicht eingegangen werden, doch wird auf einige deutsche Arbeiten dazu unten verwiesen⁴⁾. Ebenso ist im letzten Bericht schon eine Arbeit Stasiaks erwähnt worden, die zahlreiche, bisher Peter Vischer zugeschriebene Werke jetzt dem Veit Stoß zuschreibt. Jetzt schreiben polnische Forscher diesem Künstler

¹⁾ Dawne tańce polski z 16. i 17. w. (Kwart. Muz. I, Warszawa 1911, S. 105 ff.)

²⁾ Materyaly do hist. drukarstwa i księgarstwa w Polsce. (Arch. dziejów lit. i oświaty w Polsce VII, S. 1 ff. u. 202 ff., Krakau 1892.)

³⁾ A. Choloniewski: Jak Wita Stwosza darowałimy Niemcom. (Swiat. 1912, Nr. 35 ff.) — Derjelbe: Rewindykacye własności naszej. (Ebda Nr. 21—23.) — B. Urbanowski: Dyskusya nad Witem Stwoszem. (Krytyka II, Heft 2, S. 77—79.) — Raczkowski: O polska kulture w średniowieczu. I. powodu książki. I. Stasiaka. Rewindykacye własności naszych. (Nowa Reforma 1912, Nr. 45 u. 47.) — J. Ptasnik: W sprawie Wita Stwosza. (Czas. 1912, Nr. 415, 417.) — Derjelbe: Noch einiges über die Nationalität des Veit Stoß. (Monatshefte f. Kunstwiss. 1912, November.)

⁴⁾ M. Kosznitzer: Über die Abstammung des Veit Stoß. (Monatshefte f. Kunstwiss. 1912, S. 432—435.) — Derjelbe: Veit Stoß, die Herkunft seiner Kunst, seine Werke und sein Leben. 8°, 214 u. LXXXVIII S., 60 Taf. Leipzig, Poeschel u. Trepte. — M. Gumbel: Veit Stoß ein Pole? (Münchener Neueste Nachr. 1912, 16. Aug., Nr. 415.) — P. Ettinger: Über die Abstammung des Veit Stoß. (Monatshefte f. Kunstwiss. 1912, S. 323—25.) — J. Takács: Federfiguren von Veit Stoß. (Die graph. Künste 1912, S. 27—30, mit Abb.)

auch den sonst dem Michael Pacher zugeschriebenen Altar in St. Wolfgang zu¹⁾. Ferner wird Stoß als geistiger Anreger Albrecht Dürers gepriesen²⁾. Andere Arbeiten behandeln einzelne Werke des Meisters oder bringen Beiträge zur Charakteristik seines Kunsteinflusses und seines Lebens³⁾.

G. Sommerfeldt⁴⁾ beleuchtet die wissenschaftliche Tätigkeit des Magisters Johannes Mathia von Sommerfeld, der um 1500 als Professor an der Universität Krakau wirkte. Wir lernen seine Werke kennen, ferner die Titel einer Anzahl von Büchern aus seiner Bibliothek. Bei dieser Gelegenheit werden auch verschiedene deutsche Krakauer Buchdrucker (Florian Angler, Wolfgang Fern, Joh. Haller, Hieronymus Vietor), ferner der Krakauer Buchhändler Markus Scharffenberger genannt.

In der Arbeit von St. Kot⁵⁾ über die Pfarrschulen in Polen im 16. bis 18. Jahrhundert wird im Lehrplan eines Herbstes von 1559 für die Marienschule in Krakau erwähnt. Auch wird festgestellt, daß die Schulen in Polen um 1600 denselben Aufschwung wie in Deutschland nahmen. Ebenso trat der folgende Niedergang gleichzeitig ein. Offenbar bestehen hier also innige Zusammenhänge.

Der von S. Ketrzyński und H. Opieński⁶⁾ mitgeteilte Hymnus auf Krakau, wurde vom Unterkanzler Stanislaus Ciolka gedichtet und von Nikolaus von Radom in Musik gesetzt; er ist wahrscheinlich 1426 anlässlich der Geburt des zweiten Sohnes Wladislaws Jagiello entstanden. Krakau wird als eine schöne, reiche Stadt geschildert, sonst ist das Gedicht wie ähnliche ziemlich belanglos.

St. Tomkowicz⁷⁾ macht aufmerksam, daß die Verehrung der merkwürdigen Heiligen St. Kümmeris oder Wilgefortis aus Deutschland auch nach Polen gedungen ist, wie ihre Bildnisse in Krakau und andern Orten beweisen.

Die Bischöfe von Przemyśl verfügten über einen reichen Landbesitz, zu dem auch die Güter um Brzozów gehörten. Über die Entstehung dieses Besitzes und seine wirtschaftlichen Verhältnisse vorwiegend im 17. Jahrhundert handelt J. Rutkowski⁸⁾. Unstreitig bietet er sehr viel wertvolles Material. Auch über die Errichtung neuer Ortschaften in den Waldgebieten, die mit deutschem Recht ausgestattet waren, berichtet der Verfasser. Es entstanden 1559–1448 Brzozów, Domaradz, Przyśietnica, Neu-Domaradz und Piotrowin-Golcowa. Er berichtet auch über die Einrichtung dieser Orte nach deutschem Recht, vermeidet aber, etwas über die deutschen Bischöfe und Geistlichen dieser Diözese (vgl. Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern I, S. 115) und über die deutschen Ansiedler zu sagen. Nur beiläufig bemerkt er, daß Golcowa nach seinem ersten

¹⁾ Ł. Stasjał: Wit Stwos i jego arcydzieło w St. Wolfgang. (Złoty róg, Warschau 1912, 7. April, S. 1–4. — Derselbe: Wit Stwos i jego arcydzieło na obczyźnie. (Wisła 1912, S. 8–10). — K. Srokowski: Pacher czy Stwos? (Tygodnik ilustr. I, 1912, S. 350 f. Vgl. ebenda S. 676 f.). — Ł. Stasjał: »Dziela Pachera«. (Nowa Reforma vom 14. März, Nr. 121.) — J. Zibermayr: Michael Pachers Vertrag über die Anfertigung des Altars in der Kirche zu St. Wolfgang. (Mitt. d. Inst. österr. Geschichtsforsch. XXXIII, S. 468–72.)

²⁾ W. St.: Wit Stwos źródłem natchnień Albrechta Dürera (Veit Stoß, der geistige Anreger Albrecht Dürers). (Gazeta warszawska Nr. 51.)

³⁾ Wita Stwosza wielki oltarz w kościele Najśw. P. Maryi w Krakowie (Der große Altar des Stoß in der Marienkirche in Krakau, mit einer Einleitung von J. Kopera). (Krakau Czas.) 141 S., 36 Taf. mit 61 fotogr. Bildern. — K. Bałowski: O autorze helmu wieży Maryackiej w Krakowie (Über Stoß als Urheber des Helmes auf dem Turm der Marienkirche in Krakau). (Sprawozdanie kom. hist. sztuki VIII, S. CCCXVI–CCCXV.) — S. Meller: Wit Stwos i sztuka norymberska w Krakowie (Veit Stoß und die Nürnberger Kunst in Krakau). (Przegląd 1912, Nr. 255 u. 254.) — Ł. Stasjał: Dom Stwosza w Krakowie i Norymberdze (Das Haus des Stoß in Krakau und Nürnberg). (Sztuka 1912, S. 79–82.) — Derselbe: Prawda o piekarnianiu Stwosza. Dzieje niesłychanych zbrodni. popełnionych przez radem Norembergi na polskim artyście (Über Stoß' Verhältnis zum Räte von Nürnberg). (Ebenda S. 144–69.) — Derselbe: Lewocza, stolica i jej skarby artystyczne (Leitfaden, der Hauptort der Gips, und seine Kunstschätze mit Bezug auf Veit Stoß). (Tygodnik ilustr. 1912, S. 620 bis 691.) — Derselbe: Nieznane szkice i rekonstrukcje Stwosza w Muzeum w Budapeszcie (Unbekannte Skizzen und eine Handschrift des Veit Stoß im Budapester Museum). (Sztuka 1912, S. 181–85.)

⁴⁾ Magister Johannes Mathia von Sommerfeld, Prof. d. Univ. Krakau um 1500. (Zeitschr. f. Kirchengesch. XXXII, 1911, S. 599–602.)

⁵⁾ Szkolnictwo parafialne w Małopolsce w XVI–XVIII. (Sprawozd. Akad. Krakau XVII, 1912, Nr. 5.)

⁶⁾ Hymn na cześć Krakowa z XV wieku. (Kwartalnik muzyczny I, 1911, S. 5–9, 115–121.)

⁷⁾ Legendarna s. Wilgefortis albo Frasobliwa i obraz na Zwierzyńcu przy Krakowie. (Rocznik Krakow. XV, S. 1–21.)

⁸⁾ Klucz brzozowski biskupstwa przemyskiego w XVIII. Krakau 1910, Verl. d. Akad.

Schulzen (Golz) seinen Namen trägt. Jedenfalls dürften sich andere solche Anzeichen deutscher Ansiedler finden, wenn auch die Mehrzahl der Siedler in den neuen Orten der einheimischen Bevölkerung angehörte. Das Buch ist ein Beitrag zur Bedeutung der Gründungen nach deutschem Recht für die Beurbarung und Ausnützung des Landbesitzes; ferner auch zur Geschichte dieser Orte und ihrer Schulzeien (vgl. Kaindl: Beiträge zur Gesch. des deutsch. Rechts in Galizien IX—XII.)

C. Górki¹⁾ bietet vorläufige Mitteilungen über eine anonyme Beschreibung Osteuropas aus 1508, in der auch Böhmen, Polen und Ungarn behandelt wird und die manches Interessante enthält. Uns interessiert vor allem die Feststellung, daß schon damals der Gegensatz zwischen Polen und Deutschen als Naturnotwendigkeit bezeichnet wird (*quia naturale est odium inter ipsos et theotonicos*).

S. Ciszewski²⁾ behandelt den Spottvers, in dem unter anderm die polnischen Brücken als wertlos verspottet werden. Er schreibt dies der deutschen Böswilligkeit zu, übersieht aber, daß der Vers auch deutsche Verhältnisse scharf verspottet. Es heißt darin:

Ein böhmisch Mönch und schwäbisch Nonn,
Obloß, den die Kartheuser hon,
Ein polnisch Bruck und wendisch Tren ...
Der Deutschen Fasten, kölnisch Maid usw.

Von Interesse sind Nachrichten über deutsche Beamten, die während der Bauernbewegung von 1846 in Galizien mit Erfolg die polnischen Gutshöfe gegen die Wut der Aufständischen schützten³⁾. Andererseits möge auf Nachrichten über Polonisierungen von Deutschen in Galizien, Anteilnahme derselben an polnischen Aufständen u. dgl. verwiesen werden⁴⁾.

Aus Stolyhwo⁵⁾ Arbeit über die Anfänge der anthropologischen Forschungen in Polen geht hervor, daß Prof. Josef Mayer die ersten Vorträge über Anthropologie 1854 an der Krakauer Universität hielt. Für die von Stolyhwo betonte rasche Einbürgerung dieser Wissenschaft auf polnischen (?) Hochschulen hat also ein Deutscher gesorgt.

E. Podlacha⁶⁾ untersucht die Wandmalereien in griechisch-orientalischen Klöstern und Kirchen der Bukowina auf die abendländischen Einflüsse, die sich in ihnen geltend machen. Er zeigt, daß sie viel von dem herkömmlichen byzantinischen Typus Abweichendes aufweisen. So erschienen z. B. neben den Menschenköpern von senilem mageren Typus nach byzantinischen Mustern auch schon Figuren „von so redigiertem Maße, daß sie eher der Dürerischen Proportionslehre entsprechen konnten“. Podlacha verweist ferner darauf, daß die Moldau seit dem 14. Jahrhundert unter dem Einfluß der deutschen Ansiedlung stand und daß auch italienische Einflüsse sich geltend machten. Auch erinnert er daran, daß an den moldauischen Bauwerken deutsche Meister gearbeitet haben (vgl. Kaindls Geschichte der Bukowina, 2. Aufl., und Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern II) und legt also den Schluß nahe, daß auch die moldauische Malerei von Deutschen beeinflusst wurde.

Dr. Polek⁷⁾ bietet eine kurze Beschreibung der Weihnachtsbräuche bei den Deutschen in der Bukowina, vor allem des Pelznickels, des Christkinds und der Aufführungen von Weihnachtsspielen. Von letzteren werden mitgeteilt: die Schäferkomödie der Tysper Kolonisten (aus Tys in Oberungarn) in Jakobeny und das Dreikönigspiel von ebendort. Dem letzteren verwandt ist das „Herodenspiel“ in Rosch bei Czernowitz (die Roscher Deutschen sind teils protestantische Schwaben,

¹⁾ Nieznany opis wschodniej Europy. (Sprawozd. Akad. Krakau XVII, Nr. 7, S. 16 ff.).

²⁾ Polski most. (Lud. XVII, 1911, S. 155 ff.).

³⁾ W. Cwił (J. Białynia Choledecki): Z minionej doby. Kilka wspomnień na tle zapisków prywatnych. Lemberg 1906, besonders S. 55. — Derselbe: Sanoćkie w R. 1846. Wspomnienie w sześćdziesiąt rocznicę wypadków. Lemberg 1905, besonders S. 9.

⁴⁾ In der in der vorhergehenden Anmerkung an erster Stelle genannten Schrift, S. 4 ff.; ferner J. Białynia Choledecki: Lista osób pochodzenia szlacheckiego zasądzonych w Galicyi za udział w tajnych stowarzyszeniach i pracach rewolucyjnych w latach 1833—48. Lemberg 1905, S. 7 f. u. 12. — Derselbe: Księga Pamiątkowa Półwiekowego Jubileuszu Gimnazjum Im. Franciszka Józefa I. w Lwowie. Lemberg 1912, S. 51, 54 u. 60. Dazu gehört auch eine ältere Arbeit desselben (W. Cwił): Henryk Schmitt. Lemberg 1888.

⁵⁾ Przyczynek do hist. antropologii w Polsce. (S.-A. aus Sprawozd. Tow. Nauk. Warszawskiego V, 1912, H. 2.)

⁶⁾ Abendländische Einflüsse in den Wandmalereien der griechisch-orientalischen Kirchen in der Bukowina (S.-A. aus der Zeitschr. f. christl. Kunst XXIV.) 44 Spalten, mit 16 Abb. Düsseldorf 1911, E. Schwann.

⁷⁾ Deutsche Weihnachtsspiele in der Bukowina. (Jahrb. d. Bukow. Landesmus. XVII/XVIII, 1909/10, S. 5.)

teils katholische Deutschböhmen). Aus demselben Ort wird auch ein Apostelspiel (mit Abb. der Spieler) mitgeteilt. Schließlich wird ein Christkindenspiel aus Neuhütte (deutschböhmisches Kolonie) veröffentlicht. Polek verweist auch auf Parallelen und erbringt insbesondere den Beweis, daß das Spiel aus Neuhütte mit den schlesischen, mährischen, böhmischen und sächsischen verwandt ist und einem Ofener Christkindenspiel ähnelt, ebenso, daß das Moscher Apostelspiel mit ähnlichen Spielen aus Nordböhmen übereinstimmt. Interessant wäre die weitere Nachforschung, ob auch die Spiele bei den Zipsern und Schwaben nähere Beziehung zu ihrer Heimat aufweisen. Über Weihnachtsspiele bei den galizischen Deutschen vgl. man des Referenten Mitteilungen in Österr. Rundschau XXXII, S. 138; die Beziehung zwischen dem dort aus Dornfeld Mitgeteilten und dem bei Polek S. 21 und 42 Geschilderten ist augenscheinlich. Erwähnt sei auch, daß im Christkindenspiel aus Neuhütte auch noch das bekannte „Kindelwiegen“ üblich ist. Maria hält in ihrer Rechten eine Wiege, in der eine schöne Puppe liegt. Diese auf den Boden stellend, spricht sie:

Josef, komm herein!

Wieg mir das Kindlein ein!

Josef (tritt ein und spricht):

Oha, wa' ich pult g'suall'n.

Sollt ich denn das Kind wieg'n?

Kon mein ulten Ruck nit puigen.

Oha, oha, lieb's Kindl, schlof ein!

(Dann den Hirten rufend:)

Hirt, komm herein!

Wieg mir das Jesuskind ein!

Der Hirte (tritt ein und spricht:)

Oha, wa' ich pult g'suall'n.

Josef, los mi' 's Kindl seg'n,

Los mi' nit so lang so steh'n,

Los mi' 's a wenig gucka

Und a wenig schrucka.

Später singt der Chor:

Lauf, laufet ihr Hirten, bringt's Wieglein daher,

Das Kindlein drein legen, es zittert so sehr,

Heja, Popaia, schönes Kindlein schlaf ein.

Ferner: Wir wollen das Kindlein einwiegen,

Wir habns in der Krippe da liegen.

O Jesulein süß, o Jesulein süß.

Für die primitive Inszenierung dieser Weihnachtsspiele ist bezeichnend, daß z. B. der Wirt im Jakobener Schäferspiel durch einen Stock mit einem aus Holz geschnitzten Wirtshaus gekennzeichnet wird. Dazu sei hinzugefügt, daß das Kindelwiegen in Krakauer Klöstern schon im 15. Jahrhundert üblich war. Jetzt ist dem Referenten auch ein Paradenpiel aus Jakobeny bekannt geworden, das er veröffentlichen wird.

Nur kurz genannt mögen die Arbeiten des Berichterstatters werden, die zum Teil mit seinen Bestrebungen, die Karpathendeutschen zu einigen und ihre engeren Beziehungen mit den Mutterländern zu veranlassen, zusammenhängen. Einzelne von diesen Aufsätzen wurden daher von zahlreichen Blättern nachgedruckt¹⁾.

¹⁾ Die Karpathendeutschen, ihre Ansiedlung und Verbreitung. (Deutsch-Österr. I, Wien 1913, Heft 5 u. 6; Mitt. d. Biskidenver. X, 1913, Nr. 3/4.) — Die Karpathendeutschen (Lage und Organisation). (Tägl. Rundschau Nr. 266/67, 1912, Unterhaltungsbeil.) — Die Kulturarbeit der Karpathendeutschen. (Deutsch-Österr. I, 1913, Heft 14; Meine Heimat II, Kronstadt, Nr. 18; Deutsch-Ungar. Volksfreund, Temesvár 1913.) — Deutsche Vorposten im Karpathenland (betont die Bedeutung der Karpathendeutschen für das deutsche Gesamtvolk). (Bukow. Nachr. 1913, Nr. 6991; Freiburger Ztg. 1913, Nr. 12; Deutsch-Ungar. Volksfreund 1913, Nr. 14; Deutsches Volksbl. f. Galizien 1913, Nr. 211; Meine Heimat II, Kronstadt, Nr. 19; Wiesbadener Tagebl. 1913, Nr. 443.) — Das deutsche Volk und die Karpathendeutschen (Wiederanknüpfung von innigeren Beziehungen zwischen dem deutschen Gesamtvolk und den Karpathendeutschen). (Kölnische Volksztg. 1912, Nr. 703.) — Deutsche Interessen im Karpathenland (Belange des deutschen Gesamtvolks in den Karpathenländern). (Schwäbischer Merkur 1913, Nr. 208, Beilage.) — Die Tagungen der Karpathendeutschen. (Österr. Rundsch., Wien 1913, Nr. 128; Deutsche Arbeit XII, Prag, Heft 5, S. 160; Der getreue Eckart, Wien 1913, Maiheft.) — Bericht über die zweite Tagung der Karpathendeutschen in Rumä. Sommer 1912, Czernowitz 1913. — Deutschböhmisches Kolonien in den Karpathenländern. (Deutsche Arbeit XI, Heft 8.) — Gerichtliche Säbnfahrten nach deutschem Recht in Ungarn und Polen. (Leipziger Ztg. 1912, Nr. 48, Wiss. Beil.) — Zur Geschichte des deutschen Theaters in den Karpathenländern. (Wiener Ztg. 1913, Nr. 80; Czernowitzer Tagebl. 1913, Nr. 3034 u. 3036.) — Zur Geschichte des deutschen Kultureinflusses in Galizien. (D. Erde X, 1911, Heft 6/7.) — Bilder aus der deutschen Ansiedlung in Galizien, mit 9 Abb. (Deutscher Kalender für die Bukowina f. 1913.) — Deutsche Lieder aus Galizien. (Deutsche Heimat I, S. 755 f.) — Zur Geschichte der deutschen Ansiedlung und des deutschen Rechts in Galizien und der Bukowina. (D. Erde XI, 1912, Heft 6/7.) — Deutsche Bilder aus der Bukowina, mit 6 Abb. (D. Kalender f. d. Bukowina f. 1912.) — Zur Geschichte der deutschen und slawischen Dorfformen. (D. Erde XI, 1912, Heft 3.) — Zur Kunde des deutschen Hauses und seiner Feuerstätten. (Ebenda Heft 6/7.) — Ähnliche Aufsätze erschienen über das Deutschtum in Ungarn, Kroatien und Rumänien.

Schließlich sei auf die Aufsätze H. Kippers hingewiesen, der seine völkischen Artikel zum Teil in seiner Muttersprache schreibt. Er ist ein Schwabensohn aus der großen deutschen Ansiedlung Mischesti (südliche Bukowina) und hat für sein Volk ein warmes Herz. Er ist auch der einzige beachtenswerte mundartliche Dichter des Buchenlandes¹⁾.

¹⁾ Ein Wort über deutsches Bauerntum. (Bukow. Vote, Czernowitz 1911, 1. Sept.) Über die Bedeutung des deutschen Bauernstandes für die Erhaltung des Deutschtums. — Wie's Deutsche gehen kann (Bukow. Vote 1912, 24. Dez.). Mundartliche Betrachtungen über die Bedeutung der Deutschen in Ungarn. — „Die alt Zeit un das echte Schwobetum (Von der Heide, Temesvar 1913, Folge 9, Sept.). Ist ein Tendenzfeuilleton gegen die einreißende Städtesucht bei der deutschen Landbevölkerung. — „Landflucht“ (Bukow. Nachr., Czernowitz 1913, Folge vom 22. Aug.). Ist ein Aufsatz, der die Flucht der Deutschen aus den Karpathenländern von der teuren Scholle aufklärt. Die Schuld trifft den Staat, „der über seine Verhältnisse wirtschaftet“. — „Wir baun a Hans“ (Von der Heide, Temesvar 1913, Folge vom Aug.). Eine idyllische Schilderung in schwäbischer Mundart, wie ein kleines deutsches Dörflein sich ein „deutsches Haus“ erbaut. — Zahlreiche schwäbische Gedichte in der „Heide“ (Temesvar), „Scherer“ (Wien), „Bukow. Vote“ und „Bukow. Nachrichten“ (Czernowitz), „Meine Heimat“ (Kronstadt), „Ost-deutsche Rundschau“ (Wien).

Die Deutsch-amerikanischen Geschichtsblätter.

Von Wilhelm Kaufmann in Dresden.

Bis vor kurzem hatten wir in den Vereinigten Staaten vier Zeitschriften, welche sich der d.-amerikanischen Geschichtsforschung widmeten: Prof. Earneds „German American Annals“, in englischer Sprache erscheinend; „The Pennsylvania German“, ebenfalls englisch; die „D.-amerikanischen Geschichtsblätter“ in Chicago und die von Louis Vierck in Newyork gegründete „Rundschau zweier Welten“. Bei letzterem Blatte lag der Schwerpunkt mehr in der Pflege guter Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sowie in der Abwehr von Angriffen seitens der stark von England beeinflussten angloamerikanischen Presse. Die Rundschau ging dann in die Hände des jüngeren Vierck über, der das Blatt in einer englischen Zeitschrift aufgehen ließ.

Das letzte, was ich vom Pennsylvania German hörte, war ein Hilferuf. Es wird kaum möglich sein, dieses sehr wertvolle Organ der pennsylvanischen Deutschen noch lange am Leben zu erhalten. Es leidet stark unter dem Wettbewerb der billigen englischen Sonntagsblätter. Vielleicht gelingt es, die Anhängerschaft um ein Jahrbuch zu sammeln, damit es in dieser Form seine Aufgaben noch weiter erfüllen kann.

Die d.-amerikanischen Geschichtsblätter in Chicago erscheinen jetzt als Jahrbuch, allerdings nicht durch die leidige Geldfrage dazu gedrängt, sondern weil der neue Redakteur, Dr. Julius Göbel, Prof. an der Illinoiser Staatsuniversität in Urbana, Ill., der Ansicht ist, daß man in einem Jahrbuch auch größere Arbeiten, Quellen und Urkunden als geschlossenes Ganzes aufnehmen kann. Das ist gewiß richtig, hat aber doch den großen Nachteil, daß die sehr wünschenswerte Verbindung mit dem Leserkreise auf längere Zeit gelöst wird. Das ist recht bedenklich in den Vereinigten Staaten, wo man rascher vergißt als in Deutschland und wo sich der Leserkreis eines derartigen Werkes nicht fast ausschließlich aus Fachmännern zusammensetzt. Sicherlich wäre es besser gewesen, die Form einer Vierteljahrschrift zu wählen und einem stärkeren der vier Hefte die größeren Arbeiten und die Urkunden zuzuwenden. Jedenfalls ließe sich die Verbreitung der Schrift dadurch weit mehr fördern als durch die jetzige Form. Die Zeitschrift verfügt über ein riesiges Verbreitungsgebiet, welches noch

völlig brach liegt. Von den gegenwärtigen 400 Abonnenten kommen über 300 auf Chicago und dessen nächste Umgebung. In der Stadt Newyork sind nur drei Abonnenten, in St. Louis, Milwaukee, Cincinnati nur je einer; in Cleveland, Buffalo, Pittsburg, San Francisco, Philadelphia, Baltimore kein einziger, von der Unzahl stark deutscher Mittelstädte ganz zu schweigen. Wie viele Leser und Freunde ließen sich wohl gewinnen bei einer nur mäßigen Agitation! Durch eine Quartalschrift werden aber diese Freunde besser bei der Fahne gehalten werden als durch ein Jahrbuch.

Jedenfalls hat das Jahrbuch überall große Freude erregt, wo es aufgetreten ist. Glaubte man doch auch diesen verdienstvollen Vorkämpfer der deutschen Sache in Amerika schon auf dem in letzterer Zeit sich so furchtbar anfüllenden Friedhofe für d.-amerikanische Unternehmungen suchen zu müssen. Seit dem Ableben des früheren Redakteurs, Emil Mannhardt, erschienen die Geschichtsblätter nur noch in großen Pausen, seit über einem Jahre gar nicht mehr. Da kommen sie nun wieder als stattlicher Band von 600 Seiten unter Göbels umsichtiger Leitung. Sie kommen mit einem Stabe neuer Mitarbeiter neben einzelnen bewährten alten.

Das Jahrbuch erscheint halb deutsch und halb englisch. Darin liegt ein großer Vorteil und niemand braucht zu befürchten, daß mit dem teilweise englischen Texte auch der englische Geist einziehen werde. Diese Gefahr verhindern die Chicagoer Deutschen und auch der Name Göbels. Aber es ist eine absolute Notwendigkeit, den englisch schreibenden Historikern Amerikas den Anteil der Deutschen an der Kulturentwicklung des Landes zugänglich zu machen. Die Massen der amerikanischen Deutschen sind diesen Bestrebungen gegenüber stets ablehnend geblieben. Seit über vierzig Jahren besitzen wir eine gut gepflegte und auch den Gegenstand ziemlich umfassende Literatur über das Wirken der Deutschen in Amerika. Aber selten hat es eine derartige Zeitschrift über 500 Leser gebracht. Den d.-amerikanischen Büchern ist es noch schlimmer gegangen. Ich kann da aus Erfahrung sprechen. Von meinem Geschichtswerke „Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege“ sind in Nordamerika seit drei Jahren nur wenig über hundert Exemplare abgesetzt worden (in Deutschland aber weit über

taufend), obschon die d.-amerikanische Presse das Werk wohl weit über Gebühr angepriesen hat. — Es kann darüber gar kein Zweifel bestehen. Will man der großartigen d. Kulturarbeit in Amerika Anerkennung verschaffen, so muß man englisch schreiben.

Auch die beiden beachtenswertesten Beiträge Göbels in dem vorliegenden Jahrbuch: »A political prophecy of the forty eighthers in America« und »Art and National culture« sind in englischer Sprache geschrieben, weil der Verfasser auf englisch-amerikanische Kreise wirken will. Von weiteren englischen Arbeiten sind hervorzuheben: die umfangreichste des ganzen Buches »Christoph von Graffenried and the Founding of New Bern« von Prof. Vincent H. Todd, der außerordentlich fesselnde Artikel von F. J. Herriot »The Germans of Chicago and Douglas in 1854« und »Lincoln and German Patriotism« von Paul Selby. Im d. Teil schildert Redakteur Göbel eine erschütternde Episode der früheren d. Einwanderung und druckt dabei (zum erstenmal vollständig) die Briefe und die Auswanderungsgefuche der Wanderlustigen an ihren Landesherren, den Fürsten von Nassau-Dillenburg, ab, sowie die Antworten darauf. Das Ganze bildet ein kulturgeschichtliches Dokument aus dem Jahre 1709 von großer Wichtigkeit. Von Alexander Franz wird die erste d. Einwanderung nach dem Mississippiitale, worüber uns Hanno Deiler so treffliche Aufzeichnungen hinterlassen hat, geschildert. C. J. Kirch bespricht den holländischen Zweig der Familie Washington, der später in Bayern zu neuer Blüte kam. Otto Lohr begegnet wir auf seinem Spezialgebiete »Anfänge der d. Einwanderung in Amerika« (Neu-Amsterdam, später New-York). Unter den Beiträgen des alten Veteranen H. A. Rattermann verdient besonders die Biographie des d.-amerikanischen Gelehrten und Forschers Christian Esselen besondere Beachtung. Die Redaktion zeigt das Bestreben, der Geschichtsforschung neue oder bisher weniger beachtete Gebiete zu erschließen. Die Auswahl der Stoffe ist eine sehr geschickte und recht vielseitige.

Dürfte ich mir einen Vorschlag in bezug auf das nächste Jahrbuch gestatten? Es sollte festgestellt werden, ob die zuerst von Franz v. Eöher erzählte Geschichte von dem Antrag, die d. Sprache in Pennsilvanien zur Staatsprache zu erheben, auf Wahrheit beruht. Schurz erwähnt die Angelegenheit in einer seiner d. Reden, Stallo in seinem Werke »Reden und Abhandlungen« (bei Steiger in Newyork erschienen). Diese beiden großen D.-Amerikaner scheinen sich aber nur auf Eöher zu stützen, und dieser erzählt manche Fabeln, was leicht erklärlich ist, da dieser Forscher ja die ganze Pionierarbeit der d.-amerikanischen Geschichte geleistet hat. Aber die Angelegenheit ist niemals nachgeprüft worden. Der Redakteur des »Pennsylvania German« schreibt mir, daß das ganze Material in den Archiven zu Harrisburg, Pa., lagert und dort zugänglich ist. Von größter Wichtigkeit ist die Sache, weil dadurch Rückschlüsse auf die Stärke

des d.-pennsilvanischen Elements möglich würden. Es kann sich nur um die verfassungsgebende Versammlung von Pennsilvanien (1791) handeln. Nach Eöher ist die Ablehnung jenes Antrags nur durch die ausschlaggebende Stimme des Sprechers Mühlenberg (der negativ stimmte, weil er erkannte, daß die Mißsprache der Pennsilvanier doch nicht lebensfähig sei) entschieden worden. Aber waren die D. um 1791 schon so stark, daß ein solcher Antrag überhaupt mit Aussicht auf Annahme gestellt werden konnte, dann muß man die neuere Berechnung von Albert Faust, wonach um 1790 kaum ein Drittel Pennsilvaniens d. gewesen sein soll, doch sehr stark anzweifeln, zumal ja auch die meisten Gouverneure, welche Pennsilvanien bis 1836 gehabt hat, d. Stammes gewesen sind.

Bei dieser Gelegenheit mögen auch ein paar Worte über den gegenwärtigen Stand der d. Presse angemessen sein. Es geht stark zurück damit. Kein Wunder! Etwa 25000 Reichsd. wandern jährlich nach Nordamerika aus. Sie verteilen sich jetzt über ein Gebiet, das größer ist als ganz Europa. Vor dreißig Jahren betrug die d. Einwanderung fast 250000 Köpfe jährlich und sie ging vorwiegend nach den Mittelstaaten. Sie fand dort starke d. Siedlungen vor und gliederte sich diesen an; aber schon mit dem Jahre 1895 flaut der Strom der Einwanderer beträchtlich ab. Die noch lebenden D. aus der Hochflutzeit der Einwanderung, Periode 1868—95, sind alte Leute, ein absterbendes Geschlecht, deren Kinder nicht deutsch lesen. Man rufe da nicht »abschönlich«! Ich kenne Hunderte von wackeren Männern und Frauen, welche sich redlich abgemüht haben, die Kinder d. zu erhalten. Es geht nicht. Jetzt, seitdem Slawen, Lateiner, russische Juden, Griechen usw. in Massen kommen, geht es erst recht nicht. Die Jugend all dieser Völkerschaften braucht eine gemeinsame Sprache, und das kann nur die englische sein. Diese Andeutung muß hier genügen.

Nun hat ja die neue Einwanderung auch Hunderttausende von Deutschsprechenden gebracht, namentlich aus Österreich-Ungarn und andern Ländern. Ohne diesen Zuwachs stünde es noch weit schlechter um die d. Presse. Aber nur die großstädtische Presse — und auch diese nicht im ganzen Lande — ist dadurch befruchtet worden. Die Landpresse, das d. Wochenblättchen, hat nichts davon empfangen. Ich will nicht mit Zahlen über den Niedergang aufwarten. Auch ist seit langer Zeit keine Zählung der Zeitungen vorgenommen worden. Nimmt man die längst veraltete Liste zur Hand, so bedenke man, daß darin viele Kirchenblättchen aufgeführt werden, welchen aus bekannten Gründen ein längeres Leben beschieden ist. Die Tagesblätter sind seit 1890 um die Hälfte zurückgegangen, meistens infolge von Verschmelzung mit schwächeren Nachbarn. So zeigt die heutige d. Tagespresse als Folge dieser rechtzeitig vorgenommenen Konsolidationen noch eine Fülle von Kraft, aber mit der Landpresse geht es rasch abwärts.

Zur niederdeutschen Sprachgrenze im Rheinland

gibt Dr. Emil Maurmann in der Zeitschrift für deutsche Mundarten (1911, Heft 4) Ergänzungen in der östlichen Fortsetzung der Karte auf Tafel 26 des Jahrgangs 1911 der „Deutschen Erde“. Danach soll der gemeinsame Verlauf der Benrather und der Rüdinger Linie nach ihrer Vereinigung östlich von Wermelskirchen folgender sein:

„Die Sprachgrenze fällt zunächst genau mit der Grenze zwischen den Gemeinden Dhünn und Neu-Hückeswagen zusammen. Auf der einen Seite haben wir demnach Ober- und Unter-Helbinghausen, Ober- und Nieder-Rantenbach, Stahlmühle, Haarhausen, Bergstadt, Ober-, Mittel- und Nieder-Hagen — auf der andern Seite Kurzfeld, Strucksfeld, Linde, Kotthausen, Straßweg, Vockhausen, Schückhausen, Pürd und Ranzenberg.“

Dann folgt sie der Grenze zwischen den Gemeinden Wipperfeld und Wipperfurth. In ersterer gehören Vögberg, Wüstenhof, Lamsfing, Nieder-Dhünn, Grüterich, Heid, Ober-, Mittel- und Unter-Schwarzen, zu letzterer Ober-Dhünn, Kluse, Erlen, Hinter- und Vorder-Schönenberg, Eichholz. Doch soll nach einer andern Mitteilung in den vier letzten Wohnplätzen sich ein Gemisch von Sülz- und Wipperdialekt finden, und zwar nicht nur zwischen den einzelnen Familien, sondern auch in diesen selbst.

Weiter gelten als mitteldeutsche Orte Kohlgrube, Drenke, Wüstenhof, Vergesbirken, Abshof, Nieder- und Ober-Glosbach, Raffelsiefen, Buchholz, Büschem, Breun, Unterfeld, Bühlstahl, Ober- und Unter-Eichtrinhagen, Scheel, Frielingsdorf, Kühlsbach, Kaiseran, Remshagen, Bickenbach, Hahn, Wallefeld, Walscheid, Thal, Lobscheid, Eifenroth, Vollmershausen — als niederdeutsche Klepse, Sommerhaus, Schlade, Grunewald, Stüttem, Graben, Ober- und Nieder-Kemmerich, Orbach, Leiberg, Gimborn, Erlinghausen, Berghausen, Hagen, Würden, Flaßberg, Elbach, Peißel, Nochen, Kalkfuhl, Nieder- und Ober-Gelpe, Hülsenbusch, Birnbaum, Apfelbaum, Rodt, Eizinghausen, Strombach, Roße, Mühl, Ober- und Unter-Ahlefeld, Nieder-Seßmar.

Schließlich fällt die Sprachgrenze genau mit der Grenze zwischen den Kreisen Waldbröl und Gummersbach zusammen.“

Prof. Dr. Otto Bremer bietet im ersten Heft 1912 derselben Zeitschrift einige abweichende Angaben, die noch der Aufklärung bedürfen:

„Meine Angaben gründen sich auf mündliche Mitteilungen des aus Brück, einem Teile von Dieringhausen, an der Agger stammenden Herrn Dr. Ernst Zimmermann aus dem Jahre 1906, welcher aus eigener Kenntnis seiner Heimat heraus mit Bestimmtheit die folgenden Orte glaubte als westfälisch-sächsisch bezeichnen zu können — ich füge jedem Orte, den auch Maurmann als niederdeutsch angibt, ein (M) hinzu: Gimborn (M), Bergneuhäusen (M), Nieder-Gelpe (M), Apfelbaum (M), Rodt (M), Kope (fehlt M), Ahlefeld (M), Friedrichstal (fehlt M), Nieder-Seßmar (M).“ Weiter östlich fällt nach M. „die Sprachgrenze genau mit der Grenze zwischen den Kreisen Waldbröl und Gummersbach zusammen“. Das trifft für Rebbelroth, Derschlag, Bergneustadt, Wiedenest und Bruchhausen zu, nicht aber für die nach meinem Gewährsmann fränkischen Orte Baldenberg (liegt genau an der Kreisgrenze), Neuenothe und Belmücke, die noch zum Kreise Gummersbach gehören. —

Deutsche Erde. 1913, Heft 7.

fränkisch: Würden (M sächs.), Elbach (M sächs.) (sonit würde nach Maßgabe der Karte auch Hagen und Flaßberg, nach M. sächsisch, fränkisch sein), Bickenbach (M), Wallefeld (M), Walscheid (M), Lobscheid (M), Eifenroth (M), Vollmershausen gemischt, neige stärker zum Sächsischen hin (M fränk.), der links der Agger gelegene Teil, Höfen, sei fränkisch, dann — M reicht nicht weiter — Alferzhagen, Marienhagen (mir von einem Dicht bei Wiehl heimischen Herrn bestätigt), Baldenburg, Hahnbusche, Neuenothe, Belmücke¹⁾.

Weiter südöstlich bezeichnete mir mein Gewährsmann als sächsisch: Drolshagen, Iseringhausen, Hilsmücke, aber als fränkisch: Benolpe, Gelslingen, Hüsten und Rothemühle, sowie weiter rückwärts Eckenhausen (mir von jenem Herrn bestätigt) und Wildbergerhütte. Diese Angaben stehen in Widerspruch mit der Karte bei Schmeller: Unterschiede zwischen dem süderländischen und siegerländischen Wortschatz (Diss. Münster 1906). Nach letzterer sind sächsisch nicht nur Bergneustadt, Wiedenest, Bruchhausen, Drolshagen, Iseringhausen, sondern auch Altenothe, Neuenothe (natürlich auch Belmücke), Benolpe, Gelslingen, Hüsten. Auch Dr. Maurmann schickte mir 1901 eine Kartenskizze, nach welcher Brück, Benolpe und Hüsten fränkisch wären. Hilsmücke gehört nach Schmeller zur wendischen Mundart, welche zwar sonst niederdeutsch, aber dem Wortschatz nach stärker zum Süden neigt. Rothemühle fehlt auf Schmellers Karte, würde aber nach Maurmann zum Wendischen gehören, nach Schmeller offenbar zur Heid-Dörnscheid-Römershager Mundart — nach Maurmann wäre Römershagen und Dörnscheid schon wildenburgisch-fränkisch.

¹⁾ Die mir als fränkisch bezeichneten Erishofen und Kruppenohl finde ich auf der Karte nicht.

Nachricht von einem unbekannt gebliebenen deutschen Völkchen.

Unter diesem Titel hat J. W. v. Archenholz im vierten Bande (1797) der von ihm herausgegebenen „Minerva“ (ein Journal historischen und politischen Inhalts), S. 310 f. einiges über die Bewohner der „sieben Gemeinden“ mitgeteilt, über die wir heute ja vor allem dank der Bemühungen W. Hoerfels recht gut unterrichtet sind:

„Bey allen unsern geographischen Kenntnissen wußte man in Europa nichts von der Existenz eines merkwürdigen Völkchens, das unter dem Namen der sieben Gemeinen einen Winkel Italiens bewohnte und hier ruhig lebte, bis der jehige, von der Hölle ausgebrütete, alles umstürzende Krieg, auch dieser Glückseligkeit ein Ende machte.“

Zwischen dem Vicentinischen und Tyrol befinden sich sieben steile, und kahle Berge, die beyde Länder scheiden; theils auf diesen Bergen, theils am Fuße derselben liegen folgende sieben Orter: Asiago, Enego, Fozza, Roviana, Gallio, Eziana und Rozzo. Dies waren die sog. sieben Gemeinen, die, obwohl sie die Oberherrschaft der Republik Venedig anerkannten, dennoch fast gänzlich unabhängig waren. Sie hielten jährlich ihre General-Versammlungen, bey welchen sie ihre eigne Obrigkeiten und Beamten wählten. Diese Bergbewohner sind fast alle Hirten, und leben von dem Ertrag ihrer zahlreichen Heerden. Sie haben mit ihren Nachbarn keine andere Gemeinschaft, als die, die durch den Verkauf ihrer Producte entsteht, und dieser geschieht zu bestimmten Perioden.

In gewissen Jahreszeiten kommen sie von den Bergen herab, um in den Ebenen von Padua, Treviso und andern Districten ihre Heerden zu führen. Ihre Sprache ist sehr von der Sprache und den Mundarten aller ihrer Nachbarn verschieden und bestimmt mit großer Wahrscheinlichkeit den Ursprung dieses Völkchens. Sie sprechen Deutsch, aber mit dem niederländischen Dialect; daher sie von den reisenden Ausländern, die etwas mit der deutschen Sprache bekannt sind, weit leichter als die Tyroler verstanden werden. Nun wissen wir aus der Geschichte, daß, nach der großen Niederlage, die die Cimbrer durch Marius erlitten, die Reste des Heeres sich in den Gegenden von Verona, Vicenza und Trient niederließen. Ptolemaeus sagt, daß die Cimbrer gegenüber der Cimbrischen Halbinsel wohnten; und Plinius nennt sie die mitländischen Cimbrer, welches alles auf Niederachsen hindeutet. Noch mehr wird dieser Ursprung durch den Umstand bewährt, daß seit undenklichen Zeiten die Nachbarn den Bewohnern dieser Gebirge den Namen Cimbrer gegeben haben; auch findet man, daß die Schriftsteller des 12. Jahrhunderts diese Gebirge das Cimbrische Land, und die Stadt Vicenza Cimbria nannten; alles Gründe, die zusammengenommen die Niederlassung einer Menge Menschen aus jenem alten Volk in diesen Gegenden fast bis zur Evidenz beweisen.

Diese Bergbewohner sind von einem kriegerischen Charakter, stolz und voller Muth; dabey verliehen sie sich immer auf die von der Natur ihnen verliehene Befestigung, und fürchteten daher keine Invasion; auch wagten sie es, den Franzosen eine Zeit lang den Eingang in ihr Ländchen durch die Waffen streitig zu machen. Die französischen Republikaner wurden zurückgeschlagen; allein sie kamen verstärkt wieder; es erfolgte ein blutiges Gefecht, bey welchem die Franzosen siegten. Das weitere Schicksal dieser Völkerschaft ist noch unbekannt.

Dr. C. E. Gleye in Dresden.

Zum Artikel „Das römische Deutschtum im 14. Jahrhundert“ von Dr. R. H. Schäfer¹⁾.

S. 55 ist von einem „hervorragenden Geistlichen“ die Rede, von dem Rigaschen Erzbischof (nicht „Bischof“, wie Dr. Schäfer ihn tituliert) Fromold von Vyffhusen, bezüglich dessen es heißt: er „starb im Jahre 1370 in Rom“, und sein „Grabstein war im Vorhof St. Maria in Trastevere bis in die neuere Zeit erhalten geblieben“, wozu die Note „Vgl. Forcella II, S. 540“ sich findet. — Nun hat Dr. Arn. Buchholz in den Sitzber. d. Ges. f. Gesch. u. Alterthumsk. der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1885, S. 75 f. (Riga 1886) eine Arbeit „Über den Grabstein des Erzbischofs Fromhold von Vyffhusen in der Kirche St. Maria in Trastevere bei Rom“ veröffentlicht, zu welcher u. a. die Inschriften des Grabsteins und eine Skizze des letzteren mitgeteilt werden, die freilich nur lückenhaft hat entworfen und daher schwerlich auf der von Dr. Schäfer gebotenen Tafel 18 „Grabsteine verdienter Deutscher in Rom aus dem 14. Jahrhundert“ mit hätte reproduziert werden können. Immerhin sei hier auf das Vorhandensein dieses Grabsteins hingewiesen und überdies bemerkt, daß gerade aus dessen Inschrift in Verbindung mit der Rigaschen „Kleinen Bischofschronik“ Jahr und Tag des Todes des Erzbischofs sich genau haben feststellen lassen, d. h. der 28. Dezember 1369.

Petersburg.

Friedrich v. Kengler.

Vgl. D. Erde 1913, S. 51 f.

Deutsche Buddhisten auf Ceylon.

Es ist noch nicht gar zu lange her, da siedelte eine eigenartige kleine Kolonie aus Europa stammender Buddhisten nach der Insel Ceylon im Indischen Meere über. Unter ihnen befanden sich Deutsche, Holländer und Amerikaner, die zur Lehre Buddhas übergetreten sind. Auf der Insel ist ein kleines Fischerdorf, namens Dodanduwa, und in seiner Nähe ließ sich diese Bruderschaft nieder. Abseits von den Banden und dem Getriebe der Welt und fern von der Familie, verbringt sie hier in Betrachtung und in der Ausübung der Dhyana, die ihnen den Weg zum Nirwana (seliges Selbstvergessen durch Versenken des Gemüts in das Nichts) erschließen soll, die Zeit. Ein jeder von diesen europäischen Buddhistengeistern lebt getrennt von den andern, für sich allein in einer kleinen Hütte, und die Anhänger ihrer Lehre auf Ceylon versorgen sie mit der geringen, dürftigen Nahrung, welche die Männer nur einmal im Tage zu sich nehmen. Ganz kürzlich noch, so meldete ein Engländer, ist die Kolonie durch das Eintreffen eines weiteren buddhistischen Deutschen, eines Dr. Fritz aus Berlin, vermehrt worden. Der neuangekommene Fremdling hat sich als Novize der Bruderschaft beigegeben. Er will dort Pali (die heilige Sprache der südlichen Buddhisten, eine Tochter des Sanskrit, seit dem 5. Jahrhundert n. Ch. erloschen) studieren, und wenn er die Weihe zum buddhistischen Geistlichen empfangen hat, wieder nach Deutschland zurückkehren, um als Glaubensverbreiter tätig zu sein. Ein anderer deutscher buddhistischer Mönch hat einen großen Teil der Pitakatekte ins Deutsche übertragen und leistet so der deutschen Sprache großen Nutzen.

Fröndenberg (Ruhr).

Joseph Albert.

Das Deutsch-Südamerikanische Institut.

Am 29. Dezember 1912 wurde in Bonn das „Deutsch-Südamerikanische Institut“ gegründet, welches bereits durch die lebhafteste Werbetätigkeit des Geschäftsführers Prof. Gaß in Aachen zahlreiche Mitglieder aufweist und das Zusammenarbeiten deutscher und südamerikanischer Persönlichkeiten anstrebt, um die Leistungen in Literatur, Kunst, Wissenschaft, Technik, Recht und Wirtschaft in Deutschland und in Südamerika zur gegenseitigen näheren Kenntnis zu bringen und den Austausch geistiger Arbeit zu fördern.

Das Deutsch-Südamerikanische Institut gibt für die Mitglieder in Südamerika eine mit Abbildungen ausgestattete Monatszeitschrift in spanischer und portugiesischer Sprache heraus, um den gebildeten Südamerikanern allmonatlich über deutsche Angelegenheiten, über deutsche Technik, Wissenschaft und Kunst Nachrichten zu übermitteln unter Beigabe von Anzeigen, während die im ersten Heft vorliegende deutsche Vierteljahrschrift „Mitteilungen des Südamerikanischen Instituts“¹⁾ nicht diesen Charakter einer kurzperiodischen Zeitschrift tragen soll, um nicht andern, bereits bestehenden Zeitschriften einen kräftezersplitternden Wettbewerb zu machen. Diese deutschen Hefte zerfallen in je zwei Abteilungen: 1. das Südamerikarchiv und 2. die Institutschronik. Das erstere will namentlich auch von Südamerikanern verfaßte kürzere Abhandlungen bringen, die für den deutschen Leserkreis eine gerechtere Würdigung oder eine bessere Kenntnis südamerikanischer Kultur

¹⁾ Deutsche Ausgabe, Heft 1, Juli 1913. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 80, 90 S.

anzubauen geeignet sind. Ferner ist der Presse eine besondere Abteilung gewidmet, der Sprechsaal bringt kürzere Nachrichten für die Fachabteilungen, auch soll über wissenschaftliche und andere Organisationen fortlaufend berichtet werden, während die zweite Abteilung die Leser über die Entwicklung und die Tätigkeit des Deutsch-Südamerikanischen Instituts selbst, seine Organisation, seine Veröffentlichungen und andern Unternehmungen auf dem laufenden erhalten soll.

Nach diesen an der Spitze des bis jetzt allein vorliegenden ersten Heftes¹⁾ ausgeführten Grundsätzen ist daselbe eingerichtet: zunächst folgen im Südamerikarchiv sechs kürzere „Abhandlungen“, ein Artikel unter „Presse“, drei Mitteilungen unter „Sprechsaal“, sieben unter „Wissenschaftliche und andere Organi-

sationen“, eine unter „Tatsachenscha“, zwei unter „Schriftenscha“ und sodann die „Institutschronik“. Die Schriftleitung hat gleichfalls Prof. Gast in Aachen übernommen, bei dem die Fäden dieses neuen verdienstlichen Verbandes zusammenlaufen. Unter den Abhandlungen seien die von M. de Oliveira (Lima): Aus der Vorgeschichte des Staates São Paulo, von Daniel Martner: Die Eisenbahn von Arica nach La Paz, von O. P. Sperber: Eisenbahnbauten in Verbindung mit Kolonisation, die auf Argentinien sich beziehende Schilderung von José M. Salaverría: Schlafendes Land und H. Schulers Hinweise auf die Absatzmöglichkeiten deutscher industrieller Erzeugnisse in Südamerika hervorgehoben, aus der Schriftenscha die lehrreiche literar-geschichtliche Übersicht von C. Schöffner: Venezuela in der Literatur.

Prof. Dr. Fritz Regel in Würzburg.

¹⁾ Nach Niederschrift, Ende November, erschien das zweite Heft.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Allgemeines. Das Deutschtum im Ausland in unsern Schulen. Von Gottfried Fittbogen. Gr. 8^o, 45 S. Leipzig u. Berlin 1913, B. G. Teubner. 60 Pf.

Die Notwendigkeit, unsern Schülern die Kenntnis vom Deutschtum im Ausland zu vermitteln, wird überzeugend nachgewiesen. Daß die Forderung aber erst 1909 gestellt worden sei, wie in der Fußnote auf S. 3 bemerkt wird, ist nicht richtig; Ricci-Gerolding, Pils, Hans Amrhein u. a. haben sie schon vor zehn Jahren erhoben.

Fittbogen zeigt, wie sie im D., im Geschichts- und erdkundlichen Unterricht zu erfüllen sei. Die Vorschläge sind umfassend und durchführbar. Treffend sind die Ausführungen des Verfassers, wie die vermittelten Kenntnisse in den Dienst der nationalen Charakterbildung gestellt werden.

Im Anschluß an das Arbeitsprogramm — es ist der Abdruck eines Vortrags des Verfassers auf der Jahresversammlung des Berlin-Brandenburgischen Philologenvereins am 30. Mai 1912 — zeigt Fittbogen an zwei Beispielen seine Ausführung im Unterricht. Das erste Beispiel liefert eine Kritik des „Lehrbuchs der Erdkunde für höhere Schulen“ von Steinhilff und Schmidt (Leipzig 1910, B. G. Teubner), das andere ist der Gegenstand einer Sedan-Schulrede über die Begründung des siebenbürgisch-sächsischen Volkstums.

Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und deutschfühlem Herzen ist das Büchlein geschrieben. Die Literaturangaben sind reichhaltig. Man merkt es kaum, daß der Verfasser nicht selber im Auslande als Lehrer tätig gewesen ist. Der Verein für das Deutschtum im Auslande, für den das Büchlein wirkt, hat einen Teil der Auflage angekauft. Weite Verbreitung daheim und draußen ist dem Büchlein in der Tat zu wünschen.

Wettmann.

Dr. Hans Amrhein.

Allgemeines. Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. Paul Arndt. (Aus Natur und Geisteswelt, 179. Bändchen). 2. Aufl. 8^o, 130 S. Leipzig 1913, B. G. Teubner. 1,25 M.

Die kleine inhaltreiche Schrift (1. Aufl. 1907) will das Verständnis für die zunehmende Verflechtung des D. Reiches in die Weltwirtschaft fördern helfen. Sie verzeichnet in knapper Zusammenfassung das wichtigste Tatsachenmaterial und erörtert die bedeutsamsten allge-

meinen Fragen — natürliche und geschichtliche Grundlagen der weltwirtschaftlichen Stellung unseres Volkes und Staates, Vorteile und Gefahren der Teilnahme an der Weltwirtschaft und weltwirtschaftliche Aufgaben — mit reifem nationalökonomischen Urteil und warmer vaterländischer Gesinnung.

Die neue Auflage hat die nach den jüngsten Daten ergänzten statistischen Tabellen in einem Anhang übersichtlich zusammengefaßt.

Berlin.

Prof. Dr. Robert Höniger.

Deutsche Vorzeit. Grenze der Germanen in der jüngeren Bronzezeit. (Nach: Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit. I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. Von Prof. Dr. Gustaf Kossinna. [Mannusbibl. Nr. 12.] 8^o, 56 S., 17 Taf. u. 24 Textabb. Würzburg 1913, Kurt Kabitzsch. 5 M., Subskriptionspreis 4 M.)

Der bekannte Goldfund von Eberswalde gab Kossinna den Anlaß, den germanischen Goldreichtum in der Bronzezeit näher zu behandeln. Der jetzt vorliegende erste Teil dieser Arbeit ist den germanischen goldenen Kultgefäßen gewidmet. Im Anschluß an eine Beschreibung des Eberswalder Fundes, der allein acht Goldschalen enthielt, werden die übrigen bronzezeitlichen Goldgefäße in Mittel- und Nordeuropa zusammengestellt. Diese kunstvollsten der europäischen Goldgefäße, deren zeitliche Stellung und Verzierung eingehend untersucht wird, sind germanische Arbeit. Das zeigen ihre Tiermuster, das zeigt besonders deutlich ihre Verbreitung, sind sie doch mit wenigen Ausnahmen in dem germanischen Gebiet Norddeutschlands und in Skandinavien gefunden worden. Eine Karte dient zur Veranschaulichung der Ausführungen. Da auf dieser Karte auch die Grenze der Germanen während der jüngeren Bronzezeit eingetragen ist, so bildet sie eine Ergänzung zu der Karte über die germanischen Siedlungsgebiete in der älteren Bronzezeit, die in der „D. Erde“ 1912, Heft 4/5 veröffentlicht wurde. Weiter weist der Verfasser nach, daß die Gefäße, die für den praktischen Gebrauch durchaus ungeeignet sind, kultische Bedeutung gehabt haben. Ihre Tiermuster stellen heilige Zeichen der Sonnengotttheit dar, ihre Fundverhältnisse sprechen für Opfergaben.

Das mit vielen, größtenteils in Golddruck ausgeführten Abbildungen ausgestattete gediegene Werk läßt die außerordentlich hohe Kultur der Germanen in der Bronzezeit erkennen und bietet zugleich wichtige Beiträge zu der vorgeschichtlichen Religionsgeschichte.

Halle a. S.

Dr. Walther Schulz.

Südwestdeutschland—Ungarn. Das Hauensteiner Land und die Salpeterer. Von Jakob Böser. 80, 103 S., mit 8 Abb. u. 10 urkundl. Beil. Bonndorf, Spachholz u. Ehrat.

Der Leser erinnere sich an Scheffels „Trompeter von Säckingen“ — das „eifste Stück“, „der Hauensteiner Rummel“, weist ihm den Weg in das merkwürdige Ländchen am Südrand des Schwarzwaldes, nördlich von Säckingen und Waldshut, das nach der kleinsten Stadt im Reiche genannte Hauensteiner Land oder den Hogenwald, wie es auch nach seinen Bewohnern heißt. Und mehreres von Land und Leuten weiß er vielleicht auch schon aus Scheffels „Reisebildern“ und seinen Säckinger „Episteln“ oder durch die Erzählung „Die vom Walde“ von Hermine Villingen, auch wenn ihm nicht die einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten bekannt geworden sind. Das vorliegende Büchlein faßt in knapper volkstümlicher Weise das Hauptfachliche aus letzteren zusammen, bringt aber auch Neues bei aus eigener Kenntnis des Verfassers, der bis dahin Lehrer in einem der Orte des Hogenlandes gewesen (jetzt in Bamlach, Post Vellinggen [Baden]), und mit Geschick und Fleiß Erkundungen über noch Unaufgehelltes eingezogen hat. — „Die Bewohner des Hauensteiner Landes, Älteste Geschichte und Einungsverfassung, Bauernkrieg und andere Unruhen vor 1700, Die Salpetererbewegung, 1., 2., 3. Salpetererkrieg (1728—30, 1738/39 und 1744—46) und abermalige Erhebung 1754/55, Die Salpeterer im 19. und 20. Jahrhundert, Hauensteiner in der Fremde“ das ist kurz zusammengefaßt der Inhalt des Büchleins. Wie ein roter Faden zieht sich durch die Geschichte dieses zähen allemannischen (oder burgundischen?, wie auch schon gemutmaßt wurde) Volkschlages der den Nachbarn in der Schweiz gelungene Kampf um die Gemeinfreiheit gegen das Kloster St. Blasien und die vorderösterreichische Herrschaft, der später durch die Sekte der „Salpeterer“ (so genannt nach einem der Häupter, dem Salpetersieder Albiez) auch einen religiösen Einschlag erhielt. (H. Hansjakob: „Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Sekte auf dem südwestlichen Schwarzwald“. Freiburg 1896.)

Die Deutschkunde darf schon aus einem besonderen Grunde nicht an den Hauensteinern und dieser Arbeit über sie vorübergehen wegen des letzten Abschnittes „Hauensteiner in der Fremde“. Es sind das die Nachkommen der nach den Salpetereraufständen, besonders dem von 1755, nach Ungarn verbannten und der später nachgezogenen Salpeterer. „Für ihre Heimat blieben diese Verbannten fortan verschollen“, so schloß die heimische Geschichte. Mir sind zuerst durch Adam Müller aus seinem Heimatort Guttentbrunn bei Arad Hogen Spuren nachgewiesen worden, und auch den Ort Sadorlak konnte ich in einer Arbeit vor 25 Jahren dazu erwähnen. Wissenschaftlich hat R. Fr. Kaindl die Sache ein Stück weitergebracht in seiner „Geschichte der D. in den Karpathenländern“, die Böser leider nicht gekannt zu haben scheint, wenigstens nicht erwähnt. Er hat durch Aufforderungen im „Deutschungarischen Volksfreund“ und in der schöngestigen Monatschrift „Von

der Heide“ (Temesvar) seinen Stoff zusammengebracht, der Kaindls Aufzählung südungarischer Gemeinden mit Hogen nachkommen vermehrt und auch sonst Neues über letztere selbst beibringt (Hogenfamilienamen in den Gemeinden Hodfágh, Paripás, Futak, Lippa, Oravicza, Temesvar, Freidorf, Neu-Bessenova, Neuwien? [Ujpecs] Ujvár, Baracsáza in der Batschka und dem Banat, sowie Bercsin in Syrmien). Zu sicherer und vollständiger Aufdeckung der Zusammenhänge zwischen daheim und draußen gehörte freilich, daß sich die Kenntnis der beiderlei Verhältnisse in einer Person vereinigte oder wenigstens in zwei in enger Fühlung miteinander Arbeitenden.

Karlsruhe.

Dr. Wilhelm Groos.

Helmslein. Helmold und seine Cronica Slavorum. Von B. Schmeidler. (Zeitschr. d. Vereins f. Lübeck. Gesch. u. Altertumsf. XIV, 1913, S. 185—235.)

Über den großen Chronisten der beginnenden Germanisation des Ostens wissen wir immer noch nicht viel mehr, als daß er „höchstwahrscheinlich 1134 und folgende Jahre als adolescentulus, etwa im Alter von 12—16 Jahren, in Segeberg gelebt hat“. Dorthin kam vermutlich seine Familie im Zusammenhang mit Kaiser Lothars Burgenbau. Seine Heimat ist wahrscheinlich nördlich vom Harz in der Gegend von Braunschweig, Hildesheim oder Goslar zu suchen. 1138 schenkte ihn der Slawensturm nach Neumünster. 1139/40—1142/43 besuchte er, wahrscheinlich von Vicelin gelandt, die Braunschweiger Schule. 1143 war er höchstwahrscheinlich wieder in Neumünster und sah von hier aus die wägrische Kolonisation des Grafen Adolf mit an. Danach geistliche Laufbahn in Neumünster, wo er vor dem 25. September 1150 von Vicelin zum Diakon geweiht wurde. Noch 1155 weilte er in Neumünster. Im Januar 1156 begleitete er den Bischof Gerold auf seiner Inspektionsreise durch das Bistum Oldenburg. Wahrscheinlich ward ihm schon dabei die Pfarre Bosau am Plöner See zuteil, auf der wir ihn 1163 beim Tod des Bischofs Gerold finden und wo er bis an sein nicht vor 1177 erfolgtes Lebensende geblieben sein dürfte.

Das ist es in aller Kürze, was der Neuherausgeber der Helmslein'schen Chronik aus deren überaus dürftigen selbstbiographischen Andeutungen in eindringender Forschung unter kritischer Verwertung der Literatur erschließt. Daß Schmeidler auch Helmold als Chronisten gerecht wird, zumal als Chronisten der beginnenden d. Besiedlung der slawischen Ostseelände, braucht nicht erst betont zu werden.

Neustrelitz.

Dr. Hans Witte.

Brandenburg. Fischerei und Slawentum. Die geschichtliche Entwicklung des märkischen Fischereiwesens. Von Dr. Friedrich Westphalen. (Archiv f. Fischereigesch., herausg. von Emil Uhles. Heft 1, Juli 1913, S. 1—199.) Berlin 1913, Paul Parey.

Die alte, schon häufiger im ost. Kolonisationsgebiet beobachtete Tatsache, daß Merkmale längerer Dauer des Slawentums besonders stark in den Fischeriedlungen hervortreten, findet hier für das Gebiet der Mark eine sehr dankenswerte eingehende Untersuchung (S. 104 ff.) und eine vollkommene Bestätigung. Denn wenn auch nur für einen Teil der Fischeriedlungen der slawische Charakter ausdrücklich durch Urkunden belegt ist, so zeigen sie doch alle eine so auffallende und von der d. Umgebung abweichende Übereinstimmung der wirtschaftlichen und Rechtsformen, daß eine Verallgemeinerung

— natürlich in gewissen Grenzen — hier nicht unstatthaft erscheint.

Eine eingehende Behandlung findet natürlich auch das Kiegeproblem. Das Vorkommen der Kiege bei Städten und Dörfern, ihr Fehlen bei einigen ausgesprochenen Fischergemeinden, wie Henningsdorf, Pichelsdorf und Göttin, läßt ihr Entstehen „als eine Folgeerscheinung der Kolonisationsarbeit der D.“ erscheinen. „Trafen d. Kolonisten mit slawischen Bevölkerungsresten zusammen,“ so schlossen sich die Slawen „wirtschaftlich in ihren Kiegen von den D. ab“. Wo aber, wie in Henningsdorf usw., d. Kolonisten nicht hinkamen, blieben die Slawen ohnehin abgeschlossen. Zur Entstehung von Kiegen lag hier keine Veranlassung vor (S. 109). Die Kiege sind also für die fischereitreibende Slawenbevölkerung etwas Ähnliches, wie die „Klein-orte, Kossäten-dörfer und Wendfelder für die ackerbaureitende. Wie lange — weit über die Dauer der Wendensprache — sich die Abgeschlossenheit der Kiege und sonstigen Fischergemeinden hielt, weist Besthorn im einzelnen nach. Auch über die slawische Amtsbezeichnung „Prihstabel“, die nicht allein in Fischergemeinden vorkommt, sondern auch in einem Bauerndorf (Damelang) jedenfalls für den Schulzen auftritt, wird ein reichhaltiges Material beigebracht (S. 154 ff.).

Neupotitz.

Dr. Hans Witte.

Sachsen. Zur deutschen Besiedlung der Oberlausitz. (Nach: Geschichte der Industriedörfer Eibau und Neueibau. Eine Studie über die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung der Südläusitzer Dörfer von Lic. Dr. Edm. Wauer, Oberlehrer am Vitzthumschen Gymnasium. Dresden 1913, E. Heinrich. 7.50 M.)

Nordwestlich Zittau, südlich Löbau, nahe der böhmischen Grenze, die hier tief nach Sachsen hineingreift, liegen die großen Weber- und Fabrikdörfer Ebersbach, Neugersdorf, Groß-Schönau usw. Zu ihnen gehört auch Eibau am Fuße des Kottmars, der mit seiner breiten, waldigen Höhe die Gegend beherrscht und in alten Zeiten einen wichtigen Punkt des Grenzlandes zwischen der Lausitz und Böhmen bildete. Zuerst, so weit nachweisbar, von Slawen besiedelt, wurde dieses Grenzland seit dem 15. Jahrhundert von den D. in Besitz genommen, die namentlich von Böhmen (Leitmeritz), aber auch von Norden her vordrangen. Von ihnen wird wohl auch Eibau gegründet sein, dessen Name (urkundlich meist Ube oder Eybe lautend) von dem Baumnamen Eibe abzuleiten sein dürfte. Es ist auffallend, daß Wauer, trotz des in Aussicht gestellten besonderen Anhangs über den Namen, nicht wenigstens darauf hingewiesen hat. Die älteste urkundliche Erwähnung Eibaus stammt von 1566. Damals war es schon ein selbständiges, wenn auch noch unbedeutendes Pfarrdorf und gehörte einem Gliede der Zittauer Bürgerfamilie Hirschfelde, namens Johannes, zu dessen Nachkommen Benedikt und Wenzel von Eibau in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gehörten. Namentlich Benedikts Verdienst war es, wenn Eibau im Hussitenkrieg nicht zu schwer litt. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erscheint Eibau zusammen mit Seifhennersdorf als Bestandteil der Herrschaft Tollenstein, die an das meißnische Geschlecht von Schleinitz gefallen war. Unter den Schleinitzen machte Eibau, wie die ganze Gegend, große Fortschritte. Sie errichteten auf der Löbauer Wiese das Obere Vorwerk, kauften die Mühlen auf, erwarben neuen Boden zur Dorfflur und förderten die Weberei, die schon frühe in

Eibau heimisch geworden sein muß und sich auch im Kampfe mit den städtischen Günstigen, wenn auch nur mühsam, zu halten wußte. Von größter Wichtigkeit für die weitere Entwicklung Eibaus war sein Übergang von der adligen zur städtischen Grundherrschaft unter den Herren von Milde und von Tschirnhausen auf Neueibau, von Kohlo auf Obereibau: 1602 kam es Kaufweise an die Stadt Zittau als eines der vielen Ratsdörfer. Nach den Schreckenszeiten des Dreißigjährigen Krieges, die nachweisbar Eibau schwer schädigten und seine kulturelle Entwicklung auf Jahrzehnte hinaus unterbrachen, nahm das Dorf einen großen Aufschwung durch den Zuzug von Emigranten und Emigranten, die zur Überwindung der Rückschläge während und nach dem großen Kriege viel beigetragen haben. Neben der Leinweberei, die sich nimmehr zu voller Blüte entfaltete, kam die Tuchmacherei in Aufnahme. Die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts bedeuten den Höhepunkt in der Entwicklung Eibaus, wie er in der planmäßigen Besiedlung der Hofesträucher und der Löbauer Wiese, in der Gründung Neueibaus (1714 ff.), in dem Bau und der künstlerischen Ausstattung der eigenartigen Kirche, in den Neubauten, die zum Teil (namentlich Haus Nr. 252) wahre Prachtsücke barocker Baukunst und Inneneinrichtung darstellen, und auch sonst in künstlerischer Hinsicht (wundervolle Grabplatten, Musik, Schauspielkunst) zum Ausdruck kam.

Liebevoll ist Wauer dieser Entwicklung bis in alle Einzelheiten nachgegangen und hat aus den sorgsam zusammengetragenen Quellen gesammelt, was sich nur irgend auf Eibau bezog. Unter den 60 bis 70 zum Teil recht dürftigen Ortsgeschichten der Oberlausitz dürfte kaum ein Werk sein, das sich dem Wauerschen an Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit vergleichen ließe. Freilich ist des Guten fast zu viel getan. Der auf das Ganze, auf die allgemeine Entwicklung Eibaus gerichtete Blick des Lesers wird leicht getrübt durch die zu freigebig gespendeten Einzelheiten, von denen viele lediglich für den Ortseingeweihten Wert haben und manchmal wohl auch für diesen kann. Dazu kommt, daß die allgemeinen weltgeschichtlichen Vorgänge sehr breit erzählt sind, so daß man oft viele Seiten lang von Eibau kein Wort zu hören bekommt. Obwohl sich manches für diese Art von Ortsgeschichten sagen läßt, die in erster Linie die Belehrung der meist wenig mit der Geschichte vertrauten Einheimischen bezweckt, so fragt es sich doch, ob der Vorzug nicht Ortsgeschichten gebührt, wie Pastor Doeblers „Geschichte des Dorfes Euba“ (1907) oder „Geschichte der Rittergüter und Dörfer Komniz und Bohra“ (1908), deren anerkannte Vorzüge nicht zum mindesten darin bestehen, daß der Verfasser „der Versuchung, ins Weite zu schweifen, der so mancher Ortschronist erliegt, tapfer Widerstand geleistet hat“. — Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Platz. Es sei aber betont, daß u. a. Kultur- und Rechtsgeschichte, Germanistik und die mit besonderer Liebe berücksichtigte Kunstgeschichte mancherlei Neues und Beachtenswertes in dem Buche finden, dessen gediegenem Inhalt die Gediegenheit der Ausstattung, namentlich der treffliche, auf Kosten von Fabrikbesitzer Max Hoffmann in Eibau hergestellte Bilderschnitt entspricht.

Dem vorliegenden ersten Bande von 399 S. soll ein zweiter folgen. Seinen Hauptinhalt werden der Kampf um die Befreiung der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft, den Eibau im 19. Jahrhundert gegen

die Lausitzer Sechsstädte führen mußte, und die Entwicklung der neuzeitlichen Verhältnisse bilden.

Dresden.

Dr. Hans Beschorner.

Posen. Deutsche und Polen der Provinz Posen im Lichte der Statistik. Von Prof. Dr. Broejke. (Zeitschr. d. Kgl. Preuss. Statist. Landesamts III, 1912, S. 581—95 mit 2 Taf.)

Nachdem in die standesamtlichen Zählkarten über Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle in den Provinzen Westpreußen und Posen sowie in den Regierungsbezirken Allenstein und Oppeln vom Jahre 1911 ab die neue Frage nach der Muttersprache aufgenommen worden ist, liegen hier die ersten Hauptergebnisse dieser Statistik vor. Danach ist die Zahl der polnischen Lebendgeborenen wesentlich höher als die der d., obwohl die d. Heiratsziffer die polnische etwas übertrifft. Dafür übersteigt allerdings die Sterblichkeit der polnischen Kinder die der d. ganz erheblich. Trotzdem betrug die natürliche Vermehrung (Überschuß der Geburten über die Sterbefälle) in der Provinz Posen auf je 1000 in der Mitte des Jahres 1911 lebende D. 11,76, Polen dagegen 20,75. „Wenn demnach die Polen in der Provinz Posen nach den Ergebnissen der Volkszählungen verhältnismäßig wenig an Kopfszahl gewonnen haben, so ist das nur erklärlich durch ihre starke Abwanderung nach dem rheinisch-westfälischen Industriegebiete und überhaupt nach dem Westen Deutschlands sowie dem Auslande und ferner durch die erfolgreiche staatliche Siedlungspolitik in der Ostmark.“ Bei der letzten Volkszählung ist in Preußen zum erstenmal an die verheirateten, verwitweten und geschiedenen Frauen die Frage nach der Zahl der überhaupt geborenen und der noch lebenden Kinder gerichtet worden. In Verbindung mit dem Alter und der Muttersprache der Mütter konnten daher wichtige Aufschlüsse über die Fruchtbarkeit der d. und polnischen Frauen gewonnen werden. Kinderlos waren in der Provinz Posen 6,89 v. H. der d., aber nur 4,97 v. H. der polnischen (verheiratet und verheiratet gewesenen) Frauen. In derselben Provinz kommen, ausschließlich der Verwitweten und Geschiedenen, auf eine verheiratete d. Frau 4,86, auf eine verheiratete Polin 5,88 Kinder. Der Einfluß des geburtenmindernden Stadtaufenthalts macht sich bei den d. Frauen stärker fühlbar als bei den polnischen; dagegen tritt bei ihnen die geburtenvermehrnde Wirkung der Landsässigkeit nicht so deutlich in Erscheinung wie bei den Polinnen. Eine der Ursachen der größeren Fruchtbarkeit der Polinnen ist allerdings ihre stärkere Landsässigkeit. „Die staatliche Ansiedlungstätigkeit wird hiernach also im Laufe der Zeiten für das Deutschtum nicht nur vermehrten Landbesitz, sondern voransichtlich auch einen vermehrten Volkszuwachs zur Folge haben.“ Aber die letzte, entscheidende Ursache der verschieden starken Vermehrung von D. und Polen seien vermutlich Rasseeigentümlichkeiten — das ist das traurige und beschämende Ergebnis dieser Untersuchung, wenn auch hinzugefügt werden muß, daß es sich selbstverständlich nicht um eigentliche, angeborene Eigenschaften der Rasse, sondern einfach um sittliche Entartungserscheinungen handelt. — Dagegen hat das Deutschtum aus den sprachlich gemischten Ehen einen Gewinn zu verzeichnen. Die d. Mütter scheinen erfreulicherweise einen größeren Einfluß auf die Erhaltung ihrer Muttersprache bei ihren Kindern auszuüben, als die polnischen. Freilich machen die d.-polnischen Mischehen nur 1,34 v. H. aller Ehen der Provinz Posen aus. Daß übrigens gewaltige Ver-

luste des Deutschtums wettzumachen sind, zeigt eine Vergleichung der Muttersprache mit den Familiennamen. Danach haben die Polen der Provinz Posen im Laufe der Zeiten rund 8 v. H. ihres jetzigen Bestandes aus D. gewonnen. Von den Polen mit d. Familiennamen gehörten über 95 v. H. dem katholischen und nur annähernd 5 v. H. dem evangelischen Bekenntnis an. — Es folgt dann eine umfangreiche Statistik über die d. und polnischen Gewerbebetriebe in den Städten der Provinz Posen nach der Berufs- und Betriebszählung von 1907. Sie zeigt die unbedingte Überlegenheit der städtischen deutschsprachigen Geschäftsinhaber über die polnischen. Dem steht aber die Tatsache gegenüber, daß die polnische städtische, an Kopfszahl einstweilen noch etwas geringere Bevölkerung schneller wächst als die d., eine ernste Gefahr auch für das d. Gewerbe, der nur durch eine tatkräftige deutsch-nationale Städtepolitik begegnet werden kann. Es kann hier auf die nationalpolitischen Ergebnisse der überaus lehrreichen Gewerbestatistik nicht näher eingegangen werden, doch sei nachdrücklich auf die Arbeit selbst verwiesen.

Berlin-Lichterfelde.

Dr. Ernst Hunkel.

Elsass. Der Kampf gegen die deutsche Sprache in den elsässischen Schulen von 1853 bis 1870 vornehmlich nach den Akten der Unterrichtsverwaltung. Von Prof. Dr. Hans Kaiser, K. Archivdirektor in Straßburg. (Elsass-Lothringische Kulturfragen 1913, Heft 4/5.) 89, 56 S. Straßburg, Els.-Lothr. Vereinig. 1,30 M.

Am Schlusse meiner ausführlichen Anzeige der May'schen Schrift über den Sprachenkampf in Lothringen habe ich die Hoffnung ausgesprochen, daß bald eine Veröffentlichung aus den elsässischen Archiven noch deutlicher zeigen möchte, wie diese „Freiwilligkeit“ beschaffen war, mit der Elsässer und Lothringer „ohne allen Zwang“ sich zur französischen Sprache bekehrten (D. Erde 1912, S. 207). Meine Hoffnung hat sich rascher erfüllt, als ich damals ahnen konnte.

Die jetzt vorliegende aktenmäßige Darstellung läßt — weniger weitseherisch als die May'sche und darum eindringlicher — den Kampf gegen die d. Sprache in allen seinen Phasen, wie wir sie aus der lothringischen Veröffentlichung kennen, wieder vor uns vorüberziehen: von den ersten unzulänglichen und wirkungslosen Versuchen mit einem überwiegend nur des D. mächtigen Lehrpersonal zu den als Kampfmittel besonders geschätzten und geförderten Kindergärten (salles d'asyle) bis zur nahezu völligen Verdrängung der d. Sprache in den Volksschulen, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren durchgeführt wurde. 1853 wurde nach einem im Obereßsah schon im Jahre 1842 scheinbar mit geringem Glück unternommenen Versuch durch ministeriell genehmigtes Reglement das französische als Unterrichtssprache eingeführt. Ganze 55 Minuten täglich blieben dem d. Unterricht, der aber auch in französischer Sprache erteilt wurde. Ja auch außerhalb des Unterrichts und der Schule, in den Freistunden, auf der Straße und beim Spiel wurde den Kindern der alleinige Gebrauch der französischen Sprache vorgeschrieben. Widerwärtige Spionagesysteme wurden erfunden, um die Übertreter dieses Gebots zu erfahren und bestrafen zu können. Das Lob des Unterrichtsministers ward den Findigen zuteil (S. 25 u. Anm. 63).

Deutlicher als bei May sehen wir auch die Widerstände gegen solches Vorgehen der Unterrichtsverwaltung. Sie waren keineswegs beschränkt auf die Geistlichkeit

beider Konfessionen, über die auch im Elsaß von den Vertretern der Französisierungsbefrebungen Klagen über Klagen geführt wurden. Jäh wehrte sich die Bevölkerung gegen die aufgezwungene Sprache. Manche Landgemeinden leisteten einen Widerstand, der nicht mehr passiv genannt werden kann. Als vollends durch das Reglement von 1853 offensichtlich wurde, daß es darauf abgesehen war, den d. Unterricht schließlich ganz abzuschaffen und dem Volke seine Muttersprache zu rauben, haben manche Kantonaldelegierte ihr Amt niedergelegt, um nicht mitschuldig zu werden an der Verdrängung der Muttersprache (S. 20 u. Anm. 50). In den sechziger Jahren ließ der Widerstand nach. Müde geworden, begann man sich in das zu ergeben, was, getragen von der Zwangsgewalt des Staates, manchen unabänderlich schien. Da brachte 1870 die Rettung.

Neuchâtel.

Dr. Hans Witte.

Böhmen und Mähren. Die Dorfnamen in der Zglauer Sprachinsel. (Jahresber. d. Staatsgymn. Zglau 1913.) Gr.-8°, 22 S.

Der erste Teil der wertvollen Abhandlung verbreitet sich über die Bildung slawischer und d. Ortsnamen, besonders in der Zglauer Sprachinsel. Der zweite Teil, das Ortsverzeichnis, enthält die urkundlichen Namenbelege. Von den 75 Dorfnamen ist der vierte Teil slawisch, z. B. Bosowitz, Dobrenz, Illenmik, Jesau, Studniz, Lufan, Lufschin, Petrowitz, Pistau, Poppitz, Roschütz, Schlappenz, Strittenz, Smilau, Stannern, Wesniz. Diese slawischen Ortsnamen sind richtig gedeutet; bei einigen wenigen, wie Porenz, Ranzern und Wonau, ist nach des Verfassers Meinung vielleicht auch d. Ursprung möglich. Die 56 d. Ortsnamen reichen meist bis in die Zeit der d. Kolonisation im 13. und 14. Jahrhundert zurück, wie Altenberg, Bergersdorf, Birnbaumhof, Blumenhof, D. Gießhübl, D. Schützendorf, Ebersdorf, Falkenau, Frauental, Hilbersdorf, Hochdorf, Hochtann, Siebentann, Stecken, Wilenz, Wolframs. 11 Orte (Antoniental, Friedrichsdorf, Handelsdorf, Helenental, Klarbrunn, Lerchenhof, Libinsdorf, Philippsdorf, Rotenkreuz, Sachsenental und Waldhof) sind erst im 18. und 19. Jahrhundert aus Einzelhöfen entstanden oder ganz neu begründet worden.

Werdau i. S.

Prof. Dr. Moritz Schre.

Italien. Die deutschen Mitglieder der Heilgeistbruderschaft zu Rom am Ausgang des Mittelalters. Von K. H. Schäfer. (Qu. u. Forsch. aus d. Geb. der Gesch., herausg. von der Görresgesellschaft, XVI, Beil.) Leg.-8°, VIII u. 75 S. Paderborn 1913, Schöningh. 4 M. — Johannes Sander von Nordhausen, Notar der Rota und Rektor der Anima. Ein deutsch-römisches Lebensbild am Ausgang des Mittelalters. Von demselben. Leg.-8°, VIII u. 95 S. Rom 1913, Bretschneider. 4 M.

Verfasser geht bei seinen archivalischen Studien in Italien fernerhin den Spuren der D. nach¹⁾, zwei neue Veröffentlichungen legen davon Zeugnis ab:

1. Es ist bekannt, wie die Ängstlichkeit des kirchlichen Verfalls gesteigerte Heilssehnsucht des endenden Mittelalters die Laien massenhaft in die kirchlichen Bruderschaften trieb, um der damit verknüpften Gnadengaben (Ablass, Gebetshilfe nach dem Tode usw.) teilhaft zu werden. So haben sich in die bei dem uralten Pilger- und Krankenhaus Santo Spirito in Saffia in Rom von

Eugen IV. 1446 begründete und von Sixtus IV. 1477 zu neuem Leben erweckte Bruderschaft von da an bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts neben Geistlichen auch Tausende von Laien, meist aus den höheren Ständen, Männer wie Frauen, eintragen lassen. Fast am stärksten aber erscheinen die D. dort vertreten, wie denn auch in Deutschland eifrig dafür Stimmung gemacht wurde. Nachdem aus dem wohl erhaltenen Bruderschaftsbuch schon verschiedene fremde Forscher die Namen ihrer Volksgenossen ausgezogen haben, bietet Schäfer jetzt in chronologischer Folge die d. klingenden Namen aus dem Gebiet des alten Reichs (abgesehen von den schon anderweitig veröffentlichten D. aus Mähren und Ungarn). Es sind im ganzen 1477 Namen, einige wenige aus dem Jahre 1447, die Hauptmasse von 1477 bis etwa 1503, dann wenige Nachzügler bis 1520. Neben den Namen und Daten enthält die Eintragung aber auch den Stand und den Herkunftsort oder mindestens die Heimatsdiözese. So bieten sich hier wertvollste Zeugnisse für die zahlreichen Romfahrten unserer Väter und gleichzeitig Urkunden für die Geschichte der d. Geschlechter. Zu ihrer Verwertung geben die erläuternden Anmerkungen unter dem Text manche Handhabe; ferner orientiert das alphabetische Personen- und Ortsnamenverzeichnis über die vertretenen Familien wie über die Heimat der in die Bruderschaft Eingetretenen.

2. Die zweite Schrift gilt einem einzelnen hervorragenden Rom-D. der nämlichen Epoche des ausgehenden Mittelalters. Johannes Sander aus Nordhausen (lebte 1455–1544, war seit 1474 im Dienste der Kurie) gehört zu den aus Deutschland stammenden Kurialbeamten, die zugleich Würdenträger der d., bei der Nationalkirche S. Maria dell' Anima bestehenden Marienbruderschaft waren. Im besonderen ist sein Andenken mit der Erbauung des vornehmen Renaissancehauses neben der Animakirche verknüpft (Sanderhaus). Da er Notar der Rota, des kurialen Gerichtshofes, und Rektor der Anima war, so fanden sich in den beiden Archiven, vornehmlich aber in letzterem, zahlreiche Akten über Sander, die es Schäfers kundiger Feder ermöglicht haben, ein ausgeführteres Bild von Sanders Persönlichkeit und Wirken in Rom zu geben, wobei natürlich auch auf das Leben und Treiben an der d. Nationalstiftung in der ewigen Stadt mancher Lichtstrahl fällt. Auch lernen wir eine Reihe anderer d. Volksgenossen kennen, mit denen Sander in Beziehung kam, zumal aus der großen Zahl der d. Auditoren, Skriptoren, Abbreviatoren, Prokuratoren und Notare, die an der römischen Kurie Anstellung und Beschäftigung gefunden hatten. Fünfzehn gut gewählte Abbildungen schmücken die Schrift.

Magdeburg.

Prof. Dr. Walter Friedensburg.

Frankreich. Les noms de lieu d'origine non romane et la colonisation germanique et scandinave en Normandie. Von Charles Joret, membre de l'Institut. 8°, 68 S. Rouen u. Paris 1913, Auguste Picard.

Für die d. Siedlung fällt in dieser fleißigen und überaus gründlichen Ortsnamenuntersuchung nicht allzuviel ab. Die Franken und Sachsen, die von den d. Stämmen allein in Frage kommen, treten hinter den Normannen überwiegend dänischen Stammes mit ihren massenhaften Namenbildungen auf -vic, -homme und -hou von Holm = Insel, -dieppe von nord. djup = tief, -dale, -fleur von nord. flóðh, -bee = Bach, londe,

¹⁾ Vgl. D. Erde 1912, S. 188 f.

-tuit, -hague, -hus, -gard und den besonders charakteristischen Formen auf -torp, -beuf von nord. -buth, -bu von nord. bñ. dänisch-schwedisch by und -tot von nord. topt oder toft und vielen andern stark in den Hintergrund.

Für die Franken nimmt Joret nur die wenigen Bildungen mit -eng = ingen, -stal, -hout von niederd. holt, -bur und gaut, gault von Wald in Anspruch. Die ursprünglich d. Formen burg, land, haga, mark sind früh ins Vulgärlatein eingedrungen und daher für Stammesbestimmungen nicht verwendbar. Für die Sachsen, die hier besonders in der Gegend von Bayeux eine bedeutende Rolle gespielt haben, bleiben nur -delle, -ham, -tun und -gate. Die Abgrenzung zwischen den d. bzw. germanischen Stämmen ist schwierig und unsicher, was Joret nicht verschleiert. Eine eingehende Behandlung der germanischen Kriegs- und Raubzüge als Grundlagen der Siedlungsvorgänge, Anhänge über die bisherige literarische Behandlung dieser Fragen, über die Otlinga Saxonia, jedenfalls die Nachkommen der Saxones bajocassini Gregors v. Tours, und die normannische Küstenbefestigung Haguédike runden die Arbeit in willkommener Weise ab.

Neustrelitz.

Dr. Hans Witte.

Ostseeprovinzen. Jahresbericht der Estländischen Literarischen Gesellschaft für das Geschäftsjahr 1911/12. 80, S. 75. Reval 1915, Buchdr. d. Revalischen Stg.

Aber die seit dem Jahre 1842 in Reval bestehende Estländische Literarische Gesellschaft ist einmal in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1909, S. 226 im Artikel „Die baltischen Geschichtsvereine“) kurz behandelt und dabei darauf hingewiesen worden, daß, wenn auch ihr Programm eigentlich das gesamte Gebiet der Wissenschaften und Künste umfassen soll, für deren Pflege es einzelne „Sektionen“ gibt, doch die Sektion für Vaterlandskunde das meiste zustande gebracht hat. Zum erstenmal nun hat die Gesellschaft ihren „Jahresbericht“, der früher in ihrem ständigen Organ, den „Beiträgen zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands“, veröffentlicht wurde, als besonderes Heft erscheinen lassen und durch ihn fernerstehenden einen Überblick über ihre Wirksamkeit von ihrer Gründung an ermöglicht, der diesen Bericht von seinen vielen Vorgängern besonders auszeichnet. Den äußeren Anlaß zu diesem gedrängten Rückblick hat ein für die Gesellschaft hochbedeutsames Ereignis gegeben: dank der Munizipalität der Estländischen Ritterschaft, anderer Institutionen und zahlreicher Privatpersonen hat nämlich die Gesellschaft ein eigenes zweckentsprechend eingerichtetes Haus beziehen können, in welchem nunmehr alle zehn Sektionen mit all ihren stattlichen Sammlungen, z. B. einer Bibliothek von 64 911 Bänden, ihre dauernde Heimstätte gefunden haben, und der Schilderung der Generalversammlung vom 3. Dezember 1911, welche zugleich die von mehrfachen Ansprachen begleitete Einzugsfeier in das neue Heim bedeutete, wird jeder Leser gern innere Anteilnahme schenken! Weiter folgen die instruktiven Berichte über die Tätigkeit der zehn Sektionen, des Estländischen Provinzialmuseums, der Kunstsammlung usw. im Geschäftsjahr 1911/12. Aber von weit größerem Interesse für weite Kreise ist der

dem Heft beigefügte Bericht über den Zweiten Baltischen Historikertag, welcher vom 18. bis zum 21. Juni 1912 im alterwürdigen Reval stattgefunden hat, und zu der die Estländische Literarische Gesellschaft eine reichhaltige historische Bilderausstellung veranstaltet hatte. Vervollständigt werden soll dieser Bericht durch einen noch ausstehenden stattlichen Einzelband über die „Arbeiten des Zweiten Baltischen Historikertags“ von etwa demselben Umfang wie die „Arbeiten des Ersten Baltischen Historikertags zu Riga 1908“ (s. D. Erde 1910, S. 153 f.), während der Dritte Baltische Historikertag im Sommer 1915 in Mitau abgehalten werden wird.

Petersburg.

Friedrich v. Kuegler.

Ostseeprovinzen. Unser Dommuseum. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands zu Riga. Von Dr. W. Neumann. Gr. 80, S. 46, 19 Abb. Riga 1915, Buchdr. d. Rigaer Tageblatts. 1,50 M.

Die vorstehende Schrift ist dem hochverdienten langjährigen „Inspektor des Dommuseums“, Karl Gustav v. Sengbusch, zu seinem siebenzigsten Geburtstag von der obengenannten Gesellschaft gewidmet worden, der das Museum gehört, und dürfte auch die Leser dieser Zeitschrift insofern besonders interessieren, als das überaus reichhaltige „Dommuseum“ seine Existenz und sein Wachstum nicht nur dem baltisch-d. Patriotismus verdankt, sondern auch einen instruktiven Einblick in das d. Kolonialleben gewährt, wie es vor mehr denn 700 Jahren am Ostufer der Ostsee begründet ist und auch gegenwärtig trotz aller Angriffe und Kämpfe älterer, neuerer und neuester Zeit fortbesteht. Gerade die koloniale Eigenart des baltischen Deutschtums tritt bei der Lektüre des Textes oft genug deutlich vor Augen, wie nicht minder bei aufmerksamer Besichtigung der neunzehn Abbildungen, die so vieles im Texte Angegebene anschaulich illustrieren!

Petersburg.

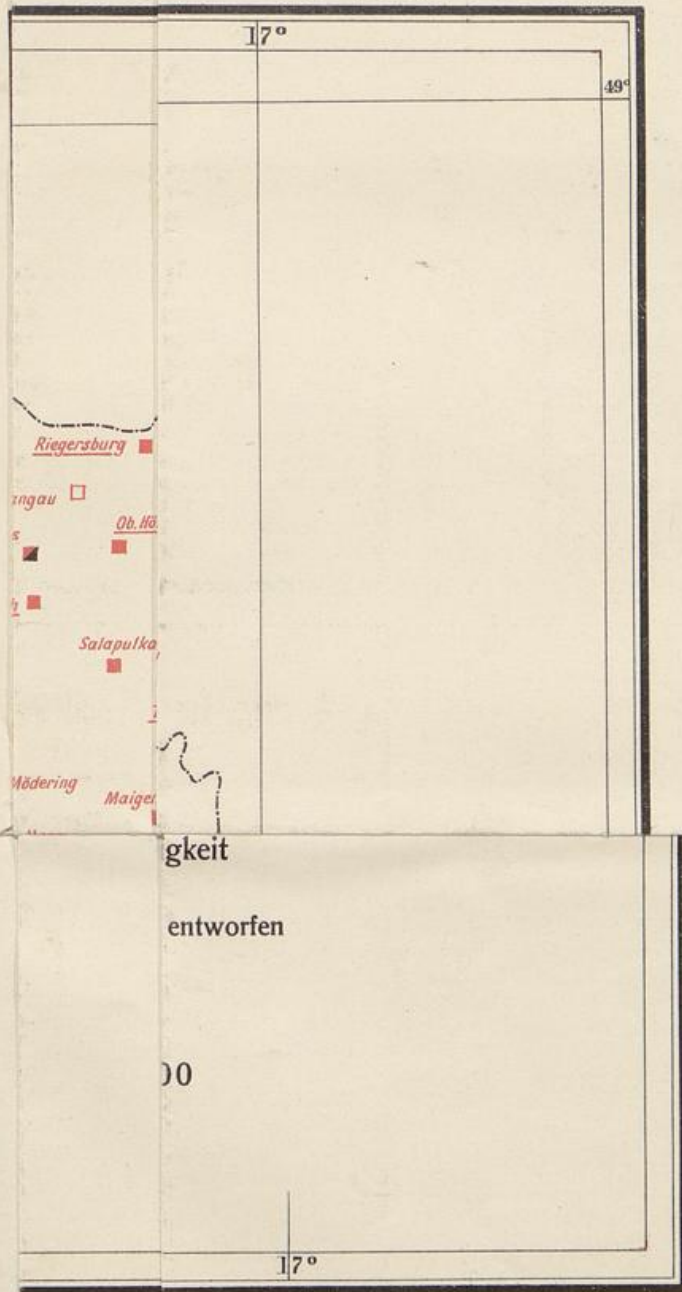
Friedrich v. Kuegler.

Vereinigte Staaten. Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von Oswald Rohan, Kais. Konsul a. D. Gr. 80, III u. 56 S. Berlin 1915, C. Heymann. 1 M.

Das anspruchslose Büchlein bietet nicht eigentlich überraschend Neues. Ein kluger Beobachter, der als reichsd. Konsularbeamter ein Vierteljahrhundert in den Vereinigten Staaten zugebracht hat, schildert das dortige Deutschtum, soweit er es auf Grund reicher eigener Erfahrung und persönlicher Beobachtung kennen gelernt hat. Nur mit dem städtischen Leben hat er engere Fühlung genommen. Das Farmerleben ist ihm nicht so vertraut geworden. Auch dem katholischen Deutschtum scheint er nicht nähergetreten zu sein. Um so sicherer sind die Elemente erfasst, die in seinen Gesichtskreis traten. Die nähere Beachtung, die er dem Deutschtum in San Francisco und andern Orten die Pazifikküste zuwendet, dürfte angesichts der bevorstehenden Eröffnung des Panamakanals und der lebhaften Erörterungen über die Ausstellung in San Francisco ein besonderes Interesse wecken.

Berlin.

Prof. Dr. Robert Böninger.



gkeit

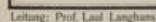
entworfen

00

A: JUS

Be-
cht-
der
sch-
ehr
ige
nen

ien
für
n".
tte
fer
der
er-
alb
jel
rat
zu-
lo-
der
der
2.
Be-
on
in
ar.
nd
rn
ich
die
er-
en,
ste
zu
Es
nd
fle
er-
nd
as
ht.



GOTHA: JUSTUS PERTHES

-tuit,
ristisch
-bu ve
nord.

Hinter

fü

Bildur

holt,

ursprü

ins Di

bestim

hier b

tende

-tun i

germa

Jore

der ge

der E

literar

Saxon

cassin

befesti

Weise

zu

Wisse

Zeit

jal

Re

U

Eitlär

Zeitf

baltif

darar

gram

und

„Seft

das

hat d

ihren

Eft,

sonde

stehen

von

richt

net.

blick

eigni

Ritt

perse

entf

weld

stätt

Bän

der

zempl

spra

dent

Wei

der

der

von

Karl Wilhelm.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum der deutschen „Odeßauer Zeitung“.

Es ist der erste Fall, daß eine deutschrussische Kolonistenzeitung auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken darf. Wer die besonderen Schwierigkeiten kennt, mit denen gerade die nicht-russischen Zeitungen in Rußland zu kämpfen haben, wird das fünfzigjährige Jubiläum der „Odeßauer Zeitung“ nicht übersehen haben. Wir wollen hier nachträglich Notiz von dem Jubiläum nehmen, um so mehr als es sich um die älteste, erste und gegenwärtig die einzige täglich erscheinende deutsche Zeitung in den deutschen bauerlichen Siedlungsgebieten Rußlands handelt.



Abb. 9.

K. Wilhelm.

Die erste Nummer der „Odeßauer Zeitung“ erschien am 1. Januar 1865, in ihrem Untertitel hieß es: „Für Politik, Kunst, Handel, Industrie und Kolonisation“. Die zunächst dreimal wöchentlich erscheinende Zeitung hatte ursprünglich die Absicht, in erster Linie städtische Leser zu gewinnen. Die Begründer der Zeitung waren: der Buchdrucker E. Nischke, der preussische Untertan J. Unterlauch und der Gymnasiallehrer Al. Wald. Innerhalb der ersten fünfzehn Jahre fand dreimal Redaktionswechsel statt. Mit dem letzten Wechsel im Jahre 1878 trat J. Töws an die Spitze der Zeitung und versuchte zuerst, als Kolonistenjohn, das Blatt auch auf den Kolonien einzuführen. Im selben Jahre ging der Verlag der Zeitung in andere Hände über, 1879 fand hierin wieder ein Wechsel statt, desgleichen 1881, 1884, 1890, 1892. Am 1. November 1901 wurde die Zeitung vom jetzigen Besitzer und Redakteur Karl Wilhelm angekauft. Schon aus diesen Angaben kann man ersehen, wie unruhig in geschäftlicher Hinsicht die Entwicklung der Zeitung war. Das städtische Deutschthum, das so viele fluktuierende und

auch der Russifizierung ausgesetzte Elemente aufwies, vermochte keinen sicheren Stamm von Lesern zu liefern. Was das Bestehen der Zeitung rettete, war das stetig wachsende Bedürfnis nach einem Presseorgan unter den deutschrussischen Bauern des Südens. Je mehr die Zeitung die Interessen des Kolonistentums berücksichtigte, desto sicherer ging es mit ihr aufwärts. Das Verdienst, die eigentliche Bestimmung der Zeitung erkannt zu haben, gehört unstreitig den Kreisen, aus denen Karl Wilhelm hervorgegangen ist, in erster Linie ihm selbst. Mit kerniger, ich möchte sagen deutsch-bäuerlicher Art hielt er an dem Gedanken fest, eine deutsche Kolonistenzeitung zu schaffen, ohne die Interessen des Gesamtdeutschthums in Rußland aus dem Auge zu verlieren. Es bedurfte seiner eisernen Energie, das Unternehmen durch alle Schwierigkeiten geschäftlicher und politischer Art hindurch zu retten und ein für die gesamte nachher entstandene Kolonistenpresse nach mancher Hinsicht vorbildliches Blatt zu schaffen. In dem von Jahr zu Jahr größer werdenden „kolonialen“ Teil der Zeitung erscheinen gegenwärtig dauernd wertvolle Notizen und Schilderungen aus dem Leben und der Geschichte der deutschen Bauernkolonien in Rußland, was die „Odeßauer Zeitung“ für die einschlägige wissenschaftliche Forschung geradezu unentbehrlich macht.

Adolf Lane in Berlin.

Die Sprachverhältnisse des Berner Jura.

Von

H. Ammann in Aarau (Schweiz).

(Mit 2 Karten¹⁾).

Die heutige Sprachgrenze im Berner Jura hat sich schon im frühen Mittelalter, bald nach der Völkerwanderung ausgebildet. Wie die zahlreichen deutschen Ortsnamen und auch Urkunden bezeugen, waren zwar auch die heute französischen²⁾ Teile des Berner Jura längere Zeit nach der Völkerwanderung stark von deutschen Elementen durchsetzt. Diese sind dann aber aufgesogen worden und die Sprachgrenze ist im ganzen Mittelalter und bis auf die neueste Zeit fast unverändert geblieben. Nur auf dem Nordufer des Bieler Sees hat sich das deutsche Sprachgebiet allmählich von Biel bis nach Eigerz vorgeschoben. Im Anfang des 18. Jahrhunderts sind dann deutsche Wiedertäufer aus dem Kanton Bern in den Jura eingewandert. Auf ihren einsamen Berghöfen, abgeschlossen von der Außenwelt, haben sie ihre deutsche Sprache und Art vollständig bewahrt. Als dann 1815 die Berner als Ersatz für die Waadt und den Aargau das ehemalige Bistum Basel erhielten, da zeigte es sich bald, daß schon eine so beträchtliche Zahl von Deutschen ansässig war, daß deutscher Gottesdienst eingeführt werden mußte. Im Laufe des letzten Jahrhunderts hat dann der vorwiegend landwirtschaftliche alte Kantonsteil beständig von seinem Bevölkerungsüberschuß an die Umgegend abgegeben. So ist ein großer Teil des Grund und Bodens, übrigen nicht nur im Berner Jura, sondern in der ganzen Westschweiz, in die Hände von deutschen Berner Bauern gelangt. Mit der großartigen Entwicklung der Uhrenindustrie und der besseren Erschließung des Landes durch Eisenbahnen erfolgte dann auch eine starke Einwanderung von deutschsprechenden Handwerkern und Industriearbeitern. Besonders stark war das Vordringen des deutschen Elements in den Amtsbezirken Courtelary, Delsberg und Münster, während die Amtsbezirke Freibergen und Pruntrut ihre französische Bevölkerung größtenteils behielten. Da aber deutsche Schulen nicht vorhanden waren und auch nicht errichtet wurden, so ging ein großer Teil der Einwanderer seinem Volkstum verloren. In den Dörfern selbst spricht gewöhnlich schon die zweite Generation nur französisch, während sich die Bauernbevölkerung auf den zahlreichen und teilweise sehr abgelegenen Höfen länger deutsch erhält. So hat denn schon eine rückläufige Bewegung eingesetzt, und die Zahl der Deutschen wird nur noch durch die fortwährende Neueinwanderung auf einer ansehnlichen Höhe gehalten. Auch das deutsche Gebiet an der Sprachgrenze hat (infolge der Industrie) fremdsprachige Zuwanderung aufgenommen. Italiener finden sich in der ganzen Schweiz, wie ja auch in Deutschland (Lothringen), zahlreich vor. Franzosen sind nur durch das Aufkommen der Uhrenindustrie herbeigezogen worden, in beträchtlichem Umfang allein in Biel und Umgebung, einem Hauptsitz der Uhrenindustrie. Hier ist sie freilich so stark, daß der deutsche Charakter der Stadt gefährdet ist, besonders, da die Welschen sich hier ein vorzügliches französisches Schulwesen geschaffen haben. Immerhin liegt heute die Sache so, daß drei Amtsbezirke des französischen Teiles sehr stark, zwei immerhin noch nennenswert von Deutschen durchsetzt sind und daß die landwirtschaftliche Bevölkerung zu einem großen Teil, in vielen Gegenden fast ausschließlich deutsch ist. Dagegen finden sich in dem deutschsprachigen Gebiet nur an einigen wenigen Orten bedeutende französische Minderheiten.

So weit waren die Verhältnisse bis heute bekannt, genaue Untersuchungen, besonders über die Verteilung innerhalb der einzelnen Gemeinden, waren aber nicht gemacht worden. Eine eingehende Darstellung war nur über die Sprachgrenze in der musterhaften Arbeit von Zimmerli veröffentlicht. Um diese Lücke auszufüllen, hat der Verfasser das ganze Gebiet genau untersucht und besonders auch die deutschen Schulen und kirchlichen Verhältnisse berücksichtigt. An Hand der Originaltabellen der Volkszählung, die vom Eidgenössischen Statistischen Bureau in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt waren, wurden die Ergebnisse dann noch einmal überprüft. So ist es auch möglich geworden, die Zahlen der eidgenössischen Volkszählung, die oft fast unerklärliche Gegensätze und sprunghafte Veränderungen aufweisen, zu erklären und an einzelnen Stellen zu berichtigen. Diese Volkszählungen bringen nun soeben zum sechstenmal Angaben über die Sprach-

¹⁾ Folgen in den nächsten Hefen. — ²⁾ Im folgenden ist unter deutsch, französisch und italienisch stets deutschsprechend, französischsprechend usw. verstanden.

verhältnisse, so daß man also im allgemeinen über einen Zeitraum von fünfzig Jahren unterrichtet ist. Zu berücksichtigen ist aber, daß 1860 und 1870, was für die Zahlenangaben im folgenden zu beachten ist, die Familien, 1880 die ortsanwesende und 1890 und 1900 die Wohnbevölkerung nach der Sprache unterschieden wurden. Für 1910 stehen bis jetzt wieder nur die Zahlen für die ortsanwesende Bevölkerung zur Verfügung. Jedoch ist der Unterschied zwischen ortsanwesender und Wohnbevölkerung nicht so beträchtlich, daß man auf Vergleiche verzichten müßte. Und wenn auch bei der Zählung der Familien alle Einzelpersonen unberücksichtigt geblieben sind, so gibt sie doch eine gewisse Vorstellung von den Verhältnissen. Immerhin sind also bei den zwei Zählungen von 1860 und 1870 die Minderheiten immer etwas größer als angegeben. Ganz anders verhält es sich mit der Zuverlässigkeit. Die Zählung ist von französischen Zählern durchgeführt worden, die natürlich nicht überall unparteiisch vorgegangen sind. Für einzelne Orte ist die Unrichtigkeit der Zahlen bewiesen (s. Zimmerli, D. Erde 1904), so sind z. B. die deutschen Kinder, die französische Schule besuchen, fast durchweg als französisch eingetragen, wenn sie zu Hause auch noch deutsch sprechen. So wird man annehmen können, daß die Zahl der Deutschsprechenden durchschnittlich höher ist als angegeben, so z. B. in St. Immer. Immerhin lassen solche Vorgänge auch darauf schließen, wie wenig fest die Leute an ihrer Muttersprache halten. Im folgenden sind nun die Ergebnisse der Untersuchungen bezirks- und gemeindeweise zusammengestellt. Dabei mußte das französische Sprachgebiet ganz, das deutsche nur zu einem geringen Teil berücksichtigt werden, da es fast reindeutsch ist.

1. Amtsbezirk Büren.

Der Amtsbezirk Büren liegt noch fast ganz außerhalb des Jura in dem hier sehr breiten und flachen Aaretal und dem niedrigen Hügelland in der Umgebung. Vor der Juragewässerkorrektur, die im Jahre 1867 begonnen wurde, war er von häufigen Überschwemmungen heimgesucht, so daß ein großer Teil des Gebiets unbebaut war. Seither ist es aber zum größten Teil für die Kultur zurückgewonnen worden. Die ganze Gegend befindet sich jetzt in günstiger Entwicklung. Von 1860 bis 1910 hat sich die Bevölkerung von 8500 auf 11700 vermehrt, trotzdem der Bezirk ganz vorwiegend landwirtschaftlich ist, wie sich aus den nachstehenden Zahlen ergibt, die der eidgenössischen Betriebszählung von 1905 entnommen sind:

Gesamtzahl der beschäftigten Personen	5761
Davon Landwirtschaft usw.	5519
Gewerbe, Industrie und Handel	2041

An Industrie ist nur erwähnenswert die Uhrenindustrie in Büren selbst und den beiden am Fuße des Jura gelegenen großen Dörfern Pieterlen und Lengnau. Eisenbahnlinien weist der Bezirk zwei auf, nämlich je ein Stück der Linien Solothurn—Biel und Lyß—Solothurn. Jetzt ist gerade eine kleine, schmalspurige Strecke von Biel nach Büren im Bau begriffen.

Entsprechend der geringen Industrie ist, trotzdem der Bezirk die Sprachgrenze berührt, die französische Bevölkerung nur sehr gering.

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	1815	5	—
1870	1884	7	—
1880	9258	110	3
1888	9567	131	14
1900	10717	195	69
1910	11456 (97 v. H.)	225 (2 v. H.)	105 (1 v. H.)

Das langsame Ansteigen der Fremdsprachigen erklärt sich leicht durch die allgemein zunehmende Mischung der Bevölkerung in der ganzen Schweiz durch die Industrie und Verbesserung der Verkehrsmittel. Deshalb findet sich auch 1910 mehr als die Hälfte in den drei einzig industriellen Dörfern: Büren zählt 1910 neben 1756 deutschen nur 25 französische und 19 italienische Einwohner. Der Prozentsatz der Franzosen in den verschiedenen Volkszählungen beträgt 0, 1, 2, 3, 2, 1.

Lengnau und Pieterlen gehören beide zu der langen Reihe von Industrieorten am Fuße des Jura von Olten bis Biel, die zum Teil, allein in der ganzen deutschen Schweiz, abseits von der Sprachgrenze, einen beträchtlichen Prozentsatz von französischsprachigen aufweisen. Beide liegen unmittelbar an der Sprachgrenze und beide weisen Uhrenindustrie auf, die immer Welsche anzieht.

Lengnau zählte 1910:

1727 Deutsche, 96 v. H.; 61 Franzosen (5 Familien), 3 v. H.; 15 Italiener, 1 v. H.

Der Prozentsatz der Franzosen beläuft sich von 1860 bis 1910 auf 0, 0, 2, 2, 3, 3, ist also immer noch sehr gering. Dazu wechselt die französische Bevölkerung noch sehr oft.

Pieterlen zählte 1910:

1589 Deutsche, 95 v. H.; 65 Franzosen, 4 v. H. (6 Familien); 15 Italiener, 1 v. H.

Von 1860 bis 1910 waren 0, 1, 4, 3, 5, 4 v. H. Welsche vorhanden. Auch hier ist der Wechsel unter ihnen sehr stark.

In den übrigen zwölf Gemeinden ist die französische Bevölkerung noch geringer und besteht meistens nur aus Dienstboten und Kindern, die Deutsch lernen sollen.

Eine beträchtliche Zahl von Fremdsprachigen, die plötzlich auftauchen und wohl bald wieder verschwinden werden, weist noch Dohigen auf:

1910: 530 Deutsche, 95 v. H.; 18 Franzosen, 3 v. H.; 24 Italiener, 4 v. H.

Was sich in diesem Bezirk dauernd niederläßt, wird eingedeutscht, wie sich auch schon mehrfach feststellen läßt, da Schule, Kirche und Verwaltung rein deutsch sind. Nur in den obersten Schulklassen wird, wie übrigens in der ganzen deutschen Schweiz, französischer Unterricht erteilt.

2. Amtsbezirk Biel.

Der Amtsbezirk Biel ist räumlich der kleinste im ganzen Kanton Bern, er besteht nur aus drei Gemeinden. Er umschließt das ebene, von der Schüß durchflossene Gebiet am unteren Ende des Bieler Sees und reicht bis auf die Höhe der äußersten Jurakette. Auf seinem Boden befindet sich die bekannte Taubenlochschlucht, der Durchbruch der Schüß durch den Jura, und von der Höhe des Magglinger Berges hat man eine sehr schöne Aussicht über das ganze schweizerische Mittelland bis zu den Alpen hin. Die Landwirtschaft spielt nur noch eine ganz geringe Rolle. 1905 waren von im ganzen 11679 beschäftigten Personen nur 548 darin tätig, hauptsächlich in Leubringen und Bözingen. Dagegen hat sich die Industrie gewaltig entwickelt. Biel ist ein Hauptsitz der Uhrenindustrie geworden und das hat auch auf seine Umgebung eingewirkt. Dadurch ist der Bezirk sehr aufgeblüht, seine Bevölkerung stieg von 1860 bis 1910 von 8158 auf 27331, hat sich also verdreifacht. Jedoch ist die Vermehrung in neuester Zeit wieder recht langsam geworden, veranlaßt durch eine allgemeine wirtschaftliche Krise. Daneben zeigen sich nun Anfänge der Fremdenindustrie in Leubringen, wo schon mehrere Hotels bestehen. Biel ist auch ein Verkehrsknotenpunkt. Hier münden die Bahnlinien von Basel und Chaum-de-Fonds durch den Jura und finden dann ihre Fortsetzung nach Bern und in den Kanton Freiburg. Hier führt auch die direkte Linie von Olten nach der Westschweiz durch. Zwei Drahtseilbahnen verbinden Biel mit Leubringen und Magglingen, und eine Straßenbahn durchzieht von Nidau bis Bözingen den ganzen Bezirk. Ferner besteht auf dem Bieler See eine regelmäßige Dampfschiffverbindung.

Die Sprachgrenze durchschneidet den Bezirk; Biel und Bözingen gehören zum deutschen, Leubringen zum französischen Sprachgebiet. Ursprünglich ist die Stadt Biel wohl eine deutsche Gründung, aber sie hatte immer eine beträchtliche französische Bevölkerung. Mit dem Aufkommen der Industrie, hauptsächlich der Uhrenindustrie, fing dann eine starke französische Einwanderung an, so daß sich das Verhältnis immer mehr zuungunsten der Deutschen verschob. Die durch die Volkszählung konstatierte Entwicklung im Bezirk ist folgende:

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	1251 (80 v. H.)	516 (20 v. H.)	7 (0 v. H.)
1870	1604 (76 ")	486 (23 ")	2 (0 ")
1880	11282 (78 ")	3009 (21 ")	97 (1 ")
1888	13305 (72 ")	4989 (27 ")	175 (1 ")
1900	16590 (66 ")	7811 (31 ")	658 (5 ")
1910	17800 (65 ")	8699 (32 ")	662 (2 ")

Der Bezirk ist also heute ausgesprochen zweisprachig. Dem wird Rechnung getragen durch Schule, Kirche und Verwaltung. Der Verlust des deutschen Elements ist bedeutend, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Bezirk noch einmal überwiegend französisch wird. Immerhin ist die Entwicklung, entsprechend den wirtschaftlichen Verhältnissen, in der letzten Zeit sehr viel langsamer geworden. An eine gänzliche Verdrängung des deutschen Elements ist auch schon wegen des

deutschen Hinterlandes nicht zu denken. Auch beschränkt sich das Umsichgreifen des Französischen auf zwei Orte, während alle übrigen in der ganzen Umgebung ihren deutschen Charakter bewahren.

Die Stadt Biel ist heute die größte Stadt des Berner Jura und wirtschaftlicher Mittelpunkt. Ihre Bevölkerung ist 1860—1910 von 5973 auf 25721 gestiegen, hat sich also vervierfacht. Heute dehnt sie sich schnell nach allen Seiten aus und hat 1899 schon die ehemalige Gemeinde Dingelz in sich aufgenommen; andere sollen bald folgen. Der Uhrenindustrie, die seit 1841 Eingang fand, verdankt die Stadt ihre Blüte. Eine große Zahl von Fabriken und Verkaufsstellen, eine Uhrmacherschule und ein eidgenössisches Prüfungsamt finden sich vor. Von den 10348 beschäftigten Personen sind 3800 in der Uhrenindustrie tätig. Daneben finden sich noch zahlreiche andere Fabriken. Die Welschen lieben die Uhrenindustrie mehr als die Landwirtschaft und strömten so aus dem ganzen Jura nach Biel zusammen. Deshalb stieg die französische Bevölkerung, die auch vorher schon in ansehnlicher Zahl vorhanden war, rasch. Wohl wuchs auch die deutsche Bevölkerung, aber in viel geringerem Maße, so daß die Stadt auf diese Weise ihren deutschen Charakter einbüßte. Das französische Element verschaffte sich sofort die weitgehendste Rücksichtnahme und erhielt sich so seinem Volkstum. Immerhin können natürlich die beiden Teile einander nicht einfach übersehen, und so kam es dazu, daß die Bevölkerung heute zweisprachig ist. Keiner der beiden Teile gibt sein Volkstum auf, aber die deutschsprachigen vertreten es weniger energisch. Deshalb macht Biel heute vielen den Eindruck einer französischen Stadt. Viele Ladenaufschriften sind französisch, aber überall spricht man auch deutsch.

Dazu ist dann, wie in der ganzen Schweiz, auch noch eine große Zahl Italiener gekommen. Sie sind im Bauhandwerk und überhaupt für niedere Arbeiten unentbehrlich. Bedeutung haben sie nicht. Sie gehen mit der Zeit in der übrigen Bevölkerung auf, in Biel natürlich eher in den Franzosen. Die Anfänge zeigen sich schon. Indirekt verstärkt also die italienische Einwanderung ebenfalls die französisch Sprechenden. Mit der Zeit wird sich aber auch hier das deutsche Hinterland und die große Bedeutung des Deutschen in Handel und Industrie bemerkbar machen. Es ist wohl möglich, daß sich die Verhältnisse einmal wenden werden. Zahlenmäßig stellt sich der Verlauf folgendermaßen dar:

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	874 (77 v. H.)	246 (22 v. H.)	7 (1 v. H.)
1870	1166 (75 ")	394 (25 ")	2 (0 ")
1880	8949 (77 ")	2568 (22 ")	89 (1 ")
1888	10505 (69 ")	4597 (30 ")	161 (1 ")
1900	15947 (65 ")	7351 (35 ")	599 (3 ")
1910	14691 (62 ")	8256 (35 ")	627 (3 ")

Die jetzt mit Biel verschmolzene Gemeinde Dingelz war bis zu ihrem Verschwinden deutsch, obgleich sie früher wahrscheinlich einmal ganz romanisch war. Sie zählte:

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	41 (95 v. H.)	2 (5 v. H.)	1 (0 v. H.)
1870	45 (90 ")	5 (10 ")	0 (0 ")
1880	105 (85 ")	29 (15 ")	1 (0 ")
1888	226 (85 ")	36 (14 ")	3 (1 ")
1910	206 (82 ")	30 (12 ")	15 (6 ")

(1910 nach eigener Feststellung.)

Zu Dingelz gehört auch das große Kurhaus in Mägglingen.

Es bleibt jetzt noch übrig, die staatlichen und städtischen Einrichtungen zu schildern. Die Verwaltung der Stadt ist ganz zweisprachig. Im Gemeinderat, unter den Vertretern im Großrat, in den verschiedenen Ausschüssen sitzen überall auch Welsche. Alle Straßennamen und Wegweiser, Bekanntmachungen der Behörden, Verhandlungen der Gemeindeversammlungen, vieler Vereine und der Gerichte sind zweisprachig.

1845 wurde in Biel die erste französische Schule gegründet, nach 1850 ging sie ein und wurde 1860 wieder eröffnet. Dann nahm sie einen schnellen Aufschwung. Heute ist die Volksschule, die Mädchensekundarschule und das Progymnasium nach Sprachen getrennt. Das Obergymnasium ist nur deutsch, aber nur aus Rücksicht auf die großen Kosten und die kleine Zahl der französischen Schüler.

1904 zählten die Volksschulen 5157 Schüler, darunter 1225 (38,8 v. H.) in französischen

Klassen; davon waren aber 129 Deutsche oder Italiener. 1913 zählte man 3219 Schüler, darunter 1308 in französischen Klassen (40,6 v. H.).

Die Mädchensekundarschule zählte 1904 507 Schüler, davon 126 (24,8 v. H.) französische; 1913 606 Schüler, davon 218 (36 v. H.) französische.

Das Progymnasium zählte 1904 437 Schüler, davon 138 (31,5 v. H.) französische; 1913 706 Schüler, davon 214 (30 v. H.) französische.

Das Obergymnasium 1913 67 Schüler, davon 8 (12 v. H.) französische.

Es zeigt sich, daß sich in den höheren Unterrichtsanstalten verhältnismäßig weniger französischsprechende befinden. Das mag sich durch die niedere soziale Stellung der Welschen — es sind sehr viele Arbeiter ansässig — erklären. Dann aber zeigt es sich, daß die Zahl der französischen Kinder größer ist, als es der französischen Gesamtbevölkerung entspricht. Die französischen Familien sind also kinderreicher, was wieder den gleichen Grund haben dürfte. Jedenfalls wird diese Tatsache auch auf die zukünftige Gliederung der Bevölkerung einen Einfluß haben. Endlich zeigt sich auch hier, daß das französische Element schneller wächst als das deutsche.

Biel hat sich der Reformation angeschlossen, obschon es unter der Herrschaft des Bischofs von Basel stand. Der ganze Bezirk bildet eine Kirchgemeinde, die eine deutsche und eine französische Kirche besitzt. Der französische Gottesdienst wurde schon bald nach der Reformation eingeführt, auch ein Beweis für die Existenz französischer Einwohner. Daneben befinden sich in der Stadt noch eine freie französische Kirchgemeinde mit zwei Geistlichen und eine deutsche Methodistengemeinde. Drei deutsche und zwei französische Pfarrer stehen im Dienst der landeskirchlichen Kirchgemeinde. Von ihnen wird auch Leubringen versorgt, das eine eigene Kirche besitzt. Der Kirchgemeinderat besteht aus acht deutschen und fünf französischen Mitgliedern.

Auch die römisch-katholische Kirche besitzt hier jetzt wieder eine durch Einwanderung entstandene Gemeinde, von der auch die zahlreichen Italiener kirchlich versorgt werden. Ein Pfarrer, der in allen drei Sprachen amtiert, und zwei Vikare (deutsche und französische) stehen in ihrem Dienst. Und endlich besteht auch eine christ-katholische Gemeinde mit einem deutschen Pfarrer und einem französischen Vikar.

Bözingen ist ein großes industrielles Dorf am Ausgang der Taubenlochschlucht, mit Biel durch eine Straßenbahn verbunden. Es hat in den letzten Jahren durch das Aufkommen von Industrie seine Bevölkerung stark vermehrt. Von 1860 bis 1910 ist sie von 1488 auf 2982 gestiegen. Dabei hat es sich aber, trotzdem es an der Sprachgrenze und in der Nähe Biels gelegen ist, deutsch erhalten.

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	292 (96 v. H.)	15 (4 v. H.)	—
1870	368 (96 ")	15 (4 ")	—
1880	1934 (95 ")	137 (7 ")	5 (0 v. H.)
1888	2297 (93 ")	183 (7 ")	10 (0 ")
1900	2434 (95 ")	121 (5 ")	49 (2 ")
1910	2802 (94 ")	155 (5 ")	25 (1 ")

Das französische Element hat sich also nicht besonders vermehrt. Es wird hier eben nicht durch Schulen gestützt. Französische Familien sind wenig vorhanden und vereinzelt werden rasch aufgesogen. In der Schule wird wie überall in der deutschen Schweiz in den oberen Schulklassen französischer Unterricht erteilt. Die französischen Schüler sind nicht zahlreich, 1913 in der Volksschule 526 Kinder, davon 16 französische (3 v. H.), 2 italienische; in der Sekundarschule 96, davon keines französisch. Diese Gemeinde ist und bleibt rein deutsch.

Die Gemeinde Leubringen, die in zwei Ortschaften, Leubringen und Magglingen, zerfällt, liegt auf einem Berge dicht über Biel. Sie ist noch vorwiegend landwirtschaftlich. Daneben finden sich, wie schon gesagt, einige Hotels, und eine Anzahl hübscher Sommerhäuser reicher Bieler Familien. Beide Orte sind sehr beliebte Ausflugspunkte. Die Bevölkerung ist im ganzen 1860 bis 1910 von 474 auf 628 gestiegen. Der Ort war ursprünglich französisch. Hier konnte man aber den merkwürdigen Vorgang beobachten, daß zu derselben Zeit, als Biel mehr und mehr französisch wurde, in Leubringen die Deutschen sogar die Mehrheit erhielten. Freilich verschwand sie wieder, aber noch jetzt stehen beide Teile genau gleich. Die Volkszählungen zeigen mehrere merkwürdige Schwankungen. Es ist hier einmal so gezählt worden, wie man es haben wollte.

Die Unrichtigkeit ist seinerzeit von Zimmerli klar bewiesen worden (s. u.). Daß hier Deutsche romanisiert wurden, ist nicht recht zu glauben, und auch daß sich die Bevölkerung stark geändert habe, ist nicht anzunehmen.

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	44 (34 v. H.)	55 (56 v. H.)	—
1870	25 (26 „)	72 (74 „)	—
1880	254 (46 „)	275 (54 „)	2 (0 v. H.)
1888	275 (61 „)	175 (39 „)	1 (0 „)
1900 ¹⁾	209 (37 „)	559 (61 „)	10 (1 „)
1900 ²⁾	296 (55 „)	255 (44 „)	—
1910	307 (49 „)	308 (49 „)	10 (1 „)

Rechnet man nun 1910 die vorübergehend Abwesenden dazu, die vorübergehend Anwesenden ab, so erhält man für beide Teile je 309.

Es finden sich auch unter den „französischen“ sehr viele deutsche Namen; einiges Mißtrauen gegen die Zählung wird man also wohl hegen dürfen. Persönliche Erfahrungen mit einem dortigen Lehrer haben mich darin nur bestärkt.

Man wird also heute den Ort wenigstens ebenso gut als deutsch wie als französisch bezeichnen können, oder noch eher überhaupt als deutsch.

Ein etwas anderes Bild erhält man durch die gesonderte Betrachtung der beiden Ortschaften. Leubringen, die größere, zählt 1910 198 deutsche, 295 französische und 10 italienische; Magglingen, das einzelfestehende Bauernhöfe aufweist, aber 26 deutsche und 2 französische Familien mit 109 deutschen und 15 französischen Personen (1904 91 deutsche, 14 französische). Magglingen ist also fast reindeutsch, wie auch schon Zimmerli 1890 festgestellt hat, Leubringen aber überwiegend französisch. In letzterem Ort ist die Schule französisch. 1904 zählte Zimmerli 57 deutsche, 39 französische Kinder und bemerkt dazu, daß diese mehr deutsch sprachen. Neue Angaben über die Sprache der Kinder waren nicht erhältlich. Einzelne deutsche Schüler sollen auch die deutschen Schulen in Biel besuchen. In Magglingen besteht eine kleine deutsche Schule mit 1904 22 Kindern, 16 deutschen und 6 französischen; 1913 21 Kindern, 14 deutschen und 7 französischen und italienischen. Gottesdienst findet in der Kirche in Leubringen nur in französischer Sprache statt.

Wenn man hier sieht, wie den französischen Einwanderern ohne weiteres in allem nachgegeben wird, so drängt sich einem unwillkürlich ein Vergleich mit der Behandlung der deutschen Einwanderer im französischen Teil des Jura auf. Darauf werde ich später noch zurückkommen.

3. Amtsbezirk Nidau.

Der Hauptteil des Amtsbezirks Nidau liegt im Süden des Vieler Sees, angrenzend an die Bezirke Biel und Büren, ein kleines Stück nördlich des Sees, am Südaufhang des dort dicht heran tretenden Jura. Auch dieser Bezirk hat einen Anteil an dem großen Überschwemmungsgebiet der Aare. Er ist noch ganz überwiegend landwirtschaftlich, von 7823 beschäftigten Personen sind 4266 darin tätig. Der ganze kleinere Teil lebt hauptsächlich von dem durch die Lage sehr begünstigten Weinbau. Natürlich hat das nahegelegene Biel auch seine Wirkung gehabt. Vier angrenzende Dörfer sind große Industrieorte geworden. Der ganze Bezirk hat seine Bevölkerung stark vermehrt, 1860—1910 von 11207 auf 18521 Personen. Eisenbahnen besitzt er fast keine, nur ein ganz kleines Stück der Linien Bern—Biel und Biel—Neuenburg verläuft auf seinem Boden. Jetzt werden aber Anstrengungen gemacht, ein Netz von elektrischen Schmalspurbahnen zu schaffen.

Auch dieser Bezirk grenzt an die Sprachgrenze und dazu noch an den stark gemischten Bezirk Biel. Der ganze kleinere Teil war früher einmal französisch und auch im übrigen Gebiet finden sich romanische Ortsnamen, aber alles ist schon lange deutsch. Da er vorwiegend landwirtschaftlich ist, so berührte ihn die neuere französische Einwanderung nicht besonders. Nur die vier Industriedörfer zeigen größere Sprachmischung und dann die Ortschaften am Nordufer des Sees wegen der vielen Beziehungen zum benachbarten französischen Gebiet. Die Zahlen geben folgendes Bild:

¹⁾ Nach amtlichen Angaben. — ²⁾ Nach einer Nachzählung von Zimmerli.

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	2181 (99 v. H.)	26 (1 v. H.)	2 (0 v. H.)
1870	2469 (98 ")	46 (2 ")	—
1880	15270 (95 ")	705 (5 ")	31 (0 ")
1888	15987 (94 ")	867 (6 ")	37 (0 ")
1900	16234 (92 ")	1310 (7 ")	89 (1 ")
1910	17110 (92 ")	1275 (7 ")	127 (1 ")

Es zeigt sich hier gerade wie in Biel, daß die Zuwanderung von Franzosen wesentlich nachgelassen, ja daß sogar ihre absolute Zahl wieder abgenommen hat. Das mag hauptsächlich eine Folge der wirtschaftlichen Lage sein, die Industrie hat sich ja in der letzten Zeit nicht gerade glänzend entwickelt. Vielleicht macht sich auch schon eine beginnende Einddeutschung bemerkbar, da nur an einem Ort französische Schulen bestehen. Nur an diesem einen Ort hat sich das französische Element Bedeutung verschaffen können, in allen übrigen Gemeinden wird es ohne neue starke Zuwanderung in der deutschen Umgebung aufgehen.

Gehen wir über zur Betrachtung der einzelnen Ortschaften. Nidau, der Hauptort des Bezirks, liegt nur eine Viertelstunde von Biel und ist heute ganz mit ihm verwachsen, auch durch eine Straßenbahn mit ihm verbunden. Das Städtchen macht noch einen altertümlichen Eindruck, beginnt sich nun aber kräftig zu entwickeln. Von 1860 bis 1910 ist seine Bevölkerung von 852 auf 1747 gestiegen, hat sich also verdoppelt. Auch Nidau zeigte einmal ein starkes Anwachsen der französischen Bevölkerung, heute geht ihre Zahl aber beständig wieder zurück.

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	168 (94 v. H.)	11 (6 v. H.)	Die Italiener
1870	197 (90 ")	21 (10 ")	sind
1880	978 (87 ")	139 (12 ")	unbedeutend.
1888	1184 (88 ")	160 (12 ")	
1900	1425 (90 ")	145 (9 ")	
1910	1643 (94 ")	98 (6 ")	

In Nidau bestehen eben keine französischen Schulen, und so war die Einwanderung nicht stark genug, um dauernde Wirkung zu haben. In der allerletzten Zeit sind wieder eine Anzahl französischer Familien zugezogen, was sich wohl bald bemerkbar machen wird. In der Schule befinden sich heute 401 deutsche, 20 französische Kinder. Man denkt jetzt schon daran, auf die französische Bevölkerung in der Schule Rücksicht zu nehmen.

Dicht neben Nidau liegt Madretsch. Hier sind eine große Anzahl von Fabriken entstanden und die Bevölkerung ist sehr rasch gewachsen. 1860 zählte der noch ganz unbedeutende Ort erst 475 Einwohner. Dann entwickelte sich Industrie, 1873 wurde die erste Uhrenfabrik gegründet und 1910 hatte der Ort schon 3917 Einwohner, hatte seine Bevölkerung also verneunfacht. Auch hier war die Vermehrung im letzten Jahrzehnt im Vergleich zu den vorigen sehr viel langsamer. Madretsch ist heute ein großes, sehr unschönes Arbeiterdorf. Von 858 Personen sind nur noch 95 in der Landwirtschaft tätig. Madretsch hat also ungefähr die gleiche Entwicklung gehabt wie Biel, nur noch in verstärktem Maße.

Das zeigte sich natürlich auch in der sprachlichen Zusammensetzung der Bevölkerung. Eine starke französische Einwanderung ist ganz plötzlich erfolgt, wie sich aus der folgenden Tabelle ergibt. Sie fällt zusammen mit der schon erwähnten Errichtung von Uhrenfabriken.

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	91 (96 v. H.)	4 (4 v. H.)	—
1870	172 (97 ")	5 (3 ")	—
1880	1535 (78 ")	426 (22 ")	1 (0 v. H.)
1888	1756 (75 ")	545 (23 ")	25 (1 ")
1900	2812 (75 ")	884 (24 ")	33 (1 ")
1910	3053 (78 ")	807 (21 ")	52 (1 ")

Auch in der folgenden Zeit stieg die Zahl der Französischsprachigen rasch, bis sich bei der letzten Volkszählung sogar wieder ein Zurückgehen ihrer absoluten Zahl zeigte. Es sind fast ausnahmslos Arbeiter. Immerhin hat sich das französische Element rasch Beachtung errungen. 1877 wurde die erste französische Schulkasse errichtet. 1890 zählte die französische Primarschule schon 108 (26 v. H.) Schüler, die deutsche 301 (74 v. H.). Hier zeigte sich noch die größere Fruchtbarkeit der Franzosen, entsprechend ihrer niedrigen sozialen Stellung. Heute bestehen drei französische Klassen mit 152 Schülern, neben 11 deutschen mit 301 Schülern. Die Sekundarschule

mit 113 Schülern ist deutsch. Es befinden sich aber in den deutschen Klassen 12 französische, 11 italienische, in den französischen 9 deutsche und 9 italienische Kinder. So sind im ganzen vorhanden 600 deutsche oder 78 v. H., 146 französische oder 19 v. H. und 20 italienische oder 3 v. H. Kinder. Es ist also auch unter den Schulkindern eine verhältnismäßige Abnahme festzustellen. Während 1890 in der deutschen Schule kein Französisch, in der französischen kein Deutschunterricht erteilt wurde, erhalten die Kinder der deutschen Abteilung jetzt fünf Stunden Französisch, die der französischen vier Stunden Deutsch. Unter sich beim Spielen usw. sprechen die Kinder meistens deutsch. Außerdem finden sich natürlich auch eine ziemliche Anzahl Italiener, die ganz ohne Bedeutung sind.

Die dritte der industriellen Gemeinden ist Mett, eine halbe Stunde von Biel entfernt. Hier sind in der Landwirtschaft bloß noch 135 Personen von einer Gesamtzahl von 901 beschäftigt. Es befinden sich auch hier Uhrenfabriken und daneben große Werkstätten der Bundesbahnen mit 460 Arbeitern. Die Bevölkerung ist von 1860 bis 1910 von 622 auf 1552 Personen gewachsen.

Da die Uhrenfabrikation hier nicht so sehr überwiegt, so ist die Zahl der Welschen nicht besonders groß, wächst aber doch beständig, besonders im letzten Jahrzehnt. Auch die Zahl der Italiener ist nicht bedeutend.

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	107 (100 v. H.)	—	—
1870	154 (100 ")	—	—
1880	737 (98 ")	14 (2 v. H.)	2 (0 v. H.)
1888	789 (99 ")	11 (1 ")	1 (0 ")
1900	1174 (97 ")	18 (1 ")	16 (1 ")
1910	1444 (95 ")	84 (5 ")	24 (2 ")

Unter den Franzosen waren 1910 13 Familien. In der Schule befanden sich 1915 313 deutsche (95 v. H.), 14 französische (4 v. H.) und 12 italienische (3 v. H.) Kinder.

Französischer Unterricht wird nur in den letzten beiden Schuljahren erteilt.

Brugg liegt schon weiter drinnen im Bezirk. Es ist Uhrenindustrie vorhanden. Von 406 Personen sind 171 in der Landwirtschaft beschäftigt. Auch dieser Ort hat seine Bevölkerung 1860—1910 stark vermehrt, von 501 auf 1196.

Weil der Ort ringsum vom deutschen Sprachgebiet umschlossen ist, so ist der Anteil der Franzosen nicht beträchtlich und auch nicht stark im Wachsen begriffen. Von 1880 bis 1910 waren 16, 21, 52, 42 ansässig oder 2, 2, 5, 4 v. H., darunter 1910 vier Familien.

In Worben finden sich in der Pflgeanstalt einige Franzosen. Dort findet auch von Zeit zu Zeit französischer katholischer Gottesdienst statt. Alle übrigen Orte des Hauptteils des Bezirks sind fast rein deutsch, Schule und Gottesdienst ebenfalls.

Die drei Gemeinden am Nordufer des Sees sind alle ursprünglich romanisch gewesen oder doch stark von romanischen Elementen durchsetzt. Während man dies in Tüscherz und Twann nur noch aus Flurnamen schließen kann, läßt sich die Einddeutschung in Eigerz ganz deutlich verfolgen. Erst 1845 hat hier der französische Gottesdienst aufgehört. Heute sind diese Orte ganz deutsch. Aber dicht über und vor ihnen befindet sich französisches Sprachgebiet, mit dem reger Verkehr besteht. Deshalb findet sich auch wieder eingewanderte französische Bevölkerung, besonders in dem am meisten exponierten Eigerz. Alle drei Dörfer leben vom Weinbau, der heute in der ganzen Schweiz eine Krisis durchmacht. Andere Kulturen können auf dem abschüssigen, trocknen Boden nicht gut gedeihen und andere Erwerbszweige sind nicht vorhanden. Deshalb nimmt die Bevölkerung jetzt beständig ab.

Tüscherz, am nächsten bei Biel gelegen, ist ein hübsch gebautes und schön gelegenes Dörfchen, das aus zwei Ortschaften, Tüscherz und Alfermée zusammengesetzt ist. Von 1860 bis 1910 ist die Bevölkerung von 332 auf 259 gesunken. Es sind viele Arbeiter im Baugewerbe darunter. Franzosen sind wenig vorhanden, 1910 nur fünf. Ihr Hundertsatz betrug von 1860 bis 1910 0, 0, 1, 2, 2. Es sind Bahnbeamte.

Twann ist ein sehr schön gelegener, städtisch gebauter Ort. Neben dem eigentlichen Dorf umfaßt er noch die Weiler Geicht und Wingreis, ferner oben auf dem Twannberg das Kurhaus mit zwei Bauernhöfen und die bekannte Petersinsel im Bieler See. Auf seinem Boden befindet sich auch die Twannbachschlucht. Der Ort wird unzweifelhaft bald Fremde herbeiziehen. Es ist nur sonderbar, daß das nicht schon längst geschehen ist. Die ganze Gegend, auch der

Bezirk Neuenstadt, wäre dazu sehr geeignet. Die Gemeinde ist vorwiegend landwirtschaftlich, 216 von 362 Personen sind darin beschäftigt, aber es hat sich auch schon einige Industrie entwickelt. Trotzdem nimmt die Bevölkerung stark ab. Von 1860 bis 1910 ist sie von 981 auf 737 gesunken.

Die Zahl der Franzosen ist nicht unbeträchtlich, nimmt aber nicht besonders zu. Sie betrug von 1860 bis 1910 3, 0, 45, 23, 46, 44 oder 2, 4, 5, 3, 5, 6 v. H.

Eigerz liegt nur eine halbe Stunde von dem französischen Neuenstadt entfernt. Außer dem Dorfe gehören zur Gemeinde die Weiler Bipschal, Schernelz, Klein-Twann und auf der Festi. Auch hier ist die Bevölkerung stark gesunken, von 1860 bis 1900 von 613 auf 419. Erst im letzten Jahrzehnt ist sie wieder ganz unbedeutend, auf 425, gestiegen. Auch diese Gemeinde ist ganz vorwiegend landwirtschaftlich. Von 241 beschäftigten Personen sind 160 Bauern. Nur ein wenig Uhrenindustrie ist vorhanden. 1912 ist eine Drahtseilbahn von Eigerz nach Prägels gebaut worden, einem dicht über Eigerz liegenden Ort, der schon ziemliche Fremdenindustrie aufweist.

Da die Gemeinde auf zwei Seiten von französischem Sprachgebiet umgeben ist, so waren immer eine Anzahl Franzosen vorhanden. Bei der letzten Volkszählung zeigte sich aber plötzlich ein sehr starkes Anwachsen, während die Deutschen weiter abnahmen. Deshalb ist jetzt ein großer Hundertsatz Franzosen, die sich in verschiedenen Berufen betätigen, vorhanden.

	Deutsche	Franzosen	Italiener
1860	104 (97 v. H.)	3 (3 v. H.)	—
1870	115 (98 ")	2 (2 ")	—
1880	468 (98 ")	9 (2 ")	—
1888	418 (98 ")	8 (2 ")	—
1900	392 (94 ")	26 (6 ")	—
1910	339 (80 ")	55 (13 ")	31 (7 v. H.)

Die Italiener rühren vom Bahnbau her. Unter den Franzosen befanden sich 1910 11 Familien. Sie sprechen alle auch deutsch. Wenn sie länger hierbleiben werden und nicht neue Einwanderung erfolgt, werden sie sicher eingedeutscht.

In der Schule befanden sich 1913 sechs französische Kinder.

(fortf. folgt.)

Das Deutschtum in Ungarn nach der Zählung von 1910.

Von

Lyzeumsdirektor Eutj Korodi in Berlin-Schöneberg.

Die im Auftrag des Kgl. Ungar. Handelsministers verfaßten und vom Kgl. Ungar. Statistischen Zentralamt herausgegebenen amtlichen Mitteilungen über die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 sind außerordentlich spät veröffentlicht worden. Erst im Jahr 1913 erschienen sie im Buchhandel. „Gut Ding braucht Weile“ können in diesem Fall am allerwenigsten die Deutschen in Ungarn sagen, denn sie schneiden bei dieser letzten amtlichen Zählung am aller schlechtesten ab, wenigstens nach den uns vorliegenden Zahlen der amtlichen ungarischen Statistik. Demnach beträgt der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung des Königreichs Ungarn jetzt nur noch 9,8 v. H. (2037435 unter 20886487 Seelen) gegen 11,1 v. H. nach der Zählung vom 31. Dezember 1900 (2135181 unter 19254559 Seelen). Das bedeutete also einen Verlust auf Seiten der Deutschen von 97746 Seelen während eines Zeitraums von zehn Jahren, mit andern Worten: das Deutschtum in Ungarn soll sich binnen zehn Jahren um 4,6 v. H. seines Bestandes verringert haben. Es ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit, die amtlichen Erhebungen im einzelnen nachzuprüfen, immerhin kann die Unzuverlässigkeit dieser Angaben durch Stichproben auch praktisch erwiesen werden, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die Bevölkerungsverhältnisse hier und dort unmittelbar zu studieren. Ein typisches Ergebnis solchen Studiums hat der Hermannstädter Reichstagsabgeordnete Rudolf Brandsch in der Wiener Zeitschrift „Deutsch-Osterreich“ veröffentlicht (Heft 2 des Jahrgangs 1913): Ganz in der Nähe von Pest, mit der Elektrischen leicht zu erreichen, liegt das Schwabendorf Dunaharaszti. Im Jahre 1900 wurden dort 1977 Deutsche und 362 Madjaren gezählt, im Jahre 1910 aber 3845 Madjaren und nur 16 Deutsche. Brandsch machte nun an einem Sonntag einen Ausflug nach diesem Orte und zählte mit einem ihn begleitenden Freund bei einem Spaziergang von 15 Minuten rund 50 Menschen auf der Straße, die deutsch, und nur ein halbes Duzend, die madjarisch miteinander sprachen.

Der Verfasser, der seine Beobachtungen mit voller Namenszeichnung veröffentlicht, führt noch mehrere solcher Beispiele an. So wurden in Tassony, ebenfalls einem deutschen Ort in der Pesther Gespanschaft, amtlich im Jahre 1900 gezählt: 2182 Deutsche und 761 Madjaren, während für 1910 die Zahlen lauten: 370 Deutsche und 3152 Madjaren. Unser Gewährsmann bemerkt dazu: „Offenbar war hier jeder Einwohner, der Madjarisch erlernt hatte oder sprechen konnte, als Madjare gezählt worden.“ Eine weitere Erklärung für diese auffallende Erscheinung gibt auch der Wortlaut der Anweisung über die Ausfüllung der amtlichen Zählbogen, die auf Veranlassung des ungarischen Handelsministers an die Zählkommissare verteilt worden war: Punkt 17 dieser Anweisung lautet nämlich wörtlich: „Als Muttersprache ist ohne jede Beeinflussung der Wahrheit gemäß immer diejenige Sprache einzutragen, die das betreffende Individuum als die seinige bekundet und in der es am besten und liebsten spricht. Es ist daher zu bemerken, daß, obwohl die Muttersprache meistens gleich ist der Sprache, die der Mensch in seinem Kindesalter und in der Regel von seiner Mutter lernt, gleichwohl auch der Fall vorkommen kann, daß die Muttersprache des Kindes eine andere als die der Mutter ist, besonders wenn das Kind in der Bewahranstalt, in der Schule, infolge gesellschaftlicher Verührung oder in dem Fall, wenn die Eltern verschiedensprachig sind, sich eine andere, von der seiner Mutter verschiedene Sprache angeeignet hat.“ In derselben Anweisung heißt es dann wieder wörtlich: „Bei der Ausfüllung der Rubriken, die auf die Muttersprache und Sprachkenntnisse sich beziehen, können die Zählkommissare im Interesse beschleunigter Arbeit Abkürzungen anwenden, jedoch muß darauf geachtet werden, daß man nur solche Abkürzungen benützt, die jedes Mißverständnis ausschließen, z. B. magyar = m, német (deutsch) = n“ usw. Das in dieser Wiedergabe des Textes gesperrt Gedruckte ist auch in der Urschrift der amtlichen Anweisung durch Sperrdruck kenntlich gemacht. Der Zählkommissar ist also recht auffällig durch die Anweisung des Ministers förmlich darauf gestoßen worden, zu untersuchen, ob die Muttersprache des Kindes nicht eine andere ist als die der Mutter. Im Einklang mit dieser Anweisung steht die folgende dienstliche „Belehrung“, die aus Anlaß der Volkszählung an Mittelschüler herausgegeben wurde: „Der Schüler gibt wahrheitsgetreu jene Sprache an, die er sein eigen nennt, die er am besten beherrscht und am liebsten spricht. Dementsprechend ist zu beachten, daß am häufigsten zwar die Muttersprache identisch ist mit jener Sprache, die er in seiner Jugend, gewöhnlich von seiner Mutter, erlernte, mit dieser aber nicht immer zusammenfällt, denn die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die Muttersprache des Schülers eine andere ist wie die seiner Mutter, besonders wenn er sich in der Schule oder durch andern Verkehr eine andere, von der seiner Mutter verschiedene, angeeignet hat. Kgl. Ungar. Statistisches Zentralamt.“

Ich hatte schon in meinem Bericht über die Volkszählung von 1900 (D. Erde 1902, Heft 5, S. 76) darauf hingewiesen, daß in Ungarn Beamte und andere in abhängiger Stellung befindliche Personen sich durch die Begriffsbestimmung der Muttersprache auf den Zählblättern leicht beeinflussen lassen, weil es ihnen unter Umständen gewagt erscheint, in aller Form zu bekennen, daß sie eine andere als die madjarische Sprache „am liebsten“ sprechen. Ich habe mir damals schon Aufzeichnungen gemacht aus den Berichten der madjarischen Blätter über einzelne Vorgänge bei der Volkszählung; aus diesen Berichten war ersichtlich, daß sich zwischen den zu zählenden Personen und den Kommissaren oft die merkwürdigsten Debatten über die Feststellung der Muttersprache entwickelten. So erzählte der »Budapesti Hírlap« (vom 11. Januar 1902) triumphierend, daß ein Zählkommissar einen hohen Offizier dazu veranlaßt habe, als Muttersprache seiner Gattin die madjarische anzugeben statt der deutschen, indem er ihn darauf hinwies, daß „unter Muttersprache nicht die Sprache der Familie, sondern diejenige Sprache zu verstehen sei, die der Betreffende am liebsten spreche“. In demselben Bericht wird gesagt, daß ein anderer Zählkommissar mit Entrüstung wahrgenommen habe, wie „einige walachische (rumänische) Universitäts Hörer, die gut madjarisch sprachen, als ihre Muttersprache das Rumänische eintrugen, und daß der Kommissar dann wenigstens das eine getan habe, daß er vor den Augen der jungen Herren die Bezeichnung ‚rumänisch‘ durchgestrichen und an dessen Stelle ‚walachisch‘ geschrieben habe“¹⁾. Endlich wurde an derselben Stelle geheimnisvoll an-

¹⁾ Die Rumänen empfinden heute in der Bezeichnung „walachisch“ den Ausdruck absichtlicher Geringschätzung; seit der Gründung des Königreichs Rumänien (1881) nennen sich alle Angehörigen des Volkes, auch die außerhalb dieses Königreichs lebenden, durchweg „Rumänen“.

gedeutet, man erzähle sich von einem höheren öffentlichen Beamten, daß er sich selbst und seine schulpflichtigen Kinder samt und sonders als Serben eingetragen habe. Das pflichtgemäße Bekenntnis zur Muttersprache wird demnach beim Staatsbeamten als Vermessenheit stigmatisiert! Bei der letzten Volkszählung sind mir solche Geständnisse nicht zu Gesicht gekommen; vielleicht ist man jetzt auch in der öffentlichen Behandlung solcher Erfahrungen vorsichtiger geworden, nachdem man beobachtet hat, daß die Verwertung derartiger Bekenntnisse in der Presse wenig geeignet ist, im Ausland das Vertrauen in die Zuverlässigkeit der ungarischen Volkszählungsergebnisse zu steigern. Die oben angeführten Stichproben beweisen aber hinlänglich, daß bei der letzten Zählung in der Stille noch viel eifriger gearbeitet worden ist als im Jahre 1900. Ein weiterer Beleg für die Unbrauchbarkeit der Angaben über die Muttersprache geht mir persönlich aus der Gemeinde Billed in der Torontaler Gespanschaft zu; ein dortiger glaubwürdiger Bürger schreibt mir, daß in dieser Gemeinde keine zwei Duzend Madjaren seien, während die amtliche Nachweisung deren 159 zählt.

Große Verluste — auf dem Papier — haben gerade die Deutschen jedenfalls auch durch den Umstand erlitten, daß im deutschen Sprachgebrauch der ethnische und staatsrechtliche Begriff des „Ungartums“ von den allermeisten Deutschen nicht scharf genug geschieden wird. Das Wort „madjarisch“ als ausschließliche Bezeichnung für den ethnischen Begriff im Gegensatz zu „ungarisch“ als Bezeichnung für den geographischen und staatsrechtlichen Begriff hat sich bisher nur noch in Siebenbürgen vollständig eingebürgert und auch dort nur etwa während des letzten Menschenalters; bei den großen Massen des Deutschtums im übrigen Ungarn, das dem siebenbürgischen an Zahl mindestens zehnfach überlegen ist und dabei jeglicher deutschen höheren Schule entbehrt, wird es noch längere Zeit dauern, bis man sich an diese wichtige Begriffsunterscheidung allgemein gewöhnt. Macht man doch auch im Deutschen Reich täglich die Erfahrung, wie die Begriffe „deutsch“ und „reichsdeutsch“ auch von Gebildeten im gewöhnlichen Sprachgebrauch durcheinander geworfen werden. Dem gebürtigen Auslandsdeutschen, der auf die Erhaltung seines Volkstums Gewicht legt, fällt es natürlich am allermeisten auf, wenn er hier erfährt, daß er nicht „Deutscher“ sei, womit natürlich nur die außerdeutsche Staatszugehörigkeit gemeint ist.

Ganz gewiß hat auch der Deutsche in Ungarn selbst Anteil daran, daß ihm die amtliche Volkszählung so große Verluste nachweist; unzählige ungarische Staatsbürger deutscher Abkunft haben sich ohne Zweifel als Madjaren eintragen lassen oder auch selbst eingetragen, nicht nur weil sie sich dadurch einen Vorteil bei den Behörden verschaffen zu können meinten, sondern weil sie sich dabei auch dachten, es komme füglich nicht darauf an, was auf dem Papier stehe, darum könne man doch in Wirklichkeit ein sehr guter Deutscher bleiben. Es ist schon oft festgestellt worden, daß solche Leute nachher bekannten, es habe ihnen eine besondere Freude bereitet, den Kommissar und die Beamten, die Einblick in das Zählblatt erhalten, hinters Licht zu führen, indem man ihnen den Gefallen erwies, sich als „Ungar“ zu bekennen, schließlich bleibe man doch was man sei! Es wird vieljähriger mühevoller Aufklärungsarbeit bedürfen, wenn solch kurzfristige Bauernpfifigkeit mit Erfolg bekämpft werden soll, augenblicklich aber muß mit ihrer Betätigung gerechnet werden, wenn man sich durch die amtlichen Angaben über die Stärke des deutschen Volkstums in Ungarn nicht irreführen lassen will.

Sehr zu beachten ist natürlich auch die Anweisung der Zählkommissare, wonach Abkürzungen bei der Bezeichnung der Muttersprache nicht nur zulässig sind, sondern sogar „im Interesse beschleunigter Arbeit“ liegen. Die deutschen Zeitungen in Ungarn haben wiederholt darauf hingewiesen, daß die Ähnlichkeit der Buchstaben m und n, die als Abkürzung der madjarischen und der deutschen Muttersprache zu verwenden sind, gar leicht zu Verwechslungen verleiten könnten und daß in zweifelhaften Fällen, wenn ein besonders strebsamer Beamter zu entscheiden hätte, die Deutschen voraussichtlich dabei nicht am besten wegkommen würden. Es fiel allgemein auf, daß diese Zeitungen nicht, wie es in solchen Fällen sonst in Ungarn üblich ist, preßpolizeilich verfolgt wurden, und man war objektiv berechtigt, daraus die entsprechenden Schlüsse zu ziehen.

Es ist eine mit Händen zu greifende Tatsache, daß die Deutschen in Slawonien sich stark vermehren und daß ihr germanischer Landhunger den Kroaten und Serben schon ernstliche Sorge bereitet. Und doch hat die Volkszählung von 1910 es zustande gebracht, daß auch hier ein Rückgang des Deutschtums, wenn auch nur um 2043 Seelen, von Amts wegen verzeichnet wird¹⁾.

¹⁾ Vgl. die Tabellen S. 205.

In diesem Fall trifft die Verantwortung die kroatischen Machthaber dieser Landesteile; die Verhältnisziffer der Kroaten hat sich nach ihrer Statistik in Kroatien-Slawonien während der letzten zehn Jahre von 61,6 auf 62,5 und in den Ländern der Stefanskronen von 8,7 auf 8,8 v. H. erhöht.

Auch bei der Volkszählung von 1910 ist der Versuch gemacht worden, zu ermitteln, wieviel Nichtmadjaren die madjarische Sprache beherrschen; nach den amtlichen Angaben können 1939987 Nichtmadjaren Madjarisch sprechen, während 8895925 Nichtmadjaren Madjarisch nicht können. Leider läßt sich nicht ermitteln, wieviel ungarische Staatsbürger, die volkszählungstechnisch als Madjaren zu rechnen sind, Madjarisch können.

Statistik der Deutschen in Ungarn.

Zählung vom 31. Dezember 1910 nach der Muttersprache (vgl. die Erläuterung dazu S. 202 ff.).

(Ungarische Statistische Mitteilungen, Neue Reihe, Bd. XLII, Volkszählung in den Ländern der Ungarischen Krone vom Jahre 1910. 1. Teil: Allgemeine Beschreibung der Bevölkerung nach Gemeinden. Im Auftrag des Kgl. Ungar. Handelsministers verfaßt und herausgegeben vom Kgl. Ungar. Statist. Zentralamt [madjarisch und deutsch]. Gr. 8^o, VI, 48 u. 880 S. Ofenpest 1912, Druckerei des Athenäums. 10 Kr.)

1. Anteil der Volksstämme an der Gesamtbevölkerung (nach der Zählung von 1910).

Volksstämme	Ungarn und Siebenbürgen (mit Fiume)	Nebenländer Kroatien und Slawonien	Länder der Stefanskronen (Königreich Ungarn über- haupt)	Siebenbürgen allein
Deutsche	1903557 = 10,4%	134078 = 5,1%	2057455 = 9,8%	254085 = 8,7%
Madjaren	9944627 = 54,5	105948 = 4,1	10050575 = 48,1	918217 = 34,3
Slawen	3066951 = 16,8	2313239 = 88,2	5380190 = 25,8	4909 = 0,2
Slowaken	1946357 = 10,7	21613 = 0,8	1967970 = 9,4	2404 = 0,1
Ruthenen	464270 = 2,4	8317 = 0,3	472587 = 2,3	1587 = 0,1
Serben	461516 = 2,4	644955 = 24,6	1106471 = 5,3	415 = 0,0
Kroaten	194808 = 1,1	1638554 = 62,3	1833162 = 8,8	505 = 0,0
Rumänen	2948186 = 16,1	846 = 0,0	2949032 = 14,1	1472021 = 55,0
Sonstige ¹⁾	401412 = 2,2	67845 = 2,6	469255 = 2,2	48937 = 1,8
Zivil und Militär	18264535 = 100%	2621954 = 100%	20886487 = 100%	2678169 = 100%

2. Anteil der Volksstämme an der Gesamtbevölkerung (nach der Zählung von 1900).

Volksstämme	Ungarn und Siebenbürgen (mit Fiume)	Nebenländer Kroatien und Slawonien	Länder der Stefanskronen (Königreich Ungarn über- haupt)	Siebenbürgen allein
Deutsche	1999060 = 11,9%	156121 = 5,6%	2155181 = 11,1%	235019 = 9,4%
Madjaren	8651520 = 51,4	90781 = 3,8	8742501 = 45,4	814994 = 32,9
Slawen	3056108 = 18,1	2123729 = 87,9	5179837 = 26,9	4594 = 0,2
Slowaken	2002165 = 11,9	17476 = 0,7	2019641 = 10,5	2296 = 0,1
Ruthenen	424774 = 2,4	4675 = 0,2	429447 = 2,2	1267 = 0,1
Serben	457757 = 2,6	614445 = 25,4	1052180 = 5,3	222 = 0,0
Kroaten	191432 = 1,1	1487137 = 61,6	1678569 = 8,7	809 = 0,0
Rumänen	2798559 = 16,6	920 = 0,0	2799479 = 14,3	1597282 = 56,4
Sonstige	335008 = 2,0	64753 = 2,7	397761 = 2,1	27109 = 1,1
Zivil und Militär	16858255 = 100%	2416504 = 100%	19254559 = 100%	2476898 = 100%

3. Die Deutschen in den ungarischen Landesteilen seit 1846²⁾ (Zivilbevölkerung).

Jahr d. Schätzung oder Zählung	Eigentliches Ungarn	Siebenbürgen	Zusammen	Kroatien und Slawonien	Heutige Länder der Stefanskronen
1846 Sch.	1188440 = 11,7%	250000 = 10,6%	1438440 = 11,5%	50297 = 2,6%	1487757 = 10,3%
1857 "	1102400 = 11,4	225200 = 10,2	1325700 = 11,1	49020 = 2,5	1574720 = 9,9
1868 "	1500000 = 13,6	235000 = 11,1	1735000 = 13,3	78000 = 3,7	1810000 = 11,9
1890 Z.	1772414 = 13,7	217670 = 9,7	1990084 = 13,1	117493 = 5,4	2107577 = 12,1
1900 "	1750534 = 12,0	229889 = 9,3	1980423 = 11,8	134000 = 5,6	2114425 = 11,0

¹⁾ Winden (Slowenen), Tschechen, Bulgaren, Italiener, Illyrier (Albanier), Zigeuner, Armenier u. a.

²⁾ Die Zahl der deutschen Zivilbevölkerung ist aus der amtlichen Statistik über die Volkszählung von 1910 nicht zu ermitteln. Vgl. Anm. ⁴⁾ zu Tabelle 4. — Die obigen Zahlen geben sämtlich die deutsche Zivilbevölkerung wieder, da die älteren Berechnungen die Militärbevölkerung weder räumlich noch sprachlich zerlegen, auch deren räumliche Verteilung nach der Zählung von 1890 nicht bekannt ist. — Die älteren Zahlen (1846, 1857, 1868) sind nach der Aufstellung im tabellarischen Teil von Rich. Böckhs Buch „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet“, S. 262—67, berechnet und zwar für 1846 nach Hain, für 1857 nach Brachelli, für 1868 nach Ficker.

4. Die Volksstämme Ungarns in den letzten 70 Jahren (Zivilbevölkerung).

Volksstämme	1840 (nach Fényes) ¹⁾	1868 (nach Fikler) ¹⁾	1890 (Zählung)	1900 (Zählung)	1910 (Zählung)
Deutsche	1275677 = 9,9 %	1810000 = 11,9 %	2107577 = 12,1 %	2114423 = 11,0 %	
Madjaren	4812759 = 37,4	5413000 = 35,7	7426730 = 42,8	8679014 = 45,4	
Slowaken	1687256 = 13,1	2222000 = 14,7	1910279 = 11,0	2008744 = 10,5	
Ruthenen	442903 = 3,4		585592 = 2,2	427825 = 2,2	
Serben	2144312 = 16,7	2441000 = 16,1	2604260 = 15,0	1045550 ²⁾ = 5,5	
Kroaten				1667377 = 8,7	
Rumänen	2202542 = 17,1	2648400 = 17,5	2591905 = 14,9	2785265 = 14,6	
Sonstige	516957 ²⁾ = 2,4	615600 ²⁾ = 4,1	325255 = 2,0	394142 = 2,1	
Zivilbevölk.	12880406 = 100 %	15148000 = 100 %	17549398 = 100 %	19122340 = 100 %	20744744 ⁴⁾ = 100 %

¹⁾ Fényes' Zahlen beruhen auf Berechnungen auf Grund kirchlicher Schematismen, die Fiklers auf Berechnungen für den geschätzten Bevölkerungsstand von 1868.

²⁾ Darunter etwa 1/4 Mill. Juden, die damals noch zum weitaus größten Teil sich zu den Deutschen rechneten, um deren Zahl (etwa 1 1/2 v. H.) daher der Anteil der Deutschen zu erhöhen wäre, da die neueren Zählungen die Juden nach ihrer angegebenen Muttersprache unter die Nationalitäten verteilen.

³⁾ Dazu noch kleinere serbische Stämme wie die Bunjewazen, Schokazen (bes. in der Gegend von Maria-Theresiopel) u. a., die 1900 und 1910 unter den „Sonstigen“ geführt werden, dagegen 1890 mit den Serben gezählt sind.

⁴⁾ Die amtliche Volkszählungstatistik von 1910 führt die Zivilbevölkerung nur in der Gesamtsumme auf; die Verteilung auf die einzelnen Volksstämme ist nicht angegeben. Die Zahl der Militärbevölkerung (141743) gibt auch in der Gesamtsumme keinen richtigen Maßstab, da im Jahr 1910 wegen der damaligen Kriegsgefahr viel mehr Militär aus Ungarn in Österreich und in Bosnien stand als im Jahr 1900.

Die Gemeinde Tewel in der Schwäbischen Türkei.

Von Ella Triebnigg in Wien.

Die Großgemeinde Tewel liegt in der Schwäbischen Türkei im südwestlichen Teil Ungarns im Komitat Tolna, und da sie die größte reindutsche Gemeinde dieser Sprachinsel ist, wird sie scherzhaft „die Hauptstadt der Schwäbischen Türkei“ genannt. Die ersten Deutschen siedelten sich hier vor 200 Jahren an, es waren Württemberger, die am 19. Juni 1713 nach Tewel kamen, und es muß eine ansehnliche Schar gewesen sein, da sie ihren Pfarrer, namens Heinrich Mack, ihren Lehrer Josef Sündhauser und einen Feldscher mitbrachten. Tewel bestand damals schon als Gemeinde und war der Besitz des ungarischen Grundherrn Ladislaus Döry de Jobaháza, und dieser war es, der nach dem Beispiel anderer ungarischer Adeltiger sich um deutsche Ansiedler bei der Regierung bewarb, denn die Serben oder Raczén, wie sie hier genannt werden, welche die nach der Türkennot entvölkerten Gemeinden besiedelten, waren faul, unreinlich und dabei schlechte Zuhler, weswegen sie nach und nach vertrieben und durch Deutsche ersetzt wurden. Aus einer Urkunde vom Jahre 1460 ist ersichtlich, daß Tewel — zu jener Zeit Byl oder Bél genannt, ein kleiner Herrschaftssitz war, dessen Bewohner Madjaren waren und noch heute führt ein Teil des Gemeindehotters¹⁾ den Namen Pusztá-Bél oder Pusztá-Pél, was in der Aussprache der Tewelers Schwaben wie Pustawel klingt. Eine noch ältere Urkunde aber sagt, daß 1508 an derselben Stelle eine kleine madjarische Gemeinde gewesen sei, die Thewl hieß, was in madjarischer Aussprache Töl gelesen wird. Aus Steuertabellen aus dem Jahre 1719 ist ersichtlich, daß es zwei Tewel gab, das ungarische, welches um vieles kleiner war, und das größere raczische oder serbische, und nach einer andern Steuertabelle wird (1720) wieder einer Gemeinde

Tewelly Erwähnung getan, die aber kaum hundert Einwohner hatte. Jedenfalls ist es bestimmt, daß die Ortschaft selbst schon existiert hatte, ja daß in dem langgestreckten Tale, in welchem Tewel eingebettet liegt, schon die Römer eine Wohnstätte fanden, denn nach den Forschungen des bedeutenden Archäologen, des verstorbenen Abtes von Szekszárd, Moritz Wofinszky, war der heutige Tewelers Kalvarienhügel ein römischer Wachthügel, und nach der Ansicht desselben Gelehrten soll das jetzt „Türkenschanz“ benannte Gelände am Eingang des Tales ein Awarering, d. h. eine awarische Festung gewesen sein. Die Tewelers Schwaben sind Katholiken, sie haben das erste katholische Gotteshaus (1715), also etwa drei Jahre nach ihrer Einwanderung erbaut; da selbiges aber nur aus Lehm und Holz gebaut war, ergab sich die Notwendigkeit, schon 1727 eine größere und aus besserem Material gefügte Kirche zu erbauen, und laut authentischen Aufzeichnungen ermöglichte solches hauptsächlich die beträchtliche Geldgabe des damaligen Pfarrers von Tewel, Benedikt Strelle, der ein geborener Bayer war. Das Schulhaus und der Gottesacker befanden sich in unmittelbarer Nähe der Kirche unweit von ihrem heutigen Platze, die jetzt bestehende Kirche aber wurde 1797 fertig gebaut und das Schulhaus 1851; beide Gebäude aber seitdem wieder restauriert und die Schule um bedeutendes vergrößert. Die heutige Großgemeinde Tewel hat nach der letzten Volkszählung 2394 Einwohner und 400 Hausnummern, sie besitzt eine stattliche Kirche, Schule, Pfarr-, Lehrer- und Gemeindehäuser¹⁾, hat breite Straßen, die von beiden Seiten ein gepflasterter Gehsteig säumt, und macht mit ihren durchweg blitzsauberen, nach fränkischem Baustil aufgeführten Häusern, deren jedes ein Vorgärtchen und einen schönen Hof, oft auch noch Obst-

¹⁾ Hotter ist für Grenze eine offenbar aus dem madjarischen Worte „határ“ übernommene Bezeichnung.

¹⁾ Kindergarten, Apotheke, Post- und Telegraphenamt.

gärten, Weiden, Stallungen und gute Brunnen besitzt, einen günstigen Eindruck. Die Gewerbetreibenden haben seit einem halben Jahre ein eigenes Vereinshaus mit großem Saal, Bühne und Bibliothek, und der Verein zählt 150 Mitglieder, außerdem ist in Tewel ein bürgerlicher Leseverein, der ebenfalls eine Bibliothek, Zeitschriften und Zeitungen für seine Mitglieder auflegen hat. Die Gemeindeangelegenheiten schlichtet der Richter, der auf drei Jahre gewählt wird, seine Helfer sind der Vize Richter und die Geschworenen; den Pfarrer ernennt der Diözesanbischof, den Notär der Oberstuhlsrichter. Tewel hat drei Gemeinbediener, die auch das „Austrimmla“ (Auströmmeln) besorgen und als Eintreiber des fälligen Steuergeldes „Gmoanhund“ genannt werden. Die alten Straßenbezeichnungen, die jetzt nach und nach durch madjarische ersetzt werden sollen, sind: die Buck-, Winkel-, Kalabrie-, Zigennerberg-, Schäferberg-, Dreifaltigkeits-, Rauf-, Broati-, Neu-, Bach-, Schmalzpfosten-, Überwillen- und die Ragigasse (als Andenken an die früheren Bewohner!), es gibt dann noch ein Petersgäßli, einen Stier-Mathaisi-Berg, die Eisenbarts-Bruck und die Erere-Bruck, des Höllenstahl und der Zweng (d. h. enger Hohlweg). An Tewel schließt sich sogleich Kovácsi (sprich Kowatschi) an, das ist eine kleine ganz selbständige neuere Gemeinde. Die Teweler sind „blane Schwaben“, d. h. der Hauptton ihrer Kleidung ist die blane Farbe: die Frauen tragen mit Vorliebe sog. „Färbergwand“, d. h. Leinenkleider in dunkelblauer Farbe, die Männer tragen noch vor fünfzehn Jahren faltige blane Doppeltragen aus Tuch. Heute herrscht das schwarze Tuch vor, die weißwollenen Socken werden über die Hosen gezogen, dazu tragen die Männer Lederpantoffeln oder im Winter „Holz-

klumpa“, die Burtschen Lederstiefel. Die langen Haare und das glattrasierte Antlitz ist auch vom Schnurrbart und der kurzgeschorenen Haartracht verdrängt worden. Von alten Sitten werden in Tewel noch gepflegt: das Hofstube- oder 3' Lichtgehen, d. h. das Spinnstubengehen im Winter, wobei alte deutsche Lieder und Balladen von der Jugend gesungen werden; das Maibaumsetzen am 1. Mai, das Pfingstlummelführen am Pfingstmontag und das für den 11. November, am Martinitag festgesetzte Freßkirchtagfest, das drei volle Tage währt¹⁾. Seinerzeit gaben die Teweler Weingärten vortrefflichen Wein, seit die Phylloxera die Reben vernichtet, wird wenig Wein gebaut. Berühmt sind die Teweler Viehmärkte, den die ausländischen Händler wegen der bekannt trefflichen Rindviehgattung, die man „Bonyhader-Schlag“ nennt, scharenweise besuchen. Die vernichteten Weingärten und einige schlechte Jahre zwangen viele zum Auswandern, was aber der Gemeinde nicht zum Schaden wurde, denn die „Amerikaner“ brachten nach einigen Jahren Geld mit und ein ganz neues, das „Amerikanische Viertel“, ist von dem erparten Gelde entstanden. In der Gemeinde befindet sich noch eine Cholera-Kapelle und die Rosalienkapelle, die zum Kastell gehört, welches ehemals die Familie von Döry besaß, das aber jetzt das Eigentum des Großgrundbesitzers Hanns Stockinger von Ankerstock ist. In der Schule wird in madjarischer Sprache unterrichtet, die Predigt in der Kirche aber ist noch deutsch, und durch und durch deutsch im Wesen geblieben sind bisher die Teweler, das verrät ihre unverfälscht schwäbische Sprache.

¹⁾ Dieses ist ganz unabhängig vom eigentlichen kirchlichen Kirchweihtag, der in Tewel am Dreifaltigkeitssonntag gehalten wird.

Die Ausrottung der deutschen Volksschulen in der königlichen Freistadt Esseg und in der Virovititzer Gespanschaft (Kroatien-Slawonien) in den letzten drei Jahrzehnten.

Von

Dr. Andreas Lutz in Landskron (Deutschböhmen).

Mit einer graphischen Darstellung, s. Tafel 25.

Die Entnationalisierung der deutschen Volksschulen im Virovititzer Komitat¹⁾ ist ein klassisches Beispiel dafür, wie in reindutschen Dörfern den Deutschen der ungarischen Reichshälfte (1910: 2037435) die deutschen Schulen überall systematisch geraubt werden. Aus diesem Grunde habe ich die Umwandlung der deutschen Schulen gerade in dieser Gespanschaft genauer dargestellt.

Im Jahre 1888 kam für Kroatien-Slawonien, welches unter anderm auch im Unterrichtswesen gegenüber Ungarn autonom ist, ein neues Volksschulgesetz heraus, das den Deutschen die Errichtung und Erhaltung deutscher Volksschulen auch weiterhin gestattet, aber hinzusetzt, daß auch die serbokroatische Sprache, wenn sie sich in einem deutschen Orte schon eingebürgert hat, die Unterrichtssprache sein kann, während dann die Muttersprache nur obligater Unterrichtsgegenstand ist.

Wie wurde nun dieses Gesetz durchgeführt? Von den 17 deutschen Volksschulen, die damals im Virovititzer Komitat bestanden, wurden zwei in Budakovac und Lufac schon beim Erscheinen des Gesetzes kroatisiert. In der Praxis wurde das Wort „kann“ ganz einfach durch ein „muß“ ersetzt, so in Deutsch-Bresnitz und in der fürstl. Schaumburg-Lippeschen Ansiedlung Adolfsdorf.

In den nächsten sieben Jahren trat in der Kroatisierung der deutschen Schulen anscheinend ein Stillstand ein. Im Jahre 1890 erschienen nämlich der Lehrplan und die Instruktionen für

¹⁾ Komitat = Gespanschaft = Grafschaft = županija.

das neue Schulgesetz, welche in einem ganz unauffälligen Zusatz besagen, daß in den anderssprachigen Schulen alle realen Lehrgegenstände in der dritten, vierten und fünften Klasse kroatisch vorgetragen werden müssen. Es sind dies: Geographie, Geschichte, Naturlehre und Naturgeschichte. So, dachte man, werden sämtliche Volksschulen allmählich der Kroatisierung nähergebracht werden. Denn einer plötzlichen vollständigen Kroatisierung würden sich die reicheren deutschen Gemeinden, wie z. B. Sarwasch, entschieden widersetzen. Da mußte man die Leute erst müde machen oder — wie der Vizegespan dieser Gespanschaft, Chavrak, in der öffentlichen Komitatskongregation in seinem Bericht über das Jahr 1891 betonte — schauen, daß sich dazu „die Gelegenheit biete“.

Um die Deutschfeindlichkeit wenigstens teilweise zu bemänteln, gestattete man (1890) einer Reihe von kroatischen Schulen die Einführung des Deutschen als nichtobligaten Lehrgegenstandes.

Von 1897 bis 1903 wurden aber schon die deutschen Schulen in Esseg kroatisiert und im Jahre 1899 die in Antonsdorf, Deutsch-Retsalu und Josefsdorf.

Die Gemeinde- und Ortschaftsräte führten überall einen längeren oder kürzeren, oft sehr heftigen Kampf gegen die vollständige Kroatisierung der Schulen. Durch Ausdauer, Eist und Gewalt der Behörden und Gegner wurden sie schließlich überall besiegt. Das sind Kämpfe deutscher Gemeinwesen um ihr deutsches Volkstum, von denen das große deutsche Volk und Reich keine Kenntnis erhielt, und bei denen ihnen niemand auf der Welt Hilfe leistete. Wie sich diese Vergewaltigungen abspielten, das ist bezeichnend für die Kampfweise und den Kulturgrad der südslawischen Deutschenfeinde.

So wurden z. B. in Antonsdorf — wie mir ein Mitglied des Ortschaftsrats selbst erzählte — die Gemeinderäte nach Terezovac-Suhopolje zum Pfarrer eingeladen und mit Wein gut bewirtet, worauf sie ein Schriftstück unterschreiben mußten. Bald darauf bekamen die Leute auf „eigenen Wunsch“ eine kroatische Schule. Wie und warum, das wußten sie natürlich nicht.

In einem andern Dorfe drohte der allmächtige Bezirksvorstand zwei Gemeinderäten, die den „einstimmigen Beschluß“ (!) nicht unterschreiben wollten, mit Einsperren.

So wurden auch 1903 „auf einstimmigen Beschluß“ die Schulen in Johannesdorf (Deutsch-Derschaniß = Jovanovac), Ernestin (ovo) und Sarwasch kroatisiert. Schließlich wurden die beiden privaten evangelischen Schulen für das A. und H. Bekenntnis in Selište in eine staatliche allgemeine Volksschule mit serbokroatischer Unterrichtssprache umgewandelt.

In Virovititz wurde der deutsche Religionsunterricht, den der evangelische Pfarrer G. Justh in Slatina in der dortigen staatlichen Volksschule erteilte, Ende des Schuljahres 1903/06 von der Königl. Bezirksbehörde in Virovititz mit dem Bemerkten eingestellt: „In einer kroatischen Schule muß der Religionsunterricht in kroatischer Sprache erteilt werden.“ Die dortigen deutsch-evangelischen Kinder wachsen nun ohne Religionsunterricht auf, da der Pfarrer nicht Kroatisch kann (Senioratsbericht v. J. 1907, S. 40).

Am tapfersten hat sich die arme, kleine deutschböhmische Gemeinde Johannesberg bei Slatina gehalten. Johannesberg (Zvanbrieg) zählte 1910 28 Häuser und 179 ausschließlich deutsche Einwohner. Im Jahre 1881 wurde ihre staatliche deutsche Schule einfach gesperrt, worauf sie mit großer Opferwilligkeit eine deutsche Privatschule errichteten und unterhielten. (Sie zahlten ihrem Privatlehrer 20 K. monatlich und jeden Tag gab ihm eine andere Familie das Essen.) 1908 wurde ihre Privatschule vom Vizegespan gesperrt. Die Begründung der Behörde lautete: „Die deutsche Privatschule in Johannesberg wurde gesperrt, weil das Dorf zu arm ist, und einen Lehrer ohne solcher Befähigung zu halten, wird ihm nicht gestattet.“ Also lieber gar keine als eine deutsche Schule! Als sie ihre Schule wieder eröffneten, „damit ihre Kinder nicht wie Wilde aufwachsen“, wurde sie wieder gesperrt. So wurden sie für ihre zähe und treue Anhänglichkeit an ihre Muttersprache bestraft.

Auf diese Weise hat man systematisch eine deutsche Schule nach der andern ausgerottet und ist stets nur auf einen örtlichen Widerstand gestoßen, nicht aber auf einen allgemeinen. Den neu-entstandenen Ansiedlungen in Krndjija und (Neu-)Čačince gewährte man nur Schulen mit serbokroatischer Unterrichtssprache. Nur bei der ersten Ausschreibung der Lehrerstellen für diese beiden Schulen wurden Lehrer gesucht, die auch einige Kenntnis der deutschen Sprache besäßen, bei den späteren war dies nicht mehr der Fall.

Die Eltern sehen schon die Früchte der Kroatifizierung in ihren Schulen, ihre Kinder werden verdummt und verroht, sie können weder Deutsch lesen noch schreiben, noch rechnen, da sie die ganze Zeit mit der Erlernung einer ihnen fremden Sprache geplagt werden. Und jetzt schreien sie laut nach ihren deutschen Schulen.

Es sind Zustände, die für das ganze deutsche Volk eine Schande bedeuten. Es handelt sich ja nicht um deutsche Ansiedlungen etwa in Serbien oder Rußland, sondern in der großen Habsburgischen Doppelmonarchie, die im engsten Bündnis mit dem Deutschen Reiche steht. Das kleine Rumänien wagt es, für die Rechte der rumänischen Volksgenossen in Ungarn tapfer einzutreten, die österreichischen Polen in Galizien erheben mit allem Nachdruck Einsprache gegen die Ostmarkpolitik Preußens: das große Deutsche Reich scheint zur Ohnmacht verdammt.

Zeigt uns die zu diesen Zeilen gehörige graphische Darstellung vielleicht die Früchte der Rede des deutschen Kaisers in der Ofener Hofburg?

Anteil der Deutschen in den Schulen Kroatien-Slawoniens im Schuljahr 1911/12.

1. Kindergärten (Spielschulen).

	Unterrichtssprache	
	Kroatisch u. Deutsch	Deutsch
Deutsch-Neufalu	1	—
Subopolje Theresovac . . .	1	—
Mok	1	—
Neu-Pazua	—	1
Peterwarden	1	—
Ruma	1	—

2. Volksschulen.

a) Niedere Volksschulen: 27 deutsche Volksschulen. Ihre Schülerzahl ist unbekannt, und die Orte, in denen sie sich befinden, sind nicht sicher zu ermitteln(!). Erst, wenn wieder eine umgewandelt worden ist, erfährt man mit Bestimmtheit von ihrem Bestand. Das ist auch ein Grund für die Erfolge der kroatischen Gewaltpolitik. Schulbesuchende Kinder mit deutscher Muttersprache gab es nach der Schulstatistik 12 509, d. i. 5,79 v. H. der gesamten Schülerzahl.

b) Höhere Volksschulen. In Agram: eine evangelische mit deutscher Unterrichtssprache.

c) Wiederholungsschulen. Unterrichtssprache durchwegs serbokroatisch. Besucher mit deutscher Muttersprache 2874 = 5,75 v. H.

d) Lehrlingschulen mit deutscher Unterrichtssprache gibt es nicht. Lehrlinge (Lehrbuben) mit deutscher Muttersprache gab es 808. Sie verteilen sich im Lande wie folgt!

In den Gespanschaften:	Modrus-Grimme	2
	Agram	5
	Belovar-Kreuz	3
	Pozega	38
	Virovititz	33(!)
	Sirmien	445
In den Städten:	Agram	12(!)
	Esseg	147
	Semlin	127

808, d. i. 10,24 v. H. der gesamten Lehrlinge im Lande.

3. Fachschulen.

Fachschulen für Mädchen mit deutscher Unterrichtssprache gibt es nicht. Fachschülerinnen mit deutscher Muttersprache 148. Davon 27 in Ruma, 15 in Vinkovce, Agram 25, Esseg 49, Semlin 6(!).

4. Mittelschulen.

Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache gibt es nicht. Die Zahl der Schüler mit deutscher Muttersprache ist unbekannt.

Wenn man auch nur diese amtlichen Zahlen der deutschen Kinder, deren Angabe — was betont werden muß — lediglich von der Willkür der kroatischen und madjarischen Lehrer abhängt, die Zahl der deutschen Schulen gegenüberstellt, so sieht man, daß der weitaus große Teil der deutschen Kinder gezwungen ist, nichtdeutsche Schulen zu besuchen!

Literatur:

1. Izvješće kr. podžupana županije virovitičke ob uredovnom djelovanju kr. oblasti virovitičke i područnih joj kr. kotarskih oblastih za vrijeme od 1. siječnja do 31. prosinca 1887 podneseno skupštini županije virovitičke obdržavanoj dne 11. s. vibnja 1888 i sliedećih danah. Tiskom D. Laubnera u Osijeku 1889. (Komitatsbericht des Königl. Vizegespans des Virovitiger Komitats. Jahrgänge 1887—90, gedruckt bei K. Laubner in Esseg; Jahrgänge 1891—1910, gedruckt bei Jul. Pfeiffer in Esseg.)
2. Službeni glasnik. God. 1883—1913, Zagreb. (Amtsbote, Jahrg. 1883—1913, Agram.)
3. Protokoll, aufgenommen in dem am 15. August 1907 zu Neu-Pazna abgehaltenen Senioralkonvent des kroatisch-slawonischen evang. a. c. Seniorats unter dem Doppelpresidium des Senior Nikolaus Abaffy und des Seniorialinspektors Michael Weiß. Gr. 8°, 67 S. Druck bei A. Rott, Vinčence.
4. Čuvaj Antun, Gradja za povijest školstva kraljevinā Hrvatske i Slavonije od najstarijih vremena do danas. Drugo ispravljeno i popunjeno izd. Svez. 9. Zagreb 1910—13. Trosāk i naklada kr. hrv. slav. dalm. zem. vlade o. z. b. i n. Tisak kr. zem. tiskare. (Material zur Geschichte der Schulen in den Königreichen Kroatien und Slavonien von den ältesten Zeiten bis heute. Zweite verb. u. erg. Aufl., 9 Bde, Agram 1910—13. Auf Kosten u. im Verlag der Kroat.-slaw. Landesregierung A. f. f. u. U., Druck der Königl. Landesdruckerei.) In bezug auf das deutsche Schulwesen könnte dieses große Sammelwerk auch eine dritte, wesentlich verbesserte Auflage vertragen. Die Deutschen werden in ihm „Seppels“ genannt!

Aus dem Schulleben der deutschrussischen Kolonien¹⁾.

Von

Jakob Prinz in Peseuz bei Neuenburg in (Schweiz).

Im allgemeinen ist die Lage der Schule in den Kolonien unentschieden und unsicher und läßt die Kolonisten aus der Beunruhigung und Besorgnis nicht herauskommen. Das Verhalten der Behörde ist ungleich und schwankend. Der Vorstoß der unteren Instanzen gegen die deutsche Schule wird meist auf einen Refurs ans Ministerium gemildert. So hat der Odessaer Lehrbezirk, dem die deutschen Schulen des Südens unterstehen, Neugründungen deutscher Schulen in der letzten Zeit stets abgelehnt und die Entscheidung dem Ministerium überlassen, das sie dann wohlwollend zuließ, so daß eine Reihe von Anstalten eröffnet und bestehende ausgebaut werden konnten.

Auf dem Gebiet der Mittelschule wurde es den Deutschen möglich, mehrere Anstalten zu eröffnen oder ihre Eröffnung vorzubereiten. Es ist allgemein bekannt, mit welchem Erfolg und Segen die deutschen Kirchenschulen in Petersburg, Moskau und andern Städten wirken, und zwar unter dem Wohlwollen der städtischen russischen Gesellschaft, die vielfach ihre Kinder in denselben erziehen läßt. Auch in südrussischen Städten stehen solche Schulen in Ansehen und Gunst bei der Bevölkerung. Bei der lutherischen Kirche in Charkow eine Mittelschule für Mädchen, in Odessa eine Realschule bei der St. Pauli-Kirche und eine vom Deutschen Verein vor einigen Jahren gegründete Handelsschule für Mädchen; in Berdjansk eine von dem Memnoniten Abr. Neufeld gegründete Realschule.

In Feodosia besteht eine als Privatanstalt gegründete Realschule nun auch schon eine Reihe von Jahren. Als der Gründer vor einigen Jahren starb, sollte sie geschlossen werden. Eine Gruppe von Eltern der Schüler brachte 22000 Rbl. zusammen, um die Schule zu erhalten. Da ein Deutscher als Inhaber fungierte, so drohte ihr beständig die Schließung. Man entschloß sich deshalb, die Schule der lutherischen Kirchengemeinde anzubieten, die sich auch zur Übernahme bereit erklärte und ein Gesuch um Genehmigung beim Lehrbezirk einreichte. Hier fand das Gesuch bei der Beratung anfangs auch Entgegenkommen, bis ein Inspektor auftrat und ausführte, daß die Krim, das Juwel der Krone, durch die Erstarkung des Deutschtums dort in Gefahr sei, worauf das Gesuch abgelehnt wurde. Es ist jedoch zu hoffen, daß das Ministerium, das nun zu entscheiden hat, das Gesuch genehmigt. Dieselbe lutherische Gemeinde in Feodosia hat am 6. März 1913 den Bau einer neuen Kirche beschlossen, wozu sie 26000 Rbl. zusammengebracht hat.

In Dschankoi, ebenfalls in der Krim, wurde unter bedeutender und entscheidender Beihilfe deutscher Kolonisten ein Gymnasium gegründet. Dschankoi ist eine der Bahnstationen, an denen in den letzten Jahren städtische Ortschaften wie Pilze emporgewachsen sind. Die Kolonisten knüpfen an ihre Beihilfe die Hoffnung auf einen Einfluß auf das Unternehmen. Am 24. März 1913

¹⁾ Mit Benutzung von Angaben in den Blättern der Kolonien: Odess. Stg., Bürgerztg., Volksztg. und „Botschafter“.

wurde auf einer Versammlung des zur Gründung und Unterhaltung der Anstalt gebildeten Vereins der Vorschlag gemacht, die nötigen Summen durch eine Anleihe aufzubringen. Die Kolonisten erhoben jedoch gegen eine Anleihe Einspruch und forderten zur sofortigen Zeichnung auf. Auf einer aufgelegten Liste wurde denn auch die nötige Summe, namentlich durch Kolonisten, sofort gezeichnet. Zwei Kolonisten schenkten einen Bauplatz von anderthalb Hektar. Das Gymnasium ist schon letzten Herbst mit sechs Klassen eröffnet worden.

Auch die lutherische Gemeinde in Taganrog hat eine Mittelschule erhalten. 1858 baute die Gemeinde eine Kirche und richtete dabei eine Schule ein, die aber nach einem Jahr wieder einging. 1884 wurde zum zweitenmal eine Schule eingerichtet, mußte aber schon nach einem Jahr wieder aufgegeben werden. 1898 wurde ein Schulfond gegründet, und 1907 nahm der neu-angestellte Pastor, Richard Keller, den Betrieb der Schulangelegenheit energisch in die Hand. Er eröffnete sofort eine Schule mit einer Klasse, in der einige Damen den Unterricht unentgeltlich erteilten. 1908 konnten zwei ständige Lehrer angestellt werden. Da die Gemeinde klein ist, so wandte sich Pastor Keller an die zu seinem Kirchspiel gehörenden Kolonien der Umgegend, und nun flossen die Mittel reichlich. 1910 wurde die Schule in eine zweiklassige verwandelt, und 25 Schüler aus den Kolonien fanden sich ein und wurden in einem Internat untergebracht. Ein großer Speicher in der Nähe des Pastorats wurde erworben mit einem geräumigen Grundstück und zu einem Schulhaus umgebaut. Die erforderliche Summe wurde durch Beiträge, von einzelnen Herren bis zu 3000 Rbl., aufgebracht. Am 15. September 1910 wurde das Haus eingeweiht. Um die Schule den Bedürfnissen der Kolonien, als Vorbereitungsanstalt zur Hochschule, anzupassen, wurde beschlossen, dieselbe in eine Mittelschule umzuwandeln. Die Mittel dazu stellten die Kolonien der Umgegend. Durch freiwillige Besteuerung ihres Landbesitzes mit 6 Kopeken pro Dessj. und einmalige Geldbeiträge sicherten sie für zehn Jahre einen jährlichen Beitrag von 26000 Rbl. Am 11. Mai 1912 wurde die Schule bestätigt und ebenso im Januar 1913 ein Verein zur Unterhaltung derselben. Um die Kolonisten noch in weiteren Kreisen für die Schule zu interessieren, da sie die einzige deutsche Mittelschule im Donischen ist, machte Lehrer M. Schmidt eine Rundreise in dem zu Taganrog gehörenden Kirchspiel, das 22 Kolonien umfaßt, von denen die ältesten 1890, die jüngste 1908 von Landlosen aus dem Mariupolschen der Molotschna, von der Wolga und sogar aus Riebensdorf im Gouv. Woronesch gegründet worden sind. Er fand überall lebhaftes Schulinteresse, namentlich in der Kolonie Tawrida, die bei 35 Wirten 12 Studierende an Mittel- und Hochschulen hat. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß nach einer amtlichen Statistik 1905 im Odessaer Lehrbezirk 900 Deutsche an Mittelschulen und Hochschulen studierten.

Auf dem Lande in den Kolonien bestanden bisher an Mittelschulen vier Progymnasien für Knaben: in Tarutino, Karlsruhe, Selz und Kronau; eine Realschule in Neufreudental und eine Handelsschule in Halbstadt. Auch von ihnen haben einige in diesem Jahr erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Das Progymnasium in Tarutino wurde 1906 als Privatanstalt und als erste deutsche Mittelschule in Bessarabien gegründet. Da der Gründer aber über kein geeignetes Gebäude und auch nicht über die geeigneten Mittel zur Einrichtung und zum Unterhalt verfügte, so war der Bestand der Schule in Frage gestellt. Da beschloß die Gemeinde, trotzdem sie eben zu vier Gebäuden für die Dorfschule je 5000 Rbl. assigniert hatte, für das Progymnasium ein Gebäude zu erstellen, das 1910/11 mit einem Kostenaufwand von 50000 Rbl. aufgeführt und dem Inhaber des Progymnasiums für eine Jahresmiete von 1000 Rbl. überlassen wurde. Da aber auch diese nicht geleistet werden konnte, so beschloß die Gemeinde, die Schule selbst zu übernehmen. Die Gemeinde erhielt vom Ministerium für Lehrer und Schüler die Rechte einer Staatsanstalt und die Schule arbeitet nun seit dem letzten Herbst unter neuer Leitung in sechs Klassen mit 205 Schülern, wovon 150 Deutsche, die übrigen Russen, Bulgaren und Juden sind.

Die Handelsschule der Mennoniten in Halbstadt mit acht Klassen hat am 31. Mai v. J. ihre ersten Abiturienten, 22 an der Zahl, entlassen. Die jährlichen Ausgaben der Schule belaufen sich auf 35000 Rbl., die Einnahmen an Schulgeld ergeben nur 20000 Rbl. Das Schulgeld mußte deshalb erhöht werden und die Mitglieder des Schulvereins mußten sich eine weitere Selbstbesteuerung auferlegen.

Das bedeutendste Schulunternehmen in den Kolonien ist die von Pastor Stach mit Hilfe eines Schulvereins in Eugenfeld gegründete Ackerbauschule. Dieselbe wurde 1907 eröffnet als

niedere Ackerbauschule mit einer Vorbereitungs-klasse und drei Normal- und drei pädagogischen Klassen, in welcher die Absolventen der Normal- und drei pädagogischen Klassen noch ein Jahr lang speziell für den Dorflehrerberuf vorbereitet werden sollten. Da der Anstalt aber das Recht zur Erteilung der Lehramts- und pädagogischen Klassen wieder aufgegeben. Aber auch die drei Normal- und drei pädagogischen Klassen genügen den Verhältnissen nicht mehr, und man hat nun beschlossen, die Schule in eine mittlere Agrarschule umzuwandeln, wozu die behördliche Genehmigung schon zu- gesagt ist. 1909 ist noch eine Haushaltungsschule für Mädchen mit der Anstalt verbunden worden. Für dieselbe ist im Laufe des letzten Jahres auf einem besonderen Grundstück ein eigenes Gebäude errichtet worden. Für Bau und Einrichtung der beiden Schulen hat der Verein bisher 200000 Rbl. freier Beiträge verausgabt, zur Umgestaltung in eine Mittelschule sind weitere 100000 Rbl. erforderlich. Das Gebietsamt hat 15000 Rbl. bewilligt und ein Kolonist hat 10000 Rbl. gestiftet. Da die Mennoniten in letzter Zeit auch die Eröffnung einer Ackerbauschule erwägen, so macht ihnen Pastor Stach den Vorschlag, sich seinem Unternehmen anzuschließen, das durch gemeinsame Kraft zu einer Anstalt ausgebaut werden könnte, die beiden Teilen, Mennoniten und Lutheranern, genügen würde.

Mit der Vorbildung ihrer Lehrer befinden sich die Kolonisten in einer besonders schwierigen Lage. Ein Lehrerseminar wäre das allergrößte Bedürfnis für die Kolonien. Doch ist vorerst keine Aussicht dazu vorhanden. Die Wernerschule in Sarata hat von jeher die lutherischen Dorfschulen mit Lehrern versehen. Seit 1881 wird aber die Lizenz zum Lehrernur auf Grund einer Prüfung in einer staatlichen Mittelschule, Gymnasium oder Seminar, erteilt, und die Wernerschule hat dadurch ihre Bedeutung als Lehrerseminar verloren. 1907 hat sich sogar Purischke witsch vergeblich beim Ministerium dafür verwandt, daß die Wernerschule in ein Lehrerseminar verwandelt werde. Doch ist sie die einzige lutheranische Zentralschule geblieben, die pädagogische Klassen unterhält, in denen junge Leute zwei Jahre lang speziell für den Lehrerberuf vorbereitet werden. Die Mennoniten haben pädagogische Klassen an ihren Zentralschulen in Chortiza und Halbstadt und eröffnen solche nun auch als Neuerung an ihre Mädchenschule in Chortiza. Alle Absolventen dieser pädagogischen Klassen müssen aber noch eine Nachprüfung an einer staatlichen Anstalt ablegen. Wohl der größere Teil der Lehrer bereitet sich deshalb auf einem kürzeren Weg irgendwie privatim zu dieser Prüfung vor. Doch werden die Absolventen pädagogischer Kurse als besser für ihren Beruf vorbereitet bei einer Anstellung vorgezogen.

Höhere Mädchenschulen, teils mit dem Programm von Mädchenprogymnasien, teils mit einzelnen Abweichungen davon, bestehen in den Kolonien seit einigen Jahren eine ganze Reihe: in Landau, Tarutino, Eugensfeld, Prischib und bei den Mennoniten in Halbstadt, Chortiza, Ohrloff, Gnadenfeld und Neuyork. Besonders erfreulich ist die Gründung einer neuen Mädchenschule in der Kolonie Okretsch so ziemlich im Zentrum der Krim. Zuerst bildete sich nach der Regel ein Schulverein, der am 11. Mai 1911 die Bestätigung erhielt und nun mit der Sammlung der Mittel unter den Kolonisten begann. Die Genehmigung zur Eröffnung der Schule wurde nach mehrmaliger Ablehnung im Lehrbezirk am 12. August 1912 direkt aus dem Ministerium erteilt. Am 26. September v. J. konnte der Unterricht in einem eigenen stattlichen zweistöckigen Gebäude beginnen. Der Verein zählt 250 Mitglieder, die sich die Selbstbesteuerung von etwa 100000 Desj. Land, das sie zusammen besitzen, mit 50 Kopeken von der Desjatine auferlegt haben.

Die Zentralschulen in den Kolonien sind gegenwärtig der Gegenstand eingehender Erörterungen. Sie stehen vor einer Wendung, die teilweise schon eingetreten ist. Es ist nämlich durch Gesetz vom 25. Juni 1912 ein neuer russischer Schultypus, die höhere Elementarschule, geschaffen worden mit vierjährigem Kursus für Kinder von 11 bis 14 Jahren, die die Volksschule beendet haben. Aus derselben ist der Übertritt in die entsprechenden Altersklassen der Mittelschulen nur an ein Examen in den fremden Sprachen geknüpft. Es können in dieser Schule auch neuere Sprachen und die Ortsprache als Fach eingeführt werden. Sie haben auch das Recht, gültige Volkslehrerzeugnisse auszustellen. Das Programm entspricht so ziemlich dem der Zentralschule, wenn man von den Zugeständnissen an die deutsche Sprache in den letzteren absieht. Da die höhere Elementarschule mit allen Rechten für Lehrer und Schüler ausgestattet ist: Staatsdienst mit Pension für die Lehrer und rechtsgültige Zeugnisse für die Schüler, was alles der Zentralschule verweigert ist, so wird ernsthaft erwogen, ob die Zentralschulen nicht in solche Staatschulen umzu-

wandeln seien, wobei man auf Zugeständnisse für die deutsche Sprache wie in den Zentralschulen hofft. In einzelnen Fällen hat die Einführung der höheren Elementarschule in den Kolonien schon stattgefunden. So ist die Mädchenschule in Okretsch als höhere Elementarschule eröffnet worden, und die Kolonie Landau hat ihre Zentralschule in eine höhere Elementarschule umgestaltet. Das Prischibier Gebiet hat 50000 Rbl. zur Gründung je einer höheren Elementarschule in Hochstadt und Heidelberg bewilligt.

Bei der Romanowfeier im Februar v. J. haben alle Kolonien ihre Kaisertreue durch eine ganze Reihe zum Teil bedeutender Stiftungen, namentlich für Schulen, aber auch zu andern Zwecken, Denkmälern und sogar durch den Bau einer russischen Kirche für russische Arbeiter bekundet. Dabei wurde neben andern Schulgründungen auch die Gründung zweier neuer Zentralschulen in Pawlowka und Friedental beschlossen. An der Wolga wurde die Umgestaltung der Zentralschule in Grimm auf der Bergseite in eine höhere Elementarschule beschlossen, während die zweite Zentralschule in Katharinenstadt schon längst in russischen Händen ist. — Im allgemeinen glaubt man bezüglich der Umwandlung der Zentralschulen in höhere Elementarschulen ein vorsichtiges Zuwarten beobachten zu sollen, bis der neue Schultypus sich mehr geklärt hat. Da der Typus aber für die Kolonien von Bedeutung werden wird und das Programm dem der heutigen Zentralschulen, mit Ausnahme der Stunden für Deutsch, entspricht, so mag der Stundenplan hier wiedergegeben sein, um zu zeigen, daß demselben ganz wohl noch so viel Stunden für Deutsch, wie sie die Zentralschulen heute haben, nämlich 5—6 Wochenstunden, eingefügt werden könnten, was ja auch gesetzlich zulässig wäre:

	I. Kl.	II. Kl.	III. Kl.	IV. Kl.
Religion	5	5	2	2
Russisch	5	5	5	4
Rechnen	4	4	3	5
Geometrie	—	2	5	5
Geschichte und Geographie	4	4	4	4
Naturkunde	4	5	5	5
Zeichnen und Reizen	4	5	4	5
	24	24	24	24

Zu den einzufügenden deutschen Stunden kämen auch noch die Religionsstunden für Deutsch hinzu. Zur Einsicht in die materiellen Verhältnisse der Zentralschulen sei auch noch das Budget der Neusager Zentralschule in der Krim, die voriges Jahr ihr 25jähriges Jubiläum feierte, mitgeteilt. Ausgaben: Leitender Lehrer 1700 Rbl., drei weitere Lehrer je 1000, Religionslehrer 250, Gesanglehrer 100, Schuldiener 445 Rbl. Total: 10515 Rbl. Einnahmen: Beiträge der Landschaften: Simferopol 400, Perekop 1000, Eupatoria 750, Landsteuer von den Kolonisten 700, Schulgeld 6189 Rbl. Im Herbst 1915 wurden die Gehälter an der Schule erhöht auf 1200 Rbl. als Anfangsgehalt und 200 Rbl. Zulage nach je 5 Jahren bis zum Höchstgehalt von 2000 Rbl.

Auf dem Gebiet der Volksschule ist neben vielem Bedenklichen auch manches Erfreuliche zu verzeichnen. Eine Reihe schöner Schulhäuser wurde im letzten Jahre eingeweiht, der Bau neuer wurde namentlich bei der Romanowfeier beschlossen. Im Kaukasus hat ein Kolonist 5000 Rbl. zu einem Schulbau gestiftet und damit ein gutes Beispiel gegeben, das sofort ebenfalls im Kaukasus in einer zweiten Stiftung zu einer Dorfschule von 8000 Rbl. Nachahmung fand. In Konrat in der Krim hat man das Gehalt des Dorfschlehrs auf 950 Rbl. erhöht, neben freier Wohnung und Beheizung. Das größte Übel der Dorfschule war namentlich in Bessarabien, Wolhynien und an der Wolga die Überfüllung und der unregelmäßige, kurze Schulbesuch. Kommen doch in den genannten Gegenden oft 200 und mehr Kinder auf einen Lehrer, wobei die Kinder in der Regel erst spät im Oktober in die Schule kommen und sie schon Ende Februar oder anfangs März, sobald die Feldarbeiten beginnen, wieder verlassen. Ein Bericht aus Sarata, wo die Schulverhältnisse als musterhaft gelten, gibt an, daß von 180 Schultagen des Jahres 23 Schüler 60—70, 20 Schüler 70—80, 11 Schüler 80—90, und 5 Schüler 100 Tage versäumt haben. Es gibt also Schüler, die nur 80 Schultage haben und 285 Tage keine Schule sehen. Die Schulbehörde hat nun eingegriffen und hat in manchen Gegenden das Schuljahr vom September bis Mai festgesetzt und auf die Schulversäumnisse eine Strafe von 50 Kopfen pro Tag gelegt. Zugleich hat sie verordnet, daß die Schülerzahl pro Klasse und Lehrer nur 50 betragen darf. Die dankens-

werte Maßregel hat nun durch die brüste Art der Einführung zunächst die Wirkung gehabt, daß in vielen Dörfern die Hälfte der Kinder ganz ohne Schule blieb. Diese Maßregel ist die Einleitung zu einer allgemeinen Einfügung der deutschen Dorfschulen in das staatliche Schulnetz. Das „Schulnetz“ ist deshalb in den letzten Jahren die Hauptfrage für die Volksschule der Kolonisten.

Wie bekannt, wurde 1907 die Durchführung der allgemeinen Volksschulbildung in Rußland beschlossen. Durch Vermittlung der örtlichen Selbstverwaltungsorgane, der Landschaften, soll das Reich mit einem Netz von Volksschulen überzogen werden. Der Staat leistet zu jeder Schule oder zu jeder Klasse einer Schule 420 Rbl. jährliche Subsidien. Gründer von Volksschulen können Gemeinden, Gesellschaften oder Privatpersonen sein. Die Gründer haben die Schulhäuser zu erstellen und einzurichten und alle Unterhaltungskosten, sofern sie 420 Rbl. pro Klasse übersteigen, zu tragen. Die Schule geht mit der Annahme der Subsidie als Eigentum an den Staat über. Die Schulen haben vierjährigen Kursus für das Alter von acht bis elf Jahren. Die Kolonisten sind nun vor die Entscheidung gestellt, ob sie ihre Gemeindeschulen, um die staatliche Subsidie zu erhalten, dem allgemeinen Schulnetz einfügen und sie damit ganz dem Staat zur Verfügung stellen sollen. Die Kolonien des Odeßaer Kreises und einzelne Gemeinden in andern Kreisen haben dies sofort getan, wofür die leitenden Personen als Gründe Mangel an Mitteln, an Lehrern und an Ordnungssinn der Gemeinden angeben. Im allgemeinen ist man noch ratlos und verhält sich zögernd. Einerseits ist man für den Anschluß, da er doch unvermeidlich sei. Da die staatliche Volksschule nur einen vierjährigen Kursus gegenüber den sieben- bis achtjährigen der Gemeindeschulen der Kolonisten hat, so glaubt man die drei oder vier restierenden Jahre für die deutsche Sprache gewinnen zu können, indem man entweder eine deutsche Vorschule vorausgehen oder eine Konfirmandenschule nachfolgen läßt. Andererseits wird auf die wenig erfreulichen Resultate hingewiesen, die sich an der Wolga ergeben haben, wo die deutschen Gemeindeschulen auf der Bergseite schon seit mehreren Jahren an die Landschaft oder an den Staat übergeben sind. Dort prosperieren bei dem russischen Unterricht nur die begabteren Schüler, während die übrigen nach dem russischen System abgeschoben werden und dann der deutschen Gemeindeschule zufallen, wo solche noch bestehen, oder wo dies nicht der Fall ist, ganz ohne Schule bleiben. In einer einzigen Schule sollen vorigen Herbst 50 Schüler, die dem Kursus in russischer Sprache nicht folgen konnten, ausgeschlossen worden sein. Vor den Landschaftsabgeordneten in Kamyschin führte kürzlich der Vertreter der Schulbehörde, der 42 Landschaftsschulen in deutschen Kolonien der Umgegend mit 20019 deutschen Kindern in Verwaltung hat, aus, daß die deutschen Absolventen der Landschaftsschulen das Russische ziemlich gut beherrschen, fließend und mit Verständnis lesen und ziemlich richtig schreiben. Deutsche und Russen wiesen ihm jedoch nach, daß die Behauptung durchaus falsch sei, daß die Schüler weder Russisch noch Deutsch lernen und die Schule ihnen nun gar nichts mehr biete, während in den alten Schulen, so mangelhaft sie waren, wenigstens Deutsch-Lesen und -Schreiben gelernt wurde. Die Abgeordnetenversammlung beschloß ein Gesuch an das Ministerium um Gleichstellung der Stundenzahl für Russisch und Deutsch in den Schulen der deutschen Kolonisten.

In den Schulen der Kolonien herrscht ein buntes Nebeneinander ohne einheitliches Reglement. Ursprünglich waren sie alle ohne Ausnahme Kirchenschulen, von der religiösen Gemeinde aus eigenen Mitteln gegründet und unterhalten und von der Geistlichkeit unter der Kontrolle des Fürsorgekomitees verwaltet. Erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als bei den Reformen Alexanders II. die Landschaften als örtliche Selbstverwaltungsorgane geschaffen wurden, eröffneten diese in einzelnen Kolonien Landschaftsschulen mit russischer Unterrichtssprache neben den Gemeindeschulen, und zwar auf Kosten der Landschaft. Als 1881 das Ministerium die Verwaltung der Kolonistenschulen übernahm, schuf dieses noch einen dritten Typus in den Ministerialschulen. Nun sollen alle drei Typen in das allgemeine Schulnetz eingefügt werden.

Durch eine Verordnung des Odeßaer Lehrbezirks vom Mai v. J. an die Gemeinden und Lehrer in den Kolonien wurde ein grelles Streiflicht auf die Lage der Kolonisten mit ihrer Schule geworfen. Es wurde verordnet, daß fernerhin keine Konferenzen deutscher Schullehrer mehr zugelassen werden und daß die Gemeinden die Lehrer sofort vom Küsteramt zu entlasten und die Lehrer dieses Amt sofort niederzulegen haben. Die Wirkung dieser Maßregel wird klar aus der Bedeutung des Küsteramts für die Kolonien. Bei der Ansiedlung zwang die Not, bei den unregelmäßigen Verhältnissen die Funktionen des Lehrers, Küsters, Geistlichen und Gemeindeschreibers

auf eine Person, irgendeinen bessergeschulten Bauern oder Handwerker, zu vereinigen. Als später Kirchspiele mit je einem Geistlichen eingerichtet und in den Zentralschulen Dorflehrer herangebildet wurden, hielt man an der alten, in den meisten Kolonien auch heute noch einzig möglichen Praxis fest. Die vielen Kolonien, die zu dem Kirchspiel eines Geistlichen gehören, sind so weit verstreut, daß dieser nur einigemal im Jahr, und in manchen Gegenden in einigen Jahren nur einmal sie besuchen kann. In den einzelnen Kolonien versteht deshalb der Lehrer die Funktionen des Geistlichen: Taufe, Beerdigung, Konfirmandenunterricht, am Sonntag Lesegottesdienst und religiösen Jugendunterricht und führt auch die Kirchenregister. Dem Geistlichen bleibt nur Trauung und Konfirmation vorbehalten. Der Lehrer ist also der eigentliche Dorfgeistliche als Beauftragter und Vertreter des Kirchspielgeistlichen. Durch die angeführte Verordnung sahen sich also die Kolonisten plötzlich aller religiösen Bedienung beraubt. Und wenn man auch hoffen durfte, durch Übertragung des Küsteramtes auf einen Laien in der Gemeinde Abhilfe zu finden, so erkannte man doch klar, daß durch die Verordnung die Lehrer und mit ihnen die Schule mit einem Schlag von der Gemeinde getrennt waren. Die Maßregel wurde zwar auf Gesuche in allen Einzelfällen wieder zurückgenommen, aber sie hatte die Rechtslage aufs grellste beleuchtet. Der Idealismus der Lehrer sah sich auf eine ernste Probe gestellt. Auf der einen Seite hatten die Gemeinden im allgemeinen wenig getan, um sich besonderen Dank der Lehrer zu erwerben. Die Lage der Lehrer war eine ziemlich rechtlose, unstätte und kümmerliche. Der Lehrer wurde von der einzelnen Gemeinde „gemietet“ wie ein anderer Tagelöhner auch und hatte keinen andern Rechtsboden als seinen Kontrakt, oder oft nur eine mündliche Abmachung. Starb er oder war er verbraucht, so mußten die Seinigen oder er mit ihnen darben. Von einer Pension oder von einer Versorgung der Witwen und Waisen war nirgends die Rede. Auf der andern Seite sucht die Behörde ihre Lage zu bessern und sucht sie zu gewinnen. „Man will Euch von dem deutschen Joch erlösen“, soll ein Schulbeamter ausgeplaudert haben. So hat man die Lehrer — auch letztes Jahr — von der lästigen Amtschreiberei durch eine Verordnung erlöst, nachdem die Lehrer jahrelang vergeblich darum gekämpft hatten; man hat ihnen gezeigt, daß man sie vom Küsteramt befreien kann, sie haben das Recht auf Pension erhalten. Ein alter Dorflehrer wurde voriges Jahr mit einem Ruhegehalt von 1700 Rbl. entlassen, während das Lehrergehalt noch vielfach 300—400 Rbl. beträgt.

So zeigt sich in den Schulen der Kolonien an manchen Stellen erfreuliches Licht, an andern aber auch die tiefsten Schatten. Besonders in Sibirien, wohin seit einigen Jahren über 100000 Kolonisten übergesiedelt sind, herrschen unglaubliche Zustände, an die überhaupt kein normaler Maßstab anzulegen ist. 400 Gemeinden sollen ohne Berufslehrer sein. Angesichts der gegebenen Sachlage wäre es wohl das Ratksamste für die Kolonisten — wenn irgend möglich — gemeinsame oder gleichzeitige Schritte zu tun, um ihre Schule mit dem unvermeidlichen Netz der Staatsschule irgendwie in Einklang zu bringen unter Erweiterung derselben von vier auf sieben oder acht Jahre zugunsten der deutschen Sprache. Die Zugeständnisse an die Muttersprache in den Schulen der Fremdstämme sind auf Allerhöchsten Erlaß vom 27. Oktober 1907 durch Beschluß des Ministerrats vom 1. November 1907 festgelegt und erst am 14. Juni 1915 aufs neue festgesetzt worden auf zehn Wochenstunden mit den Religionsstunden zusammen. Es dürfte also eine allgemeine Regelung für die deutsche Volksschule mit Wahrung der deutschen Muttersprache im bisherigen Maße nichts Unmögliches sein und es würde dadurch ein fester Rechtsboden für die Schule gewonnen. Ob bessere Verhältnisse abzuwarten sind, ist fraglich, wenn unterdessen nicht überhaupt die Kolonien einzeln, ohne jegliche Reserve, ihre Schulen an das Schulnetz hingegeben haben, wie dies schon vielfach geschehen ist, oder Lokalbeamte, auf Sonderverordnungen sich stützend, in einzelnen Koloniengruppen die Muttersprache mit einem Federstrich aus der Schule ausmerzen, wie dies im vergangenen Herbst im Gebiet Nikolajewsk in den Wolgakolonien geschehen ist. Doch ist auch diese Maßregel vor einigen Wochen auf höhere Anordnung wieder zurückgenommen worden.

Die Asiatische Türkei und die deutschen Interessen.

Von Prof. Fritz Braun in Grandenz.

Diese Zeilen sind veranlaßt worden durch eine treffliche Schrift Hugo Grothes, deren Titel ich darum auch über meine kurze Erörterung gesetzt habe¹⁾. Wenn ich der Arbeit des wohlbekannten Orientforschers hohes Lob zolle, so gilt das dem Geschick und der Sachkenntnis, mit denen der in Frage kommende Stoff behandelt worden ist. Daß ich dem Urteil des Verfassers oft nicht beipflichten kann, tut dem Wert seiner Arbeit sicherlich keinen Eintrag. Erst die weitere Entwicklung der Dinge wird der Welt zeigen können, ob die Männer recht haben, welche noch immer mit einer Verjüngung des Türkischen Reiches rechnen, oder jene, die ihm nur noch einen kurzen und zwar höchstwahrscheinlich von allerlei Heimsuchungen getrübbten Lebensabend in Aussicht stellen. Sogar im Orient selbst gingen die Meinungen der dort ansässigen Deutschen über diese Frage stets auseinander, ohne daß deshalb die einen die Urteilsfähigkeit der andern geringschätzten.

Welcher Ansicht die Gelehrten in dieser Frage beipflichten, hängt zu einem großen Teil von ihrem Temperament ab, ob sie den Stoff mit nüchterner Sachlichkeit behandeln oder ob sie ihrem Gefühl, ihrer Phantasie mehr oder minder die Flügel schießen lassen. Immer wieder machen wir die Bemerkung, daß unsere Landsleute sich einer gewissen Voreingenommenheit für die Türken nicht entschlagen können; liegt es doch in der deutschen Art, sei's wo es sei, für Hektor zu zeugen und die Partei des Schwächeren, Hilfslosen zu ergreifen.

Auch Hugo Grothe macht hiervon keine Ausnahme. So kommt es, daß der nüchterne Leser, der nur die Tatsachen sprechen läßt, selbst in dem Falle, wo er nur den von Grothe zusammengetragenen Stoff berücksichtigt, zu ganz andern Schlüssen gelangen muß als der Verfasser, bei dem stets ein starker Gefühlston mitflingt, den sein warmes Herz hindert, über den armen Türken den Stab zu brechen.

Von der Beamtenschaft des Osmanischen Reiches will auch Grothe trotz des vielfachen Wechsels der leitenden Männer, der sich in den letzten Jahren vollzog, nicht viel wissen. Und er tut recht daran. Alle Briefe, die ich seit Jahr und Tag von gut unterrichteten Konstantinopler Freunden erhielt, laufen doch schließlich auf dasselbe hinaus: man habe ein paar neue blitzende Lichter auf das alte Bild gesetzt, im wesentlichen sei es aber doch so geblieben wie vordem.

In der allgemeinen Bedrängnis erhofft Grothe Hilfe von der osmanischen Landbevölkerung Kleasiens, obgleich er selbst hervorhebt, wie ungeheuer schwer es der Seele des Orientalen fällt, sich mit den Anforderungen des modernen Lebens abzufinden, und obgleich er selbst zugibt, daß die Osmanen von den Armeniern und Griechen in wirtschaftlicher Hinsicht weit überflügelt worden sind. Meiner Ansicht nach haben die Türken von Jahr zu Jahr weniger Aussicht, diesen Vorsprung einzuholen. Je mehr Anatolien von europäischer Arbeit erschlossen wird, um so mehr muß auch der Weizen der Sprachgewandten, geschäftskundigen Armenier und Griechen blühen, zumal die nichttürkische Bevölkerung in einem durch Eisen-

bahnen und andere Verkehrsmittel mit Europa verbundenen Kleasiens ungesegnete Vergewaltigungen viel weniger zu befürchten hat als in den Tagen Abd ul Hamids. Ich wüßte nicht, wodurch die Osmanen in den Stand gesetzt werden sollten, den Vorsprung ihrer Mitbewerber einzuholen, zumal ihre geistigen Fähigkeiten — ich will mich einmal möglichst vorsichtig ausdrücken — zum mindesten nicht größer sind als die aller jener Stämme, denen an der Erhaltung des Türkischen Reiches wenig gelegen ist. Nach den Erfahrungen, die ich selbst als Lehrer mit griechischen, armenischen und türkischen Schülern gemacht habe — auch mit solchen Türken, die dank deutschen Kindermädchen und Erzieherinnen unsere Sprache von vornherein vollkommen beherrschten — sehe ich für meine Person mich genötigt, den Osmanen hinsichtlich ihrer natürlichen Begabung fast den letzten Platz unter den Völkern des Türkischen Reichs anzuweisen. Daß diesen Beobachtungen, die ebenfugot an neunjährigen Knaben wie an reifen Jünglingen gemacht worden sind, ein gewisser Wert innewohnt, wird man doch wohl kaum bestreiten können.

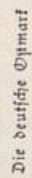
Wie die Dinge liegen, dürfte es auch kaum möglich sein, aus den Osmanen einen regamen, städtischen Mittelstand zu schaffen, da jeder Fortschritt des städtischen Lebens in erster Linie den Griechen und Armeniern zugute kommen muß. Außerdem sind die Vorzüge der türkischen Bauernbevölkerung, die Hugo Grothe hervorhebt, zum guten Teil wohl mehr Vorzüge des schlichten Landmanns überhaupt, als solche, die gerade diesem Volkschlag zukommen, soß dessen Blut doch auch in den Adern mancher türkischer Beamten, die in ihrer Selbstsucht und Trägheit nur den eigenen Vorteil im Auge hatten. Der Vorschlag des Verfassers, den türkischen Volksschulunterricht mit abendländischem Geiste zu befruchten, läßt sich nur sehr schwer verwirklichen, da die türkische Geistlichkeit und die — Mütter solche Versuche mit verzweifelter Kraft bekämpfen würden.

Meiner Ansicht nach dürfte den türkischen Bauern in Zukunft kaum ein besseres Los fallen als das, durch emsigen Kleinbetrieb der Landwirtschaft bei erleichtertem Absatz der Erzeugnisse zu bescheidenem Wohlstand zu gelangen. Wie ein Lehrer nicht in der Lage ist, durch überhäufte Arbeit seinem Schüler eine gründliche, in sich geschlossene Bildung zu übermitteln, so geht es auch nicht an, ein Volk, das im wesentlichen noch auf der Stufe der Naturalwirtschaft beharrt, über Nacht in den Stand zu setzen, sich als vollgültiger Kämpfer an dem Wettbewerb von Nationen zu beteiligen, die mit allen Hilfsmitteln moderner Technik auf dem Plan erscheinen. Was die Hoffnung Grothes angeht, die türkische Kunst werde durch die vielfache Berührung mit dem Abendland eine Wiedergeburt erleben, so ist dabei sicherlich nur der Wunsch Vater des Gedankens, denn im allgemeinen pflegen wohl politische Fortschritte und Erfolge, aber nicht Schicksalschläge und Enttäuschungen die geistige Schöpferkraft eines Volkes zu befruchten. Auch die großen Moscheen Brüssas, Adrianopels und Stambuls sind nicht nach zerkmutternden Niederlagen des Osmanentums aufgeführt worden.

Lichtvoll und ausführlich schildert uns der Verfasser

¹⁾ Die Asiatische Türkei und die deutschen Interessen. (Der Neue Orient, Heft 9, 2. Aufl.) Halle a. S. 1915, Gebauer-Schwetschke.

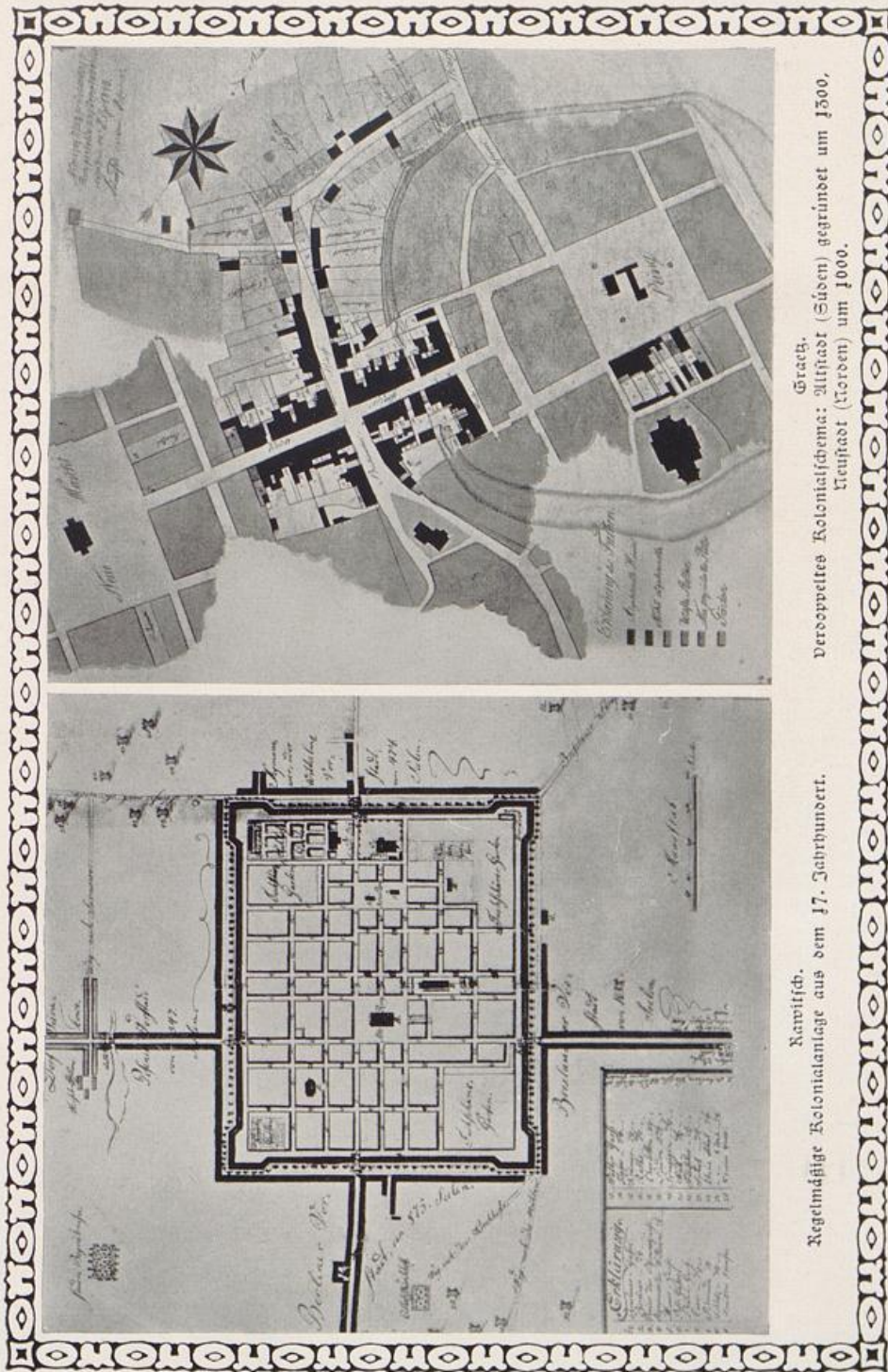
Städtewesen (Provinz Posen).



Verlag:
Lissa i. P., O.

GOTHA: JUSTUS PERTHES

Städtewesen (Provinz Posen).



Kavitsch.
Regelmäßige Kolonialanlage aus dem 17. Jahrhundert.

Grack.
Verzerrtes Kolonialschema: Altstadt (Süden) gegründet um 1300,
Neustadt (Norden) um 1000.

Die deutsche Ostmark

Verlag:
Lissa i. P., O. Eulitz

GOTHA: JUSTUS PERTHES

die Bestrebungen der Araber, Kurden und Armenier, ihr völkisches Sonderleben zu erhalten und zu vertiefen. Daß diese Bemühungen das Gefüge des Osmanischen Reiches stärken könnten, fällt uns schwer zu glauben, ebenso wie auch die wirtschaftlichen Unternehmungen der Franken, die sich in den einzelnen Teilen des Reiches eingenistet haben, mehr auf den Zerfall der Türkei als auf ihre Kräftigung hinarbeiten dürften. Man zeige mir doch in aller Welt nur ein einziges Staatsgebilde — abgesehen natürlich von jungfräulichem Kolonialboden — das zu kraftvollem Eigenleben zurückgekehrt ist, obgleich es schon von einer Reihe fremder Mächte in ebensoviele Arbeitsgebiete aufgeteilt worden war.

Auch hinsichtlich der reinlichen Scheidung und gegenseitigen Achtung dieser Räume sieht Grothe wohl etwas zu rosig in die Zukunft. Wen überkäme bei dem Gedanken an die großen Reibungsflächen, die hier entstehen müssen, nicht eine gewisse Sorge, daß wegen der Zukunft Kleinasien noch manches Schwert scharf werden dürfte?

Um so freudiger kann man Hugo Grothe darin beistimmen, daß es nunmehr die Aufgabe unserer Landsleute sein muß, sich in den Teilen Kleinasien, die ihnen offenstehen, längs der Bagdadbahn und in den wichtigen Gebieten zwischen dem Kilikischen Meerbusen und dem oberen Mesopotamien, nach Kräften zu regen und den deutschen Anspruch auf diese Erdräume durch täglich sich vergrößernde Werte aller Welt zu erweisen. Gebe Gott, daß wir, sollte es einmal wegen des näheren Orients zu blutiger Auseinandersetzung kommen, durch soviel Hoffnungen, geistige und wirtschaftliche Bande an dieses Land gefesselt wären, daß unser Volk mit ruhiger Selbstverständlichkeit seine stolze Kraft an die Behauptung des Besitzes setzte! Als einen guten Tauschgegenstand für portugiesische Kolonien möchte auch ich die Stätten, wo so viele unserer Besten gewirkt haben, beileibe nicht betrachtet wissen.

Der freudigste Beifall dürfte dem Verfasser zuteil werden, wo er seinem Volke vorwirft, es sei noch viel zu kurzfristig, um zu begreifen, daß der ganze Erdball die Werkstatt seines kulturellen und wirtschaftlichen Wirkens bilden müsse, und dort, wo er den deutschen Hochschullehrern der Erdkunde zurnt, sie dürften nicht vergessen, daß die Erde, die sie ihren Hörern schildern wollen, dazu bestimmt sei, mit deutschem Pflug beackert und mit deutschem Geist befruchtet zu werden. Wie oft senzte ich nicht selbst als deutscher Auslandslehrer darüber, daß unser mächtiges Reich zur Unterstützung der Auslandsschulen im Jahr kaum soviel bereitstellt, wie

ein einziges Torpedoboot kostet. Ehrensache müßte es für uns sein, in aller kürzester Zeit den Vorsprung einzuholen, den im näheren Orient hinsichtlich des Schulwesens die Franzosen, Amerikaner, Engländer und Italiener vor uns gewonnen haben. Die Zeit drängt; auch von den Erfolgen auf diesem Gebiet würde es abhängen, was uns bei einer Aufteilung jener Erdräume zustehe. Ehe wir uns auf Grothes Rat wegen der Umgestaltung der türkischen Volksschulen den Kopf zerbrechen, sollten wir nur getrost das Beispiel der Amerikaner und Franzosen nachahmen. Sie haben es auf ihren Wegen schon weit genug gebracht! Dem Vorschlag, unsere Schulen nur den Türken zu öffnen, möchte ich nicht beipflichten; es wäre wohl das Falscheste, was wir tun könnten. Ein solches Verfahren würde uns nur die begründete Feindschaft aller übrigen Volksgemeinschaften eintragen, unter der unsere Arbeit oft genug zu leiden hatte. Hüten wir uns, alle unsere Hoffnungen auf das Osmanentum zu setzen. Jeder halbwegs vernünftige Türke wird sich sagen können, daß unsere Politik nicht den geringsten Grund hat, auf die Schwächung der Osmanen hinzuwirken. Uns aber schier gewaltsam mit Griechen und Armeniern zu überwerfen, haben wir nicht die mindeste Veranlassung, zumal diese Völker uns wirtschaftlich sehr viel schaden können. Ist es doch auch den Engländern geglückt, gute Freunde der Türken zu bleiben, ohne sich deshalb mit deren Nebenbuhlern zu verfeinden.

Vor allem aber, und darin hat Grothe allzu recht, ist es höchste Zeit, jene Gebiete, in denen wir uns betätigen möchten, wagemutig und regsam mit deutscher Arbeit zu erfüllen. Gott behüte uns davor, daß unser Vaterland eine einzige große Fabrik wird, deren fleißige Arbeiter aller Welt Wünsche befriedigen, ohne daß sich die Enkel Bismarcks irgendwo auf der Erde als Herrnvolk fühlen. Anstatt auf die „Krämerpolitik“ der Engländer zu scheitern, sollten wir lieber ihrem Beispiel folgen. Ist deren Kolonialgeschichte, die den Briten als Herrn der Welt in die Dämmernacht des Urwaldes, in die erhabene Einsamkeit der Steppe und zu den Alpenmatten Pamirs führte, nicht durchweht von dem Hauche weltweiter Poesie? Und hüten wir uns, alles vom Staate zu erwarten! Lehren wir die Jugend, daß nur der ein Recht hat, die Glieder auf der Ofenbank zu recken, der das Seine dazu getan hat, den Volksgenossen ihren Anteil an den Schätzen der Erde zu sichern. An solcher Erziehung mitzuwirken, ist auch des sinnigen Orientforschers treffliche Schrift berufen, und daher wünschen wir ihr einen großen und empfänglichen Leserkreis.

Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde.

(D. d. = Deutsch.)

Preussische Ostmarken. Die deutsche Ostmark. Herausg. vom D. Ostmarkenverein. Gr. 8^o, 685 S. Lissa i. P. 1913, Oskar Enlig. 10 M.

Es handelt sich hier um ein großartig angelegtes Prachtwerk, das den Zweck verfolgt, einerseits die Heimatliebe der d. Ostmärker zu stärken, andererseits aber den im übrigen Deutschland immer noch weitverbreiteten Vorurteilen entgegenzutreten, als sei der preussische Osten sozusagen ein Land, in dem sich die Wölfe und Füchse Gutenacht sagen. Zu diesem Zwecke sind hier in passender Auswahl und geschickter Abrundung Abhandlungen aus der Feder sachverständigster Mitarbeiter über alle

Deutsche Erde. 1913, Heft 8.

Kultur- und Lebensgebiete zu einem schönen, einheitlich wirkenden Ganzen zusammengestellt, dem der stellvertretende Vorsitzende des Ostmarkenvereins, Kaiß. Gesandter z. D. Ludwig Raschdan (Berlin) ein treffliches Vorwort gewidmet hat. Geh. Rat Dietrich Schäfer hat die geschichtliche Einleitung geschrieben, die Klimatologie der Ostmark wird von Prof. Wilhelm Könnemann (Posen), die Geologie von Prof. Dr. Fritz Pfuhl (Posen) und Prof. Dr. Paul Sonntag (Danzig-Neufahrwasser), die Pflanzen- und Tierwelt von Dr. Fritz Pfuhl (Posen) und Dr. Hans Preuß (Danzig), Land und Leute von Oberlehrer Fritz Braun (Graudenz), Städtewesen von

Archivdir. Prof. Dr. Adolf Warschauer (Danzig) und Archivar Dr. Walter Stephan (Danzig), die Bau- und Kunstdenkmäler von Priv.-Doz. Dr. Christian Krollmann (Schlobitten), Land- und Forstwirtschaft von Dr. Hermann Wagner (Posen), Industrie und Handel von Syndikus Dr. Wilhelm John (Danzig) und Bergassessor Dr. Paul Geisenheimer (Kattowitz), Handwerk und Gewerbe von Syndikus Georg Poetschke (Weißensee), Geh. Reg.-Rat Oskar Spehler (Oliva) und Kgl. Bergwerkschullehrer Edmund Raabe (Posen), das Ansiedlungswerk vom Reg.-Rat Heinrich v. Both (Posen), das Genossenschaftswesen von Verbandsdir. Dr. Leo Wegener (Posen), das Verkehrswesen von Reg.-Rat Albert Ruge (Danzig), das Unterrichtswesen von Prov.-Schulrat Wilhelm Voß (Posen), Kunst und Wissenschaft von Stadtbibliothekar Dr. Georg Minder-Pouet (Bromberg) und Stadtbibliothekar Dr. Friedrich Schwarz (Danzig), Verfassung und Verwaltung von Priv.-Doz. Dr. Manfred Laubert (Breslau) und Prof. Dr. Hermann Ritter und Edlem v. Hoffmann (Düsseldorf) und Nationalitätenkampf und Nationalitätenpolitik in der Ostmark von Prof. Dr. Otto Hoetzsch (Berlin) behandelt. Es folgt dann noch eine geschichtliche Zeittafel, Angaben über die Gesamtzahl des polnischen Volkes, eine Literaturübersicht und ein Sachregister. Das Werk enthält 40 Bildertafeln, 3 Karten und 3 Textzeichnungen. Es ist selbstverständlich unmöglich, an dieser Stelle ausführlicher auf den ungeheuer umfangreichen Inhalt des prächtigen Werkes einzugehen. Von besonderem Interesse wird für viele die Abhandlung von Hoetzsch über die Nationalitätenpolitik sein und die geschichtliche Einleitung von Geh. Rat Schäfer. Doch sei ausdrücklich betont, daß sämtliche Aufsätze sich durchaus auf wissenschaftlicher Höhe befinden. Sie geben dem wissenschaftlich Interessierten ein vollkommen abgerundetes Bild des betreffenden Gegenstandes, sind außerdem volkstümlich genug geschrieben, um das Interesse weitester Kreise zu erregen und zu fesseln. Es ist dies der erste und, wie man hinzufügen muß, gleich großartig gelungene Versuch, in einem dicken und dennoch nicht unhandlichen Bande alles zu sagen, was Wichtiges über die Natur, die Geschichte und die Kulturzustände der preussischen Ostmark zu sagen ist, und deshalb ist das Werk mit vollem Recht von den Unterrichtsministerien und oberen Schulbehörden fast aller d. Bundesstaaten den höheren Lehranstalten zur Anschaffung empfohlen worden. Die Ausstattung (von J. V. Cissarz, Stuttgart, entworfen) ist hervorragend, der Preis im Hinblick auf das Gebotene überaus billig.

Berlin-Lichterfelde.

Dr. Ernst Hunkel.

Preussische Ostmarken. Ostland, Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. Herausg. von Albert Dietrich, Otto Hoetzsch, Manfred Laubert, Dietrich Schäfer, Leo Wegener, Kurt Wiedenfeld, Erich Zechlin. Jahrg. II. Gr.-8°, 315 S. Lissa i. P. 1913, Oskar Eulitz.

Der zweite Jahrgang des vortrefflichen und verdienstvollen Jahrbuchs, dessen erster Jahrgang seinerzeit von mir an dieser Stelle angezeigt wurde, hält vollkommen, was der erste versprochen hat. Je länger, je mehr wird das „Ostland“ zu einem unentbehrlichen Berater und Führer für alle werden, die durch Beruf oder Neigung mit den großen Problemen des d. Ostens verknüpft sind. Daß ein solches Jahrbuch wie das vorliegende einen so durchschlagenden Erfolg finden konnte, beweist deutlich,

wie lebendig das Bewußtsein von der Bedeutung der Ostmarkenfrage für unser gesamtes nationales Leben heute doch schon in den weitesten Kreisen ist. Der vorliegende Band zerfällt wiederum in zwei Teile, der erste bringt acht Aufsätze, zunächst ein Lebensbild des greisen Vorsitzenden des Ostmarkenvereins, Heinrich v. Tiedemann-Seeheim, anlässlich seines 70. Geburtstages, geschrieben von seinem Mitarbeiter Justizrat Franz Wagner (Berlin). Dann folgt die Abhandlung des Reg.-Präs. Friedrich v. Schwerin (Frankfurt a. O.), des bekannten Vorkämpfers der inneren Kolonisation, über die Bedeutung der Grundbesitzverteilung vom nationalen Standpunkt aus. Der Frage der ostmärkischen Städtepolitik, die ja zurzeit berufen zu sein scheint, stark in den Vordergrund unserer Ostmarkenpolitik zu treten, sind gleich drei Aufsätze gewidmet: Landger.-Präs. und Landtagsabgeordneter Karl Vierck schreibt über die Förderung des städtischen Realkredits, Dr. jur. Oskar Stübgen, Dir. der D. Pfandbriefanstalt in Posen, behandelt die Aufgaben des Staates im zweifelhafteigen Realkredit zugunsten des Deutschlands der ostmärkischen Städte, und Gen.-Sekt. Fritz Vosberg betrachtet im einzelnen die Mittel- und Kleinstädte der Provinz Posen unter Aufbringung wertvollen Zahlenmaterials. Recht beachtenswert sind ferner die Ausführungen des katholischen Pfarrers Richard Raffel (Carnowitz) über Schule und Kirche im Sprachenkampf der Ostmark; die d. Volksbildungsarbeit in Oberschlesien behandelt Reg.-Assessor Roland Brauweiler (Oppeln), und zum Schluß folgt eine geschichtliche Betrachtung der staatlichen Kolonisationsversuche in der Provinz Posen unter Friedrich Wilhelm IV. von dem Priv.-Doz. Dr. Manfred Laubert (Breslau). Der zweite Teil setzt die im ersten Jahrgang begonnenen Übersichten über die einzelnen Zweige der Polenfrage und des ostd. Wirtschaftslebens fort. Die Verfasser sind meist dieselben wie im ersten Jahre. So schreibt Otto Hoetzsch über die Polenfrage in Rußland und Österreich, Erich Zechlin über die Tätigkeit der Ansiedlungskommission und das Polentum in Preußen, Albert Dietrich über die Besitzfestigung, Friedrich Swart über deutsches und polnisches Volksbildungsweisen, Wilhelm Christiani und Karl Kaissig über d. und polnisches Volksbildungsweisen in Posen und Oberschlesien, Erich Keup über die ostd. Landwirtschaft, Otto Münsterberg über den ostd. Handel, Wilhelm John über die d. und polnische Industrie in Ost- und Westpreußen und Posen und Georg Hoffmann über die obereschlesische Industrie.

Berlin-Lichterfelde.

Dr. Ernst Hunkel.

Österreich-Ungarn. Die Besiedlung um die österreichische, steirische und ungarische Grenze von Anton Dachler. (Zeitschr. f. österr. Volksk. XIX, Heft 4/5, Wien 1913, S. 190—200, m. 1 K. u. 12 Grundrissen.)

Der Verfasser dieser Abhandlung, Ing. A. Dachler in Wien, ist durch seine sorgfältigen und dankenswerten Untersuchungen über das niederösterreichische Bauernhaus vorteilhaft bekannt. Aber die Folgerungen, die er daraus für Besiedlungsgeschichte und Völker- oder Stammeskunde gezogen hat, haben nicht ungeteilte Zustimmung gefunden. Was Dachler mit dem vorliegenden Aufsatz will, das spricht er eingangs in den Worten aus: „Bei der Bearbeitung des zweiten Teiles vom Tertbände zum Österreichischen Bauernhauswerk kam ich auf die merkwürdigen Verhältnisse dieses Gebiets zu sprechen, wo sich von Osten

fortschreitend allmählich fränkische Bewohner im engen, dann im weiten Dorfe, weiters gemischt mit Einzelhäusern, bewohnt von bayrisch beeinflussten Franken in gemischten Hausformen, schließlich bayrische Bewohner mit bayrischen Formen in Einzelsiedlungen folgen. Nachdem seither von der zunächst interessierten steirischen Forschung nichts zur weiteren Aufklärung dieser Verhältnisse geschehen ist, will ich dies teilweise im nachfolgenden versuchen."

Am Schlusse seiner sich nicht bloß auf die Hausformen, sondern auch auf Historisches und Sprachliches stützenden Ausführungen kommt Dachler zu dem Ergebnis, daß die (fränkischen) Heanzen in der Ödenburger und Eisenburger Gespanschaft auch weit in Steiermark, in die unzweifelhafte Heimat der bayrischen Steirer, eingedrungen seien; doch hätten ihre Siedlungen in Steiermark nicht mehr den rein fränkischen Charakter wie in ihrer Urheimat und noch in Ungarn.

Den Standpunkt, den die steirischen Hausforscher Dachler gegenüber einnehmen, haben sie wiederholt gekennzeichnet. Zuletzt hat das V. R. v. Geramb in seiner Abhandlung über das Bauernhaus in Steiermark (Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Steiermark IX, S. 189 ff.) getan, wo auch auf die Ansichten der andern steirischen Hausforscher sowie die des Grazer Geschichtsforschers verwiesen ist, der Dachler gegenüber in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (1908) das Wort ergriffen hat. Was die von Dachler jetzt und früher vorgebrachten sprachlichen Beweismittel für seine Unterscheidung fränkischer und bayrischer Besiedlung betrifft, so werden sie gleich dem von ihm erwähnten Idiotikon der Riegersburger Mundart ein willkommenes Material bilden bei der anlässlich der Schaffung eines großen österreichischen Wörterbuches eben anhebenden umfassenden und tiefgehenden Sammlung und Durcharbeitung des österreichischen Sprachguts. Die weit ausgreifende Vergleichung und sprachgeschichtliche Behandlung nach den heutigen Grundsätzen der d. Sprachwissenschaft wird auch die strittigen Herkunftsfragen im bayrisch-österreichischen Sprachgebiet lösen.

Völlig einverstanden kann man sich mit Dachlers Schlussworten erklären, „daß zur erfolgreichen Hausforschung nicht eine Reihe dürre Grundrisse gegenwärtiger Häuser genügt, sondern daß sie in engem Verband mit Geschichte, Volkskunde (wozu jedenfalls auch die wissenschaftliche Mundartforschung gehört) und Landwirtschaftskunde betrieben werden muß."

Graz.

Reg.-Rat Dr. Karl Reissenberger.

Siebenbürgen. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge, Bd. XXXIX, Heft 1. Gr.-8^o, 246 S. Hermannstadt 1913, J. Michaelis.

Der Verein für siebenbürgische Landeskunde, der auf einen mehr denn siebzehnjährigen ehrenvollen und fruchtbaren Bestand zurückblickt, veröffentlicht in dem neuesten Heft seines „Archivs“ an der Spitze die auf seiner sechzigsten Hauptversammlung am 23. August 1912 zu deren Eröffnung in Mediaş gehaltenen Denkrede seines hochverdienten Vorstandes, des Bischofs Dr. Teutsch, auf das am 12. Januar 1911 in Hermannstadt verstorbene Ausschussmitglied, Gymnasialdirektor Karl Albrich. In seiner Zeichnung und herzlichem Tone wird darin das treue Lebensbild des charaktervollen Mannes entworfen, der nicht nur in Schule und Wissenschaft, sondern in dem ganzen öffentlichen Leben seines sächsischen Volkes eine hervorragende Stellung eingenommen hat. An zweiter Stelle bringt das vorliegende Archivheft eine umfang-

reiche Abhandlung von Dr. O. J. Tscheli über den Handel der Siebenbürger Sachsen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Es ist eine Erstlingschrift, die mit jugendlicher Frische fleißige und ernste Studien, scharfen Blick und verständnisvolles, rückhaltloses Urteil bekundet. Am Anfang seiner wohlgegliederten Darlegungen tritt der Verfasser der früher allgemein verbreiteten und auch jetzt noch nicht ausgestorbenen Meinung entgegen, daß die Siebenbürger Sachsen bis zur Entdeckung des Seewegs nach Ostindien den Handel zwischen Morgen- und Abendland vermittelt hätten. Dagegen schildert er deren ausgebreitete und ergiebige Handelstätigkeit nach Osten und Westen, vornehmlich aber in die Moldau und Walachei. Durch die Kriege und sonstige Not, welche auch für Siebenbürgen die Schlacht bei Mohatsch nach sich zog, verfiel der sächsische Handel seit dem 16. Jahrhundert mehr und mehr. Im 19. Jahrhundert erhob er sich zwar unter günstigeren Verhältnissen noch einmal zu kurzer Nachblüte, um dann aber im letzten Viertel des Jahrhunderts durch den Kollaps zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien eine große Schädigung zu erfahren, von der er sich noch immer nicht erholt hat. Der Verfasser begnügt sich nicht, die geschichtlichen Tatsachen des sächsischen Handels im Rahmen der Zeit- und Volksgeschichte darzulegen, sondern er bespricht schließlich noch die Möglichkeiten der Wiederbelebung und Erhebung dieses Handels auf neuen Grundlagen und kommt dabei zu dem Schlusssatz: „Unser Fortbestehen ist davon abhängig, ob moderne kapitalistische Lebensanschauung in den Kreisen, die als Industrielle, Handwerker, Landwirte oder Kaufleute in unser Wirtschaftsleben gestellt sind, einzieht, und ob die Kreise, in deren Hand unsere Volkserziehung liegt, diese Lebensanschauungen verbreiten.“ — Am Schluß des Archivhefts bietet Dr. Richard Schuller, dem schon mehrere gediegene Einzelschilderungen geschichtlich hervortretender Persönlichkeiten zu verdanken sind, eine anziehende Darstellung des Lebens und der Wirksamkeit des Bischofs Christian Pomarius, des am 28. August 1565 verstorbenen Humanisten und Reformators, der „hochgepannten Idealismus mit außerordentlich feinen Organen für die Realitäten des Lebens“ zu vereinigen verstand.

Graz.

Reg.-Rat Dr. Karl Reissenberger.

São Paulo. Beiträge zur Kenntnis der Verhältnisse auf den deutschen Kolonien dieses Staates. Von Alberto Kuhlmann. 8^o, 80 S. m. Abb. Verlag des Generalkommissariats des Staates São Paulo zu Antwerpen 1905.

Aus dem Titel ersieht man schon, daß man es in der hier zu besprechenden Schrift mit einem offiziellen Propagandawerk zu Förderung der Auswanderung nach São Paulo zu tun hat. Erfreulicherweise läßt dieselbe aber im Text diesen Zweck wenig erkennen, sondern zeichnet sich vor andern Schriften dieser Art durch eine wohlthuende Objektivität aus.

Ihr Verfasser weilte bei der Herausgabe nicht mehr unter den Lebenden. Er ist am 4. September 1905 in seinem Heimatort Bremerhaven gestorben, nachdem er von seinem 15. Lebensjahr an in Brasilien tätig gewesen und sich dort — wie der Herausgeber K. F. Scheler schreibt — durch Talent, Fleiß und Charakter eine sehr angesehene Stellung als Ingenieur, Schriftsteller, Abgeordneter und Einwanderungskommissar erworben hatte.

Mir war sein Name schon lange vorteilhaft bekannt, besonders durch seine gediegenen Arbeiten im „Jahrbuch

für die deutschsprechende Kolonie im Staate São Paulo" über den „Staat von São Paulo“, „Das Ribeiratal“ und „Die Kleinlandwirtschaft im Staate São Paulo“. Die vorliegende, mit trefflichen Illustrationen ausgestattete Schrift kann gewissermaßen als eine Ergänzung jener Arbeiten bezeichnet werden.

Sie sucht durch eine lebendige Darstellung von Tatsachen aus dem Paulistaner Kolonistenleben, besonders aber durch Biographien einzelner Kolonisten auf den Leser einzuwirken und erzielt diese Wirkung um so sicherer, als sie in ihrer Schlichtheit und durch zahlenmäßige Nachweise der von ihr behaupteten wirtschaftlichen Vorgänge den Eindruck der Zuverlässigkeit und Objektivität hervorruft.

Geschildert werden die Siedlungen Helvetia, Friedburg und O'Pires sowie die d. Niederlassungen in den Munizipien Limeira und Santa Barbara, und zum Schluß wird über die Kultur einzelner Produkte, wie die Süßkartoffel oder Batate, die Banane, den Tabak und die Weinrebe sachgemäß berichtet.

Besonders interessant sind die Biographien von Kolonisten, da sie erkennen lassen, daß sich auch in São Paulo ein d. Landarbeiter durch Tatkraft und Fähigkeit aus der gebundenen Stellung eines Halbpachtkolonisten zu der befriedigenden Existenz eines freien, unabhängigen Bauern durchzuringen, ja sogar Reichtum und Ansehen zu erwerben vermag.

München.

Direktor Albrecht Sellin.

Chile. Deutsche Arbeit in Chile. Bd. II. 89, VIII n. 202 S. Santiago (Chile) 1913, D. Wiss. Verein.

Zwei Jahre später als der erste ist nun der zweite Band dieser Festschrift des D. wissenschaftlichen Vereins zur Erinnerung an die vor hundert Jahren proklamierte Unabhängigkeit der Republik Chile erschienen. Zwei der designierten Mitarbeiter an diesem Bande sind gestorben, ehe sie die übernommene Aufgabe gelöst hatten. Unter ihnen befindet sich der uns persönlich bekannte und von uns hochgeschätzte Ingenieur Carlos Ehlers-Doublet, der vor etwa 15 Jahren in Berlin studiert hat. Auch der d. Chef des chilenischen Generalstabes, Viktor v. Hartrott, ist inzwischen gestorben. Er hat aber noch seinen Aufsatz „Der d. Einfluß im chilenischen Heere“, der den zweiten Band eröffnet, geschrieben.

Ein großer Teil der Aufsätze in diesem Band ist kurz, das Thema nicht annähernd erschöpfend, minderwertig. Aber auch diesen minder federgewandten Herren gebührt, wie Prof. Dr. Ernst Maier in der Vorrede sagte, Dank. Gewiß war es für diesen als den eigentlichen Herausgeber, keine leichte Aufgabe, diese Manuskripte zusammenzubringen. — Die drei ersten Artikel behandeln die Leistungen und den Einfluß der D. in verschiedenen Zweigen des Militärwesens. Da dieses Thema in den letzten Jahren schon oft in d. Zeitungen und Zeitschriften behandelt worden ist, wenden wir uns hier gleich einem andern Aufsatz zu: „D. Missionare unter den Araukanern“, von P. Burckhard und M. v. Roettingen. Wir heben daraus folgende Angaben hervor: Verfasser gehört dem Kapuzinerorden an und ist apostolischer Präfekt der Araukanen.

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts wirkten d. Jesuiten im Araukanenlande, seit Mitte des 19. Jahrhunderts auf Wunsch der chilenischen Regierung Kapuziner. 1895 übertrug der Päpstliche Stuhl der d. Kapuzinerprovinz die Mission zwischen den Strömen Camtein und Maique. Fünfzehn Missionsstationen waren zu

übernehmen. Jetzt sind 26 d. Pater, zwei Italiener, 17 d. Brüder, meist tüchtige Handwerker, und 20 Missionshelfer tätig. P. Felix Joseph von Augsburg lebte zwei Jahre lang im Hause eines Kазiken und wirkte nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Arzt und Lehrer. Er schrieb einige Bücher in araukanischer Sprache für die Mission und nahm Gefänge und sogar einige Parlamente der Eingeborenen durch den Phonographen auf. Er arbeitet bereits zehn Jahre lang an einem araukanischen Wörterbuche.

Lehrschwestern vom Heiligen Kreuze sind aus der Schweiz berufen worden, um auch die weibliche Jugend zu unterrichten und zu erziehen. In den vom apostolischen Präfekten abhängenden Schulen werden 1500 bis 1600 Knaben unterrichtet, von denen etwa 1000 Interne sind. Unter ihnen befindet sich auch eine kleine Anzahl chilenischer Kinder. Der Unterricht wird in spanischer Sprache erteilt, und auch in den Erholungspausen müssen die Kinder spanisch sprechen. Die Missionare schützen die Indianer nach Kräften gegen Ganner, die sie um ihren Landbesitz bringen wollen. Dadurch erwarben sie sich das Vertrauen der Indianer, aber auch die Feindschaft der chilenischen und fremden Abenteuer und Ganner, die sich im Gebiet der Frontera aufhalten. Im Süden, im Gebiet von Puerto Montt und am Elanquihuesee, wirken seit etwa 60 Jahren d. Jesuiten.

Von den übrigen Artikeln dürfte von allgemeinem Interesse sein der von Enrique Saelzer: Die Brauereien in Chile. Leider läßt auch er klare und richtige Zusammenfassung des reichen Materials vermissen. Ich will folgende Daten hervorheben. Die erste Brauerei war die 1851 gegründete Aktienbrauerei der Gebrüder Anwandter in Valdivia. Bereits zu Anfang der sechziger Jahre gab es sechs kleine Brauereien, die aber in sehr primitiver Weise arbeiteten. Erst anfangs der achtziger Jahre nahm diese Industrie einen Aufschwung durch die Vereinigung der Brauereien in Santiago und Limache unter den Namen: Cervezerias Unidas. Die Brauerei in Santiago war 1881 von den Gebrüdern Cousiño, die in Limache von den D. Pablo Hoffmann, Otto Ribbschek und Rob. Habermeyer begründet worden. In Valparaiso bestand bereits die berühmte Brauerei von Plagemann. Zu dieser Zeit wurden gleichfalls d. Brauereien begründet in Talca, Concepcion und Serena. Später entstanden daneben zahlreiche kleinere Brauereien, die heute aber fast sämtlich durch die großen Brauereien aufgesogen sind. Erst seit Ende der achtziger Jahre wird nach modernen Prinzipien mit Dampfkochung, großen Kühlvorrichtungen, Maischfiltern usw. gearbeitet. Für die heute bestehenden Brauereien liefert fast ausschließlich Deutschland den Hopfen und die Maschinen, die Leitung liegt fast überall in d. Händen und das Betriebskapital stammt meist aus Deutschland.

Andere Aufsätze behandeln die d. evangelischen Kirchengemeinden, die d. evangelischen Pfarrer, den d. Handel und die d. Schifffahrt, die d. Mühlenindustrie, die Fabrikation von Sändhölzern und Papier, die verschiedenen am Elanquihuesee etablierten Industrien. Ein Artikel handelt von d. Turnvereinen, ein anderer vom d. Studentenleben in Chile und hieran schließt sich eine Aufzählung und kurze Beschreibung aller d. Vereine in den verschiedenen Städten. Ein kurzer Abriss der Geschichte des D. Wissenschaftlichen Vereins zu Santiago schließt die ganze hochinteressante zweibändige Arbeit ab.

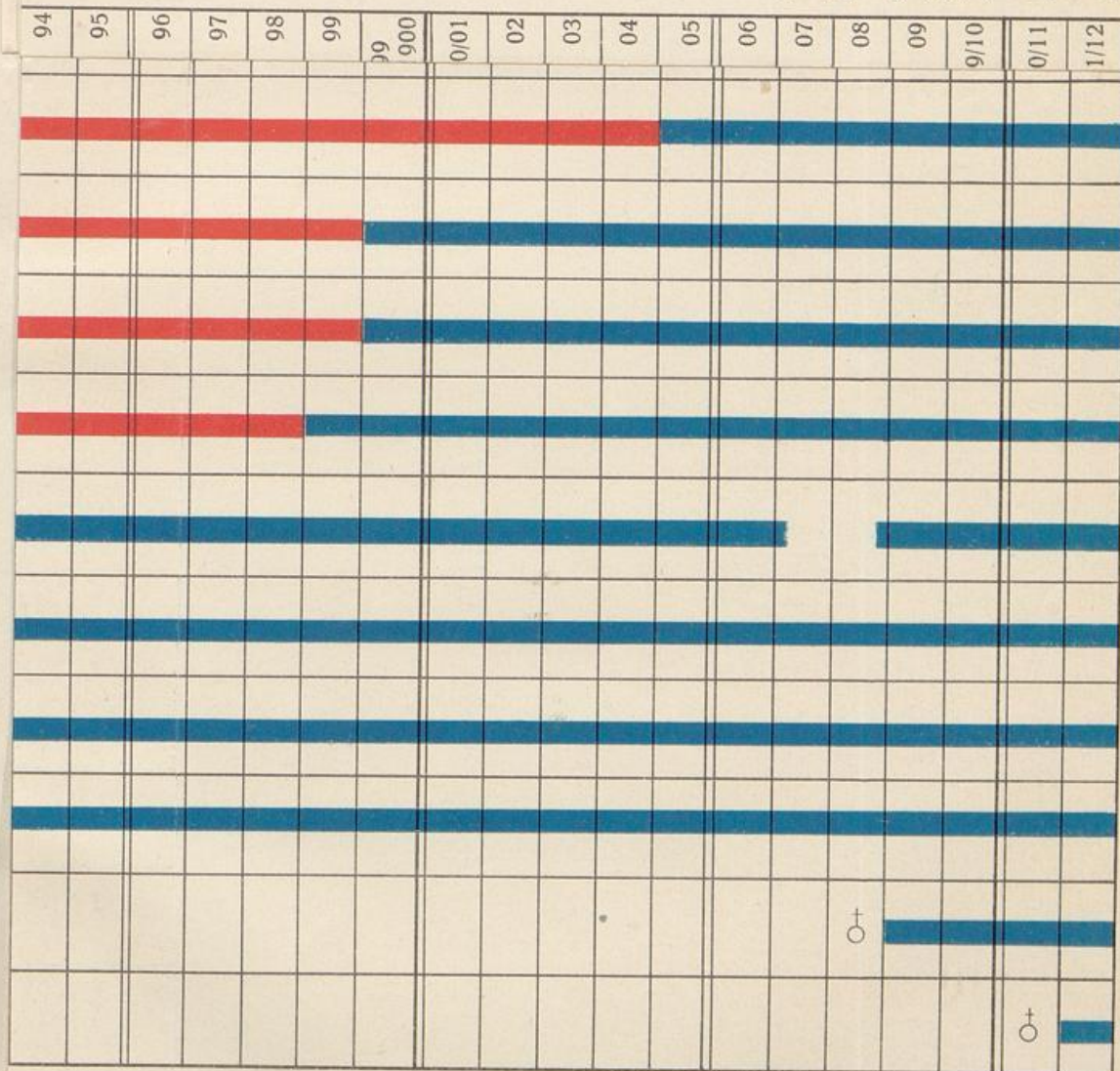
Berlin-Tegel.

Dr. Hellmuth Polakowsky.

Schulen

ien) in den letzten drei Jahrzehnten

Jahrgang 1913, Tafel 25



Erklärung der Farben:

- allgemeine Volksschule mit deutscher Unterrichtssprache
- " " " serbokroatischer "
- " " " madjarischer "
- - - konfessionelle Schule mit deutscher Unterrichtssprache
- ■ ■ Privatschule " " "

Jahrgang 1913, Tafel 25

	allgemeine Volksschule mit deutscher Unterrichtsprache	
	" " " " " "	"
	" " " " " "	"
	keithessische Schule mit deutscher Unterrichtsprache	
	Privatschulen	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

G. HURRELMAYER
BUCHBINDEEREI
PAPIERHANDLUNG
SCHILLERSTR. 21



V.2.C.
3484.

Deutsche
Erde
12
1913

FG
0602
-12